Franz Xaver Bronner

Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit Von ihm selbst erzählt

Erster Band

Verlag Robert Lutz · Stuttgart

Memoiren Bibliothek

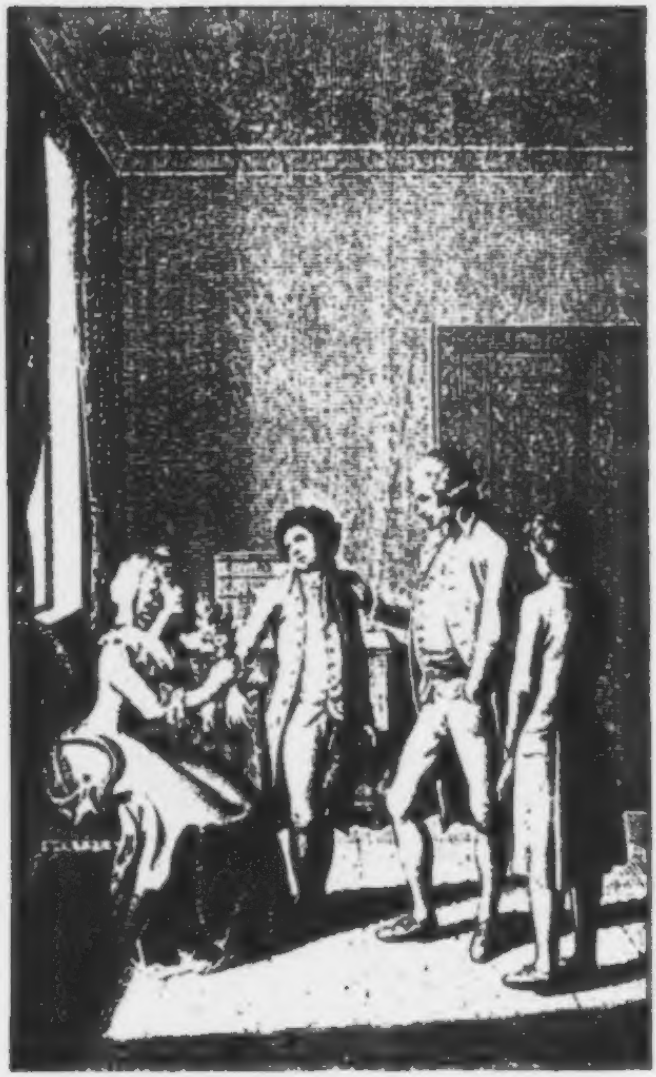
IV. Serie

Neunter Band

Franz Xaver Bronner

Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit

Erster Band



Franz Xaver Bronner

Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit Von ihm selbst erzählt

Erster Band

Herausgegeben und eingeleitet von

Oskar Lang

Erste Auflage

Verlag Robert Lutz · Stuttgart

Stuttgarter Setzmaschinen-Druckerei Holzinger & Co.

Inhalt beider Bände

Erſter Band:

Seite

Einleitung von Oskar Lang 13

Erſtes Kapitel: Früheſte Kindheit.

Mein Geburtsort — Eltern und Voreltern — Des Vaters Kampf mit der Armut — Erſte Kindheit — Die fernſten Erinnerungen — Meine Brüder — Das Echo — Die Nachbarn — Meine erſte Lüge — Fernere Erziehung — Erſte ländliche Freuden — Ein Dieb und Betrüger, ſchon ſo jung — Sparbüchſe — Zank und Trennung in der Familie — Taubheit 25

Zweites Kapitel: In der Kloſterſchule und beim Kantor.

Die Kloſterfrauenſchule — Allerlei Unarten — Die „Stiefelnonnen" — Erſtes Schulgehen beim Herrn Kantor — Straffitten — Der „Schilling" — Mechaniſche Tändeleien — Ueberladung des Magens und ein wichtiger Todesfall — Obſtdiebereien — Unterhalt beim Großvater — Vergnügen im Grünen. — Gefahren — Das Fiſchen — Das Erzählen — Hexen und Geſpenſter — Unterricht im Singen — Schöne Ausſichten — Ich ſoll Geiſtlicher werden — Tagesordnung und erſte Freundſchaft — Jugendliche Religionsbegriffe — Die Blattern — Erſter Verdienſt — Die Beſtechung und Strafe — Erdbeben und Ungewitter 48

Drittes Kapitel: Seminariſt in Dillingen.

Aufnahme in das Kosthaus und Vorbereitungen zum Studentenleben — Der Segen des Vaters † — Eintritt in das Seminar — Anfang des Studentenlebens, die Prinzipia — Fluchtverſuch wegen Lehrertyrannei — Allerlei andere Schickſale und Unternehmungen — Die 1. Vakanz — Beſtrafter Diebſtahl — Das 2. Studienjahr, die Rudiment — Schwärmereien, Askeſe — Die Prämien — Studentenpoſſen — Das Lotto und der Schatz — Das 3. Schuljahr — Das kalte Fieber — Luſtreiſen — Lebensgefahr — Die Hexe — 4. Studienjahr — Das erſte deutſche Buch — Pubertät 90

Viertes Kapitel: Student in Neuburg.

Aufhebung des Jeſuitenordens — Entzweiung mit dem Vater — 5. Schuljahr im Seminar zu Neuburg — Leſereien, ein „Roman" — Lebensart — Sittliche und phyſiſche Gefahren — Die Oper und fernere Gefahren — Die Generalbeicht — Vakanz 1774 — Das „Stappeln" — Sechſtes Schuljahr, die Humanität —

Die Fellmeß — Freundschaft und Funken von Liebe — Cynismus und Dichterenthusiasmus — Siebentes Schuljahr, Instruktionen — Spazieren und „Deliberieren" — Jesuitenkrieg gegen die deutschen Bücher 130

Fünftes Kapitel: Novize in Donauwörth.

Ich soll Mönch werden — Widerwille gegen den Mönchsstand — Aufnahme und Eintritt ins Kloster — Die ersten geistlichen Exerzitien und die Zelle — Der erste Chor und die Einkleidung — Das Novizlat — Mönchische Lustpartien — Cilicium und Geißel — Die türkische Musik — Maschinen und Beschäftigungen — Bibliothek und Gespenster — Wachsender Geschmack am Klosterleben 164

Sechstes Kapitel: Der Pater Bonifacius.

Die Profession — Erste Verstimmung — Mönchische Sittlichkeit — Mathematische und philosophische Studien — Liebe zu den Wissenschaften ist versemt — Die Visitation — Gedichte, Landluft — Das Perpetuum mobile — Versuch zu fliegen — Musikalische Uebungen — Die Theologie — Pater Beda — Die Grasmücke — Der Mönch liebt — Andacht eines Liebenden — Der erste Kuß — Die Aderlässe — Das Studium der Moral — Die Einladung — Eine Heirat — Vorboten des neuen Heidentums — Subdiakonat und Vorbereitung zur Reise nach Eichstädt 198

Siebentes Kapitel: Illuminatist in Eichstädt.

Mathematische Studien in Eichstädt — Illuminatismus — Revolution in der religiösen Denkungsart — Der „Minerval" — Erholungen und Nebenarbeiten — Besuch in München — Prozession im Illuminatismus — Eine Freimaurerszene — Verdruß mit Pater Beda — Das Diakonat und Presbyterat — Aufklärertum — Die Primize — Brautwahl 263

Achtes Kapitel: Wieder im Kloster.

Tagesordnung und Beschäftigung im Kloster — Mönchischer Parteigeist — Beichtsitzen und Predigen — Mathematische Studien und Feldmessen — Ungnade des Prälaten und die Folgen — Illuminaten-Verfolgung — Tod meines Bruders und meiner Mutter — Eine schreckliche Entdeckung und der Entschluß zur Flucht — Vorbereitungen zu derselben — Verzögerungen und List 295

Neuntes Kapitel: Auf der Flucht nach der Schweiz.

Abschied vom Kloster — Erster Tag der Flucht — Von Dillingen bis Ulm — Kolik — Beinahe ertappt — Von Ulm nach Riedlingen — Ein Nachtlager — Mit der Post nach Schaffhausen — Angenehme Reisebegleitung — Der Rheinfall — Zu Schiff nach Basel — Ein schöner Empfang — Der Steckbrief — Wirkungen meiner Flucht im Kloster — Meine Mitbrüder — Ein consilium abeundi und Reise nach Zürich 326

Zehntes Kapitel: Notenſetzer in Zürich.

Beſuch bei Lavater — Ausſichten auf Broterwerb — Als Notenſetzer angeſtellt — Abkunft mit den Mönchen — Gönner und Bekanntſchaften — Salomon Geßner — Aufmunterungen zum Dichten, Idyllen — Kleidung — Auf nach Augsburg — Hoffnung vom Mönchsſtande diſpenſiert zu werden — Verhandlungen mit der geiſtlichen Obrigkeit in Augsburg — Bedenklichkeiten — Kapitulation — Letzte Beſchäftigungen in Zürich und Abſchied 371

Zweiter Band:

Elftes Kapitel: Reiſe und Empfang in Augsburg.

Antritt meiner Reiſe nach Augsburg — Vorfälle in Konſtanz — Ein Wiederſehen — Fernerer Verlauf der Reiſe — Ankunft in Augsburg — Empfang bei de Haiden — Losſprechung vom Bann und die geiſtlichen Exerzitien — Eine unvermutete Zuſammenkunft — Betragen und erſte Beſchäftigung — Die erſten Autorfreuden u. -Leiden — Schlechte Ausſichten — Jeſuitismus und geheime Geſellſchaften — Zurückgezogenheit — Aufmunterung durch Geßner 9

Zwölftes Kapitel: Im Konvikt zu Dillingen.

Eintritt in das Konvikt — Die Profeſſoren — Orthodoxie — Art mich zu behandeln — J. M. Saller — Alumnen und ihre Obern — Kirchenverrichtungen — Der Herr Statthalter — Aufgetragene Arbeiten — Beſuche in der Vaterſtadt, Wiederſehen mit dem Vater — Eine wohltätige Sammlung — Die 50 Gulden — Das geliebte Fräulein — Leeres Verſprechen . 43

Dreizehntes Kapitel: Kanzleigeſchäfte und Liebſchaften.

Anfang des neuen Aufenthaltes in Augsburg — Fräulein Joſepha. — Eine Viſitation — Züge meiner Lebensart — Die Einſiedelei. — Ein Traum, Einladungen Augsburg zu verlaſſen — Geßners Tod — Klagen über meine Obern — Aufgegebenes Vorhaben zu fliehen — Beſuch bei München — Akzeß zur biſchöflichen Vikariats-Kanzlei — Das Benefizium — Die Habilitation — Lenchen — Liſette und die Verſuchung — Lenore, eine Liebſchaft — Das Fernrohr — Lenorens Bruder und ihr erſter Liebhaber — Liebhaber um Liebhaber 66

Vierzehntes Kapitel: Regiſtratur und geiſtliche Kämpfe.

Anſtellung als Regiſtrator — Unannehmlichkeiten — Andere Verdrießlichkeiten und Verdächtigungen — Krankheit — Eine wichtige Entdeckung — Geneſung, Schwärmerei und moraliſche Unarten — Erſtes Ausgehen — Fehlgeſchlagene Hoffnungen und Entſtehung dieſer Schrift — Die elektriſche Maſchine — Beſuche in Dillingen und Höchſtädt — Geiſtliche Ehrenkämpfe — De Haiden, Saller und Ungelter geſtürzt 133

Fünfzehntes Kapitel: Ewiger Betrug und neue Fluchtpläne.

Ein überraschender Besuch — Kirchen-Verrichtungen — Einladung zum Schatzgraben — Das Fronleichnamsfest — Hannchen — Rechnungsmaschine, Geheimschreibersdienst — Pläne, arm und unabhängig zu leben — Verzeichnis der Erwerbsmittel eines Waldbewohners — Wachsende Unzufriedenheit — Nächste Veranlassung zur zweiten Flucht — Betrug über Betrug — Anstalten zur Abreise — Finanzoperationen und Winke — Prätexte und Confidenzen — Letzte Geschäfte am Tag der Flucht 176

Sechzehntes Kapitel: Zweite Flucht nach der Schweiz.

Abschied — Eine Wirtshausszene — Von Bobingen nach Türkheim — Von Mindelheim nach Memmingen — Zu Fuß weiter bis Leutkirch — Postfahrt nach Lindau — Ein widerlicher Spaß — Schiffahrt nach Rorschach — Vorfälle in Augsburg — Aufstieg ins Gebirg — Die Krämersleute — Lebensgefahr — Bergtour auf den Kamor und den Hohen Kasten — Fahrt durch's Rohr hinab in den Sennwald — Gang nach Weltenstadt — Endlich in Zürich 232

Siebzehntes Kapitel: Wieder in Zürich.

Geßnersches Haus — Landvogt Landolt — Besuche — Geßners Monument — Neue Wohnung, der Oberhof — Moralische Gefahren — Ausgabe der Fischergedichte — Frankreich das gelobte Land — Nächste Vorbereitungen zur Abreise dorthin — Korrespondenz mit dem Bischof von Kolmar 304

Achtzehntes Kapitel: Als Patriot in Frankreich.

Abreise nach Frankreich — Reise nach Basel — Ich werde den Pfaffen nicht los — Eintritt in Frankreich — Der Paß — Kriegszustände — Allgemeine Verwilderung — Gang nach Kolmar — Besuch beim Bischof — Die Guillotine — Das Komitee des Distrikts — Meine Rechtfertigung — Der National-Agent — Das Comité de Surveillance — Gefahr unter die Guillotine zu kommen — Gründliche Enttäuschung — Der „Tempel der Vernunft" — Jakobiner — Rückreise ins Hauptquartier — Schuhflicken — Gang nach Basel — Visitation — Rückreise nach Zürich — Neue und jetzige Lebensart 329

Einleitung

Einleitung.

In dem doppeldeutigen Titel „Dichtung und Wahrheit", den Goethe ſeiner herrlichen Selbſtbiographie gegeben hat, hat er zugleich die zwei Pole feſtgelegt, nach denen hin Memoirenwerken und Biographien überhaupt wirkliche Bedeutung zuzukommen vermag. Die einen von ihnen ſind vornehmlich intereſſant nach der Seite der Wahrheit hin, durch das Inhaltliche und Gegenſtändliche, das ſie vorbringen, ſeien es nun weltgeſchichtliche Ereigniſſe, ſeltſame Abenteuer oder kulturelle Merkwürdigkeiten, die anderen dagegen ſind bedeutſam nach der Seite der Dichtung hin, durch Stil und künſtleriſche Darſtellung, durch die Art dichteriſcher Durchdringung des Stoffes, durch die Fülle des poetiſchen Gehalts, der in dem Werk Geſtalt gewonnen hat, und durch den auch anſcheinend unwichtige und alltägliche Begebenheiten verklärt werden.

Die vorliegende Autobiographie von Franz Xaver Bronner, die aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſtammt, gehört ihrer weſentlichen Bedeutung nach durchaus zur Gattung der letzteren, wenn dies auch in dieſem Falle keineswegs dahin verſtanden werden darf, als ob ſich hier der Verfaſſer dichteriſche Ausſchmückungen und phantaſievolle Willkürlichkeiten auf Koſten der Wahrheit erlaubt hätte. Im Gegenteil! Die ungeſchminkte Wahrhaftigkeit alles deſſen, was erzählt iſt, iſt ein bedeutſames Charakteriſtikum dieſer Biographie. Trotzdem aber nicht ihr weſentlichſtes; denn es ſind keine großen Ereigniſſe, von denen uns darin berichtet wird — der Dichter ſelbſt wollte ſie im Untertitel allzu beſcheiden „alltägliche Abenteuer

eines unbedeutenden Menſchen“ nennen — was uns hingegen hier allein durch die poetiſche Verarbeitung der Geſchehniſſe vermittelt wird, das iſt die Gefühlswelt einer ganzen Epoche, nämlich die der empfindſamen Zeit. So wenig die Gefühlswerte dieſer Periode ſchon gänzlich der Vergangenheit angehören, wie verſchiedentliche Erneuerungs- und Anknüpfungsverſuche moderner Dichter beweiſen, ſo unzugänglich oder wenigſtens ſchwer genießbar ſind für uns die Produkte dieſer Zeit ſelbſt; denn die ganze Idyllen- und Schäferpoeſie, die uns in ein ſchönes Arkadien führen will, um uns den ſchwärmeriſchen Herzensergüſſen von Daphnis und Chloe, von Damon und Phyllis lauſchen zu laſſen, ſie vermag heute wohl ſchwerlich mehr jemand in lebendigem Sinne zu feſſeln. Den Dichtern dieſer Periode, auch ihrem beſten Vertreter, dem Schweizer Salomon Geßner, mangelte es eben durchaus an der Fähigkeit, Menſchen zu geſtalten; ihre Perſonen haben kein Mark und Bein, es ſind verzuckerte Schäfer und Schäferinnen ohne alle Individualität, Schattenweſen ohne jede Wirklichkeit, dazu vollbepackt mit ſüßen Empfindungen, überladen mit ſchönen Gefühlen. Auch Fr. X. Bronner, ein direkter Schüler und perſönlicher Bekannter Geßners, zu welchem, als dem für ihn geeignetſten Lehrer, ihn eine ſeltſame Fügung des Schickſals aus Bayriſch-Schwaben verſchlagen hatte, auch er würde wohl als Verfaſſer von empfindſamen Idyllen und Fiſchergedichten und als ein ſpäter Ausläufer dieſer Dichtungsart (bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein) lediglich eine hiſtoriſche Rolle in den Literaturgeſchichten ſpielen, hätte er nicht dieſe Autobiographie verfaßt, die nicht nur von ſeinen Werken bei weitem das Beſte iſt, ſondern auch nahezu das Einzige, das uns Heutigen noch einen müheloſen, ja ſogar in jeder Hinſicht lohnenden und ergötzlichen Zugang zu der Empfindungsweiſe dieſer eigenartigen Welt zu verſchaffen vermag. Denn hier hoben die

beſonderen Bedürfniſſe der Dichtungsgattung, wenn man Biographien ſo nennen darf, von vornherein die Nachteile einer unwirklichen Schilderung auf, der die Dichter ſonſt verfielen, und forderten geradezu ſtrengen Wirklichkeitsſinn und beſtimmte Charakteriſierung, während andererſeits die guten Seiten der Zeit, innige Gefühlswärme und anmutigſte idylliſche Kleinmalerei nun auf dieſem tragfähigeren Untergrund viel ſtärker und intenſiver zur Geltung kommen konnten. So entſtand ein Werk, das auf uns keineswegs mehr einen geſuchten und befremdlichen Eindruck macht, ſondern im Gegenteil ganz natürlich und ungezwungen wirkt, wenn auch natürlich der Zeitcharakter und die ſtarke Betonung der empfindſamen Note dem Ganzen ein etwas altertümliches Gepräge verleihen.

Allerdings ſo gering, wie ſie nach dem Bisherigen vielleicht erſcheinen könnte, darf die Bedeutung des rein Inhaltlichen in dieſen Memoiren doch nicht gewertet werden. Sind es im allgemeinen auch keine großen, ſpannenden Ereigniſſe, durch die wir gefeſſelt werden, ſo ſind es doch menſchlich ſo intereſſante Einblicke, die wir in das private, öffentliche und vor allem religiöſe Leben des achtzehnten Jahrhunderts tun, ſind es kulturgeſchichtlich ſo bedeutſame Zuſtände, die geſchildert werden, daß ſich eine Neuausgabe ſchon von dieſem Geſichtspunkt aus lohnen würde. Da iſt es einmal das ganze, zum Teil noch recht mittelalterliche Leben in einem kleinen Städtchen, das uns mit reizenden Details lebendig gemacht wird und das in manchem noch dem heutigen gleichen mag; beſonders intereſſant ſind die für unſere Begriffe ganz haarſträubenden Schulverhältniſſe unter des Herrn Kantors Leitung, wo kaum ein Tag verging, an dem nicht die berüchtigten „Schillinge“ mit der oft noch durch Bleikugeln verſtärkten Ochſenſehne verabreicht wurden uſw. Dann lernen wir das Zwangsſyſtem in den geiſtlichen Seminarien und Kon-

vikten kennen, die die Stätten der höheren Bildung vorſtellen ſollten, des ferneren die Wirkungen der geheimen Ordenſchaften, die damals eine große Rolle ſpielten, vor allem der Freimaurer und der Illuminatiſten. Die weitaus wichtigſten und wertvollſten Aufſchlüſſe gewährt jedoch die Darſtellung des geſamten Kloſterlebens, das Bronner vom Novizen bis zum Pater mit all ſeinen Mühſalen und geheimen Leiden durchgekoſtet hat, bis er ſich endlich entſchloß, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Da ſehen wir ewige Parteiſucht, Hader und Zank unter den Mönchen, verborgene Unzucht und Völlerei, das zur ſtumpfen Gewohnheit herabgeſunkene Begehen der religiöſen Riten, wozu vor allem das gedankenloſe Ableiern der Chöre gehört, die den ewigen Kampfplatz für den Streit zwiſchen den Alten und den Jungen bilden, die Unterdrückung jeder Bildung in einem etwas freiheitlichen Sinne, all das wird mit anſchaulichen Einzelheiten uns vor Augen geführt und einer ſtrengen, wenn auch keineswegs gehäſſigen Kritik unterzogen. Von da aus werden dann die Schäden der geſamten Kirche aufgedeckt, wir tun tiefe Einblicke in die geiſtlichen Streitigkeiten der damaligen Zeit, insbeſondere in die Schwindeleien und Betrügereien der Jeſuiten, die immer das Mäntelchen nach dem Winde zu hängen verſtehen. Die vielen dazwiſchen eingeſtreuten, genauen Reiſebeſchreibungen vermögen nebenher manche Kenntniſſe über die damalige Art zu reiſen zu vermitteln, und eine abenteuerreiche Tour nach Frankreich, die Bronner unternahm und die ihn faſt unter die Guillotine gebracht hätte, führt uns ſchließlich mitten in die große Umſturzzeit und den Kriegstumult der franzöſiſchen Revolution.

Alſo an ſich genug des ſtofflich Anregenden! Aber trotz dieſer intereſſanten und abwechſlungsreichen Fülle würde derjenige doch das Buch ſchlecht geleſen haben, der nur nach jenem ſuchend und haſchend es durchblättert

hätte, ohne von den feinen und zarten Reizen der Darstellung, die hier durchweg zu finden sind, etwas zu empfinden, ja ohne geradezu von ihnen gefangen genommen zu werden; denn auf diesen liegt durchaus der Hauptwert und der Hauptnachdruck. Wieviel geringfügige, unbedeutende, ja anscheinend nichtssagende Begebenheiten sind hier eingestreut! Alle heimlichen Kinderspiele, alle Knabenunarten, alle kleinsten Vorkommnisse werden hier berichtet; aber wie werden sie erzählt! Entkleidet aller banalen Wirklichkeit, ganz erfüllt von dichterischer Anschauung und durchtränkt vom Zauber echtester Poesie! Es ist ein einheitlicher Geist, von dem aus alles gesehen wird und durch den alle Einzelheiten in den höheren Zusammenhang eines wenn auch nicht sehr umfassenden, so doch geschlossenen Weltbildes eingefügt werden. Gewiß war Bronner kein Feuergeist, der sich zu den Himmelshöhen höchster Begeisterung aufschwang oder in die Tiefen menschlicher Erkenntnis hinabstieg, sondern eine durchaus einfache, unkomplizierte Natur, harmonisch, ausgeglichen, schon als Knabe festgelegt in seinem Verhältnis zur Welt, nur durch einen klugen Verstand und die Stärke dichterischer Empfindung über das gute Mittelmaß hinausragend; dafür besaß er ein überreiches, außerordentlich sensitives Gemüt und eine feine Knabenseele, auf deren Goldgrund sich die Dinge der Welt mit unvergleichlicher Anmut und in zartester Lieblichkeit abmalten. So gilt seine ganze Liebe und Hingabe dem Kleinen und Kleinsten, in das er sich voller Innigkeit vertieft wie ein Kind, und das er bei aller Sachlichkeit und Schlichtheit der Darstellung mit all der süßen Inbrunst wiederzugeben weiß, mit der er es erfaßt hat. Und welche Naivität und echteste Kindlichkeit ist ihm dabei zu eigen! Welch' goldenes Kindergemüt leuchtet aus all seinen idyllischen Schilderungen hervor! Unwillkürlich denkt man an die einzig süße und wonnigliche Art, mit der die alten

deutſchen Meiſter auf ihren Gemälden die ganze Kleinwelt, Blumen, Gräſer, Vögel, Quellen dargeſtellt haben, man denkt an Cranachſche ſpielende Putten, an Lochnerſche Engelfiguren, aber auch mancher Holbeinſche Kopf läßt ſich in ernſter Strenge dazwiſchen blicken. Dieſe wunderbare Vertiefung und Verſenkung in den Mikrokosmos, eine ſpezifiſche Eigenart deutſchen Geiſtes, hat in Bronner eine neue, bedeutſame Verkörperung gewonnen und hebt ihn allerdings gewaltig über die bloß empfindſamen Dichter hinaus, denen ſelten ganz natürliche Herzenstöne gelangen.

Nebenbei mag bemerkt werden, daß Bronner ja auch dem Volk entſproſſen iſt, in dem die idylliſche Betrachtungsweiſe ſozuſagen Erbgut des Stammes iſt, nämlich dem ſchwäbiſchen, und ſeine ſpäteren Landsleute, ein Mörike, ein Kerner, ein Carl Mayer, ſie würden wohl, hätten ſie ihn gekannt, großen Gefallen an ſeiner Art gefunden haben, die ſo manche verwandte Züge mit ihnen aufweiſt.

Gewiß iſt, daß mit all dieſen Eigenſchaften Bronners Biographie inſofern eine Ausnahmeſtellung einnimmt, als nur ſchwerlich eine andere gefunden werden könnte, die ſich mit ihr eben an echter Kindlichkeit und Naivität der Auffaſſung meſſen kann. Ebenſo iſt es kein Zufall, daß innerhalb derſelben, wenigſtens was die Darſtellung anlangt, die Erzählungen aus der frühen und früheſten Jugend am meiſten gelungen ſind und das eigentliche Glanzſtück bilden, ſo ſehr, daß man dieſe Kindheitsgeſchichte als eine der ſchönſten und lieblichſten anſprechen muß, die wir überhaupt in der deutſchen Sprache beſitzen. Hier fand Bronner ſein eigentliches Feld; denn hier war natürlich die kindlichſte Anſchauung gerade die beſte, weil ſie allein in die rätſelvollen Geheimniſſe und die ahnungsvollen Gründe, die das Paradies der Kindheit birgt, einzudringen vermag und ſich ganz deckte mit den Empfindungen, die dargeſtellt werden ſollten; ſpäterhin iſt hingegen öfters

leichte Diskrepanz zu spüren zwischen der kindlichen Schilderung und dem Bewußtsein des Lesers, daß es sich hier um die Erlebnisse und Gefühle eines erwachsenen Mannes handelt. Außerdem treten im weiteren die empfindsamen Elemente stärker in den Vordergrund und verleihen dem Ganzen einen etwas veränderten Charakter, der sich für unser Gefühl manchmal ins Barock-Seltsame, ja oft ins Komische steigert, wie etwa in den Liebesszenen, wo bei aller Lieblichkeit der Erzählung denn doch des Schmachtens und Schwärmens oft ein wenig zu viel wird.

Merkwürdig ist, daß bei einer so klar umrissenen Gesamteinstellung zur Welt und zum Leben, bei einer im allgemeinen so selten ausgeglichenen Denk- und Empfindungsweise, wie sie Bronner besaß, doch gewisse Kräfte in seinem Charakter tätig waren, die einander mehr oder weniger entgegenarbeiteten. Auf zwei Angelpunkten ruhte neben seiner dichterischen Einstellung eigentlich sein Wesen: der eine war ein heller Verstand, der die Welt vernünftig zu erklären suchte und innerhalb der gänzlich anderen Umgebung, in die er gestellt war, notwendig aufklärerisch und revolutionär sich entwickeln mußte. Dem stand entgegen seine seltene Weichheit des Gemüts, eine fast feminine Sanftmut, äußerste Bescheidenheit, Herzensgüte und Menschenliebe. Hätte er die letzteren Eigenschaften nicht oder nur beschränkt besessen, er würde vielleicht als ein Mann der Aufklärung eine ziemliche Rolle gespielt haben; so aber mußten, da ihm alle inneren Möglichkeiten zu einer brutalen Durchsetzung der Ideen sowohl, wie auch seiner selbst abgingen, alle revolutionären Gedanken in sich selbst zerfallen, und es blieb ihm nur übrig, sie in passiver Weise auf die eigene Person anzuwenden, indem er den Menschen und Verhältnissen, die er haßte, auszuweichen und zu entfliehen suchte. Das Gegenspiel dieser beiden Kräfte können wir durch seine ganze Biographie verfolgen. Schon

mit achtzehn Jahren, als er ins Kloſter ſollte, bezeigte er den heftigſten Widerwillen dagegen, aber ſeine Sanftmut ließ ihn den drängenden Wünſchen der Eltern, wenn auch unter Tränen, nachgeben. Einmal dort, prüfte er gleich als Novize das katholiſche Religionsſyſtem nach allen Seiten, verwarf mit kühnem Freimut, wenn auch auf ziemlich rationaliſtiſche Art, eine Lehre um die andre, und entwickelte ſich im Laufe der Zeit zu einem richtigen Lutheraner, der alle äußeren Formen, wie Wallfahrten, Meſſeleſen, Beichtſitzen, Reliquienverehrung als Irrlehren betrachtete und allein die gute und reine Geſinnung vor Gott gelten ließ. Kein Wunder, daß er ſich ſpäter offen zum Proteſtantismus bekannte. Daß bei ſolcher Denkart das Kloſter nicht der richtige Aufenthalt für ihn war, iſt klar, aber erſt ein äußerer Anlaß, die Eiferſucht wegen eines Mädchens, ließ ihn nach langem Zögern die Flucht wirklich zur Ausführung bringen. Allein kaum war ein Jahr vergangen, ſo ſtand er freiwillig ſchon wieder unter der Botmäßigkeit der Kirche, die er innerlich doch verurteilte, und wurde von ihren Vertretern in der ſchmählichſten Weiſe betrogen und hintergangen, ohne daß er die Kraft gehabt hätte, ſich dagegen zu wehren; es dauerte endlos lange, bis er ſich dieſem unwürdigen Zuſtand durch eine zweite Flucht entzog, da ihn immer wieder gewiſſe Rückſichten auf Perſonen, denen er nicht weh tun wollte, und denen er Dankbarkeit ſchulden zu müſſen glaubte, zum Bleiben beſtimmten (am rührendſten iſt in dieſer Hinſicht ſein Verhältnis zu dem geiſtlichen Statthalter v. Ungelter). Die neugewonnene Freiheit dachte er zuerſt am ſchönſten als Einſiedler zu genießen, ſein aufkläreriſcher Drang ließ ihm aber keine Ruhe und bewog ihn zu einer Reiſe nach dem revolutionären Frankreich, das er ſich, etwas vorſchnell urteilend, als das gelobte Land der perſönlichen Freiheit und der idealen Staatsverfaſſung vorſtellte.

und in dem er alle seine Ideen aufs schönste verwirklicht glaubte. Der kurze Einblick, den er tat, brachte ihm denn auch gleich so herbe Enttäuschungen, daß er völlig an der Durchführung seiner Pläne verzweifelte und sich beeilte, zu einer Privatbeschäftigung in seine geliebte Schweiz zurückzukehren.

Neben den Wirkungen seiner mönchischen Lebensart mag es dieser Zwiespalt in seinen Wesenskräften gewesen sein, aus dem sich das leicht schrullige und etwas sonderliche Wesen entwickelte, das mitunter, wenn auch nicht gerade häufig, bei ihm zutage tritt; denn er war ein bißchen, was man so nennt, ein Eigenbrödler und Umstandskrämer, sehr menschenscheu, bei starkem Bedürfnis nach Gesellschaft, schüchtern und bescheiden in seinem Auftreten, aber doch auf seine Art seinen Vorteil erspähend, äußerst vorsichtig, ja furchtsam bis zur Feigheit in seinen Unternehmungen, langsam in seinen Entschlüssen, dann aber wieder eigensinnig und zäh in der Durchführung derselben. Aber wie gesagt, es ist nur wie ein leichtes Hinneigen nach dieser Seite, und gewiß ist ein gut Teil davon der damaligen Empfindungsweise überhaupt zuzuschreiben. Denn sonst war er sehr heiteren und beweglichen Geistes, interessierte sich für alles mögliche, studierte beinah alles, was es damals zu studieren gab, Mathematik, Philosophie, Theologie, Literatur, Naturwissenschaften, Musik usw. und war in allen diesen Fächern auch irgendwie tätig. Ja selbst ganz moderne Anwandlungen hatte er: er konstruierte für sich elektrische Maschinen, stellte Versuche zu einem Perpetuum mobile an und ging sogar — was für uns Heutige von besonders akutem Interesse ist — allen Ernstes an den Bau eines Aeroplans, der allerdings recht kläglich mißglückte und ihn nie höher als einen Schuh über den Erdboden emporbrachte. Schließlich verschlug ihn sein Geschick in der Schweiz noch unter die Journalisten, indem er bald nach

seiner Rückkehr aus Frankreich die Redaktion der Züricher Zeitung übernahm. Mit dieser Mitteilung schließt die Biographie ab. Aber die Reihe der Ämter und Tätigkeiten war für Bronner damit noch nicht erschöpft. Nach Gründung der helvetischen Republik wurde er Sekretär beim Ministerium der Künste und Wissenschaften, dann Professor in Aarau; durch einen seltsamen Entschluß siedelte er 1810 als Professor der Physik nach Kasan in Rußland über, kehrte jedoch 1817 nach Aarau zurück, wo er zum Protestantismus übertrat; hernach ward er Rektor der Kantonschule, Kantonsbibliothekar und Staatsarchivar. Im hohen Alter von 92 Jahren starb er am 11. August 1850.

Die vorliegende neue Ausgabe (die erste seit 1810) fußt auf der ersten Auflage von 1795—97. Allerdings mußte mannigfach gekürzt und zusammengestrichen werden, um das Werk für uns Heutige genießbar zu machen; denn es enthält viele ermüdende Längen, unter denen die künstlerische Einheitlichkeit sichtlich zu leiden hat. Schon Geßner, der im Grunde die Ausführlichkeit liebte und der Bronner sonst sehr schätzte, tadelte an ihm die allzu große Breite der Behandlung, und was für ihn störend war, wird für uns unerträglich. Es sind dies vor allem die seitenlangen Gebete, die in aller Vollständigkeit mitgeteilt werden, ebenso die endlosen Korrespondenzen, vielfache Wiederholungen und nicht zuletzt die vielen moralisierenden Betrachtungen, die überall eingestreut sind. Trotzdem ziemlich viel davon fallen mußte, ist eigentlich nichts dichterisch oder biographisch Wesentliches unterdrückt worden, vielmehr glaube ich, daß sich die Wirkung des Ganzen durch die knappere Zusammenfassung nur um ein gutes erhöht hat.

München, August 1912.

Oskar Lang.

Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit

Erſtes Kapitel:

Früheſte Kindheit.

Mein Geburtsort — Eltern und Voreltern — Des Vaters Kampf mit der Armut — Erſte Kindheit — Die fernſten Erinnerungen — Meine Brüder — Das Echo — Die Nachbarn — Meine erſte Lüge — Fernere Erziehung — Erſte ländliche Freuden — Ein Dieb und Betrüger, ſchon ſo jung — Sparbüchſe — Zank und Trennung in der Familie — Taubheit.

Mein Geburtsort iſt das Städtchen Höchſtädt, im Fürſtentume Pfalz-Neuburg, an der nordöſtlichen Grenze von Schwaben, etwa eine Achtelmeile vom Ufer der Donau. Auf den nahen Ebenen erfocht der Marſchall von Villars mit dem Kurfürſten von Bayern, den 20. September 1703, einen Sieg über die Kaiſerlichen; im folgenden Jahre aber, den 13. Auguſt, gewann daſelbſt Marlborough mit dem Prinzen Eugen die berühmte blutige Schlacht, in welcher der unglückliche Marſchall von Tallard, nebſt zwölftauſend ſeiner Veteranen, zu Blintheim, einem Dorfe, das eine halbe Meile weiter hinabwärts an der Donau liegt, gefangen genommen ward.

In einem Hohlwege, zunächſt an der Vorſtadt von Höchſtädt (die alte Stadt genannt) iſt ein Begräbnisplatz, wo eine Menge im Treffen Gefallener beiſammen verweſet. Als Knabe ſtand ich oft am ſteilen Abhange des Hohlweges, ſtaunte die unzähligen Gebeine an, die da, bunt durcheinander geworfen, aus lockerem Lehm hervorſtarrten, und verſuchte zu erraten, ob mehr Deutſche oder mehr Franzoſen hier begraben lägen; denn wir hielten die weißen Gebeine für die ſchwächern, alſo für franzöſiſche, die gelblichen aber für die ſtärkeren oder für deutſche. Seitdem baute man dort eine bequemere Landſtraße und grub

den Totenhügel ab; aber ſein Bild bleibt tief in meine Seele geprägt.

Im untern Teile des Städtchens, nicht fern vom Schloſſe, dem ehemaligen Witwenſitze der Herzoginnen von Neuburg, führte eine kleine Gaſſe den Hügel hinan, auf dem ein Nonnenkloſter mit ſeinen geräumigen Gärten ſteht, das jetzt, nachdem die Nonnen vom Carmelitenorden teils ausgeſtorben, teils vertrieben ſind, ein gewiſſer Herr Sack zum Eigentum erhalten hat. Am Abhang dieſes Hügels birgt ſich hinter einem umarmenden Rebſtock, der ſchon mehrere Menſchenalter hindurch ſeine Eigentümer mit Trauben gelabt hat, der Giebel eines halben Häuschens, in dem ich geboren ward, und das noch jetzt mein lieber Vater einſam bewohnt. Ein niedriges Ziegeldach, das ſich bis zu den kleinen Fenſtern beſchattend herabſenkt, ein Gärtchen, etwa ſo groß als ein kleines Zimmer, eine baufällige Hütte daran, die einſt die Dienſte einer Scheune und Stallung tat, und ein enger Hofraum vor dem Eingange — machen das Bild der prächtigen Reſidenz vollſtändig.

Auf Reichtum, Ruhm und großes Anſehen meiner Vorfahren kann ich gewiß niemals ſtolz werden; denn alle waren arm, unbekannt und von der niedrigſten Herkunft. Meines Vaters Eltern, Georg und Lenore Bronner, kamen von dem Dorfe und Frauenkloſter Maria-Mädingen, unweit Dillingen (wo ſie, wie ihre Voreltern, Ziegler waren), nach Höchſtädt, um auch da auf dem Ziegelſtadel, deſſen wahrer Eigentümer die Stadt iſt, für einen beſtimmten Jahrlohn die Ziegel- und Kalkbrennerei zu beſorgen. Beide kannte ich noch; aber wenn wir Kinder ſie zu beſuchen kamen, achteten ſie kaum unſrer Gegenwart, waren etwas rauh und unfreundlich, und ſo ſchieden wir immer kalt und unbekannt voneinander.

Sie hatten vier Söhne, Georg, Hans, Jakob und Anton, nebſt einer Tochter Lenore. Hans, mein Vater, war der zweitgeborene. Georg, ſein älteſter Bruder, der auch Ziegler in Höchſtädt ward, ſtarb ſchon vor einigen Jahren und machte dem jüngſten (Anton) Platz, der hierauf an ſeine Stelle kam. Jakob, der dritte, iſt ein Rotgerber. Lenore heiratete einen Ziegler zu Wallerſtein und liegt bereits begraben.

Die geringen Einkünfte der Großeltern erſchwerten es ihnen ſehr, dieſe fünf Kinder groß zu ziehen, und zwangen ſie, ſo eingeſchränkt und geringe wie möglich zu leben, und ihre Kleinen ſchon in der früheſten Jugend zur ſtrengſten Arbeit anzuhalten. Als Knabe fuhr mein Vater mit ſeinen Brüdern, wenn morgens im Winter die Eltern noch ſchliefen, und die Kleider nicht ohne ſie zu wecken aus der Wohnſtube geholt werden konnten, öfters mit bloßen Füßen und im Hemde auf Handſchlitten den beſchneiten Hügel hinab, auf dem der Ziegelſtadel vor dem oberen Tore ſteht; und öfters mußte er im Frühling und im Herbſte barfuß den Lehm treten und durcheinander kneten, über den eine Eishaut gefroren war: ſo wenig durfte er die Kälte achten.

Georg, Anton und mein Vater lernten bald die Geige, die Querflöte und den Baß ſpielen und verdienten ſich in den Wirtshäuſern der Gegend als Spielleute manchen Gulden. Bei luſtigen Geſellſchaften hieß es oft: „Laßt die Ziegler-Kompagnie holen!“

Mein Vater hatte das Unglück, von ſeinen Eltern verachtet zu werden; denn er ſchien ihnen nicht gewandt genug und allzu ängſtlich. Einſt ging er abends ſpät nach Hauſe; da fand er ein junges Schwein, das ſich von der Herde verlaufen hatte, und trieb es, weil die Stadttore bereits geſperrt waren vor ſich hin, um es die Nacht über

im Ziegelstadel aufzubewahren, und morgens dem Eigentümer zurückzustellen. Seine Eltern kannten das Schwein und wußten, daß es dem reichsten Gastwirte in Höchstädt zugehörte. Dieser Umstand, ihre Armut, die höchste Wahrscheinlichkeit, unentdeckt zu bleiben, und die Meinung: Armen eine Nadel stehlen sei Todsünde, aber Reichen einige Gulden nehmen sei kaum eine bösliche Vergehung, — alles dieses zusammen machte die Versuchung so stark, daß ihr die armen Großeltern unterlagen, das Tier in ihren Stall sperrten und allen ihren Kindern strenge verboten, keinem Menschen etwas von dem gemachten Funde zu sagen. Hans mochte einwenden, was er immer wollte; bei dem einmal gefaßten Entschlusse blieb es, und er mußte das Schwein, nachdem es ein paar Wochen gemästet war, abschlachten und mit Appetit verzehren sehen. Aber mein guter Vater hütete sich wohl, einen Bissen davon zu genießen, und verkroch sich, so oft ein Stück davon auf den Tisch kam, hinter den Ofen oder in die Kammer, wo er dann das Gespötte seiner Brüder ward. Sein ängstliches Gewissen regte sich täglich mehr und mehr und ließ ihm keine Ruhe, bis er endlich im Beichtstuhl einem Kapuziner den ganzen Hergang erzählte. Aber wie erschrak er, als er statt des gehofften Trostes die Worte vernahm: „Du gottloser Sünder, du mußt das Schwein bezahlen; es ist unmöglich, dir die Lossprechung zu erteilen, ehe du mir das Geld dafür eingehändigt hast!“ Ein ungerechtes, überaus strenges Urteil! Denn mein Vater, der etwa das fünfzehnte Jahr erreicht haben mochte, hatte weder Geld noch Verdienst. Aber alle seine Einwendungen fruchteten nichts; er mußte versprechen, so lange alle Kreuzer zusammenzuhalten, bis die Summe voll sein würde, auf welche der Kapuziner das Tier, der Beschreibung gemäß, taxiert hatte. Und mein Vater versprach es und sparte jede Kleinigkeit zusammen, die er etwa geschenkt bekam, oder

mit Aufſetzen auf Kegelbahnen und durch andre kleine Arbeiten verdiente. Oft ſaß er damals in einem Buſche und weinte bittere Tränen, wenn er rund um ſich her alles ſo vergnügt ſah, jeder andere Knabe Obſt oder geräucherte Würſtchen oder Bier genoß, und er allein trauern und darben mußte. Über anderthalb Jahre quälte er ſich mit der Vergütung des nie begangenen Diebſtahls, um dem Befehle ſeines Beichtvaters pünktlich Genüge zu leiſten: und als er endlich die ſchwererworbene Summe beiſammen hatte und ſie dem Kapuziner darreichte, ſo ſprach dieſer: „Der reiche Eigentümer hat jetzt ſeinen Verluſt ſchon längſt verſchmerzt; es wird beſſer ſein, wenn ihm eine Vergütung dafür durch geiſtliche Mittel zukommt; ich will alſo das Geld zu Meſſen für ihn verwenden.“

Dieſer Vorfall, und beſonders die lang anhaltende Bekümmernis — der Vergütung wegen, brachte in den ohnehin etwas melancholiſchen Charakter meines Vaters eine gewiſſe Düſterheit, die ſich nie wieder ganz verlor. Wenn er betete, ſo war es mit vieler Ängſtlichkeit und Anſtrengung: Wie hätte auch ein ſchuldloſer Knabe Gott nicht als einen ſtrengen Richter mit Schüchternheit anrufen ſollen, deſſen vorgebliche Statthalter, die Beichtväter, ihn ſo überaus ſtrenge und unerbittlich behandelten? Leute, die nahe bei ihm knieten, hörten ihn manchmal das Vaterunſer wiederholt von neuem anfangen und abbrechen mit dem Beiſatze: „Es iſt noch nicht recht!“ Und er hatte keine geringe Arbeit, bis er mit ſeinem Roſenkranze zu Ende war. Beim Morgen- und Abendgebete, wenn er es allein verrichtete, betrug er ſich ebenſo. Aber wenn er mit uns Kindern betete, ſo merkte man nichts von ſkrupulöſer Ängſtlichkeit an ihm. Auch hat er ſich dieſelbe nach und nach immer mehr abgewöhnt. Allein das Mißtrauen gegen die Geiſtlichkeit verlor ſich nie ganz aus ſeiner Seele, beſonders da es von Zeit zu Zeit neue Nahrung erhielt, indem

ihn die Mutter einigemal wegen Unfriedlichkeit in der Ehe bei Geistlichen verklagte, die dann ihre Partei nahmen und dem Vater mit manchem Verweise beschwerlich fielen. Öfters äußerte er sich: „Ach, wir sind gewiß in vielen Stücken betrogen!"

Der Vater meiner Mutter hieß Anton Brucker, war ein Zimmermann und hatte in seiner Jugend sehr gern Mesnersdienste auf den umliegenden Dörfern, vorzüglich in Lutzingen und Unterglauheim, getan. Oft erzählte er mir mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, daß er dort die Vesper mit den Geistlichen gesungen hätte, und setzte dann allemal bei: „Gottes Lob singen, ist ein Geschäft der Engel." Er war ein kleiner, friedliebender, zufriedener, frommer und fleißiger Mann, der ruhig und wegen der Zukunft unbekümmert dahinlebte, seine Arbeit genau verrichtete und gar gern mit uns Kindern spielte. Wir hatten ihn auch herzlich lieb.

Meine liebe Großmutter, Anna Maria Brucker, war ein lebhaftes, gesprächiges, leicht aufbrausendes, im Grunde aber herzlich gutes Weib. Sie besorgte das Hauswesen emsig und getreu, aber nicht ängstlich. Wenn der Großvater, der zum 3. Orden des heiligen Franz v. Assisi gehörte, seine Ordensbrüder bei sich hatte, machte sie meistenteils ein etwas scheeles Gesicht. Doch war sie sehr eifrig im Gottesdienste und betrug sich mit jedermann friedlich.

Diese Großeltern hatten eine einzige Tochter, Barbara, ein hübsches braunes Mädchen, mittlern Wuchses, voll leichten Bluts, unbekümmert und rasch, lebhaft ohne Frechheit und fromm ohne Ängstlichkeit. So schilderten sie mir diejenigen, welche sie als Jungfrau gekannt hatten. In ihrer Jugend war sie sehr von Eingeweidewürmern geplagt. Sie stand beim Sternwirte in Höchstädt eine Zeitlang als Hausmagd in Diensten und half einst den

Schnittern auf dem Acker die Garben binden. Auf einmal fiel sie ohnmächtig hin und schien tot zu sein. Erschrocken lief ein Schnitter fort, um ihr die Schiedung (Sterbeglocke) läuten zu lassen. Aber bald erholte sie sich wieder, brach einen häßlichen Wurm weg und lachte mit, als nun die Sterbeglocke erklang und ihr gesagt ward, daß man dieselbe für sie läute. Ein andermal war sie in Lebensgefahr, indem sie, während des Krieges 1742, von einem französischen Soldaten, dessen geilen Armen sie sich entrissen hatte, verfolgt ward. Als er sie nicht mehr einholen konnte, drückte er seine Pistole auf sie ab. Die Kugel flog ihr aber hart am Ohre vorüber und schlug sich durch den Bretterzaun, der den Hofraum der Klosterfrauen umschloß. Oft zeigte sie mir das durchbohrte, bereits morsche Brett.

Mein Vater mochte etwa 33 Jahre alt sein, meine Mutter 24; da führte sie der Zufall bei einem guten Bekannten zusammen. Der Zieglerhans war wohl gewachsen, flötete hübsch, scherzte gern, kramte allerlei schnackische Späße aus und gefiel meiner Mutter. Beide suchten Gelegenheit, öfters einander zu sehen, und verstanden sich bald so gut, daß ihnen der Wunsch, immer miteinander zu leben, oft zuvörderst auf den Lippen saß. Aber mein Vater ließ diesen Wunsch lange nicht laut werden; denn er hatte kein Heiratgut zu hoffen, wußte nicht, wie er eine Gattin ernähren sollte, und war auch zu blöde, um seiner Babet einen förmlichen Antrag zu tun. Meine Mutter beriet sich indes mit ihren Eltern, forschte die Gesinnungen derselben aus und stimmte sie so gut zugunsten ihres Lieblings, daß er ohne Scheu in ihr Haus kommen, sie besuchen und an Feiertagen zum Spaziergange abholen durfte. Da erklärten sie sich immer herzlicher gegeneinander, und mein Vater, von seiner Geliebten ermuntert, faßte endlich Mut, um ihre Hand zu bitten. Schüchtern stotterte er sein Verlangen heraus. Aber mein guter Großvater

riß ihn geschwind aus seiner Verlegenheit und sprach: „Hans, du hast zwar kein Heiratgut, aber du bist ein arbeitsamer Mensch, bist kein Spieler, kein Trinker, kein Rauser, kein Mädchenjäger; wir wollen dir helfen; wenn dich meine Tochter will, so sollst du sie haben.“ Meine Mutter, die indes mit schüchtern forschenden Blicken hinterm Ofen gestanden hatte, hüpfte nun auf ihn zu und umschlang ihn mit ihren Armen. Die Großeltern weinten und gaben den frohen Kindern ihren Segen. Dann ward beschlossen, das junge Paar sollte mit ihnen erst eine gemeinschaftliche Haushaltung führen; Babet sollte zum Heiratgut das Häuschen, das ich oben beschrieb, ein paar kleine Wiesen, samt einer halben Jauchert Ackers, und zwei Teile im Krautgarten empfangen, doch so, daß der Ertrag von allem auch von den Großeltern mitgenossen würde. Der Hochzeittag ward bestimmt, und der Zug ging morgens um 7 Uhr stille und ohne Gepränge zur Kirche; da rollte meiner Mutter ein Stein vor die Füße; man wußte weder woher er kam, noch welche Kraft ihn bewegt hatte. Das ward sogleich für eine üble Vorbedeutung genommen, und meine Mutter ging mit erschrockenem Herzen zum Altar. Mein Vater glaubt heute noch, das haben die bösen Leute (Zauberer und Hexen) getan. Wieviel Einfluß ein solcher Aberglaube auf ihr ganzes künftiges Leben hatte, läßt sich zum Teil daraus abnehmen, daß beide, wenn sie sich nach einem heftigen Zwiste, der eben nichts Seltenes war, wieder versöhnten, immer die Schuld davon der Zauberei beimaßen und sich's kaum beifallen ließen, daß die Quelle aller Zwietracht ihre Unnachgiebigkeit sei.

Zwei Jahre verstrichen, ohne daß die junge Frau Mutter ward. Im ersten Sommer seines Ehestandes lief mein Vater täglich morgens fünf Viertelstunden weit, von Höchstädt nach Dillingen, um dort als Ziegelknecht bei

einem harten Herrn täglich um den Lohn von 15 Kreuzern fünfzehnhundert Ziegelsteine zu verfertigen. Faſt jeden Abend eilte er wieder nach Hauſe zu ſeinem Weibchen. Dabei aß er nichts zu Mittag als trockenes Brot, und trank Waſſer dazu. Bald nahm aber auch die Arbeit in Dillingen gänzlich ein Ende und er mußte ſieben Stunden weit, bis nach Welden, einem Dorfe zwiſchen Augsburg und Wertingen, gehen, um im Ziegelſtadel daſelbſt Arbeit und Verdienſt zu erhalten. Weil es nun die Entfernung unmöglich machte, täglich nach Hauſe zu wandern, ſo ward verabredet, er wolle jeden Sonn- und Feiertag heim kommen. An den übrigen Tagen der Woche blieb er im Walde bei Welden in einer aus Baumreiſern geflochtenen Hütte über Nacht. Abgefallenes Laub war ſein Bett, ein Stein ſein Kopfkiſſen. Ein Knabe, der als Handlanger ihm die verfertigten Ziegel an die gehörige Stelle tragen mußte, war ſein Schlafgeſelle. Sie tranken Waſſer, das ſie im irdenen Kruge aus der nahen Quelle ſchöpften, und aßen Brot dazu. Aber ſie durften nicht mehr eſſen, als bereits für jede Mahlzeit ausgezirkelt war; denn ſie konnten ſich nur dann verproviantieren, wenn ein Feiertag ſie nach Hauſe rief. Fiel nun eine ganze Woche ein (ohne Feiertag), ſo mußte der Laib zum Teil verſchimmeln, und der Staub ging den Eſſenden wie ein Rauch zum Munde heraus. O wie ſehnte ſich damals mein lieber Vater immer nach der Heimat zurück! Wie bange erwartete ihn ſpät in der Nacht meine Mutter, um ihn ſogleich mit Speiſe und Trank zu laben!

In einer ſolchen Märzennacht fing ſich, wie mich mein Vater einſt lächelnd verſicherte, mein früheſtes Daſein an. Möchte ich doch ausharrenden Mut, Geduld, Kraft und Fähigkeit, jedes Ungemach zu beſiegen, von ihm geerbt haben! Wer weiß, ob ich ihrer nicht noch ſehr nötig bedarf?

Um das Einlaßgeld zu erſparen, ſtieg mein Vater,

immer mit Lebensgefahr, über die Stadtmauer herein. Er wußte eine Stelle, wo die Mauer an einen Schloßturm stößt, und wo der Mörtel ausgespült war, und ein hoher Baum im Winkel stand, ganz geschickt zu seinem Vorhaben zu benutzen. Innen an der Stadtmauer führte eine steinerne Treppe zur Erde herab. Nur das Hinaufsteigen von außen hatte also seine Schwierigkeiten.

Neben der Zieglerarbeit verdiente mein Vater noch ein gutes Stück Geld als Spielmann, mit seiner Geige und Querflöte. Ohne dies hätte sein elender, obschon hart erworbener Zieglerverdienst zum Unterhalte nicht hingereicht. Aber wenn er an Sonn- und Festtagen bis morgens um drei, vier oder fünf Uhr den jungen Burschen zum Tanze aufgespielt hatte, so mußte er, ohne zu schlafen, nach Welden laufen, um an seine strenge Arbeit zu kommen. Dennoch war's unmöglich, zur bestimmten Morgenstunde dort einzutreffen. Um also seinen Herrn zu befriedigen, arbeitete er unausgesetzt auch in den beiden Feierstunden des Tages bis spät in die Nacht. Diese zu heftige Anstrengung von Kräften machte ihn in die Länge mißmutig und mürrisch. Wenn er heim kam und sah, daß sein Weib und die Großeltern nicht eben so überaus sparsam, wie er selbst tat, gewirtschaftet hatten, so verdroß es ihn, daß er sich so übermäßig plagen sollte, indes zu Hause dennoch nichts zurückgelegt wurde. Er hatte sich fest vorgesetzt, wohlhabend zu werden, oder auf einen grünen Zweig zu kommen, wie er sich ausdrückte, und dem Spitale in Höchstädt einige auf dem Hause haftende Schulden abzubezahlen, um von Zinsen befreit zu werden. Aber bei so geringen Einkünften wollte sich nichts in der Geldkasse sammeln. Er maß die Schuld dem Leichtsinn meiner Mutter und der Großeltern bei. So fing der Hader in unserer Familie an. Dazu kam dann noch die Schwangerschaft meiner Mutter. Wie diese zunahm, so

nahm auch seine Furcht zu, sie alle würden bei Vermehrung der Mitesser notwendig an den Bettelstab geraten müssen. Mein Dasein verscheuchte also, unschuldigerweise, den Frieden vollends aus unserm Hause.

Im Winter, da in den Ziegelscheunen nichts zu verdienen war, kaufte der Vater zuvörderst auf den Dörfern sogenannte Ehschwing (das gröbste Werg) zusammen, half dann den Frauen grobes Garn zu Talglichtern oder Packsäcken spinnen und machte Strohtüren vor die Ställe, Strohdecken für die Gärtner, Darmsaiten für Geigen und Spinnräder, Vogelhäuschen, Bienenkörbe, geflochtene Nester für Tauben und Kanarienvögel usw. Diese beiden Arten Vögel zog er in Menge groß und trieb einen kleinen Handel damit, der für uns nicht unbeträchtlich war. Laub zur Streu für unsere Kuh, Eicheln für ein Schwein und Brennholz sammelte er im Walde.

Meine Mutter ergriffen die Wehen auf dem Wege, als sie eben einen Krug Wasser zu holen ausgegangen war. Beinahe hätte sie, um mich ins Leben zu fördern, das ihrige verloren. Man fürchtete, sie würde den Schmerzen erliegen. In ihrer Herzensangst verlobte sie sich dem heil. Franziskus Xaverius, dem man damals, auf Antrieb der Jesuiten von Dillingen, in der Pfarrkirche zu Höchstädt eben einen schönen neuen Altar errichtet hatte. Glücklich ward der Schmerzenssohn endlich den 23. Dezember 1758 geboren. Sie erzählte mir oft, ich sei ein schwaches gebrechliches Kind gewesen, das immer und besonders in der Kirche, als man mich zur Taufe trug, ein mörderliches Geschrei erhob. Ich erhielt wegen des Gelübdes meiner Mutter den Namen Franz Xaver, und weil mein Taufpate Michael hieß, einen zweiten Namen, Michael, in der Taufe.

Als ich einst, aus den Windeln losgewickelt, in der Wiege lag und von meiner Großmutter zu essen erhielt,

ward ſie ſchnell abgerufen und ſetzte das ſiedheiße Mus (Kinderbrei) zu mir ans Bettchen. Durch meine Bewegung neigte ſich das Schüſſelchen, und das herausrinnende Mus verbrannte mir den rechten Schenkel ſo ſehr, daß man fürchtete, ich würde lahm und hinkend werden. Aber, Dank der Vorſehung! Mir blieb davon keine üble Wirkung zurück, als eine große, handbreite Narbe, die jetzt kaum mehr zu fühlen iſt.

Den häßlichen Saugzapfen (feuchtes Brot in ein Tüchlein gewickelt, das man in unſrer Gegend den Kindern darreicht, um ſie zu ſtillen) wollte ich im dritten Jahre kaum ablegen. Meine Mutter füllte ihn mir öfters mit Wermut, und einmal ſogar mit Fiſchgalle an. Dann warf ich ihn freilich weg, aber ich ſuchte entweder die ältern wieder hervor, oder machte mir aus dem nächſten beſten Lümpchen einen neuen. So viele Macht übten Gewohnheit und Sinnlichkeit über mich aus. Mein Vater ſagte damals: „Bube, wenn du in deinem Leben ſo lange Kind bleibſt, als du in deiner Kindheit den Zapfen trägſt, ſo wirſt du früher alt als klug.“ Wahrlich, wenn nur der klug iſt, der ſich auf ſeinen Vorteil verſteht und nichts verſäumt, was ihn befördern kann, ſo hat mein lieber Vater als ein Prophet geſprochen; denn noch bis dieſe Stunde frage ich mich vor keiner Handlung: Was nützt ſie dir? ſondern folge blindlings meinem Herzen oder Kopfe, nicht viel beſſer als ein Kind. — Am Ende fiel es meinem Vater ein, alle Saugzapfen, ſoviel er deren habhaft werden konnte, an der Pfanne rußig zu machen; da mochte ich endlich keinen berühren; denn ich fürchtete, wenn ich ſchwarze Lippen bekäme, ausgelacht zu werden.

Noch erinnere ich mich lebhaft, wie meine Eltern ſich freuten, als ich's zum erſtenmal wagte, von der Stubentür, an die ich ſtehendes Kind mich lehnte, unſicher wankend, aber ohne mich anzuhalten, einem Apfel entgegen zu

trippeln, mit dem ſie lächelnd mich lockten. Noch weiß ich auch, als wär' es heute, wie ich, eine liebe Bürde, meiner Mutter auf dem Rücken hing, ihren Hals mit ſchwachen Armen, ihre Hüften mit den Beinchen umſchlingend, und ſo, von ihr ſorgfältig gehalten, an den Bach ritt, wo ſie Leinwand und Netze wuſch; wie ſie dort lachte, und klatſchend Mut mir einſprach, als ich für eine Nußſchale, damals mein Schiffchen, mich gegen einen böſen Gänſerich wehrte, den Ziſchenden herzhaft am Hals ergriff und lange mit ſeinen ſchlagenden Flügeln rang; wie ſie frohlockte, wenn ſich in mir eine neue Kraft, eine neue Fertigkeit entwickelte; wenn etwa mein Stimmchen, zum erſtenmal, in wankenden Mißtönen ein Liedchen verſuchte, zwitſchernd und ungeübt, wie junge Schwalben unterm Dach; oder wenn es meinen tändelnden Händen gelang, zum erſtenmal einen Gründling im Bache zu haſchen oder gar einen Bürſchling an der Angel zu fangen.

Mein jüngſter Bruder Franz Joſeph, der jetzt als Schuhmacher auf der Wanderung iſt, erblickte beinahe fünf Jahre ſpäter, mein Bruder Hans Michel aber nicht völlig zwei Jahre ſpäter als ich das Tageslicht. Den Hans Michel verlangte eine angeſehene Beamtenfrau zum Säugen; denn ihr Kind war geſtorben, und ſie hatte Schmerzen wegen Anhäufung der Milch. Nicht lange, ſo bekam dies mein Brüderchen offene Beulen in den Knieſcheiben und an den Schenkeln, ſo daß man hindurchſehen konnte. So erzählte mir meine Mutter, und ſetzte allzeit bei: „Die Frau T. hat mich zwar wegen des Hans Michels wohl belohnt; aber ich glaube, ſein ungeſundes Weſen kommt größtenteils vom Saugen an fremder Bruſt her.“ Er wurde doch wieder hergeſtellt, und zeigte bald eine beſondere Geſchicklichkeit in kleinen häuslichen Geſchäften, ſo daß er beim Vater bald mehr galt als ich; allein ich blieb der Liebling der Mutter.

Nach dem Franz Joseph ward uns noch ein Brüderchen Joseph Anton geboren, der aber nur einige Wochen erlebte. Da fragte ich meinen Vater einst bei Tische: „Wo ist denn unser Brüderlein hergekommen?“ Die Hebamme saß auch dabei. „Diese Frau da,“ sagte er, „hat es aus dem Krautgarten hereingebracht; du kannst noch heute den hohlen Baum sehen, aus dem die kleinen Kinder immer herausschauen; die man dann abholen läßt, sobald man ihrer verlangt.“ Wirklich führte er mich abends in den Krautgarten vors Tor hinaus, wo er die Erdäpfel besah, und die äußersten Blätter an den Kappisstöcken abbrach zum Futter für unsere Kuh. Auf dem Wege kamen wir an einen kleinen Teich, wo ein hohler Weidenstamm am Gestade stand. „Da sieh hinein,“ sagte mein Vater. Und ich sah durch den hohlen Stamm im spiegelnden Wasser drunten mein Bild. „Siehst du einen Knaben herausschauen?“ fragte mein Vater. „Ja, Vater, aber er sieht mir gleich,“ antwortete ich. „Mag sein,“ fuhr er fort, „viele Leute sehen einander gleich. Es sind noch eine Menge Buben in dieser Gegend herum zerstreuet. Rufe nur laut, was du rufen willst, sie werden dich gewiß sogleich verspotten.“ Ich rief laut: „Buben, wo seid ihr?“ — Und das Echo vom gegenüberstehenden Berge, auf dem die Ziegelscheune stand, antwortete unverweilt zu meiner größten Verwunderung: „Buben, wo seid ihr?“ — Nun glaubte ich alles und wollte immer hinüberlaufen, um die spottenden Rufer auch zu sehen.

Unser Gäßchen (cul de sac) endigte sich zu oberst auf dem Hügel in einen länglichen Grasplatz, den der Garten der Klosterfrauen umgab. Dort lagen wir Kinder am liebsten auf dem Rasen und spielten und tändelten in den Blumen. Zunächst an diesen Grasplatz grenzte das Häuschen unsers Nachbars Blöckle. Anne, sein Weib, war die gutherzigste froheste Seele von der Welt. Öfters

erzählte mir meine Mutter, einſt ſei ich zur Anne in die Tenne geſchlichen, wo ein Butterfäßchen voll Milchrahm zum Ausrühren bereit ſtand, habe da eine Handvoll Rahm nach der andern herausgenommen; ſoviel ich eben davon eſſen konnte, gegeſſen; was aber nicht gutwillig zum Munde hineinwollte, an die Wand, oder an den Boden, oder an mein Röckchen geſtrichen; lange habe mich die gutherzige Nachbarin lächelnd belauſcht und endlich ſie heimlich herbeigerufen, um die luſtige Malerei mit anzuſehen. Meine Mutter ſetzte immer bei: „So gut wie des Blöckles Anne ſind Tauſende nicht; andere Nachbarn hätten dich braun und blau geſchlagen, wenn ſie dich bei einer ſolchen Arbeit ertappt hätten.“ Ihr Mann war ein guter, friedlicher, alter Brummer. Was er redete, tönte wie gezankt; aber er tat niemandem etwas zuleide. Nur zuweilen machte er ſich den Spaß, mich mit rauher Stimme zu ſchrecken.

Der nächſte Nachbar, dem die andere, durch eine Zwiſchenwand abgeſonderte Hälfte unſres Häuschens gehörte, hieß Bäſtle (Sebaſtian) und war ein ſeelenguter, geſprächiger Mann, der gern mit uns Kindern tändeln und plaudern mochte. Aber ſeine Frau Liſel (Eliſabeth), die ſo unglücklich war, ihm zwei tote, aber nie ein lebendes Kind zu gebären, übrigens ein gutes Weib, ſah uns immer mit ſcheelen Augen an, vielleicht eben darum, weil ſie nicht auch Kinder hatte, und ihr das öftere Spielen ihres Mannes mit uns Kleinen ein ſtiller Vorwurf dünkte.

Im nächſten Hauſe daran, weiter hinabwärts, wohnte der Lumpenmichel (ein Mann namens Michael, der ſich mit Lumpenſammeln für Papierer ein gutes Stück Geld erworben hatte; andere wollten gar behaupten, er habe in alten Kleidern eine hübſche Summe eingenäht gefunden). Auch dieſer Nachbar und ſein Weib hatten keine Kinder und ſcherzten gern mit uns; doch waren ſie

etwas rauh und launisch, und so freundlich sie uns das einemal begegneten, so bitterböse konnten sie das anderemal uns verfolgen. Im oberen Gemache ihres Hauses wohnte ein Taglöhner Tobis, der mit Kindern zum Überflusse versehen war. Wir Kleinen besuchten einander oft und tändelten gar gern auf der Stiege, die aus des Lumpenmichels Wohnung zum Tobis hinaufführte. Die Treppe war unten nicht mit Brettern belegt, so daß man frei zwischen den Stufen hindurchsehen und -greifen konnte. Gerade darunter war Michels Küchentür, mit einem großen Vorlegeschloß gesperrt. Nun fand sich einst, bei dessen Rückkehr vom Sammeln, das Schloß mit Sand gefüllt, daß man nicht einmal den Schlüssel anstecken konnte. Darüber ward Michel sehr aufgebracht: „Das hat des Zieglerhansen verwünschter Bube getan!“ schrie er und zerschlug das Schloß mit einem Beile, lief damit zu meinem Vater und forderte Vergütung. Mein Vater fragte ihn, „woher er denn wisse, daß ich das Schloß verdorben habe?“ „Dein Bube,“ sagte Michel, „spielt immer auf meiner Stiege; niemand als er hat's getan!“ Sogleich ward ich vorgerufen und strenge gefragt; allein ich wußte von der ganzen Sache nichts; denn, wahrlich! ich konnte mit meinen kurzen Ärmchen das Schloß weder auf der Erde stehend, noch von der Treppe aus erreichen, und hätte das böse Stückchen, aus Mangel des physischen Vermögens, nicht einmal tun können, wenn ich auch gewollt hätte. Aber es war mir gar niemals etwas dergleichen zu Sinne gekommen. Michel ließ sich jedoch nicht abweisen, schimpfte meinen Vater und drohte ihm zuletzt gar mit Schlägen. Darüber entbrannte meines Vaters Zorn, der sich in ein paar tüchtigen Faustschlägen auf Michels Kopf ergoß. Michel klagte bei der Polizei, und das Ende vom Liede war: Jede der beiden Parteien mußte 45 Kreuzer Strafgeld erlegen. Indessen war meine Mutter begierig,

mit Gewißheit zu wiſſen, ob ich denn wirklich das Schloß verdorben hätte oder nicht. Sie nahm mich allein auf die Seite, ſchmeichelte mir und wandte alle ihre Beredſamkeit an, um ein aufrichtiges Geſtändnis mir abzulocken. Allein immer ſagte ich ſtandhaft: „Mutter, ich hab's nicht getan!“ Sie liebkoſte mich und drohte mir, dennoch blieb ich feſt auf meinem Nein. Endlich nahm ſie einen Kreuzer in die Hand, hielt mir ihn vor die Augen und ſagte: „Kind! ſieh, wenn du mir's aufrichtig geſtehſt und nicht wieder leugneſt, daß du Sand in das Schloß geworfen haſt, ſo geſchieht dir nicht nur kein Leid, ſondern ich gebe dir auch dies Geld; du kannſt dir etwas Gutes darum kaufen. Aber wenn du beim Leugnen bleibſt, ſo wird dich der Vater tüchtig peitſchen!“ Was ſollte ich nun tun? Sie wollte ja durchaus eine Lüge von mir. Dabei gewann ich Geld und blieb ohne Strafe; ſagte ich aber die Wahrheit, wie bisher, ſo hatte ich Schläge zu erwarten, und zwar vom Vater, der ſie ſchrecklich derb aufzählte. Alſo log ich aus Intereſſe zum erſtenmale und ſagte: „Ja Mutter, ich hab's getan!“ — Statt des Kreuzers gab ſie mir nun einen tüchtigen Schilling (die Rute) und hieb ſo lange drein, bis die Rute zerfuhr. Ich mochte beteuern, ſo hoch ich konnte, daß ich unſchuldig ſei und mich nur zu einer Lüge hätte überreden laſſen; alles war umſonſt, man maß mir keinen Glauben mehr bei. O, was litt da mein junges Herz! Wie ganz empörte dies Verfahren jedes meiner Gefühle! Ingrimm durchglühte mich, und ich haßte die Mutter und den Vater, und alles was mich umgab. Zum Glücke hielt dieſer Zuſtand nicht lange an. Aber ich traute faſt niemals mehr einem Verſprechen und hatte nun ſehr frühe die Wortbrüchigkeit, die Übel der Lüge und die Falſchheit der Menſchen kennen gelernt. Wahrſcheinlich hatte dieſer Vorfall beträchtlichen Einfluß auf die Bildung meines Charakters.

Bald darauf ging der Kapuziner, Pater Homobonus Hantner, ein Verwandter meiner Mutter, durch Höchstädt und besuchte sie. Ich spielte eben mit einem kleinen Wägelchen. Da rief er mich zu sich und fragte: „Wie heißest du?“ „Xaverle,“ sagte ich. „Ei,“ fuhr er fort, „ich glaubte, du heißest Dorothee.“ „Xaverle heiß' ich, nicht Dorothee,“ erwiderte ich trotzig. Er hatte ein Bildchen in der Hand, auf dem, wie ich bei reifern Jahren sah, wirklich die heil. Dorothea, unter einem Baumblatte, das man wie ein Deckelchen aufheben konnte, abgemalt war. „Da nimm,“ sagte er komisch ernsthaft, „dies ist dein Namenspatron; du heißest ja Dorothee!“ Zornig rief ich: „Du lügst, du lügst!“ schmiß das Bild auf den Boden und fuhr mit meinem Wägelchen weiter. Er aber hob sein Bild lächelnd wieder auf und legte es mir unvermerkt auf mein Fuhrwerk. Kaum sah ich es, so warf ich's weg und spie es an. Das brachte meine Mutter auf, der Kapuziner konnte sie nimmer abhalten, wie er bisher getan hatte; sie trug mich geschwind in die Küche und gab mir tüchtig die Rute. Dann mußte ich noch obendrein das verhaßte Bild auf dem Wägelchen herumführen. Als der Kapuziner fortging, sagte er mir: „Lebe wohl, Dorothee!“ Grimmig antwortete ich: „Du lügst!“ — und bekam von neuem die Rute. Ob mich dergleichen Behandlungen nicht immer wilder und hartnäckiger machen mußten?

Doch ich vermute, meine Mutter wollte hier nur ein Beispiel ihrer strengen Kinderzucht geben. Denn sie behandelte mich sonst sehr liebreich und nachsichtig. Wenn sie im Sommer zur Bleiche fuhr, um das im Winter gesponnene grobe Werggarn zu laugen, nahm sie mich gewöhnlich auf dem Schubkarren mit sich. Dann setzte sie mich unter Bäumen ins hohe Gras, sah von Zeit zu Zeit sorgfältig nach mir um und lehrte mich aus Löwenzahnröhrchen Ketten machen, Äpfel und eßbare Schnek-

ken in der Glut braten und an den ſeichten Waſſergräbchen buntgeſtreifte Schnecklein ſuchen. Ich bewunderte die Walk, die Keſſel und andere Anſtalten der Bleiche. Manchmal traſen dort noch mehrere Kinder zuſammen; da wurden denn allerlei Spiele auf die Bahn gebracht, aus Binſen kleine Flößchen gebaut, und wohl gar den Fiſchen in des Bleichers Teiche nachgeſtellt. Bei dieſer Gelegenheit lernte ich das ſogenannte Felbergärtlein kennen, einen Platz an drei kleinen Teichen, dicht mit Weiden bepflanzt, am Wege von der Bleiche zum untern Stadttor. Dort im Schatten war mein liebſter Aufenthalt. So oft ich vor die Stadt hinausſchleichen konnte, lief ich dorthin. Geringelte Steckenpferdchen zu ſchneiden, aus jungen Weidenrinden Pfeifen zu machen, Blumenſträuße zu binden, ſchönfarbige Steinchen am Ufer zu ſuchen und Fröſche zu fangen, waren mir die angenehmſten Beſchäftigungen. Ich erinnere mich noch, daß ich einſt, da ich noch kaum die erſten Beinkleider trug, ganz allein vor's Tor hinausſchlenderte, auf der Wieſe und am Bache Blumen pflückte und bis an des Muſſen, eines Fiſchers, großen Ackergarten kam. Da erblickte ich durch die Stauden der Hecke ſchönen roten Kornmohn im Getreide des Gartens und fand eine kleine Tür, die nur angelehnt war. Fröhlich hüpfte ich hinein, pflückte nach Herzensluſt Kornmohn, Chanen und Ritterſporn und watete unbekümmert kreuz und quer durch die Ähren. Plötzlich ergriff mich eine ſtarke Hand hinten beim Hoſenbande und trug mich ſchreienden Knaben, wie einen Froſch, freihängend und zappelnd, unter Androhung des Ohrenabſchneidens und Henkens, zum Hauſe des Fiſchers, wo mehrere Leute auf der Bank vor der Tür ſaßen und mich lachend empfingen. Wie weggewiſcht war die Angſt von meinem Herzen, als ich ſo freundliche Mienen ſah. „Wo ſolche Geſichter ſind," das empfand ich, „da geht es nicht aufs Henken

los.“ Wirklich gab mir die Fischerin statt der Schläge Kuchen, nahm mich kosend auf den Arm und suchte mich für den ausgestandenen Schrecken schadlos zu halten. O, das tat mir über alle Maßen wohl! Der Sohn des Hauses mußte mich noch obendrein, samt meinen Blumen, nach Hause bringen.

Bei einem Jahrmarkte begaffte ich einst, in Gesellschaft ebenso kleiner Kinder, als ich selbst war, die Waren in den Krambuden. Vorzüglich gefiel es mir bei einem Tische mit vielen aus Töpferton gebrannten und buntglasierten Figürchen. Die Begierde, eines davon zu haben, wuchs in mir so heftig an, daß ich, nach langem Bewachen der Blicke des Krämers und der Umstehenden, wirklich mit nicht geringer Schlauheit ein Figürchen wegmauste und es unter mein Röckchen verbarg. Unbemerkt schlich ich damit fort, band dem Männchen zu Hause einen Faden um den Hals und ließ es, zum Fenster hinaus, an der Wand auf- und abtanzen. Da kam meine Mutter und fragte ganz freundlich: „Kind, wo hast du dies Männchen her?“ Flugs war ich mit der Lüge da: „Ich hab' es gekauft!“ — „Woher hast du aber das Geld genommen?“ erwiderte die Mutter. — „Ich hab' es gefunden.“ — „Wo?“ — „Bei den Kupferschmieden unter den Ständen [Buden].“ „Nun hab' ich dich, du Lügner!“ sagte sie nun sehr ernst, „die Kupferschmiede handeln nicht um Pfennige; gesteh nun augenblicklich, wie hast du's gemacht, das Spielzeug zu bekommen?“ — Nun gestand ich aufrichtig alles. „Weil du denn die Wahrheit gesagt hast,“ fuhr die Mutter fort, „so will ich selbst diesmal dich abstrafen; hättest du noch ferner geleugnet, so würde ich dich beim Vater verklagt haben.“ Dann gab sie mir die Rute nach aller Strenge und machte mir treffende Vorstellungen über die Schwere meines Verbrechens, und daß dies der Anfang eines gottlosen, unglücklichen Lebens sei, welches gewöhn-

lich am Galgen oder durch Schwert und Rad geendigt werde. Zu guter Letzt mußte ich das entwendete Figürchen wieder heimtragen, und ſollte den Krämer noch überdies um Verzeihung bitten. Ich ſchrie immer: „Ach Mutter, lieber noch einmal einen Schilling [die Rute]!“ Aber es half nichts. Ohne Erbarmen mußte ich das Figürchen wieder die Stadt hinauftragen. Meine Mutter folgte mir in einiger Entfernung nach. Eine gute Weile verbarg ich mich im Gedränge und beſann mich, wie ich meinen Raub am geſchickteſten hinſtellen könnte. Kaum war ich zu der Bude des Krämers gekommen, ſo bückte ich mich zwiſchen den Umſtehenden hinab, ſetzte das Männchen geſchwind auf die Erde unter dem Tiſche, ſagte ganz ruhig: „Ich glaube, da iſt etwas hinuntergefallen“, holte es herauf, um es ganz unbefangen auf den Tiſch zu ſtellen, und lief, ſobald es geſchehen war, ohne weiteres davon. An eine Abbitte ward gar nicht gedacht, und meine Mutter, die mich am Tiſche des Krämers geſehen hatte, drang abends, als ich heimkam, auch nicht weiter darauf. Hätte ſie vermuten können, daß ich, um nicht ein Dieb zu ſcheinen, ſo liſtig täuſchen lernen würde, ſo wäre ſie mir gewiß nicht von der Seite gegangen, bis ich mein Männchen zurückgegeben und wirklich abgebeten hätte; dann erſt wäre die Korrektion ganz heilſam und vollſtändig geweſen. Aber bei der Art, wie ich es angehen durfte, mußte mir die ſchädliche Meinung im Herzen zurückbleiben, eine ſchlimme Sache ſei durch Schlauheit immer, wenigſtens in etwas, wieder gut zu machen.

Der Vater hatte mir eine irdene Sparbüchſe gekauft. Darein ſteckte ich alle Heller und Pfennige, die ich geſchenkt bekam; denn ich ſollte mir, wenn die Summe erſt hinreichend wäre, etwas Schönes darum kaufen dürfen. Aber als ich einſt das erſparte Geld wirklich verlangte, hatte man die Sparbüchſe geleert, und ich erhielt noch

dazu einen Verweis, daß ich allzu hitzig mein Eigentum forderte. „Dahinein ſtecke ich gewiß nichts mehr," dachte ich und empfand mit lebhaftem Verdruß das Unrecht, das mir geſchehen war. So oft ich nun etwas geſchenkt bekam, verbarg ich es in ſeltſamen Winkelchen. Hinter unſerm Stubenofen war ein enger Raum, den wir Kinder uns zugeeignet hatten und wohin wir flohen, wenn Vater und Mutter miteinander in heftigen Wortwechſel gerieten. Dort hielten wir uns ſtille, enge zuſammengedrängt und ruhig, bis der Sturm vorüber war. Kaum wagten wir es, leiſe einander in die Ohren zu flüſtern; denn wenn der Vater übler Laune war, ſo beſorgten wir, es möchte, auch beim geringſten Anlaſſe, tüchtige Schläge ſetzen. Nun hatte ich einſt einen Kreuzer in eine Ofenritze zwiſchen die irdenen Kacheln hineingeſteckt; das merkte mein Bruder Hans Michel und wollte mit einer Meſſerſpitze den Kreuzer herausholen. Ich wehrte es ihm und ſchob den Kreuzer noch tiefer hinein, zuletzt ſo tief, daß ich ihn ſelbſt nicht mehr herausbringen konnte. Weil ich die Schuld auf ihn warf, entſpann ſich ein Wortwechſel zwiſchen uns, deſſen Geflüſter immer lauter ward. „Was gibt's da hinten?" rief endlich der Vater mit zorniger Stimme, denn er war eben mit der Mutter uneins geworden. Mein Bruder wagte es, den Hergang zu erzählen. „Spitzbube," ſagte mein Vater darauf und riß mich hinter dem Ofen hervor; „gehört das Geld in die Ofenritzen? weißt du nicht, daß du es in den Sparhafen legen ſollſt?" Dann gab er mir ein paar tüchtige Ohrfeigen, unter denen die eine ſo übel geriet, daß ich bald darauf gar nichts mehr hörte. Meine Mutter und die Ahnfrau kamen mir zu Hilfe und verwieſen dem Vater mit Bitterkeit ſeine Behandlungsart. Darüber ward er noch mehr aufgebracht und drohte, meine Mutter zu ſchlagen. Die Großmutter ſtellte ſich zwiſchen beide und nannte ihn einen Tiger; da gab er ihr

im Zorne eine Ohrfeige; ſie lief zur Tür hinaus, gerade dem Großvater entgegen, der eben von der Arbeit heimkam, und klagte ihm, was ihr widerfahren war, auf die eindringlichſte Weiſe. Mein Großvater, in ſeinem ganzen Leben der friedlichſte Mann, ward darüber ſo aufgebracht, daß er mit ſeiner Axt in der Hand und mit dem Zimmermannswerkzeuge, das er in einem Korbe auf dem Rücken trug, in die Stube trat, und mit zürnendem Ernſte ſprach: „Hans, woher haſt du das Recht, mein Weib zu ſchlagen? Iſt das der Dank, daß wir dir geholfen haben? Du wäreſt wert, daß ich dir auch eins verſetzte!“ „Was?“ rief mein Vater mit wachſendem Ungeſtüm, „du Zimmermännlein! du wollteſt mich ſchlagen?“ und griff nach dem Großvater; aber dieſer floh und ging mit ſeinem Handwerkszeuge zu ſeinem Bruder. Denſelben Abend noch mietete er eine andere Wohnung, und den andern Morgen kamen er und die Ahnfrau ſtill und traurig herbei und trugen ein Stück ihres Hausgerätes nach dem andern hinweg. O, das war ſo ein ſchmerzlicher Anblick! Ich weiß es deutlich noch; ich ſtand auf der Gaſſe, unſerm Hauſe gegenüber, am Gartenzaune der Kloſterfrauen, und konnte nichts als ſchluchzen und weinen.

Weil ich nun ſo taub war, daß ich gar nichts hörte, tat meine Mutter ein Gelübde, ſie wolle in der Kapelle des ſogenannten Zwinger-Herrgottleins, eines Kruzifixes im Zwinger, zunächſt am obern Tore, eine Votivtafel aufhängen, wenn ich wieder hörend würde. Drei bis vier Wochen lang ging ſie täglich dahin, um für mich zu beten, und ich hatte meine größte Freude, wenn ich ſo vor ihr her ſpazieren durfte; denn in der Nähe war eine erhabene Schanze, mit Sträuchern bewachſen, die ich überaus liebte, und wohin ich allzeit lief, wenn ſie mir zu lange vor der Kapelle kniete. Die Taubheit war mir ſo wenig zur Laſt, daß ich meinen Verluſt kaum bemerkte und

beinahe froh war, nun nicht mehr zanken zu hören. Meine Mutter erzählte mir nachher, ihre tägliche Frage sei gewesen: „Xaveri! hörst du noch nichts?“ aber nie hätte ich geantwortet. Ihr Herzeleid war unaussprechlich. Endlich, als man einst auf dem nahen Pfarrkirchenturm mit allen Glocken läutete, fragte ich sie, was so wunderlich summe? Sie faßte Hoffnung darob, und wirklich fand sie am folgenden Morgen mein ganzes Kopfkissen beschmutzt; denn ein Geschwür hatte sich geöffnet. Darauf hörte ich wieder sehr gut. Gott sei gedankt, daß er mir diesen so nötigen Sinn von neuem schenkte.

Zweites Kapitel:

In der Klosterschule und beim Kantor.

Die Klosterfrauenschule — Allerlei Unarten — Die „Stiefelnonnen“ — Erstes Schulgehen beim Herrn Kantor — Strafsitten — Der „Schilling“ — Mechanische Tändeleien — Ueberladung des Magens und ein wichtiger Todesfall — Obstdiebereien — Unterhalt beim Großvater — Vergnügen im Grünen — Gefahren — Das Fischen — Das Erzählen — Hexen und Gespenster — Unterricht im Singen — Schöne Aussichten — Ich soll Geistlicher werden — Tagesordnung und erste Freundschaft — Jugendliche Religionsbegriffe — Die Blattern — Erster Verdienst — Die Bestechung und Strafe — Erdbeben und Ungewitter.

„Der Bube ist alt genug, er muß in die Schule,“ sagte mein Vater, „so ist er unter Tages beschäftigt und kommt uns vom Halse.“ Ich ward also zu unsern Nachbarinnen, den Klosterfrauen, in die Unterweisung geschickt. Die Buchstaben konnte ich bald nennen; denn Vater und Mutter unterrichteten mich auch zu Hause. Aber es litt einiger Anstand, bis ich begriff, daß man im Lesen die Namen der Mitlauter nicht ganz, sondern nur den An-

fangs- oder Endlaut davon aussprechen, und also, wenn Baum stand, nicht Be-a-u-em sondern Baum lesen müßte. Als ich dies gefaßt hatte, ging mir das übrige leicht vonstatten. Meine Schulgespielen waren meistens kleine Mädchen oder sehr junge Knaben. Die Mädchen lernten Lesen, Schreiben, Nähen, Stricken oder Spitzen klöppeln usw. Aber die Knaben buchstabierten beinahe alle im Namenbüchlein. Wenn sie größer wurden, schickte man sie zu den Schulmeistern.

Wollten die Nonnen uns belohnen, so gaben sie uns die Erlaubnis, in ihren schönen, großen Garten zu springen, oder das Kripplein zu sehen, oder den heiligen Joseph heimzusuchen. Die groteske Vorstellung der Krippe des Herrn mit beweglichen Figuren, mit holzhackenden oder den Pumpbrunnen ziehenden Männchen, oder einem umlaufenden Mühlrade und Springbrünnchen usw. war das ganze Jahr in einem besonderen Zimmerchen aufgestellt; ebenso der heilige Joseph, sitzend, mit einem veilchenblauen Schlafrock, einer weißen Halsbinde und roter Schärpe bekleidet, in Lebensgröße, mit Gliedern, die durch einen Zug beweglich waren, samt allen erdenklichen Zimmermanns- und Tischlerswerkzeugen, aus Holz geschnitzt und nach der Natur bemalt. O, wie freuten mich alle die schönen Siebensachen! Nie konnte ich mich satt daran sehen. Die Klosterfrauen hüteten sich auch wohl, uns den Anblick ihres Heiligtums so lange wir wollten zu erlauben; und es schien, als wenn sie es absichtlich darauf anlegten, daß uns dasselbe immer neu bleiben sollte.

Wollte man uns aber bestrafen, so mußten wir entweder eine abscheuliche Brille mit Gläsern, wie große, runde Fensterscheiben auf die Nase setzen, und mitten in die Stube herausknien, oder wir wurden in die Waschküche gesperrt, oder mußten gar den Kopf in ein Ofenloch stecken, das sich in einem finstern Holzkämmerchen befand, um die

Rute zu empfangen, ohne den Nonnen ein Ärgernis zu geben.

Nun mochte mein Vater die Kloſterfrauen nicht wohl leiden, erzählte von ihnen allerhand ſchnackiſches Zeug und nannte ſie nur ſpottweiſe die Stiefelnonnen. Deswegen achtete ich ihre Strafen und Verweiſe ſehr wenig. Mußte ich mit der Brille in die Mitte hinausknien, ſo ſchnitt ich Geſichter und machte Grimaſſen, daß die ganze Schule laut auflachte. Denn ich konnte nichts weniger dulden als Schande und glaubte ſie ſehr zu vermindern, wenn ich mich mit einer Art von Verachtung darüber beluſtigte und mir durch eine gewiſſe auszeichnende Lebhaftigkeit wenigſtens ebenſoviel Ehre bei den Schulkindern erwürbe, als mir die Strafe Erniedrigung zuzog. Einſt wollte die Lehrerin mir die Rute geben; allein ich riß mich los, ſprang zum Fenſter in den Garten hinaus und ſchrie immer „Stiefelnonne, Stiefelnonne," rettete mich durch die Gartentür und ſchlüpfte durch eine Regenrinne unter dem großen Tore in unſre Gaſſe hinaus.

Eine leere, mit Gras bewachſene Kalkgrube war auf dem Hofraume des Kloſters, hart an der bretternen Verzäunung, die ihn von unſerm Gäßchen ſchied. Ich fand ein Aſtloch in einem Brette, der Grube gerade gegenüber. Ehe man in die Schule ging, ſaßen die Mädchen, welche zu frühe gekommen waren, gewöhnlich ringsherum am Rande der Grube und plauderten miteinander. Lange belauſchte ich ſie; endlich fiel es mir ein, ſie zu erſchrecken. Ich nahm alſo den Mund voll Waſſer und ſpritzte es durch die Öffnung hinüber. Hu! das gab ein Lärmen! Als ich in die Schule kam, hatten mich die benetzten Kinder ſchon angeklagt, als hätte ich zu ihnen hinübergep .... „Du gottloſer Böſewicht!" ſagte die Lehrerin, „du biſt nicht wert, daß wir unſere Hände mit dir beſudeln; wir wollen dich aber gewiß deinem Vater zur Strafe empfehlen. Fort in-

deſſen! Ins Gefängnis mit dir! Ein ſo garſtiger Bube möchte ſonſt unſre ganze Schule verpeſten!" Ich mochte ſagen, was ich wollte; ohne angehört zu werden, mußte ich in die Waſchküche wandern, und man ſchloß die Tür feſt hinter mir zu. Das Waſchhaus war am Abhange des Hügels erbaut, auf dem das Kloſter ſtand. Die eine Seite des Daches reichte bis auf den Grund des höherliegenden Küchengartens herab; die engen Fenſterchen an der andern Seite waren dicht mit Brettern verſchloſſen. Alſo alles finſter. Die Weile ward mir in meinem Gefängnis erbärmlich lange, obſchon es lieblich nach Obſt roch. Umſonſt verſuchte ich alle Ausgänge. Nur oben in der Decke erblickte ich eine Öffnung, durch die etwas Licht hereinfiel. Ein großer Waſchzuber ſtand gerade darunter umgeſtürzt auf dem Boden; Wäſcheſtangen lagen an der Wand. Ich bemühte mich, ein paar davon aufzurichten und in die Öffnung zu ſtellen, ſtieg auf den Zuber, kletterte an den Stangen empor und ſchwang mich mühſam durch die Öffnung. Sieh, da lagen oben ſchöne Äpfel in der niedlichſten Ordnung auf Stroh und Brettern umher. Unbekümmert aß ich, ſo viel mein Magen faſſen mochte, füllte in Ermangelung eines Sackes die Beinkleider und das Hemde damit, öffnete den kleinen Laden eines Dachlichtes, und glitt über das Dächlein in den Küchengarten hinab. Um aus dem Garten zu kommen, mußte ich aber bis zur Tür ſchleichen, die hart unter den Fenſtern der Schule angebracht war. Die Lehrerin erblickte mich und rief mich an. Wie im Fluge lief ich den Hügel hinab zum Hoftore und verſuchte, wie ehemals durch die Regenrinne zu entſchlüpfen. Allein mir erging es diesmal, wie dem dickgewordenen Fuchſe im Hühnerſtalle: kaum war ich bis an die Beinkleider durchgekrochen, ſo blieb ich ſtecken; denn die Äpfel darin hatten mich zu dick gemacht. Ich ſah mich gezwungen, zurückzukriechen, erblickte ſogleich die Kloſterfrau, die mich

verfolgte, und wußte in der Eile keinen beſſern Rat, als mich an die nahe Miſtpfütze zu flüchten. Dort wartete ich, bis ſie mich haſchen wollte, ſprang rechts, wenn ſie zur Linken der Pfütze lief, und links, wenn ſie ſich rechts wandte, und das ſo lange, bis ſie des Laufens müde war und mich drohend verließ. Sie verklagte mich bei meinem Vater. Allein ich mußte ihm, ehe er mich ſtrafte, den Streich erzählen, und er lachte öfters hell dabei auf. Zuletzt gab er mir zwar einen derben Verweis; aber das ſchlechtverborgene Lächeln hinten im Winkel ſeines Mundes ſagte mir deutlich, daß ihm mein Abenteuer eben nicht ſehr mißfiel.

„Für die Stiefelnonnen iſt der Bube zu meiſterlos," ſagte mein Vater, „ich will ihn zum Kantor ſchicken." Meine Mutter führte mich den andern Tag hin. O wehe, da war eine ganz andere Zucht! Ich ſah ſchon in der erſten Stunde allerlei greuliche Exekutionen. Da bekam einer mit der Ochſenſehne einen mörderlichen Spanniol auf die geſpannten Beinkleider; dort wickelte der Lehrer einem andern einen Mantel um den Kopf, damit er nicht ſchreien könnte, und führte ihn in das ſogenannte Speckkämmerlein, wo ihm entweder mit der Rute oder gar mit der Ochſenſehne das nackte Sitzfleiſch fürchterlich durchgegerbt ward. Wenn ſo ein Bube wieder herauskam, wälzte er ſich gewöhnlich vor Schmerzen auf dem Boden, und der Kantor ſtieß ihn wild lachend mit Füßen. Die geringſte Strafe war, wenn man mit der Lederſeile auf die zuſammengepreßten fünf Fingerſpitzen, oder mit einer kurzen Ochſenſehne, in der vorne eine bleierne Kugel angebracht war, auf die offene Hand ſogenannte Tatzen (Hiebe) bekam. O, wie machte mich da die Furcht ſo ruhig! wie lernte ich mein Evangelium ſo fleißig leſen! Dennoch konnte es nicht fehlen, ich mußte manchmal eine der obigen Exekutionen an mir vollziehen laſſen. Wenn die Schule zu

Ende ging, war ich wenigſtens ſo froh, wie eine Meiſe, die dem Käfig entkommt.

Nun fing ich auch an, das Schreiben zu lernen. Mein Vater konnte ſelbſt ganz artige Buchſtaben zeichnen, aber, was er geſchrieben hatte, nimmer leſen. Da ſaß er nun an Sonn- und Feiertagen immer neben mir, einen Stecken oder eine Ochſenſehne in der Hand, und ſchlug mich derb auf die Finger, wenn ich einen falſchen Zug machte. Bei dieſer Arbeit ſchwitzte ich allzeit große Tropfen. Kaum konnte ich die Buchſtaben von freier Hand malen, ſo wagte ich es, einen Dankſagungsbrief an meine Ahnfrau zu ſchreiben. So wie die Laute der Wörter nach der ſchwäbiſchen Mundart aufeinander folgten, ſo wählte ich auch die gehörigen Buchſtaben dafür, wodurch eine ganz beſondere Orthographie in meinen Brief gebracht ward. Niemand half mir dazu, und als ich ihn durch meinen Bruder der Ahnfrau ſchickte, weinte ſie vor Freuden, zeigte den Brief herum und lobte mich über die Maßen. Dies war mir mehr Aufmunterung als alle Schläge. Bald mußte ich auch im Leſen geſchriebener Briefe mich üben. Da lag ich oft ſelbſt mit mir im Streite, wie dieſes oder jenes Wort abgeleitet wäre, wie die Zuſammenfügung der Silben geſchehen, oder wie es nach meinem Sinne geſchrieben werden müßte. Freilich irrte ich meiſtens; aber dennoch glaub' ich, dies Räſonnieren über Wörter war nicht ganz unnütz.

Der Marder würgte in einer Nacht mehr als 60 Tauben in unſerm Schlage ab, und der Vater kaufte weiter keine andern. Da kehrte ich mir das Taubenhaus rein aus, ſäuberte es, ſo gut ich konnte, und machte es zu meinem Studierſtübchen. Sobald ich nach Hauſe kam, ſetzte ich mich hinein und lernte das aufgegebene Penſum, fertigte meine Schrift, ſchnitzte dann, wenn Regenwetter einfiel, allerlei kindiſches Zeug, oder lief, wenn der Him-

mel heiter war, zu den Buben auf die Gasse. Schläge, noch mehr aber Lob hatten mich an diese Ordnung gewöhnt.

Einst redete mir Herr Kantor sehr eindringend und in vertraulichem Tone zu, ich sollte fleißig lernen, und malte mir alle guten Folgen davon lebhaft vor Augen. Da brach ich in die Worte aus: „Ja, Herr Kantor, das Lernen wäre schon recht, wenn es nur nicht so viele Mühe kostete!“ — „Du Tagdieb,“ sprach er dann und griff lächelnd nach der Ochsensehne, „meinst du, es sollen dir die gebratenen Vögel in den Mund fliegen? Es ist kein Mensch in der Welt, der nicht arbeiten muß, und du wolltest allein jede ernsthaftere Bemühung scheuen? Dies Werkzeug wird dir den guten Willen schon eingießen, wenn du nicht freiwillig fleißig sein willst!“ Diesmal ging es zwar noch ohne Schläge ab: allein meine obige Äußerung wurde mir so oft vorgerückt, als ich in einem Pensum stockte, und dann allzeit sehr derb und auf die handgreiflichste Weise widerlegt. Fleißig lernte ich, was mir der strenge Mann zu lernen befahl, und erschien, von der Furcht gejagt, gewöhnlich einer der ersten vor dem Schulhaus. Manchmal fügte es sich, daß ich zu frühe kam. Um mir dann die Zeit zu kürzen, setzte ich mich auf dem Kirchhofe in eine trockene Regenrinne, legte mein Büchlein offen neben mich hin und tändelte während des Auswendiglernens im Sande. Dies bemerkte Herr Kantor, wie ich nachher erfuhr, mit nicht geringem Wohlgefallen und ward dadurch bewogen, mich vor andern zum künftigen Studenten auszuwählen.

Wenn mein Vater nicht eben bei schlimmer Laune war, betrug er sich herzlich gut und freundlich gegen uns. Er saß oft bis nachts 12 Uhr am Tische und schnitzte für uns Kinder allerlei Maschinen zum Spielen. So verfertigte er z. B. kleine Handmühlen, auf denen wir Sand abmahlen konnten, oder bohrte Löchlein in einen hölzernen

Teller und ſteckte kleine Tannenzweige darein, daß es ausſah wie ein Wäldchen, mit Jägern, Hirſchen und wilden Schweinen bevölkert. Die Figuren wußte er ſelbſt mit Mennig und Grünſpan zu malen. Aber ich erinnere mich wohl, ſeine Jäger gefielen mir nicht; alle waren garſtig gebückte Karikaturen, die zum Schießen bereit lagen und entſetzlich große Naſen hatten. Darin ſetzte er ſeine Hauptſtärke, wenn er zeichnete. Dennoch begafften wir die bunte Arbeit mit Herzensluſt und beobachteten alle Handgriffe mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit, um ſelbſt Maſchinen von unſerer eigenen Erfindung zu bauen oder allerlei Figuren nachzukleckſen; Verſuche, die uns gewiß nicht ganz unnütz waren, und immer geringe Übungen unſrer jugendlichen Kräfte. Einſt hatte ich eine Art Schöpfbrunnen gekünſtelt, den ich einen Schnabrigengges nannte, ohne wirklich einen deutlichen Begriff mit dieſem ſinnloſen Worte zu verbinden. Ich brachte ihn in die Stube, als eben der Metzger da war, der uns ein Schweinchen abgeſtochen hatte. Er bewunderte zum Spaße mein kindiſches Machwerk und ſagte, ich ſollte bei ihm einſprechen, er wollte mir gewiß mit gutem Eſſen aufwarten. Das Lob tat mir ſo wohl, daß ich nun immer an neuen Maſchinen arbeitete. — Der Metzger war meiner Ahnfrau Bruder. Sie nahm mich bald darauf mit ſich, als ſie ihn beſuchte, und mein Vetter hielt Wort und ſetzte mir eine ganze Schüſſel voll Grüben (Greuben) vor. So nennt man in unſrer Gegend die kleinen dürren Schwartenbröcklein, welche übrig bleiben, wenn man Schweineſchmalz ausſiedet. Ich aß mit dem größten Appetit, bis ich einen Ekel empfand. Bald darauf ward mir überaus wehe, und meine Großmutter hatte viel auszuſtehen, bis ſie mich heimbrachte. Wie tot lag ich eine Weile zu Hauſe, ſchlief endlich ein und erwachte den andern Tag friſch und geſund; aber noch heute ekelt mir vor Schweinefett. Der Metzger kam ein

andermal wieder zum Schlachten in unſer Haus. Er brachte zum Spaße Greuben mit, aber ich lief davon, ſobald ich ſie roch.

Wir hatten eine einzige Kuh, die ſo fromm war wie ein Lamm. Wenn die Mutter abends noch nicht vom Felde gekommen war, ließ ſie ſich willig von mir an die Kette legen und hütete ſich wohl, mich zu treten, auch ſogar als ich einmal aus übergroßer Geſchicklichkeit unter ſie hineinfiel. Solange ſie lebte, konnte jeder von uns Knaben zur Sommerszeit alle Morgen ein Geſchirrchen voll ſaurer, geſtockter Milch eſſen, damals eine meiner liebſten Speiſen. Dieſer Kuh ſchien einſt etwas zu fehlen. Meine Mutter ließ einen Hirten (den ſogenannten Schweizer) kommen und fragte ihn um Rat. Ich weiß es noch, wie er ſagte: „Die Kuh hat die Erbſen (eine Krankheit), wenn ihr mir folgen wollt, ſo ſchlachtet ſie ab, ehe ſie zugrunde geht.“ Das war uns allen ein Donnerſchlag. Der Vater konnte keine andere kaufen; denn er hatte nicht ſoviel Geld, weil er das meiſte einem Manne von Donauwörth gegeben hatte, damit er im Darmſaitenmachen beſſern Unterricht erhalten und der ſchweren Zieglerarbeit los werden möchte, die er nun ſchon mehrere Jahre bei ſeinem Bruder, dem Ziegler zu Höchſtädt, verrichtete. Allein was konnte man tun? Wenn man nicht den Wert des Fleiſches verlieren wollte, ſo mußte die Kuh geſchlachtet werden. Der Metzger ward alſo gerufen. Man brachte das Schlachtopfer aus dem Stalle, band es an einen Balken des Hauſes und führte den tödlichen Streich. Ach, ich ſchrie und ſchluchzte vor innigſter Wehmut und konnte den mörderlichen Anblick nicht ertragen, als das gute Tier erſchlagen da lag, und noch die letzten Zuckungen ſeine Füße bewegten. Laut weinend lief ich weg. Nun hatte es mit dem Milcheſſen für immer ein Ende!

Deſto hungriger ſtrebten wir nach Obſt. Aber in unſerm Gärtchen wuchs keines, und Geld hatten wir nicht,

um eines zu kaufen. Selten bekamen wir ein paar Birnen geſchenkt. Mein Bruder Hans-Michel und ich machten alſo gemeine Sache miteinander und ſchlüpften durch die Hecke, die unſer Gärtchen von dem großen Garten der Kloſterfrauen trennte. Immer lag da herabgefallenes Obſt unter den Bäumen. Wir füllten geſchwind unſer Beinkleidermagazin und krochen wieder durch die Hecke. Das trieben wir ziemlich lange, ehe man es bemerkte. Wir wurden immer verwegener. Schon warfen wir mit kleinen Prügeln das Obſt herunter. Zuletzt ſtiegen wir gar hinauf und riſſen ab, was uns gefiel; denn im Umgang mit andern Knaben hatten wir bereits auf Bäume klettern und kühner rauben gelernt. Wir gruben in unſern Heuſtock ein Loch, ſo tief wir es graben konnten; in dieſem Loche, das wir, nach anderer Buben Weiſe, ein Mautenhohl nannten, verbargen wir alle geſammelten Früchte und beſuchten es, ſo oft wir Hunger hatten.

Nach und nach bemerkten die Kloſterfrauen unſern Unfug und lauerten auf die Diebe. Einſt war ich auf einen Baum geſtiegen und warf Birnen herab, mein Bruder las ſie unten auf. Da ſprang eine Kloſterfrau auf uns zu. Mein Bruder rief: „Xaveri, lauf!“ und ſchlüpfte geſchwind durch die Hecke. Bis ich vom Baume herabkam, war die Kloſterfrau ſehr nahe. Dennoch entlief ich ihr. Aber im Durchkriechen durch die Hecke ſtießen mir die Dornen den Strohhut vom Kopfe, und bis ich mich umwenden konnte, um ihn herauszulangen, hatte ihn die Kloſterfrau weg und drohte, ihn meinem Vater zu geben, der mich gewiß wegen der Gartendieberei tüchtig abprügeln ſollte. Es würde auch richtig geſchehen ſein, wenn ſie geklagt hätte. Denn ſo wenig er ſich erkundigte, woher wir unſer Obſt nähmen, ſo ſtrenge verbot er uns das Steigen in fremde Gärten, weil er fürchtete, man möchte uns ertappen und in das Narrenhäuschen führen laſſen, wel-

ches mit Hineinſperren und Herauslaſſen 21 Kreuzer gekoſtet hätte; und das war für ihn keine geringe Summe. Jämmerlich ſchrie ich alſo und bat um meinen Strohhut. Die Kloſterfrau ließ ſich endlich, vielleicht weil ſie die Strenge meines Vaters kannte, bewegen und reichte mir den Hut wieder; aber ich mußte verſprechen, nicht mehr durch die Hecke zu ſchlüpfen. Meiner Mutter jedoch erzählte ſie den Vorfall. Dieſe hielt mir eine lange Strafpredigt darüber, ſtellte mir die Schuldigkeit, das gegebene Wort zu halten, recht lebhaft vor Augen, und wußte die Unredlichkeit derer, die ihr Verſprechen nicht halten, mit den lebendigſten Farben zu malen. Da entfuhr mir zuletzt die Rede: „Ei Mutter, denkſt du noch an den verſprochenen Kreuzer wegen des Schloſſes des Lumpenmichels?“ Sie war betroffen darüber, und das Predigen nahm ein Ende.

Weil wir nun fürchteten, man würde uns wieder ertappen, und doch die ſchönen Früchte nicht gern ganz entbehren mochten, ſo holten wir ein paar andere Knaben in unſer Gärtchen und ließen ſie durch die Hecke kriechen: „Euch kennt man nicht, aber uns,“ ſagten wir. Die Knaben brachten uns Äpfel und Birnen, ſoviel wir wollten. Endlich wurden die Kloſterfrauen gewahr, daß wieder Diebe durch unſere Gartenhecke paſſierten. Um jedermann die Luſt zu vertreiben, hindurchzuſchlüpfen, beſchmierten ſie den Grasboden, zunächſt an der Hecke, eine ziemliche Strecke weit, mit dem abſcheulichſten Unflat. Unſere Buben ließen ſich aber dadurch nicht irre machen: „Man kann's wieder abwaſchen“, ſagten ſie und krochen wie vorher hindurch. Selbſt mein Bruder Hans Michel wagte es, ihnen Geſellſchaft zu leiſten. Leiſe ſchlichen ſie ſich an einen Baum; mein Bruder ſtieg hinauf und ſchüttelte, ſeine beiden Gefährten klaubten unten und ich lauſchte durch die Hecke, um ihnen ſogleich ein Zeichen zu geben, wenn die Kloſterpforte ſich öffnen würde. Aber

an's Gartenhäuschen hatten wir gar nicht gedacht, aus dem plötzlich eine Kloſterfrau hervorſprang und meine Geſpielen verfolgte. Die Klauber liefen fort, ſie ihnen nach bis an die beſtrichene Stelle. Beide Knaben konnten nicht auf einmal durch die Lücke ſchlüpfen; da blieb der eine mitten auf dem unreinen Platze ſtehen, ſchnitt Grimaſſen, tauchte die Hände in Unrat und hielt ſie ihr lachend entgegen. Was Rats? Wollte ſie nicht beſchmutzt werden, ſo mußte ſie gehen. Alſo lief ſie zum Baum, auf dem ſich mein Bruder im dichteſten Laube verſteckt hielt. „Ich ſehe dich ſchon," rief ſie hinauf, „du mußt mir in's Narrenhäuschen. Steige nur herunter, oder ich ſtoße dich mit dieſer Stange herab." Wirklich ergriff ſie auch die im Graſe liegende Stange; aber der Bube ſtieg bis zum höchſten Wipfel hinauf, wohin die Stange nicht reichte. „Ich will dich da droben ſchon zeitig werden laſſen," ſagte ſie, warf ihre lange Stange weg und ging unter dem Baume umher. Uns wurde um den Belagerten bange. Wir warfen alſo ungeſehen mit Steinen und morſchen Birnen nach der Kloſterfrau. Allein ſie ſtellte ſich ſo, daß ſie der Stamm des Baumes vor unſern Würfen beſchützte. Endlich ergriff der Gefangene auf dem Baume ein ſehr einfaches Rettungsmittel, an das wir alle nicht gedacht hatten; denn die Angſt iſt erfinderiſch. Er machte es beinahe wie der Fuchs, wenn ihn ein Hund zu lange verfolgt, und p . . . te auf die Nonne herab. Da lief ſie, wie gejagt, von ihrem Wachtpoſten ins Freie, zankend und ſich abtrocknend; und ehe ſie es vermutete, war der Knabe den Baum herabgeklettert und entlaufen. Vergebens drohte ſie uns. Der Vater vernahm nachher die Poſſe, aber ſie dünkte ihn zu lächerlich, als daß er uns hätte beſtrafen ſollen. Vielmehr liebte er den Hans Michel ſeines ſchnellen Witzes wegen, der ſich auch in andern Fällen äußerte, nur deſto mehr.

So gut, wie bei den Kloſterfrauen, gerieten dergleichen Streiche im Schloßgarten nicht. Der Schloßjäger war zugleich Gartenhüter. Wir fürchteten nichts ſo ſehr als ſein Geſchoß. Dennoch wurde manchmal ein Haufen Knaben einig, die ſchönen Kirſchen zu beſuchen, die ihnen über den Bretterzaun herüber ſo einladend zulachten. Einſt hatten wir Rat gehalten, wie wir mit der geringſten Gefahr das Wageſtück unternehmen könnten. Die meiſten Stimmen fielen dahin aus, wir wollten unten am Zaune ein Brett losmachen, damit einer nach dem andern hineinkriechen könnte, zwei ſollten Wache halten und die Beute am Ende mit uns teilen, aber ſobald ſie etwas Verdächtiges bemerkten, uns ſogleich ein lautes Zeichen geben. Der Entſchluß ward ausgeführt. Dort, wo zunächſt am Boden ein Brett des Zaunes an einen eingerammten Pfahl befeſtigt war, riſſen wir es mit vieler Mühe von den Nägeln los, ſpreizten es mit einem kurzen Stecken ſo weit auf, daß wir einzeln unter der Spreize hindurchkriechen konnten, und beſtiegen die Bäumchen umher, die voll ſchöner Kirſchen hingen. Weil wir kein anderes Kleid als Beinkleider und Hemden am Leibe hatten, mußten uns dieſelben für Taſchen gelten. Plötzlich erſchallte das Pfeifchen unſrer Wächter. Alle ſprangen von den Bäumen. Es ward ein großes Gedränge am engen Ausgange, den wir uns bereitet hatten. Einige der Größern ſchwangen ſich in der Angſt über den Zaun; ich verſuchte es auch, aber ich war zu klein, als daß es mir gelingen konnte, und mußte alſo durch die ſchon beſetzte Öffnung zu entkommen eilen. Allein ich ward der letzte, und meine Vorgänger hatten im Durchkriechen die Spreize losgeriſſen, ſo daß mich das Brett durch ſeine Federkraft klemmte, meine Kirſchen größtenteils zerdrückte und die Flucht verzögerte. Der Jäger kam indeſſen gelaufen und wollte mich bei den Beinen zurückziehen. Allein ich ſtemmte mich,

weil ich einmal die Arme los hatte, ſo feſt dagegen, daß er ſein Vorhaben aufgab, mir die Beinkleider abſtreifte, die naheſtehenden Brenneſſeln abriß und derb damit auf mich loshieb, bis ich ſeiner müden Hand entſchlüpfte. O, das brannte! Froh, entkommen zu ſein, und doch heulend lief ich ins Felbergärtchen, ſtach mit meinem Meſſerchen geſchwinde ein Stück Raſen los und ſetzte mich in die friſche Erde, ſo wie wir Knaben ein Glied mit Erde zuzudecken pflegten, welches der Stich einer Biene verletzt hatte. Der ganze Trupp unſrer kleinen Korſaren ſammelte ſich um mich her, um ſeinen Spott mit mir zu treiben; das ſchmerzte beinahe ſo ſehr, als das Peitſchen mit Neſſeln. Und als ich abends nach Hauſe kam, meine Beinkleider ausziehen ſollte und nicht wollte, und der Vater die Makeln von den zerdrückten Kirſchen im Hemde ſah, da bekam ich erſt noch obendrein einen neuen Lohn. „Wo biſt du wieder in den Garten geſtiegen?“ fragte er zornig; ich mußte geſtehen und erhielt, als er vom Schloßgarten hörte, eine doppelte Tracht Schläge und damit gute Nacht.

Nachdem unſere Kuh geſchlachtet war, hatten wir einen guten Teil weniger Nahrung; man mußte Schmalz, Butter und Milch kaufen. Der Großvater hatte mich immer noch ſehr lieb; er erbot ſich, mich zu nähren. Ich war herzlich froh, von der geringen Koſt der Eltern in eine etwas beſſere zu kommen. Es hatte immer geheißen: Sauerkraut und Brot, Erdäpfel und Brot, und wieder Sauerkraut und Brot uſw. Jetzt hieß es doch: Suppe und Nudeln (Gebackenes), allerlei Gemüſe, und an großen Feſttagen wohl gar Fleiſch. Noch mehr aber freute es mich, die Verweiſe meines Vaters nun nicht mehr ſo oft wie vormals anhören zu müſſen. Zwar durfte ich nicht beim Großvater ſchlafen, ſondern mußte jeden Abend in des Vaters Wohnung zurückkommen, um da zu übernach-

ten; aber ich war doch unter Tags glücklicher, als ich bisher gewesen war. Wenn ich morgens zur Schule ging, führte mich der Weg am Hause, wo die Großeltern wohnten, vorüber; dort blieb ich allzeit, unten an der Fensterwand, stehen, rief so lange hinauf, bis mich die Ahnfrau hörte, und bat um ein Stück Schulbrot, das sie mir niemals verweigerte. Einst trieb man eben die Viehherde aus, als ich unten auf der Gasse stand und mit aufmerksamen Blicken das Fenster hütete, woher ich mit Proviant versehen werden sollte. Plötzlich packte mich etwas rückwärts bei dem kleinen Wams und warf mich ziemlich hoch in die Luft, daß ich sehr unsanft auf das Steinpflaster zu sitzen kam. Als ich mich umsah, war's der Herdenstier gewesen, der sich das Vergnügen gemacht hatte, mich kleinen Schreier auf die Hörner zu laden und spielend ein wenig empor zu schleudern. Doch tat mir der Fall nicht den geringsten Schaden. Aber mehr als zwanzigmal kam mir nachher diese Geschichte, wunderlich verstaltet, im Traume vor, und gar oft mußte ich mit Stieren kämpfen.

Der Großvater und ich machten ordentlich Partei gegen die Ahnfrau, wenn sie uns nicht kochen wollte, was wir gern aßen. Noch erinnere ich mich z. B. wie wir einst bei Tische saßen und Sauerkraut aufgetragen wurde. Das war nun eben unsre liebste Speise nicht. „Schon wieder Kraut!" sagte der Großvater mit verzogenem Munde und stieß mich lächelnd an den Ellbogen. Ich hatte eine Dohle neben mir auf der Bank sitzen, mit der ich zu spielen pflegte. Diese nahm ich auf die Hand und hielt sie so an die Schüssel, daß ihr Schweif in das Essen sah, und sagte einen boshaft kindischen Schwabenreim. Mein Großvater wollte sich darüber beinahe außer Atem lachen; aber die Ahnfrau nahm zornig den Kochlöffel und hieb tapfer auf mich zu: „Was? du Kröte, willst mir das Essen verachten? Wirst noch einmal froh sein, wenn du genug Kraut hast!"

Auch wollte ſie der Dohle den Hals umdrehen; aber lieber hätte ich mich ſelbſt erdroſſeln laſſen, als meinen Vogel. Indeſſen eilte mir der Großvater zu Hilfe, zog ſein ledernes Käppchen und ſchlug zum Spaße damit auf die Ahnfrau los, bis ſich der Krieg mit Lachen endigte. Dergleichen Szenen waren nicht ſelten.

Vor dem untern Stadttor erhebt ſich das Zimmerhaus am Ufer des Altwaſſers, eines langgeſtreckten Teiches, wo ehemals die Donau floß. Mein liebes Felbergärtchen, Wieſen, allerlei Obſtgärten und eine Brücke waren nicht fern Dorthin nahm mich oft mein Großvater mit. O, wie freute ich mich da, über die hoch aufgehäuften Baumſtämme klettern, oder mich hinter den ordentlich übereinandergelegten Brettern verbergen und in der Gegend umherhüpfen zu können.

Zuweilen nahm mich auch die Ahnfrau zum Kümmelleſen mit. Ich ſammelte fleißig meine kleine Bürde und ward nicht müde, nach Schmetterlingen zu laufen. O, wie wohl tat es mir, im hohen, lieblich duftenden Graſe zu waten, wenn ich eben vorher den halben Tag in der dumpfigen Schule geſeſſen und ſchüchtern geſeufzt hatte! Nur der Durſt quälte mich zuweilen. Da gab mir die Ahnfrau Sauerampferblättchen zu kauen, oder die ſüßen Honigbehälter des Wieſenklees, ein angenehmes Linderungsmittel des brennenden Durſtes! Manchmal, wenn der Großvater im Walde Holz fällen half, durfte ich ſie begleiten, um ihm Speiſe und Trank zu bringen; da lehrte ſie mich jedes Kraut, das uns aufſtieß, jeden Baum, deſſen Geſtalt mich ſonderbar dünkte, jeden Vogel, deſſen Laut wir vernahmen, kurz, alle neuen Gegenſtände, die uns begegneten, kennen. Dies hatte unendliche Reize für mich.

Auch mein Vater nahm mich zuweilen, wenn ich eine hübſche Schrift geſchrieben hatte, in das ſogen. Fiſcherhölzlein mit, wo es Haſen und Vogelneſtchen gab. Er

machte mich auf alles aufmerksam, zeigte mir verschiedene Gewächse und Tierchen und erzählte mir von manchen Dingen, wozu sie brauchbar wären. Am Dreifaltigkeitssonntage gingen meine Eltern, einer alten Gewohnheit zufolge, in das Feld hinaus zu einer Bildsäule, auf der die drei Personen der Gottheit in Wolken abgemalt waren, und pflegten da ihre Wallfahrtsandacht. Wir Kinder durften sie begleiten. O, wie schön dünkte uns da immer das weite unabsehbare Kornmeer voll bunter Blumen und Kräuter, voll Lerchengesang und Wachtelschlag! Dann besahen wir unser kleines Ackerfeld und empfanden große Freude darob, sagen zu können: das blüht und wächst für uns.

An andern Feiertagen führte mich der Vater in den Wald an der Donau, wo wir im Sommer Erdbeeren pflückten, oder im Herbste Haselnüsse lasen, oder die besten Plätze suchten, um Eicheln, dürres Holz und Laub zu sammeln. Da zeigte er mir wilde Tauben, Hasen und allerlei Raubvögel und einen Biberbau; und erzählte mir, wie er einst mit bloßer Hand einen Biber, den er für eine Fischotter hielt, fangen wollte, und wie ihm der Biber mit seinen Hauzähnen beinahe die Hand abgeschlagen hätte.

Nachdem ich einmal in der Gegend vor dem Tore bekannt war, lief ich ins Freie hinaus, so oft es anging, und traf da meistenteils Gesellschaft von andern Knaben an. Im Sommer, nachmittags an Feiertagen, nahmen sie mich oft zum Baden mit. Es war zwar scharf verboten, allein wir hatten des wenig acht; trockneten, ehe wir zur Vesper gingen, unsere Haare fleißig, damit man uns nicht ansehen möchte, was wir getan hatten; oder blieben gar vom Gottesdienste weg, wenn es uns nicht gelingen wollte, trocken zu werden. Einst badeten wir uns in einem seichten Arme der alten Donau, über welchen ein Brückchen geschlagen war. Wir liefen nach der Reihe mitten auf das Brückchen und stürzten uns in die Kühlung hinab. So trieben wir's,

bis zwei Ratsherren mit einem kleinen Hunde des Weges kamen, der über das Brückchen führte. „Flieht, Buben, flieht," rief unser Anführer, ein größerer Knabe, „sonst bekommen wir alle einen Stadtschilling" (öffentlich auf dem Markte die Rute). Jeder nahm also seine Kleider an den Arm, und lief, was er konnte, nackt eine lange Wiese hinab, bis wo unser kleines Badwasser in die Donau floß. Dort stand eine große Salzzille (ein Schiff). Wir sprangen, vom Hunde der Herren verfolgt, in das Schiff und warfen uns in die Kleider; die Herren kamen immer näher. Ein panischer Schrecken ergriff uns. Ein Knabe schrie: „Wir müssen das Schiff losmachen; Messer her, Messer her!" Da schnitten einige die Bänder entzwei, an denen das Schiff befestigt war, und es schwamm die Donau hinab. Eine gefährliche Unvorsichtigkeit! Wir hätten alle ertrinken können, denn es war kein Ruder im ganzen Fahrzeug, und unten, beim Dorfe Sondernheim, ragten Felsen aus dem Wasser. Wir fingen auch die Gefahr zu fühlen an. Zu gutem Glücke aber legte das Schiff sich selbst an's Gestade, und wir konnten aussteigen. Ich zweifle sehr, ob es gut getan ist, das Baden den Kindern ganz zu verbieten. Denn die Erfahrung lehrt allenthalben, daß ungeachtet der strengsten Verbote die Knaben im Sommer doch zum Baden an versteckte Uferplätze gehen. Wäre es nicht am besten, wenn die Obrigkeit gewisse gefahrlose Stellen in Flüssen und Bächen zu diesem Gebrauche bestimmte, und nur das Baden an andern Stellen bei Strafe untersagte?

Manchmal saßen wir, ohne die Kleider abzulegen, mitten in das Bächlein hinein, das durch die Stadt fließt, und machten Teiche mit einem starken Ausfluß, bei dem wir ein Mühlrädchen mit einer Welle und Klöppeln anbrachten, die wir selbst geschnitzt hatten; oder wir machten aus hohlem Schilfrohr Wasserleitungen und Rohrbrunnen; zwei meiner liebsten Beschäftigungen. Wenn uns die Leute

ſagten: „Ei, Buben, eure Kleider werden ja tropfnaß,“ antworteten wir unbekümmert: „O, ſie trocknen ſchon wieder!“

Ich war immer ſehr gierig nach Fiſchen und kaufte mir deshalb eine Angel; der Vater drehte mir aus Roßhaaren eine Schnur daran; ich ging auf die Brücke über das Altwaſſer, das von Barſchen wimmelte, und verſuchte einige zu fangen. Manchen zog ich auf die Brücke und verletzte mich an ſeiner ſtachligen Rückenfeder, wenn ich verhindern wollte, daß er mir nicht mehr ins Waſſer tanzte. Aber die Fiſcher verjagten mich bald von der vorteilhaften Stelle und nahmen mir Angel und Rute. Deswegen tat ich jedoch nicht auf allen Fiſchfang Verzicht. Wir haſchten Steinkrebſe und Gründlinge in kleinen Bächen und ſtellten den zurückgebliebenen Fiſchen in jeder Kiesgrube am Ufer nach. So gingen wir Kinder einſt, nach einem großen Gewäſſer, mit der Mutter auf die Viehweide zum Heuen. In einer Grube ſahen wir etwas wurmen und haſchten lange darnach im Schlamme herum, ohne es fangen zu können. Die Mutter war indeſſen an ihre Arbeit gegangen. Da ſpazierte ein Soldat vorüber und bemerkte uns in der Grube, ſah auch, wie das Ding, dem wir nachjagten, bald da bald dort im Schlamme wühlte. Er nahm unſern Rechen, der im Graſe lag, erſah ſeinen Vorteil und riß — den ſchönſten Hecht ans Land heraus. Wir glaubten, er würde ihn uns geben. Aber er lachte unſer und lief davon. O, wie verdroß uns das! Weithin verfolgten wir ihn mit Bitten, Vorwürfen, Schimpf und Tätlichkeiten. Hätten wir damals etwas von Prozeſſen gewußt, wir hätten ihm gewiß einen an den Hals geworfen. Traurig liefen wir zu der Mutter und erzählten ihr unſer Schickſal. Allein da war keine Hilfe zu finden. Bald vergaßen wir den Hecht. Möchte doch dies bei jedem Unrechte, das einem widerfährt, die Geſchichte der Rache, und bei jedem Anlaſſe zu einem

Rechtsſtreite, noch ehe er beginnt, der Ausgang ſein. Abends ſetzte man uns auf ein Fuder Heu und fuhr nach der Heimat. Man mußte über einen Graben. Dort ſchlug der Wagen um, und ich fiel in den dicken Schlamm bis über die Ohren und das Heu über mich her. Man zog mich aber bald hervor und wuſch mich ab. Es hätte nicht länger dauern dürfen, ſo wäre ich erſtickt.

Oft erzählte uns der Vater vor dem Schlafengehen allerlei Geſchichten von wilden Tieren, Gaunern im Walde, der wilden Jagd und dergl. Da waren wir ganz Ohr. Wir Kinder lagen in einer Kammer beiſammen. Jeder hatte ſein beſonderes Bettſtättchen. Ich lag an einer dünnen Wand, die nur aus Reifen geflochten und mit Lehm bekleidet war. Wenn es regnete, hörte ich alle Tropfen vom Dache plätſchern; das war mir eine überaus angenehme Muſik, und ich ſchlief dann noch einmal ſo ſüß. Wir hatten unter uns das Geſetz gemacht, daß jede Nacht ein andrer, wenn wir zu Bette gegangen wären, ſo lange erzählen ſollte, bis er merken würde, daß die übrigen beiden ſchliefen. Eifrig ſtudierte alſo jeder auf eine lange Geſchichte, und wenn ſie nicht lang genug war, ſo ſuchte er ſie mit allen Umſtänden auszumalen, daß ſie lang würde. Wenn einer wenig oder nichts Gefallendes zu erzählen wußte, ſo hatte es nichts zu bedeuten; er machte uns bald lange Weile, und wir ſchliefen auch bald ein. Aber die Kunſt beſtand darin, ſo zu erzählen, daß die andern keine Luſt bekamen, einzuſchlafen und die Phantaſie recht lange in lebhaftem Spiel zu erhalten. Wir ſetzten ordentlich eine Ehre darein, dieſes Ziel am beſten zu erreichen. Unſre Wißbegierde ward dadurch unvermerkt zu einem hohen Grade aufgeregt, und wir baten jedermann, er möchte uns doch etwas erzählen. Mein jüngſter Bruder, Franz Joſeph, hatte gewöhnlich die luſtigſten Einfälle. Lange wußten wir nicht, wie das zuging. Endlich erfuhren wir's. Er hatte ſich

an einen Soldaten gemacht, der bei einem unſrer Nachbarn im Quartier lag und ihm eine Menge drolliges Zeug erzählte. Ich malte meine Geſchichten zu ſehr aus und wollte ſie zu genau darſtellen. Darüber verloren ſie ihren Reiz und wurden langweilig. — Gar oft phantaſierten wir von nichts als von Kriegen unter den Tieren, oder unter den Vögeln, oder von Räuberbanden und einöden Wirtshäuſern im Walde. Überhaupt glaube ich, ward damals unſre Phantaſie auf eine gewiſſe Art ſehr geübt, und vielleicht ſchreibt ſich mein Hang zu Dichtungen daher: Denn wir blieben unſerm Geſetze ein paar Jahre lang getreu, weil wir unſer eigenes Vergnügen dabei fanden. Oft äußerten wir auch unſere kindiſchen Wünſche und malten die Lage mit allen Farben aus, in der wir uns gerne befunden hätten. Noch weiß ich's, daß ich wünſchte, tief in einem Walde, wo viel wildes Obſt wüchſe, auf einem hohen Baum ein geflochtenes Zimmerchen zu haben, in welchem ein Bett ſtünde und ein Kaſten mit Schneidewerkzeugen, um allerlei ſchnitzen zu können. Ich wollte mir eine Art Leiter an dem Baume befeſtigen, die zum Hinaufziehen zubereitet wäre, ſo daß niemand mich überraſchen oder in meiner Klauſe beunruhigen könnte. Immer glaube ich, dieſer Wunſch hat etwas Charakteriſtiſches an ſich. Eine Zurückgezogenheit und gänzliche Anhänglichkeit an das, was ich eben liebe, die noch nicht aus meiner Seele verſchwunden ſind, leuchten daraus hervor.

Unſer Hang zu abenteuerlichen Erzählungen erhielt eine vorzügliche Nahrung im Winter. Da verſammelten ſich nachts die Nachbarsleute mit den Spinnrocken in unſerer Stube und plauderten gar zu gern von Geſpenſtern, Hexen, Zauberern, Truten, Poltergeiſtern, weißen Frauen, verſunkenen Schlöſſern, gefundenen Schätzen, Alraunen, vom Unſichtbar- und Feſtmachen und dergl. Aufmerkſam ſaß ich hinter dem Ofen in meinem Winkelchen und wollte

durchaus nicht zu Bette, obſchon ich gar oft auf der Bank einſchlief, wenn das Geſpräch für mich nicht intereſſant genug war; oft getraute ich mir auch nicht mehr allein hinauszugehen, weil mich die Erzählungen von Geſpenſtern uſw. ſehr furchtſam gemacht hatten.

Meine Mutter geriet öfters, wenn ſie nachts, an einem Fenſter ohne Läden, in unſrer Stube ſaß, in einen paniſchen Schrecken und glaubte, der Böſe ſchaue herein. Einſt hatte ſich wirklich eine Katze auf das Fenſtergeſimſe geſetzt; da fiel ſie ohnmächtig von der Bank herab.

Im Winter wurde uns einmal eine Henne krank und legte ein Ei ohne die gewöhnliche harte Schale. Sorgfältig machte meine Mutter derſelben ein Bette unter dem Kruzifix zurecht, beſprengte ſie mit Weihwaſſer und holte einen Kapuziner, um die Kranke zu benedizieren. Der Kapuziner ſaß eben beim Abendeſſen und wollte — vielleicht auch der Unwichtigkeit des Vorfalls wegen — nicht ſogleich gehen; allein meine Mutter machte die Sache ſo dringend, daß der Pater endlich, obſchon etwas verdroſſen, mit ihr ging. Noch glaube ich ihn zu ſehen, wie er die Henne ſamt der ganzen Stube ſegnete, kreuzte, beſprengte und beräucherte. Zuletzt ſtellte er das kleine Becken, worin der Hexenrauch auf der Glut lag, zur Erde, hieß jedes von uns nach der Reihe, mit auseinandergeſpreizten Beinen, eine Weile darüberſtehen und murmelte aus einem ſchmutzigen Büchlein einige uns unverſtändliche Formeln her. Dann befahl er die Hühnerſteige, die unter der Eltern Bettſtelle war, fleißig zu ſäubern und reinen Sand hineinzuſtreuen und verließ uns mit der Anweiſung, wir ſollten mit geweihten Kräutern die Räucherung öfters wiederholen. Wirklich ward die Henne des anderen Tages wieder geſund. Damals dünkte mich, was Sand und Reinlichkeit bewirkte, ein großes, unwiderſprechliches Wunder.

Bald darauf lag die Mutter meines Vaters auf dem

Totenbette. Er ging, um Ehschwing (Abfall vom Flachse, noch geringer als Werg) für den Winter zum Spinnen zu sammeln auf die Dörfer hinaus und blieb bis spät in die Nacht weg. Schon manchmal hatte er gedroht, seine Geige zu nehmen und auf und davon zu laufen, weil er öfters mißvergnügt war. Nun glaubten wir wirklich, er habe endlich seine Drohung wahrgemacht; denn die Geige war auch nicht zu finden. O, wie trauerte und jammerte da meine gute Mutter! Es schlug zwölf Uhr, eins, zwei. Noch war er nicht da. Alles lag draußen mit Schnee bedeckt. Entweder war er entflohen, oder er irrte ängstlich in der Finsternis umher. — Wir Kinder meinten, es hätte nichts zu bedeuten, wenn der Vater fortginge; dann würde doch niemand mehr mit uns und der Mutter zanken und dergl. Aber die Mutter war nicht so gesinnt. Denn sie dachte: woher das Essen nehmen, wenn kein Verdienst da ist? Morgens endlich, als der Tag anbrach, langte der Vater, zur großen Freude der Mutter mit einer schweren Bürde Ehschwing an und erzählte sein Abenteuer. Er hatte sich abends erst spät auf den Weg gemacht, der über ein weites Ried (das Donautal) führte. Der Schnee und aufsteigende Nebel machten, daß er sich verirrte und die halbe Nacht zwischen breiten Gräben und Teichen umherlief. Er glaubte, ein Gespenst habe ihn verführt, und sah immer ein kleines, bläuliches Lichtchen vor sich herwandeln, um welches eine durchsichtige Nebelfigur, das Bild seiner Mutter, schwebend, erschien. Lange folgte er, große Tropfen schwitzend, dieser Erscheinung. Endlich ermüdete er sich zu sehr, suchte ein trockenes Plätzchen, warf seine Bürde nieder, breitete die Ehschwing aus und legte sich mitten darein, um unbekümmert bis an den Morgen zu schlafen. Wirklich war in dieser Nacht seine Mutter gestorben. Aber ich glaube, auch ohne dies würde er ebendieselbe Erscheinung gesehen haben; denn er hatte

ſie, ehe er ausging, auf ihrem Sterbelager beſucht und mußte ſich ihrer auf einſamen Wegen notwendig erinnern. Nun war es wohl kein Wunder, wenn die ſtarke Anſtrengung, um den rechten Weg aufzufinden, ihm eine Erſcheinung vor die Augen zauberte, und wenn ſeine Furcht dieſem Lichtſpektrum Geſtalt und Bildung ſeiner todkranken Mutter lieh. Aber meine Mutter und wir zweifelten damals gar nicht an der Richtigkeit dieſer Geiſtererſcheinung. Daß durch dergleichen Erzählungen und Ereigniſſe mein Kopf mit allen gewöhnlichen Vorurteilen des Pöbels reichlich gefüllt werden mußte, wird jedem begreiflich ſein.

Einſt kam mein Vater, ſichtbar vergnügter als ſonſt, von der Arbeit nach Hauſe. Ich ſtand im Winkel hinterm Ofen. Da erzählte er meiner Mutter voll Freude: „Denke doch, Babet! Heute ging der Herr Kantor am Ziegelſtadel vorüber ſpazieren und grüßte mich bei meiner Arbeit ſehr freundlich. ‚Hans,‘ ſagte er, ‚überlaß mir deinen älteſten Buben, ich will ihn unentgeltlich im Singen unterrichten; ich hab’ ihn beobachtet, er gefällt mir!‘ Mein Bruder, der Ziegler, ſtand dabei und meinte, ſeine Knaben ſeien größer, der Herr Kantor ſollte einen von ihnen wählen. Aber er wollte nicht und ſagte: ‚Georg! von ſeinen Buben taugt keiner ſo, wie das kleine Zimmermännchen (ſo nannte er mich oft wegen meines Großvaters); der iſt ſtill und luſtig und lernt leicht.‘ Dann mußte ich mein Wort geben, daß ich meinen Xaver, des Unterrichts halber, ſeinem Gutdünken ganz überlaſſen wollte, und ich hab’ es auch ſogleich getan; denn es iſt wohl ein großes Glück und eine beſondere Schickung Gottes, daß der Herr Kantor eben unſer Kind gewählt hat.“ Meine Mutter weinte vor Freuden. Denn es ward wirklich für ein großes Glück gehalten, wenn der Herr Kantor, Joſeph Wild, einem Knaben Unterricht in der Muſik erteilte. Er war hierin ſehr geſchickt und hatte ſchon mehr als 40 Lehrlinge erzogen,

und alle entweder in Klöster oder in Studentenseminarien kostfrei gebracht. Aber er behandelte seine Schüler überaus strenge. Meine Mutter wurde von der Hoffnung, einen geistlichen Sohn zu bekommen, so entzückt, daß sie gar nicht an diese Strenge dachte, sondern sich schon mit Plänen abgab, wie sie mir die Reisekosten zur Weihe herbeischaffen wollte. Wenn ihr dann in ihren Gedanken etwas Bedenkliches aufstieß, so wußte sie sich immer mit dem Spruche zu helfen: „Unser Herrgott wird weiter für ihn sorgen: schon viele Kinder armer Leute sind Geistliche geworden, ohne von Haus die geringste Hilfe zu haben." Was indessen ihr so viele Freude machte, war mir eine schreckliche, niederschlagende Nachricht. Mir schwebten des Kantors Exekutionen mit der Ochsensehne und mit dem Baßfuße, den er seinen Singknaben gar zu gern in die Rippen stieß, lebhaft vor Augen. Ich fing herzinniglich darüber zu weinen an. Allein Vater und Mutter erschöpften alle ihre Überredungskünste und malten mir so viele Herrlichkeiten, die meiner warten würden, vor Augen, daß ich endlich, des Weinens müde, einige Beruhigung zeigte. Der ganze Abend und die halbe Nacht ward mit Herzählung schöner Aussichten und großer Hoffnungen hingebracht; sogar die Nachbarinnen wurden herbeigerufen, um Anteil an dem neuen Glücke zu nehmen. Es wurden Geschichten auf die Bahn gebracht, von großen Herren, die von sehr armen Eltern herstammten, und unter andern von einem Papste, Sixt V., der eine sehr arme Mutter hatte. Sie wollte ihn besuchen und zog prächtige Kleider an, damit er sich ihrer nicht schämen dürfte; aber der Papst tat, wie wenn er sie nicht kannte. Nun zog sie ihre ärmlichen Kleider wieder an und ging zu ihm; da hieß er sie zu seiner Rechten an die Tafel sitzen und ehrte sie auf alle Weise. „Xaver!" sagte meine Mutter zu mir, „wenn du ein großer Herr werden solltest und ich käme zu dir, würdest du mich wohl

auch noch kennen?“ — Ich besann mich und wollte sagen: „Nicht nur kennen, sondern noch mehr verehren wollte ich dich, als jener Papst seine Mutter.“ Allein meine Pause kam ihr ganz ungelegen; sie hatte das schleunigste Ja vermutet. Ohne meine Antwort abzuwarten, rief sie mit Bitterkeit aus: „Da seht mir nur den elenden Buben an. Er besinnt sich noch, ob er mich einst kennen will. Du hoffärtige Kröte!“ Ich mochte beteuern und sagen, was ich konnte, es half nichts, sie ließ sich nicht mehr beruhigen. Verdrießlich jagte sie mich zu Bette.

Am folgenden Morgen führte mich die Mutter in die Schule, nahm ein Stück geräuchertes Fleisch mit sich und machte dem Herrn Kantor, unter einem Strome von Ausdrücken der Dankbarkeit, ein Geschenk damit. Ich ward also, als angehender Singknabe, zum erstenmal an eine Schultafel gezogen, an welcher der Herr Kantor und einige junge Herrchen, Beamtensöhne, saßen. Mit schwerem Herzen nahm ich mein Plätzchen ein. Es war so nahe an dem fürchterlichen Manne, und ich konnte keine einzige meiner kleinen Tändeleien mehr treiben, die mir sonst die Schulzeit so angenehm kürzten. Kaum getraute ich mir zu atmen. Wenn ich mich aber von ungefähr vergaß und in Gedanken vertieft wie staunend dasaß, so schreckte mich plötzlich sein rauher Zuruf: „Wurmmännchen, wo sind deine Gedanken? Was grübelst du wieder?“

Sogleich ward mir ein kleines Notenbuch, Anfangsgründe der Singkunst, vorgelegt, und ich mußte mit meiner Diskantstimme die ersten Töne versuchen. Die Taktausteilung begriff ich leicht; denn mein Vater hatte mich zu Haus schon lange einige Tänze auf der Geige spielen gelehrt; ich konnte zwar die Griffe kaum erspannen, aber das machte ihn nicht irre; noch glaube ich es zu fühlen, wie er mir ungeduldig die Fingerchen auseinanderzerrte und den ermüdeten Arm streckte, oder mit dem Fidelbogen

darauf zupeitschte. Nebenbei unterrichtete mich Herr Kantor im Notenschreiben. Er hatte sich mit mir den Plan gemacht, ich sollte ihm als Notenschreiber dienen; denn es wurden ihm aus allen umliegenden Klöstern Musikalien zugeschickt.

Nun fing für mich ein wahres Sklavenleben an. Ich bekam Befehl, den ganzen Sommer morgens um 6 Uhr in der Schule zu erscheinen. O wie ungern verließ ich da mein liebes Bettchen! Die Zeit bis acht Uhr brachte ich mit Notenschreiben hin, dann ging's in die Messe, dann zur Schule zurück. Da mußte ich teils wieder Noten schreiben, teils still summend mein Singpensum lernen, um es in der Singstunde dem Lehrer vorsingen zu können, wo es denn sehr oft derbe Püffe setzte. Am meisten schmerzte es mich, wenn der Herr Kantor, der hinter mir auf einer Tafel saß, mit der Spitze seiner Schuhe mich an den Schenkel stieß. Das ganze Jahr hatte ich daran blaue und schwarze Flecken. Meine Mutter sah sie einst und empfand ein so großes Mitleid, daß sie mich durchaus nicht mehr in die Schule lassen wollte. Ha, wie jubelte und frohlockte ich da! — Allein, da die Flecken aus dem Schwarzen ins Gelbe zu schielen anfingen und also schleunige Heilung versprachen, und der Kantor sich wegen meiner erkundigen ließ, führte sie mich doch wieder hin und sprach mit dem Kantor im geheimen. Oft gab es auch kräftige Spanniole (Schläge mit der Ochsensehne auf die gespannten Beinkleider) oder gar Nasse. So nannten wir die Schläge mit der Sehne auf das bloße Sitzfleisch; die schmerzlichste Strafe von allen. Wer einen Nassen bekam, konnte in einigen Tagen noch die Streiche an den zurückgelassenen Malzeichen zählen. Um zehn Uhr war die Schule zu Ende und die Singstunde fing an. Jeder von den Singschülern durfte da einen kurzen Abtritt nehmen. Das Schulhaus stand zunächst an dem obern Tore,

vor welchem ſich allerlei Gärten mit dazwiſchenlaufenden Heckengäßchen und Gräben hinziehen. In dieſen Gäßchen holten wir gewöhnlich friſche Luft, zählten manchmal zum Spaße einander die Striemen auf dem Geſäße und ſtritten uns, als wär' es eine große Ehre, die meiſten zu haben. Um 11 Uhr durfte ich zum Eſſen nach Hauſe laufen. Mit dem Schlage ein Uhr mußte ich wieder in der Schule ſein und Noten ſchreiben. Um zwei Uhr kamen die Schulkinder und gingen um vier Uhr wieder weg: dann begann die zweite Singſtunde. Um fünf Uhr ward ich gewöhnlich entlaſſen, außer, wenn recht viele Noten abzuſchreiben waren, dann dauerte es bis ſechs Uhr, und das geſchah ſehr oft. Die Frau Kantorin erbarmte ſich zuweilen meiner und reichte mir etwas Gebackenes. Dafür mußte ich ihr auch Branntwein holen, wenn ich vom Herrn Kantor entlaſſen war. Getreu brachte ich ihn lange Zeit vom Wirte gerade zu ihr. Aber einſt trafen mich andre Knaben an und ſagten: „Narr, ſaufe der Alten das Glas halb aus und ſchütte Waſſer darein!“ Sie redeten mir ſo lange zu, bis ich einen Zug tat. Aber o wehe! Das brannte am Gaumen und im Halſe hinab! Ich mochte nimmer trinken. Mein Geſchmack, der an kein andres Getränke als an Waſſer gewöhnt war, fand ſich abgeſtumpft, wie von flüſſigem Feuer. Ein Bube riß mir das Glas aus den Händen und ſoff es größtenteils aus. Dann lief er zum Bache und füllte es mit Waſſer auf. Voll Furcht brachte ich das Glas der Lehrerin. „Wie kommt's, daß er ſo mattweiß iſt,“ ſagte ſie. Ich bebte am ganzen Leibe, ſtotterte furchtſam: „Ich weiß nicht,“ und lief davon. Den andern Tag nahm ſie mich auf die Seite: „Du böſer Bube,“ ſprach ſie, „iſt das der Dank für die guten Biſſen, die ich dir gab? — Mir meinen Branntwein zu verderben! — Von nun an ſollſt du nichts mehr haben.“ Sie hielt auch treulich Wort.

Rieninger, ein fremder Knabe aus dem Öttingiſchen, war in meiner Nachbarſchaft beim Bader Schmitzer in der Koſt. Man hatte ihn nach Höchſtädt geſchickt, um da ſingen zu lernen. Der gute freundliche Junge und ich gewannen uns herzlich lieb und ſuchten einander überall auf. Wenn die Schule geendigt war, nahmen wir ein Körbchen; jeder hielt einen Henkel davon in der Hand, und ſo ſchlenderten wir, zwiſchen uns das Körbchen ſchwingend, zum Tor hinaus auf die Wieſen und ſammelten für den Bader, ſeinen Koſtherrn, Kamillen und andere Kräuter, die er uns kennen gelernt hatte; oder wir ſuchten einen ſchönen Buſch und ſpielten die Einſiedler, oder ſetzten uns in den Schatten und ſchnitzten geringelte Stäbe, an denen ſich die grüne Haut zwiſchen den weißen, entblößten Teilen wie eine Schlange emporwand. So oft wir ins Grüne kamen, war es uns, wie wenn wir aus einem Kerker in ein Paradies träten; ſo lieblich und heiter ſchien uns Erde und Himmel anzulächeln.

Am Abend liefen wir mit andern Buben und nahmen teil an ihren Spielen. Bei aller meiner Anſtrengung konnte ich es aber nie ſo weit bringen, daß ich mich in Gewandtheit und körperlicher Geſchicklichkeit ausgezeichnet hätte. Meinem Bruder Hans Michel gelang dies beſſer. Ich blieb immer ein ſchmächtiger, kleiner Knabe, den die Buben deswegen nur des Zieglers Hering nannten. Wenn wir heimkamen und ein zerriſſenes Kleidungsſtück von unſern Kämpfen zeugte, fragte der Vater ſogleich: „Habt ihr wieder gerauft, ihr böſen Buben?“ „Ja,“ hieß es dann, „der und der hat mich angegriffen und geſchlagen, und ich habe mich doch wehren müſſen.“ Dann ſagte mein Vater: „Wenn ihr euch nicht wehrt, Buben, und euch als Feige von andern ſchlagen laſſet, und ich werde es inne, ſo will ich euch noch einmal ſchlagen, damit ihr euch wehren lernt.“ Wir waren alſo beim Raufen

wie die Dachſe. Dennoch mußte ich oft unterliegen; denn ich war zu ſchwach.

Meine Eltern waren beide andächtig, lehrten mich bald allerlei Formeln und taten ſich manchmal etwas darauf zugute, daß ich ſie ſo ganz, ohne anzuſtoßen, herſagen könnte. Freilich verſtand ich nichts davon. Allein wie vielen Eltern liegt wohl daran, daß ihre Kinder verſtehen, was ſie plappern? Genug! wer die Formeln herſpricht, von dem ſagt man beinahe noch allgemein: „Er betet“. So mußte ich die Morgen-, Abend- und Tiſchgebete laut ſprechen. Doch erinnere ich mich, daß ich ſchon in der früheſten Jugend ein kleines Liedchen mit einiger Andacht und mit wirklich empfundenem Zutrauen, ſo oft ich zu Bette ging, wiederholte. Es hieß:

Heiliger Schutzengel mein,
Laß mich dir befohlen ſein uſw.

Da ſtellte ich mir den heiligen Schutzengel als einen ſchönen freundlichen Jüngling vor, der mich beim rechten Arme führte. Den Teufel aber hatte man mir als ein abſcheulich häßliches Ungeheuer beſchrieben, das ſich immer von der linken Seite mir zu nähern ſuche und Krallen und Zähne gegen mich hervorſtrecke. Oft, wenn meine Phantaſie ihn recht lebhaft mir darſtellte, ſpie ich eifrig zur Linken aus, wie wenn ich ſein häßliches Geſicht treffen wollte.

Das Kruzifix in unſrer Stube achteten wir ſehr hoch. Wenn der Vater von einer Hochzeit kam, wo ſeine Geige mit einem bunten Krönchen von Flittern geziert worden war, gab er uns das Krönchen, und wir ſetzten es dem Herrn Jeſus über den Dornenkranz. Manchmal beſpickten wir das Kreuz um und um mit Ringelblumen, die uns die Kloſterfrauen geſchenkt hatten.

Meine Mutter ſchickte mich, wenn wir Vakanz (Schulferien) hatten, täglich zu den Kapuzinern in die Meſſe.

Gewöhnlich ſtellte ich mich mit andern Kindern an die leere Kommunikantenbank und bemühte mich an das mittelſte Plätzchen zu kommen. Denn dort ragte die Spitze eines Schloßriegels hervor, mit dem ich mich gar gern unterhielt. Man konnte ihn niederdrücken und, wenn man ihn losſchnappen ließ, machte er ein ziemliches Geräuſche. Dieſe Tändelei und das Beſehen der mannigfaltigen Blumenbüſche auf dem Altare nebſt dem Schwatzen mit den Kindern, die neben mir ſtanden, war meine gewöhnliche Beſchäftigung unter der Meſſe. Oft zerbrach ich mir den Kopf über die innere Einrichtung des Schloſſes und konnte lange nicht begreifen, wie es komme, daß der niedergedrückte Riegel immer mit erneuter Kraft wieder hervorſpringe.

Wir beſaßen ein Büchlein voll Kupferſtichen, welche das Leiden Chriſti vorſtellten. Die Mutter erklärte uns, was wir nicht verſtanden. Da kratzten wir aus chriſtlicher Rache den Juden die Augen aus und ſchlugen ſie mit Fäuſten, daß der Tiſch erzitterte.

In einem andern Büchlein waren für allerlei Sünden beſondere Peinen des Fegefeuers in Holzſchnitten abgebildet. Z. B. die Strafe für Fraß und Völlerei war, daß die Teufel den nackten armen Seelen Kröten und Schlangen vorſetzten und feurige Flüſſigkeiten in den Hals goſſen; für Wollüſtlinge, daß ſie auf Räder mit hervorſtehenden Spitzen gebunden, von Teufeln mit Hacken zerfleiſcht und über ein Ahrenfeld von Hellebarden dahingewälzt wurden; für Luſtigmacher und Tänzer, daß ſie über einen gekrümmten, langen und fürchterlich ſchmalen Steg ohne Geländer, unter welchem feuerſpeiende Satane mit ausgeſtreckten Krallen und Hacken ſtanden, und Spieße ſtatt des Schilfs angebracht waren, zur Himmelspforte hinüberwandern mußten. Einſt hörte ich überdies den Prediger ſagen, in die Hölle ſchneie es die Seelen hinab, indes etwa

eine einzige zum Himmel auffliege. „Hm," dachte ich, „mir wird es ſchwerlich gelingen, der Auserwählte zu ſein; ich komme gewiß in die Hölle. Wenn ich nur wüßte, wie man ein Teufel werden kann! Die haben es doch beſſer als die armen Seelen." — Denn das begriff ich wohl, daß die Henker beſſer daran ſind, als die armen Sünder, die von ihnen gerädert werden. Ich trug mein Bedenken den Knaben vor, mit denen ich gewöhnlich herumlief; allein ſie wußten mir nicht zu raten, obſchon ſie bald meines Sinnes waren. Ich wandte mich alſo mit Vorſicht an meinen Vater und holte weit aus, bis ich auf den Hauptpunkt kam. Aber wehe, ich hatte kaum die Frage vorgelegt, wie man denn ein Teufel werden könne, ſo peitſchte er ſchon unbarmherzig auf mich los, indem er ſchrie: „Du gottloſer Bube, ein Teufel willſt du werden, ein Teufel? Ich will dir die Luſt dazu und den Teufel ſchon austreiben!" Nachdem endlich der Tanz vorüber war, erklärte er mir erſt, daß die böſen Geiſter weit ſchlimmer daran wären, als die armen Seelen, denn ſie müßten von der Gerechtigkeit Gottes die herbeſten Peinen ausſtehen. Ich ſchwieg zwar, aber ich konnte mir doch von dieſen unausſtehlich ſein ſollenden Peinen gar keine Vorſtellung machen.

Wir mußten freilich an Sonn- und Feiertagen, wenn wir aus der Predigt kamen, etwas vom Inhalte derſelben wiſſen oder man tiſchte uns hinter der Tür auf, das heißt, man ſetzte einen Fußſchemel vor uns hin, ein Schüſſelchen voll Waſſer mit einem darinliegenden Stein darauf, und reichte uns nur zur Gnade ein wenig Brot. Unſre Bank war der Boden. Öfters widerfuhr mir dies. Denn meine Hauptbeſchäftigung unter der Predigt war, auf eine beſonders künſtliche Art den Roſenkranz um die Hand zu ſchlingen und ihn davon herabzuziehen, obſchon mir ein andrer den Daumen hielt; oder den Spinnen in den Winkeln der Kirchenſtühle zuzuſehen, oder andre kleine Inſekten,

die auf dem steinernen Pflaster krochen, zu beobachten. So verstand ich nur das Auffallendste, was etwa der Prediger sagte, und vergaß es meistens wieder, bis ich nach Hause kam.

Im achten Jahre erhielt ich in der Schule, besonders aber zu Hause von meiner Mutter, Anleitung zur Beicht zu gehen. Am Tage, an dem ich zum erstenmal beichten sollte, weckte mich meine Mutter etwas früher auf, kleidete mich in's Festgewand und setzte sich an die offene Küchenkastentür, in der, wie in den Beichtstühlen, eine mit durchlöchertem Bleche bedeckte Öffnung angebracht war; ich mußte auf der andern Seite der Tür alles genau so machen, wie ich es im Beichtstuhle zu machen vorhatte. Wirklich beichtete ich ihr alle meine Sünden, so wie dem Priester in der Kirche. Nachdem ich diesem mein Bekenntnis abgelegt hatte, gab er mir zur Buße auf, einige Vaterunser zu beten, und entließ mich mit einem geistlichen Zuspruche. Das Nachdenken über seinen Zuspruch machte, daß ich vergaß, was für ein Gebet er mir zur Buße aufgegeben hatte, und daß ich nach langem ängstlichen Besinnen noch einmal in den Beichtstuhl treten mußte, um mir das Vergessene zum zweitenmale sagen zu lassen. Das verdroß meine Mutter, die es gewahr wurde, recht sehr; denn sie hatte gehofft, ich würde, durch ihren deutlichen Unterricht belehrt, ganz gewiß der geschickteste Knabe sein.

Im neunten Jahre sollte ich auch zum Abendmahl gehen. Mein Vater prüfte mich immer selbst, ehe ich zur Unterweisung ging, und wenn er fand, daß ich nichts gelernt hatte, so nahm er den hölzernen Präzeptor, wie er ihn nannte, einen Besenstiel, zu Hilfe. Dies zwang mir natürlicherweise die unbegreiflichsten Dogmen ohne weiteres in den Kopf. Meine Mutter nahm sich zugleich die Mühe, mich praktisch zu unterrichten, wie ich mich der Kommunionbank nähern, das geweihte Brot in den Mund fassen und mich nach dem Weggehen vom heiligen Tische verhalten sollte.

Es gelang mir diesmal auch wirklich besser, ihrem Unterrichte nachzukommen, als bei der ersten Beicht. Nur eins wollte ihr nicht gefallen, nämlich als der Mesner mir den Weinbecher darbot, der sogleich nach der Kommunion herumgegeben wird, um die Hostie hinabzuspülen, schüttelte ich den Kopf vor dem Weine, wie einer, der etwas Ekelhaftes in den Mund gebracht hat. Wirklich hatte ich geglaubt, der Wein sei ein süßes, angenehmes Getränk; aber nun entdeckte ich mit Ekel, daß er nicht viel besser als Essig schmeckte.

Einst empfand ich auf einmal Übelkeiten in der Kirche. Man trug mich hinaus und setzte mich auf einen Stein vor der Pforte des Kapuzinerklosters. Ich erholte mich und wankte nach Haus. Da brachte mich die Mutter zu Bette, und ich bekam starken Fieberfrost. Nicht lange, so zeigten sich die Blattern. Um mich immer in den Augen zu haben, ward mir das Bett in die Stube gemacht. Ich bekam so viele Blattern, daß man glaubte, ich würde sterben, oder wenigstens blind werden. Schon sprach man mir vom Beichten und von einem glückseligen Sterbestündlein. Wirklich phantasierte ich sehr heftig, und jede Fensterscheibe schien sich in meinen Augen wie ein großes Feuerrad umzuwälzen; eine höchst widerliche Empfindung! Meine Mutter bedeckte also alle Fenster mit dicken Tüchern; und da ward ich ruhig. Als die Blattern abzudorren anfingen, verursachten sie mir ein heftiges Jucken und Beißen. Ich konnte mich nicht mehr enthalten, sie loszukratzen. Mein Vater besorgte, ich möchte allzusehr blatternarbig werden, und setzte sich, so oft er zu Hause war, mit einer Rute vor mich hin, um mich davon abzuschrecken. Allein ich steckte den Kopf unbemerkt unter das Bett und riß ab, was ich konnte. Er ward böse und gab mir etliche tüchtige Streiche auf die Hände, so sehr er mich auch seither geschont hatte. Aber mir tat nun die Kühlung der mich anwehenden

Luft ſo wohl, daß ich es für eine herrliche Erfriſchung hielt und des Vaters Rute wenig achtete. Freilich ward ich darauf ziemlich blatternarbig. Sobald es mit mir keine Gefahr mehr hatte, gingen meine Eltern ihrer Arbeit nach. Da war ich einſt an einem ſchönen Nachmittage allein zu Hauſe. Ein Fenſter ſtand offen. Der lieblichſte Roſengeruch duftete herein. Denn am Zaune unſeres Gärtchens blühte ein alter Roſenſtrauch, groß wie ein Baum, und über und über mit weißen Roſen behangen. Die Begierde, Roſen zu haben, trieb mich aus dem Bett. Ich konnte zwar vor Schwachheit noch nicht gehen, aber ich kroch auf allen vieren und mühte mich ſehr ab, bis ich etliche Roſen hatte. Ich nahm ſie in den Mund und kroch wieder ins Haus. Der Sonnenſchein hatte mir ſehr geſchmeichelt. Nicht ohne Schwierigkeit ſtieg ich wieder ins Bett und tändelte mit meinen Blumen, bis die Mutter kam. O, wie begierig ſchlürfte ich ihren ſüßen Wohlgeruch in mich! Sie erſchrak herzlich, als ich ihr mein Wageſtück erzählte, und fürchtete, ich möchte mich zu frühe verkältet haben und Schaden nehmen. Allein ich ward bald ganz geſund und konnte wieder die Schule beſuchen. Aber anſtatt des Diskants, den ich vorher geſungen hatte, mußte ich nun den Alt ſingen; denn der Herr Kantor behauptete, meine Stimme habe ſich in eine tiefere verändert.

Der Herr Kantor hatte mir ein großes Singbuch gegeben. Wenn mich nun luſtige Leute damit laufen ſahen, ſo blieben ſie gar oft ſtehen, und ſprachen: Buch, wo willſt du mit dem Büblein hin? oder andere dergleichen Späße. Da bildete ich mir ſchon große Dinge darauf ein und lernte noch einmal ſo gern. Durch mein Singen bei Leichen, Kreuzgängen, Hochzeitämtern uſw. verdiente ich manche kleine Summe, die mir der Herr Kantor zuweilen überließ. Dies machte meinem Vater großes Vergnügen. Mein Großvater aber freute ſich am meiſten, daß er mich nun mit den

Geistlichen die Vesper psallieren und auf dem Musikchor singen hörte. Mich freute am meisten, daß ich nun von Eltern, mit deren Kindern ich abends das Singpensum repetierte, manches brauchbare, obschon abgetragene Kleidungsstück geschenkt bekam. Denn an Kleidern litten wir großen Mangel, und fast alles, was wir anzuziehen hatten, wußte die Mutter von gutherzigen Leuten zu erbitten. Nur im Winter trugen wir zur Not Schuhe und Strümpfe, und zwar sehr elende; im Sommer liefen wir barfuß.

Als ich nun im Singen fertig und geübt genug war, mußte ich dem Herrn Kantor beim Abhören der Singschüler helfen. Er saß oben an der Tafel, ich unten. Jeder von uns beiden hatte ein Pult vor sich stehen, worauf die Kinder ihre Bücher und Noten legten. Mein Pult war aus drei Brettchen zusammengenagelt, zwischen denen ein hohler Raum blieb. Ein Singschüler, namens Weiher, hatte gemeiniglich sein Pensum gar schlecht gelernt und bekam deswegen viele Schläge. Einst traf mich die Reihe, ihn abzuhören. Er trat ans Pult und fing an zu singen, stockte aber bald. Ich half ihm in den Ton. Da sprach er leise zu mir: „Sage doch dem Herrn Kantor, ich habe mein Pensum gut gesungen und nimm den Apfel, den ich jetzt unter das Pult lege, samt den zwei Kreuzern, die darin stecken.“ Nun ließ ich ihn ziehen; denn zwei Kreuzer waren ein großer Reichtum und also eine starke Lockung für mich. Nach der Schule fing die eigentliche Singstunde an. Da mußte ich dem Herrn Kantor über die von mir abgehörten Schüler referieren. Immer hatte ich es treu und redlich getan. Aber diesmal sagte ich, vom Geschenk verführt: „Der Weiher hat gut gesungen.“ Allein der Herr Kantor hatte das Flüstern bemerkt und unser Betragen wohl belauscht; er rief den Weiher zum Singen herbei und hörte sogleich, daß ich ihm die Unwahrheit hinterbracht hatte. Nun brach ein schreckliches

Gewitter über uns beide los. Ich mußte gestehen, daß ich bestochen ward, und Herr Kantor ergriff im Zorn den Weiher zuerst und schüttelte ihn so heftig bei den Ohren, daß ihm die Haut hinter denselben zerriß und das Blut herabströmte; überdies bekam er noch obendrein einen Nassen. Mir war unaussprechlich angst bei der Sache. Das Herz, davon zu laufen, hatte ich nicht, und da zu bleiben war gefährlich. Geduldig wartete ich ab, was über mich verfügt werden würde. Als die Exekution an Weihern vorüber war, kam die Reihe an mich; man nahm mir den Apfel und die zwei Kreuzer, ich ward mit Füßen gestoßen und bekam einen entsetzlich heftigen Nassen mit des Lehrers Mantel um den Kopf. Dennoch hörte die Frau Kantorin mein mörderliches Geschrei und kam mit dem Spinnrocken mir zu Hilfe. Sie stieß damit den Kantor solange auf seinen dicken Bauch, bis er mich endlich losließ. Aber wehe, ich konnte kaum gehen, viel weniger sitzen. Wie unsinnig lief ich nach Haus. Meine Mutter und sogar mein Vater zürnten über die unmenschliche Behandlung, und beide wollten mich nicht mehr in die Schule gehen lassen. „Er kann ein Bader (Chirurg) werden," sagte mein Vetter, ein Bader seiner Kunst, „ich nehme ihn umsonst in die Lehre." O, wie freute mich dies Anerbieten! Es ward auch wirklich beschlossen, ich sollte ein Bader werden. Aber der Herr Kantor schickte wieder zu uns, als die Hitze bereits auf seiner und meiner Eltern Seite verraucht war, und ich mußte zu meinem großen Leidwesen wie vorher zur Schule wandern.

Bald darauf gab mir der Herr Kantor einen Zettel, um ihn auf das Rathaus, und einen andern, um ihn in das Spital zu tragen. Ich las sie und fand, daß es Konti oder Verzeichnisse der armen Kinder waren, für die ihm der Rat und das Spital das Schulgeld bezahlten. Immer hatten meine Eltern und ich geglaubt, der Herr Kantor

tue allein aus Großmut, was er an mir als Lehrer tat; aber nun las ich auch meinen Namen im Verzeichniſſe und hinterbrachte es meinen Eltern, die es zwar noch immer für eine dankenswerte Güte hielten, daß er mich zum Singknaben erwählet hatte, aber dennoch viel von ihrer Hochſchätzung und Erkenntlichkeit herabſtimmten, ſobald ſie mein beſtändiges Notenſchreiben und nun auch das Schulgeld aus der Stadtkaſſe in Anſchlag brachten. —

Wir durften zur Erntezeit etwa vierzehn Tage lang nicht in die Schule gehen, weil man die Kinder zum Aushelfen im Felde brauchte. Meine Eltern hatten ſich genötigt geſehen, ihr ſchönes Ackerlein zu verkaufen und konnten nun auf keinem eigenen Felde ernten. Die Mutter weckte alſo uns Kinder morgens beim Aufgang der Sonne, nahm einen Schubkarren mit, kaufte uns um einen Kreuzer Birnen beim Torwächter und führte uns über tauichte Wieſen ins Feld. Lieblich war es im Tau zu laufen; aber wenn wir im Stoppelfelde gingen, ſtachen uns die ſcharfen Spitzen die Füße wund. Bald konnten wir nimmer auftreten. Aber die Mutter ſchaffte bald Rat, denn Mutterliebe iſt erfinderiſch; ſie ſchnitt einen Sack aus ihrem Rocke und machte uns auf dem Felde kleine Socken daraus. Hier gingen wir hinter den Garbenbindern her und laſen die ſparſam umherliegenden Ähren auf. Manchmal aber trafen wir einen guten Mann an, der ließ uns abſichtlich mehrere liegen, oder reichte uns gar eine volle Garbe zum Geſchenk. Wenn ich den Schnittern bei der Quelle Waſſer holte, gaben ſie mir etwas zu eſſen, und wenn wir mit lüſternen Blicken an einer Geſellſchaft, die eben ſpeiſte, vorbeigingen, reichten ſie uns immer ein gutes Stück dar. Einſt ſaßen wir nachmittags, etwa zwiſchen drei und vier Uhr, am Straßengraben und verzehrten ein Geſchenk von Gebackenem. Da vernahmen wir ein Raſſeln tief im Bauche der Erde, wie Sturmwind. Wir wußten eigentlich nicht,

was es war; endlich hörten wir das Geschrei: ein Erdbeben, ein Erdbeben! Dann erzählte man die Geschichte von Lissabon, bei der ich sehr aufmerksam zuhörte, und ging mit stiller Furcht zur Arbeit.

Abends zog ein gewaltiges Donnerwetter heran und hielt sich lange über der Stadt. Der Wirbelwind hob an manchen Orten einen Teil des geschnittenen Getreides auf und führte es durch die Lüfte davon. In der Pfarrkirche ward eben eine feierliche Oktave mit einer Abendlitanei gehalten. Alles war in der Kirche versammelt, die Musik hatte bereits eine kleine Weile gewährt. Fürchterlich krachte der Donner. Plötzlich fuhr der Strahl über der Sakristei in die Kirche und stürzte an den Wänden herunter. Ein schreckliches Schreien und Jammern folgte darauf. Alles wollte in einem Augenblicke zur Tür hinaus. Die Musik auf dem Chore verstummte. Ich stand zunächst an der einzigen, sehr engen Stiege, die hinabführte und wollte unter den ersten flüchtig werden. Allein man warf mich zu Boden, sprang über mich hinüber und trat mir die Knöpfe aus den Beinkleidern heraus. Unmöglich konnte ich aufstehen, ehe die erschrockenen Leute insgesamt über mich weggelaufen waren. Als aber der Chor leer war, eilte ich mit halbgeräderten Gliedmaßen, doch ohne sehr beschädigt zu sein, aus der Kirche. Der Rauch wirbelte schon vom Sakristeidache empor. Aber glücklich ward der Brand, und zwar mit neugemolkener Milch gelöscht. —

Der Herr Pfarrer und Dechant Egender von Wörnitzstein hatte einen armen Knaben, namens Stengel, zum Herrn Kantor in die Kost gegeben, damit er im Singen unterrichtet würde. Der Knabe hatte eine schöne Altstimme und konnte, nach einem etwa anderthalbjährigen Unterricht, die meisten ihm vorgelegten Arien ohne Anstand singen. Ich aber war schon im dritten Jahre Singschüler. Nun hoffte der Herr Pfarrer Egender, der junge

Stengel ſollte in das Koſthaus oder Studentenſeminar zu Dillingen als Singknabe koſtfrei aufgenommen werden, und alſo ſeine Studien ohne großen Aufwand anfangen können. Deswegen führte der Herr Kantor an einem ſchönen Sommertage 1769 Stengeln zur Probe nach Dillingen und nahm mich mit, damit ich, wie er ſagte, ein wenig verkecken möchte. Als wir in das Seminar kamen, bewillkommte uns der Präfekt, Herr Kuhn, und gab uns tapfer zu trinken. Die Studenten trugen Pulte auf den Gang vor dem Muſeum und ſtimmten ihre muſikaliſchen Inſtrumente. Alles ſchien mir zwar fremd, aber ich fühlte dennoch keine Furcht, hielt mich ſtille, und erwartete, was man mir befehlen würde. Stengel ſang ſeine mitgebrachte Arie trefflich und erhielt viel Lob. Der Inſpektor, Pater Vitus Keller, ein Jeſuite, befahl dann, der Herr Präfekt ſollte Stengeln nun auch ein Probeſolo vorlegen, damit man ſähe, ob er auch fremde, nie geſehene Stücke, vom Blatte weg ſingen könne. Hier wandelte Stengeln eine kleine Furcht an und machte, daß er mitten im Stücke fehlte. Man wiederholte das Stück; nun traf er zwar alles genau, aber ſeine Stimme war dumpf und von der Furcht gehemmt. Dennoch bezeigte ihm der Pater Inſpektor ſeine Zufriedenheit. Der Herr Präfekt Kuhn ſagte darauf: „Nun wollen wir doch ſehen, ob der Kleine dort auch etwas kann!“ „Nicht viel,“ ſagte der Herr Kantor. Man legte mir ein Solo aus einer Litanei von Brixi vor. Glücklicherweiſe geriet es mir ohne Fehler. Man prüfte mich noch durch ein anderes Stück, und es gelang wieder. Die Studenten rückten mir nachher oft vor, ich hätte mein Stöckchen ſo feſt gehalten und ſo kühn den Takt geſchlagen. Ein wenig ſtolz, den Herrn Kantor widerlegt zu haben, ging ich in das Refektorium zurück; mein Lehrer aber und der P. Inſpektor traten miteinander in ein Nebenzimmer. Nach einiger Zeit kamen beide zu uns, und ich

hörte den P. Inſpektor ſagen: „Den Kleinen da (denn ich war kleiner als Stengel) will ich behalten, er ſoll koſtfrei ſein. Aber den größern kann ich nicht nehmen.“ Der Herr Kantor antwortete ganz eifrig: „Mit der Koſt allein iſt dem Kleinen nicht, aber wohl dem Größern gedient. Der Kleine hat nichts von Hauſe; wer ihn haben will, muß ihn auch kleiden. Aber der Größere hat einen Herrn Vetter, der ihm die Kleider gern ſchafft.“ „Nun,“ ſagte der Pater Inſpektor, „ſo ſoll der Kleine auch die Kleidung unentgeltlich haben. Ich denke, es iſt ein Almoſen, und ſeine Stimme wird, weil er ſo klein iſt, länger dauern, als des Größern, der mir ſtark zu wachſen ſcheint.“ Dann wandte er ſich zu mir: „Büblein! willſt du ein Student werden?“ Ein flinkes, nachdrückliches Ja war meine Antwort. „Und möchteſt du ſogleich dableiben?“ fuhr er fort. „Recht gern,“ antwortete ich. „Aber was kannſt du ſchon im Lateiniſchen?“ „Die Prinzipia“, ſagte ich kühn. Ich wußte aber wenig mehr als das Muſa und Dominus uſw. und etwa das Amo auswendig; aber ſie ſtanden in den ſogenannten Prinzipiis, alſo konnte ich die Prinzipia; ſo ſchloß ich damals. „Haſt du ſchon Argumente gemacht?“ — „Nein, aber Nomina genug.“ Der Herr Kantor verſprach, mich noch beſſer im Latein zu unterrichten. Der Pater Inſpektor ließ alſo den Schneider kommen und mir das Maß zu Mantel und Kleid nehmen. Abends ſpät führte uns Herr Kantor nach Hauſe. Auf dem Wege zankte er bald mit Stengeln, bald ſprach er ihm Troſt ein. Mit mir ſchien er nicht ſo recht zufrieden zu ſein. Als ich mit meiner gewöhnlichen Treuherzigkeit vor ſeinem Hauſe von ihm Abſchied nahm, ſagte er zu mir: „Zimmermännlein! es reut mich, daß ich dich mitgenommen habe! Ohne dich hätte ich meinen Stengel angebracht! Aber nun iſt's vorüber; du haſt mehr Glück als Verſtand; lebe wohl und laß mir morgen deine Mutter kommen.“

Ich brachte eine große Freude nach Hause. Aber man wollte mir doch nicht sogleich vollen Glauben beimessen. Den andern Tag endlich erfuhr die Mutter alles aus des Herrn Kantors Munde. Ich mußte nun mit allem Eifer lateinische Worte deklinieren und konjugieren, und dann kleine sogenannte Exempel machen lernen. Mit den letztern wollte es gar nicht fort. Denn der Herr Kantor wußte selbst sehr wenig vom Lateinischen, diktierte mir nur aus einer alten Studententhek etwas an und unterstrich die Fehler nur insofern, als sie mit dem lateinischen Text in seiner Thek nicht übereinstimmten. Warum dies und jenes ein Fehler wäre, konnte er selbst nicht angeben.

Am Ende des Schuljahres 1769 führten die Jesuiten auf dem sogenannten kleinen Saale im Gymnasium zu Dillingen eine lateinische Oper, St. Ulrich und die Hunnen, zu Ehren des neuen Fürstbischofs von Augsburg, Kurfürsten von Trier auf. Herr Kantor schickte mich bei dieser Gelegenheit nach Dillingen, um mein neues Kleidchen abzuholen. Die Oper sah ich zwar und staunte den prächtigen Baldachin, unter dem der Kurfürst saß, und die Schlacht der Hunnen und Christen, die einander wirklich aus Ungeschicklichkeit die Finger weghieben, bewundernd an, ohne eben das Ganze zu verstehen. Noch glaube ich es zu sehen, wie vier Männer den Kaiser Otto, auf Tragbändern sitzend, auf ihren Schultern hervortrugen, und wie der Feldherr der Hunnen verwundet auf der Erde lag und Flüche sang. Aber den Pater Inspektor konnte ich im Gewimmel dieses beschäftigten Tages nicht antreffen, fand auch keinen Bekannten, der mich zu ihm geführt hätte, und mußte unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen. Ein Student von Höchstädt bekam Befehl (den 10. Okt.), am Feste des heil. Franziskus Borgias, das allzeit in der Vakanz (während der Schulferien) gefeiert ward, mich nach Dillingen mitzubringen. Denn weil da keine Studenten in

Dillingen anwesend waren, berief man die an den nächsten Orten sich aufhaltenden zusammen. Ich sang zum erstenmale auf dem Jesuitenchore und ward nach dem Gottesdienste in das Seminarium geführt. Da rief mich der Pater Inspektor beiseite, gab mir die neuen Kleider in ein Päckchen gebunden und sagte: „Büblein! am Festtag St. Ursula mußt du hier erscheinen, und deine Sachen mitbringen. Halte dich wohl, bete und lerne fleißig, sonst ziehe ich dir die Kleider wieder aus und jage dich fort.“ Ich meinte, er würde es nicht nötig finden, mich fortzujagen, dankte ihm und ging, mit meinem Päckchen auf dem Rücken, getrost nach Hause.

Drittes Kapitel:

Seminarist in Dillingen.

Aufnahme in das Kosthaus und Vorbereitungen zum Studentenleben — Der Segen des Vaters — Eintritt in das Seminar — Anfang des Studentenlebens, die Prinzipia — Fluchtversuch wegen Lehrertyrannei — Allerlei andere Schicksale und Unternehmungen — Die 1. Vakanz — Bestrafter Diebstahl — Das 2. Studienjahr, die Rudiment — Schwärmereien, Askese — Die Prämien — Studentenpossen — Das Lotto und der Schatz — Das 3. Schuljahr — Das kalte Fieber — Lustreisen — Lebensgefahr — Die Hexe — 4. Studienjahr — Das erste deutsche Buch — Pubertät.

Im Jahre 1769, den 20. Okt., nachmittags am St. Ursula Vorabend, nahm ich Abschied von meinen Eltern und Brüdern. Meine Mutter meinte, es würde mich viele Tränen kosten. Allein ich ging mit stillem Gleichsinn hinweg. „Du kommst nun aus dem Unfrieden hinweg,“ dieser Gedanke milderte die Wehmut des Abschieds. Meinen Taubenschlag besuchte ich zuletzt noch einmal, dann betrachtete ich um und um das väterliche Haus, das kleine Gärtchen und besonders die schöne Rebe daran, die voller Trauben hing, mit einer Art von Zärt-

lichkeit und rief mir die angenehmſten Augenblicke, die ich da genoſſen hatte, ins Gedächtnis zurück. Endlich ſagte ich: „Lebe wohl, Vater, und du Hans Michel, und du Franz Joſeph, und betet für mich, wie ich für euch.“ Der Vater gab mir nochmals gerührt ſeinen Segen und entließ mich mit den Worten: „Xaveri, ſei fromm und fleißig! Sieh! wenn du als ein braves Studentlein zurückkommſt, machſt du mir viel Freude; wenn du dich aber übel aufführſt und davongejagt wirſt, ſo komm nur nimmer zu mir, ich ſchlage dich tot.“ — „Behüte dich Gott, Vater,“ ſagte ich, „du darfſt nicht fürchten, daß ich dir heimgejagt werde.“ So ſchied ich von meiner Heimat. Die Mutter war meine Begleiterin und führte auf einem Schubkarren einen kleinen Koffer, in dem einiges weißes Zeug und wenige elende Kleidungsſtücke ſamt einigen Notenpapieren lagen. Alle Nachbarn grüßten mich zu guter Letzt ſehr freundlich und wünſchten mir Glück. Nun ging's zum Großvater. Da wäre mir beinahe das Herz gebrochen. Er hatte mich ſo lieb, und ich ihn und die Ahnfrau desgleichen. Sie gaben mir noch viele ſchöne Lehren auf den Weg und ſchenkten mir ein kleines Reiſegeld. Aber der Großvater ſagte mir ſo viel Tröſtendes und wußte mir ſo angenehme Ausſichten vorzumalen, daß ich am Ende, ohne Tränen zu vergießen, Abſchied nahm. „Sieh, Xaveri!“ ſagte er, „wenn nichts wäre, als daß du nimmer ſo viele Schläge bekommſt, ſo ſollteſt du dich ſchon deswegen freuen, in die Fremde zu gehen.“ Das machte einen ſtarken Eindruck auf mich und gab mir gute Hoffnung. Denn es war kaum ein Tag verſtrichen, an dem ich nicht irgendeine Exekution an mir vollziehen laſſen mußte. Da wir zum oberen Tore hinausgingen, führte mich die Mutter zum ſogenannten Zwinger-Herrgottlein, dem früher erwähnten Wunderbilde und ſagte: „Xaveri, komm, wir wollen hier unſerm Herrn danken, daß er dir das Gehör wiedergegeben hat

und ihn bitten, daß er dich vor Verführung bewahren und zu einem recht braven Studenten machen wolle." Ich betete wirklich mit Inbrunst um diese Gnade und fühlte, vielleicht zum erstenmale, das Erheiternde, Tröstliche und Herzerhebende des wahren Gebetes. Auf der Straße blieb ich oft stehen und sah nach meiner geliebten Vaterstadt zurück. Wenn ich traurig werden wollte, sagte meine Mutter: „Sieh, es ist ja nicht weit von Höchstädt bis Dillingen; schreibe mir, wenn dir etwas fehlt, ich will kommen, sobald ich kann." Dies war mir eine große Ermunterung. Unser Gespräch auf dem Wege handelte größtenteils von der Art, wie ich mich mit andern Studenten betragen müßte. Sie prägte mir vorzüglich die Lehre ein: ich sollte mich nie zum Bösen verleiten lassen, aber auch nie einen andern wegen Kleinigkeiten bei den Obern verschwatzen (anschwärzen). Denn dies würde mir den Haß aller meiner Kameraden zuziehen usw. Dann erzählte sie mir eine Geschichte von P. Homobonus Hantner, der als Student erstlich durch allerlei Schwätzereien sich verhaßt gemacht, dann aber wegen einiger kindischen Ausschweifungen, die man sogleich den Oberen hinterbrachte, derb abgestraft, und als er zu eigensinnig war, sich in die Strafe zu fügen, gar davongejagt, Soldat und Deserteur ward und dem Tode so nahe kam, daß er kaum mehr gerettet werden und in den Kapuzinerorden treten konnte. Dies Beispiel machte einen starken Eindruck auf mich und gab den guten Lehren der Mutter Haltung und Dauer.

Wir langten bei der Pforte des Seminars an. Der Hausknecht, der meinen Koffer in den Schlafsaal trug, wies mir in der Reihe kleiner Verschläge, die an den beiden Seiten des Saales hinabliefen, und Ständchen genannt wurden, das hinterste Ständchen an und führte mich in das Küchenstübchen zum P. Inspektor, der uns sehr gütig empfing und mir guten Mut einsprach. Meine Mutter

bat ihn unter anderm, er möchte Vatersſtelle bei mir vertreten und mich, wenn ich ein böſer Bube wäre, wacker peitſchen laſſen. Allein der Inſpektor ſagte, er hoffe, ſolche ſtrenge Mittel werden bei mir nicht nötig ſein. Dann hieß er mich in die Veſper gehen, ließ meiner Mutter etwas zu eſſen reichen und hielt eine lange Unterredung mit ihr; denn ſie war ſehr offenherzig und geſprächig, und gar nicht ſchüchtern; dies gewann ihr die Herzen Hoher und Niederer, mit denen ſie umgehen mußte. Beim Abſchied fielen beiderſeits einige zärtliche Tränen, und ſie verſprach, bald wieder zu kommen und nach mir zu ſehen.

Man führte mich darauf in das Muſeum und zeigte mir mein Schreibpult, wo ich ſitzen ſollte. Einige kleine Studenten machten ſich ſogleich an mich und vertrieben mir die Zeit bis zu Tiſche. Am folgenden Tage ward ich meinem künftigen Inſtruktor vorgeführt. Er war der Erſte in ſeiner Schule, ein eifriger, fleißiger, andächtiger, aber meiner Meinung nach zuweilen ſehr ungeduldiger Student, namens Chriſtoph Wanner von Lauingen gebürtig.

Wenn man mich fragte: „In welche Schule willſt du morgen gehen?“ ſo ſagte ich: „In die erſte Schule.“ Ich glaubte gewiß, meine Antwort könne niemanden im Zweifel laſſen, wohin ich eigentlich zu gehen vorhabe. Denn die Schule, bei der man anfängt, dachte ich, bleibt immer die erſte Schule, heißt ſie ſonſt auch, wie ſie will. Allein die Studenten hätten gern gewußt, ob ich Prinzipiſt oder Rudimentiſt werden wollte. Die Bedeutung dieſer Wörter kannte ich aber ſelbſt noch nicht und blieb bei meiner erſten Rede: „ich gehe in die erſte Schule.“ Man führte mich alſo am erſten Schultag in das Gymnaſium, zu den Rudimentiſten; ich war bereit, alles mitzumachen, was die andern taten. Allein nachmittags diktierte der Magiſter ein ſogenanntes Argument, und ich wußte nichts damit anzufangen, als die lateiniſchen Worte, welche er über einen deutſchen

Text gesetzt hatte, rein abzuschreiben und sie ihm unverändert darzureichen. Zu meiner nicht geringen Verwunderung fing er laut zu lachen an und sagte: „Büblein, das heißt nicht, ein Argument machen; du mußt mit den Worten die nötigen Abänderungen vornehmen.“ „Herr Magister,“ erwiderte ich, „ein solches Ding habe ich in meinem Leben nicht gemacht; ich weiß gar nicht, wie ich's angehen muß, um etwas herauszubringen.“ „Mein Kind,“ sagte er, „wo hast du die Prinzipia gehört?“ „Beim Herrn Kantor in Höchstädt,“ antwortete ich, „aber ich bin noch nicht weiter als bis zum volo vis velle gekommen.“ — „Mein Kind,“ sagte er, „noch taugst du nicht in die Rudiment, du mußt in die Prinzipia gehen.“ Dann rief er einen Studenten aus der Bank hervor und befahl ihm, mich zum Herrn Fendt in die Prinzipia zu führen. Mit Schmerzen verließ ich das Gymnasium und bedauerte in der Stille, daß ich nun von einer höheren Schule in eine niedrigere verstoßen würde.

Herr Fendt empfing mich ganz freundlich und wies mir mein Plätzchen zuhinterst in den Stühlen bei den Exemplisten an. Aber o wehe! schon den ersten Tag sah ich ebendieselben Exekutionen wie beim Herrn Kantor in Höchstädt an meinesgleichen vornehmen, und unser Lehrer behauptete den Ruhm, daß kein einziger, auch der beste Schüler nicht, ohne Schilling von ihm weggekommen sei.

Die nötigen Schulbüchlein wurden mir vom Pater Inspektor beigeschafft, der sich, ohne daß ich es wußte, sehr sorgfältig um alles, was mich anging, erkundigte. Wir waren drei Seminaristen, welche die Prinzipia besuchten, Joseph Widmann, Johann Schropp, beide Ratsherren-Söhne von Lauingen, und ich. Die Schule im Gymnasium fing allzeit um halb zwei Uhr an, die unsre um ein Uhr nachmittags. Nach dem Mittagessen um 12 Uhr folgte die Musikstunde, unter der wir uns gewöhnlich fort-

ſchlichen und bis 1 Uhr vor dem obern Tore herumliefen. Im Winter hatten wir die größte Freude daran, Schneemännchen zu machen, das heißt, nach der Länge in den Schnee hineinzuliegen und darin unſre ganze Form abzudrücken. Einſt kamen wir ſo ſpät und erfroren in die Schule, daß der Herr Fendt jedem von uns einen Spaniſchen zumeſſen wollte und meinen beiden Kameraden wirklich zumaß. Wir mußten zu dieſem Ende auf eine lange Bank liegen, die immer vorne in der Schule zu dieſem Gebrauche bereitſtand.

Als die Reihe an mich kam, wollte ich gar nicht daran, mich auf die Bank zu legen, und weigerte mich, ſo ſehr ich konnte, mein Mäntelchen mit Ärmeln (Poliſſon) wegzulegen. Denn der hintere Teil meiner Beinkleider war ſo zerriſſen, daß ich immer den Mantel am Leibe behalten mußte, um nur meine Blöße zu bedecken. Von dem wußte aber Herr Fendt nichts, und ich getraute mir nicht, es zu ſagen. Durch meine Weigerung erzürnt, nahm er mich endlich in der Mitte, warf mich auf den Stuhl und räumte die Kleider weg. Da ſah er nun, was mich ſo ungeſtüm widerſpenſtig gemacht hatte und empfand einiges Mitleid. „Geh an deinen Platz, armer Teufel!“ ſagte er, „einen Spanniol kann ich dir nicht geben und einen Schilling will ich dir nicht geben. Aber hüte dich, wiederum Schläge zu verdienen!“ Er ſagte darauf dem P. Inſpektor, wo es mir fehlte, und ich erhielt unverſehens neue Beinkleider, ſamt der Ermahnung: „Wenn ich etwas nötig hätte, ſollte ich keck darum bitten.“

Weil Herr Fendt ſah, daß ich einige kleine grammatiſche Exempelchen wohl getroffen hatte, mochte er glauben, ich ſei bereits fähig, zur Klaſſe der größeren Prinzipiſten überzutreten. Allein ein gewiſſer Stark und ich wechſelten lange mit der Stelle des Eſels und Ochſen, oder des Heugebers, wie wir den Drittletzten nannten. End-

lich merkte mein Herr Inſtruktor, was mir abging. Ich mußte den ganzen Tag neben ihn hinſitzen und lateiniſche Exempelchen machen, in die er alle Regeln der Grammatik geſchickt einzuflechten wußte, ſo daß ich bald eine Fertigkeit in Anwendung derſelben erlangte. Er beſaß ein kleines deutſches Gebetbüchlein mit lateiniſchen Lettern, in roten Saffian gebunden, mit einem goldenen Schnitte. Gar zu gern hätte ich dies Büchlein gehabt. Denn ich meinte, die Leute zu Höchſtädt würden glauben, ich verſtehe ſchon Latein, wenn ſie mich zur Vakanzzeit darin beten ſähen. Welche Eitelkeit! Aber ſie brachte diesmal eine gute Wirkung hervor. Herr Wanner verſprach, wenn ich einmal der Erſte würde, ſollte das Büchlein mein ſein. Er ſtellte mir aber vor, ich könnte gewiß nie der Erſte werden, wenn ich nicht fleißig ſtudierte. Von nun an war ich unermüdet. Er konnte mir kaum genug Argumente diktieren, ſo eifrig beſtrebte ich mich, den erſten Platz zu erobern. Sogar das ſogenannte Spicken (ein heimliches Lauern auf die Kompoſitionen andrer, um die eigenen darnach zu verfertigen) nahm ich zu Hilfe. Allein ich merkte bald, daß mir dies wenig helfen könnte, weil ich ſehr oft Fehler mit abſchrieb, die ich vielleicht, mir ſelbſt überlaſſen, nicht gemacht hätte. Ich hörte alſo nicht auf, meinen Fleiß zu verdoppeln, bis es mir endlich, etwa mitten im Sommer 1770, gelang, der Erſte zu werden und das Büchlein, nach dem ich ſo lange begierig war, zu erhalten. Leicht hätte ich mir anfangs angewöhnt, der Letzte zu ſein, weil ich noch nichts von der Möglichkeit träumen konnte, je die Ehre des erſten Platzes zu erringen. Deſto unermüdeter und eiferſüchtiger beſtrebte ich mich nun, dieſen Platz nicht mehr zu verlieren. So ſehr mich auch die lange behauptete Eſelbank zu Anfang dieſes Schuljahres zurückgeſetzt hatte, ſo erlebte ich dennoch zu Ende desſelben die große Freude, der Viertbeſte geworden zu ſein. Mein fleißiger Herr In-

ſtruktor war freilich auch ſehr ſtrenge. Einſt wollte er mir wegen ein paar grober Fehler im Argumente 24 Tatzen (Schläge mit der Lederſeile oder dem Lineal, oder einer Ochſenſehne uſw. auf die offene Hand) auf einmal geben. Ich hielt bis nahe an dieſe Zahl aus. Aber am Ende konnte ich nimmer. Voll Grimm ergriff ich meine Bücher, die, mit einem Riemen zuſammengeſchnallt, neben mir auf dem Boden ſtanden, ſchmiß ſie ihm mit aller Heftigkeit an den Kopf und lief davon. Ich hätte das weite Feld geſucht und wäre in der Verzweiflung weiß nicht, wohin gelaufen. Aber ich fand die Pforte geſperrt und verſteckte mich im Hofe hinter einem Holzſtoße. Mein Herr Inſtruktor und einige Studenten ſuchten mich. Ich hörte ſie ſagen: „Wanner, du haſt den Buben doch zu ſtark geſchlagen; er iſt keck, ob er ſchon klein iſt. Entläuft er ganz, ſo haſt du mit dem Inſpektor böſe Händel zu befahren uſw." — „Ich weiß keinen beſſern Rat," ſagte Herr Wanner, „als daß ich ſogleich zum P. Inſpektor gehe, ihm ſage, was vorgefallen iſt, und ihn bitte, daß er Anſtalt mache, den entlaufenen Buben zurückzubringen." Als ich merkte, daß die Studenten alle in die Schule fort waren, kroch ich aus meinem Winkel hervor und wollte nach Lauingen und von da noch weiter gehen, bis ich jemand finden würde, der mir Unterhalt gäbe. Zum Glücke ſah mich der P. Inſpektor von ſeinem Fenſter aus, rief mich in ſein Zimmer hinauf, gab mir gute Worte und verſprach, ich ſollte nimmer ſo ſcharf gezüchtigt werden, er habe ſchon ein Verbot deswegen ergehen laſſen. Ich beruhigte mich alſo und blieb. —

Die Fleiſchſpeiſen aß ich anfangs ſo gern, daß ich kaum ſatt daran werden konnte. Aber bald ekelten ſie mich ſo ſehr an, daß ich ſie nimmer riechen mochte. Ich ging alſo täglich, nur die Faſttage ausgenommen, mit Widerwillen zu Tiſche und weinte oft, wenn gar nichts aufgeſetzt

worden war, das ich genießen konnte. Einſt traf mich der Inſpektor weinend an. Er fragte mich um die Urſache. Da nahm er mich in die Küche und ſagte: „Köchin! dem Kleinen da muß ſie eine Weile etwas von Mehl kochen, er kann das Fleiſcheſſen nicht ertragen, weil er ſtets bei Pflanzenſpeiſen auferzogen ward.“ Das tröſtete mich. Man gab mir ſolange Pflanzen- und Mehlſpeiſen, bis ich nach und nach die Fleiſchnahrung gewohnt ward.

Das Kegelſpiel war in den Erholungsſtunden unſer Zeitvertreib. Gewöhnlich ſpielten wir um das Aufſetzen, welches denjenigen traf, der die wenigſten Kegel geſchoben hatte. Jeder ſtellte ſich der Reihe nach an ſeinen Platz, den er der Anzahl der von ihm getroffenen Kegel gemäß einzunehmen berechtigt war. Einſt lief ich über den Kegelplatz, um an meine Stelle zu kommen. Ein großer Student warf eben die Kugel ſo, daß ſie mich an den Kopf traf und ich wie tot hinſtürzte. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, fand ich mich auf einer Bank im Refektorium, der Student ſaß neben mir, weinte und wandte alles mögliche an, um mich ins Leben zurückzurufen. Ich weiß es noch wohl, daß er mir ſeine ſamtene Kappe aufſetzte, um mir den verletzten Kopf warm zu halten. Endlich ward ich wieder ganz munter und glaubte, der ganze Vorfall habe nichts zu bedeuten. Allein es zeigte ſich bald, daß ich mich geirrt hatte; denn ich bekam ein überaus ſchmerzhaftes Ohrengeſchwür. Ich kam beinahe von Sinnen, lief im ganzen Hauſe herum und ſuchte Linderung meiner Pein. Endlich kroch ich in der Hauskapelle unter den Altar, wo es ſehr kühl war; da brach das Geſchwür auf und ich hatte Ruhe; aber noch einige Wochen lang hörte ich nicht wohl auf dieſem Ohre.

Unter dem Gottesdienſte betrug ich mich ziemlich eingezogen, weil man mich ſchon lange durch die Furcht vor Schlägen daran gewöhnt hatte. Nur unter den Pre-

digten war ich unruhig und vertrieb mir die Langeweile mit allerlei Tändeleien. Am meiſten ſetzte ich mich in den abgeſonderten Raum des Blasbalgtreters bei der Orgel und plauderte mit meinen kleinen Geſpielen. Einſt aber hatte ich eine Pauke lange betrachtet, ſie oben und unten beguckt und endlich ausfindig gemacht, daß das kleine Luftloch zu unterſt am Keſſel das laute Getön verurſache. „Ei," dachte ich, „wenn eine einzige Öffnung ein ſo volles Getön zuwege bringt, wie entſetzlich ſtark muß erſt der Schall werden, wenn mehrere Löcher darin ſind!" Ohne Umſtände zog ich alſo ein Schreibzeug mit einer Spitze (das wir gewöhnlich auf die Schulbänke ſteckten) aus der Taſche, lauſchte umher, ob mich niemand ſehe, und ſtieß rings herum am Rande des Paukenfelles einen Kranz von kleinen Löchern in das geſpannte Fell. Daß dies ſchädlich ſei, fiel mir gar nicht ein. Erſt nachdem der Lärm entſtanden war, die Pauke ſei unbrauchbar und müſſe bezahlt werden, merkte ich, wie ſchwer ich mich verfehlt hatte. Man hielt die ſtrengſte Nachfrage. Einige Studenten ſahen mich zwar bei der Pauke ſtehen, aber nicht die Löchlein bohren. Sie ſtellten mich darüber zur Rede; allein ich leugnete geradezu, daß ich der Täter ſei. Freilich ſtand ich auf ihr heftiges Drohen und Fragen ſchon im Begriff, meine Schuld offenherzig zu bekennen. Aber ſie hörten zum Glücke noch zu rechter Zeit auf, ferner in mich zu dringen; und dann hielt mir die Furcht den Mund verſchloſſen.

Wir drei Prinzipiſten, Widmann, Schropp und ich hatten im Sommer unſer größtes Vergnügen, vor dem Tore im Grünen zu ſpringen, aus Stauden kleine Hütten zu flechten, auf breiten Weidenbäumen, die ins Waſſer hingen, Lauben zu bauen, oder in einem kleinen Bächlein Kaulhäuptchen (Groppen) zu fangen. Der Stadtgraben war uns eine halbe Welt. Dort ſpielten wir bald die Ein-

ſiedler, unter einem Schlehdorn ſitzend, oder wir führten Kriege, mit Haſelruten bewaffnet, oder machten aus Moos, das an der Stadtmauer wuchs, allerlei Hügel und Grotten und ſtellten aus Papier geſchnitzte Figuren darein, oder ſpielten Ball und dergl. Am Bartholomäustag brachen die Studenten der höheren Schulen in die Vakanz auf. Die Veſper ward alſo ſchon um ein Uhr, ſehr kurz und eilig abgeſungen. Wir drei Prinzipiſten ſchlenderten ſogleich darnach zum Tore hinaus auf den Studentenplatz, eine Wieſenebene wenigſtens eine halbe Stunde lang, die damals zur Viehweide und zum Rekreationsplatze ganz geeignet war; gegen Süden und Weſten ſtoßen Felder und kleine Wäldchen daran. Wir ſchlichen oft in ein ſolches Wäldchen und pflückten darin Brombeeren, die beinahe den ganzen Grund überflochten hatten. In dem Waſſergraben an den Grenzen haſchten wir manchmal Fröſche, oder holten Waſſerroſen und Binſen. Am Bartholomäustage ſchnitten wir ein tiefes, viereckiges Loch in die Erde, das wir mit dem ausgeſtochenen Raſen genau bedecken konnten, fingen ſoviel Fröſche zuſammen, als wir zu haſchen vermochten und warfen ſie in das Loch, als in einen Kerker. Dann richteten wir rings um den Kerker aus Weidenruten Galgen auf, ſprachen mit großer Feierlichkeit den Gefangenen das Urteil, brachen den Stab, ſo wie wir es bei Hinrichtung armer Sünder bemerkt hatten, und knüpften ſie alle, der Ordnung nach, an den Galgen. Wir beſchäftigten uns ſo eifrig mit unſerm Hochgericht, daß wir nicht bemerkten, wie weit der Abend bereits vorgerückt war, bis uns die einbrechende Dunkelheit und die aufſteigenden Nebel nach Hauſe zu eilen ermahnten. Die Angſt jagte mich am ſchnellſten, und ich langte als der erſte bei der Pforte des Seminars an. Der Hausknecht ließ mich hinein mit dem Gruße: „Kommſt du endlich, ſauberes Früchtchen?“ nahm mich beim Ärmel und führte mich in

die Küche zum P. Inſpektor. Dieſer grüßte mich mit derben Ohrfeigen und ſprach höchſt aufgebracht: „Du Böſewicht, wo biſt du geweſen? Deine Mutter hat dich den ganzen Tag bis um ſechs Uhr erwartet, und du kamſt nicht.“ Ich erklärte weinend alles, was ich getan hatte. Aber er ließ ſich nicht beſänftigen, gab mir einen ſehr eindringlichen Verweis, daß ich Tränen weinte, ſo bitter, wie ich ſie in meinem Leben noch niemals geweint hatte, und ſagte zuletzt: „Morgen um 4 Uhr wird dich der Joſeph (der Hausknecht) wecken und dir einen tüchtigen Schilling abmeſſen. Jetzt geh ins Refektorium und ſetze dich auf den Boden. Läufſt du mir wieder einmal ohne Erlaubnis ſolange herum, ſo jage ich dich fort zu deinem Vater; der wird dich ſchon ziehen“ uſw. Ich mußte alſo in den Speiſeſaal gehen und mich vor allen Studenten auf den Boden ſetzen; eine große Schande! Ich wünſchte, mich verkriechen zu können. Man brachte mir eine Suppe und Waſſer und Brot, von dem ich vor innerm Schmerz und vor Scham gar nichts genießen mochte. Das Eſſen der Studenten war zu meinem Glücke ſchon vorüber, und man ſtand ſogleich vom Tiſche auf. Wie froh war ich, daß ich nun von meiner Buße befreiet ward! Aber ein Schilling zum Frühſtücke — das war ein ſchrecklicher Gedanke; die Schläge fürchtete ich nicht, aber die Schande. Ich ſtand, bis man zu Bette ging, hinter Fäſſern in einem Winkelchen und weinte. Die ganze Nacht ſchlief ich beinahe gar nicht. Morgens zwiſchen drei und vier Uhr horchte ich auf alle Bewegungen. Sobald ſich etwas regte, kroch ich unter die Bettſtatt und verbarg mich in den Schlafſtändchen anderer Studenten hinter Koffern und ſchmutziger Wäſche. Allein es kam niemand. Dennoch zitterte ich alle Augenblicke, der Joſeph möchte etwa erſt ſpäter kommen. Um ſechs Uhr läutete man zum Aufſtehen; ich lief geſchwinde die Stiege hinab und verbarg mich in einem Winkel. So-

bald ich die Pforte offen sah, schlüpfte ich hinaus und schlich mittags sehr vorsichtig und immer zum Entlaufen bereit, ins Seminar zurück. Wenn sich der Joseph zeigte, lief ich geschwind weg, daß er mich nicht sehen möchte; denn ich dachte: „Er hat es vielleicht nur vergessen; sieht er dich, so gibt er dir den Schilling.“ Allein er machte keine Miene, mir etwas zuleide zu tun, und lächelte bald wieder, als er meinen forschenden furchtsamen Blick bemerkte. „Büblein,“ sagte er, „du darfst dich nicht fürchten, der Pater Inspektor ist nach Echenbrunn (einem Lustort der Jesuiten) verreiset; bis er kommt, vergißt er schon, was du verbrochen hast!“ Da war ich wieder getröstet.

Nun ging's aber auf die sogenannte Endskomödie (die beim Schlusse des Schuljahres aufgeführt ward) mit allem Eifer los. Ich mußte einen kleinen Bauernknaben vorstellen und hatte weiter nichts zu tun, als die Chöre mitzuschreien und ein kleines Solo zu singen; noch entsinne ich mich, daß ich eine Sichel in der Hand hielt und damit Bewegungen machte, wie wenn ich das Korn schnitte. Ein großer Student, meinen Vater vorstellend, stand hinter mir und machte allerlei lächerliche Grimassen. Man hielt mich nun für fähig, bei der nächstaufzuführenden Komödie eine wichtigere Rolle zu spielen. Mein lieber Großvater war, von der Botschaft gelockt, daß auch ich auf dem Theater erscheinen würde, von Höchstädt bis Dillingen an seinem Stabe heraufgewankt. Als er aber in den Saal treten wollte, verwehrte ihm die Wache den Eingang; dies schmerzte den alten Mann bis zu Tränen. Endlich nahm sich ein Student seiner an und führte ihn die Stiege herauf und an eine vorteilhafte Stelle, wo er alles sehen konnte. Man teilte die Prämien aus; aber ich erhielt keine. Darüber vergoß ich manche Zähre. Es war so schön, wenn die bessern Studenten vor allem Volke auftraten und sich Prämien (vergoldete Bücher) und Ehre

holten. Mein Großvater ſuchte mich nach der Komödie im Seminar auf. Allein ich mußte mir die Theaterkleider im Jeſuitenkolleg ausziehen laſſen und traf ihn nicht mehr an, als ich nach Hauſe kam. Ach, wie ſchmerzte mich das!

Bald darauf, an Mariä Geburtstage, holte mich meine Mutter ab, dankte allen meinen Lehrern, erkundigte ſich bei ihnen um meine Aufführung und nahm mich abends ſamt dem Koffer nach Höchſtädt in die Vakanz mit ſich. „O, wie geſchwind," ſagte ich auf dem Wege, „iſt dieſes Jahr vorübergeflogen! Es iſt mir wie eine vergangene Woche."

Herr Bürgermeiſter Paulus Mayr zu Höchſtädt war ein beſonderer Studentenfreund. Er nahm ſich ſogleich ſehr gütig meiner an und benützte die Zeit, wo die Herren von Höchſtädt beim Weine zuſammenkamen, um mir für die ganze Vakanz Kosttage bei ihnen auszubitten. „Es iſt ſchade," ſagte er, „wenn der Bube mit der rauhen Koſt ſeines Vaters ſich die Stimme verdirbt." Wirklich gab er mir bald folgende Liſte der Häuſer, wo ich zu Gaſte ſein durfte. Sonntags bei ihm, Montags bei Herrn Benefiziat Oſtertag, Dienstags bei Herrn Stadtſyndikus v. Kuhn, Mittwochs bei Herrn Stadtpfarrer Gerſtmayr, Donnerstags bei Herrn Spitalverwalter, Freitags wieder bei ihm, Samstags bei den Kapuzinern. Da hatte ich nun immer des Guten vollauf. Um mir die Zeit zu vertreiben, beſuchte ich alle die ſchönen Gegenden, die mir je gefallen hatten, und labte mich an der Erinnerung daſelbſt genoſſener Freuden. Wenn mich die Buben ſahen, ſchrien ſie gewöhnlich: „Student, Student! haſt's Hemd verbrennt!" Das verdroß mich eitlen Schwächling gar ſehr; aber ich ließ es nicht merken.

Sehr viele Zeit brachte ich in einem gewiſſen Hauſe hin, wo ich ſchon, ehe ich zum Studieren gekommen

war, Knaben und Mädchen im Singen unterrichtet hatte. Da ſpielten wir in der Scheune allerlei Spiele, die blinde Maus, das Fangen, das Verſtecken uſw. Der größere Knabe im Hauſe war ſehr kühn und mutwillig, und ich konnte ihn von nichts abhalten, wenn er einmal etwas beſchloſſen hatte; auch war ich zu klein und kindiſch und manchmal auch zu lenkſam, um mir ein Anſehen über ihn zu erwerben. Manchmal melkte er die Kühe im Stalle und trank mit mir die Milch; die Magd fand alſo am Abend wenig mehr und klagte darüber, ohne den Täter zu kennen. Man beobachtete und ertappte uns auf der Tat. Da gab es denn tüchtige Ohrſeigen; beſonders kühlte die Frau an mir ihren Mut. „Du biſt der Ältere und noch ſo kindiſch. Warum haſt du den Jüngern nicht abgehalten?“ So hieß es dann. Allein das Wetter war bald vorüber. Ein andermal ſahen wir ſchöne große Fiſche im Behälter und ergötzten uns lange an ihrem Schwimmen; endlich fiel es uns ein, wir wollten doch ſehen, ob ſie auch noch ſchwimmen könnten, wenn wir ihnen Schweif und Floſſen abſchneiden würden. Geſagt, getan! Da ſtanden die ſchönen Fiſche alle ab. Aber man hatte uns nicht auf der Tat ertappt; alſo leugneten wir's!

Bald darauf hatte man Heu in der Scheune abgeladen. Wir Kinder ſtiegen auf den obern Boden hinauf, und einige ſprangen ins Heu hinunter. Ich fürchtete mich, den hohen Sprung zu tun. Öfters ſtand ich gebückt am Rande der Bretter, bereit, hinabzuhüpfen; aber immer hielt mich die Furcht zurück. Endlich, als ich wieder bereit ſtand, gab mir der größere Knabe einen Stoß, daß ich unvermutet herabſtürzte und das Kinn ſo heftig auf mein eigenes Knie aufſtieß, daß mir alle untern Zähne wackelten, die Haut am Kinne weggeſchlagen war und das Blut heftig zu Mund und Naſe herausſchoß. Die Frau vom Hauſe lief herbei und ſah den Spektakel. An-

ſtatt ſich aber an den böſen Buben zu wenden, der mich herabgeſtoßen hatte, zankte ſie mit mir, daß ich ſo furchtſam war und ihren Knaben dadurch verleitete, mir durch einen Stoß Mut zu machen. Dies verdroß mich ſo ſehr, daß ich von dieſer Stunde an dasſelbe Haus nicht mehr beſuchte, außer wenn mich Geſchäfte dahin riefen. Mein Vetter, der Bader Waginger, beſtrich mir das Kinn darauf mit Kampfergeiſt, und es war bald alles wieder geheilt.

Mein Bruder Hans Michel ging nicht lange nachher an einem Nachmittage in den Wald an der Donau, um dürres Brennholz zu ſammeln. Auf dem Heimwege trug mein Bruder ſeine Bürde neben mir her und ſprach, als wir an einem Rübenacker vorübergingen: „Mich dürſtet ſo ſehr, hole mir ein paar Rüben!“ Ich ſchwang mich über den Zaun und ſuchte unter den Rübenkräutern umher, die größern ausfindig zu machen. O wehe! da hielt mich plötzlich ein großer Hund bei den Beinkleidern, und der Ackerhirt ſprang auf mich zu; ich mochte bitten und weinen, ſo viel ich wollte, der Hirt nahm mich beim Arme und ſagte: „Komm mit, du mußt zum Floßer (dem Eigentümer des Ackers), der läßt dich ins Narrenhäuschen ſperren.“ Das war ein Donnerſchlag für mich. Der Floßer war mein Taufpate, an den ich nur mit Ehrfurcht dachte, und der mich immer geſchätzt hatte und — ich war ein Student und ſollte ins Narrenhäuschen! Mit dem Weinen hatte es nun ein Ende. Ich hätte raſend werden mögen. Öfters verſuchte ich auszureißen, ſchlug und biß um mich; aber immer packte mich der Hund wieder. Mein Bruder ſchrie wie ein Weib, dem ein Mörder das Kind raubt, hinter uns her. Umſonſt! Der unbarmherzige Hirt ließ ſich nicht erweichen; ich mußte zum Floßer hin. Sein Haus ſteht zum Glücke ganz außer der Stadt, und er ſah wirklich zum Fenſter herab, als wir anlangten. Ich hätte mich vor Scham in die Erde verkriechen mögen. Da erkannte

er mich und rief: „So, Todtle (Patchen), biſt du's?“ und befahl dem Hirten, mich loszulaſſen und mir meinen Hut zu geben. O, wie ſchlich ich da ſo beſchämt davon und getraute mir kein Auge aufzuheben!

Die Studenten, die zu Höchſtädt in der Vakanz waren, führten ein Schauſpiel auf. Des Inhaltes erinnere ich mich nicht mehr. Aber ich weiß, daß ich etliche Arien und Rezitative zu ſingen hatte, und daß alle Perſonen türkiſch gekleidet waren. Meine Mutter hätte mich freilich gern recht ſchön herausgeputzt. Allein ihr mangelte alles, was man Schmuck hieß. Alſo kaufte ſie bei dem Spengler (Klempner) allerlei Flitter, Sternchen, Halbmonde, Sonnen; — die Studenten gaben mir einige Spiegelröschen, und ſo ward ich herrlich ausſtaffiert. Neben den reichern Knaben aber machte ich freilich eine ſehr ärmliche Figur. Das verdroß mich, und ich äußerte es gegen meine Mutter. Sie ſagte aber: „Xaveri, ſinge du nur deſto ſchöner; ein ſchöner Geſang erhält weit mehr Lob, als ein ſtummer Schmuck.“ —

Am St. Urſuläabend 1770 führte mich meine Mutter wieder in das Koſthaus nach Dillingen und empfahl mich meinen Obern mit ihrer gewöhnlichen Anmerkung, man ſollte mir nur wacker Schläge geben, wenn ich nicht fleißig und gehorſam wäre. Das ſchien mir jetzt eine gar nicht mütterliche Empfehlung. In dieſem Jahre ging ich viel freudiger zur Schule als im vorigen; denn ich wußte nun ſchon, was das Lateinlernen auf ſich hatte. Das Gefühl, nun der Rute des Herrn Fendt entronnen und ein Gymnaſiaſt zu ſein, machte mich ſo munter und beinahe unbändig, daß ich faſt täglich mit der Rute Tatzen bekam. Der Grund meiner Ausgelaſſenheit lag zum Teil darin, daß ich während der Vakanz immer mit luſtigen jungen Leuten Umgang gepflogen hatte, die es für die größte Ehre eines Studenten hielten, allerlei witzigen und unwitzigen Mut-

willen zu treiben. Dieſe Meinung hatte ſich mir ſo tief eingeprägt, daß ich durchaus keine Gelegenheit verſäumte, einen lächerlichen Streich zu machen oder mich durch irgendeine Poſſe auszuzeichnen. Z. B. ich wickelte einen Riemen, mit dem ich ſonſt meine Schulbücher zuſammenſchnallte, in eine Schneckenlinie, behielt das eine Ende des Riemens in der Hand und warf das andre mit der Schnalle einem meiner Mitſchüler an den Kopf. Sobald der Herr Magiſter dergleichen Unfug bemerkte, befahl er mir, in die Mitte hinauszuknien und eine Rute in der Hand zu halten. Sein Lehrſtuhl war hoch und hatte vorne ein hervorragendes Brett, um Bücher und Schriften darauf zu legen. Nach und nach rückte ich auf den Knien der Kanzel ſo nahe, daß er mich vor dem Brette nicht mehr ſehen konnte; dann drehte ich mich zu meinen Mitſchülern und exerzierte mit der Rute wie mit einer Flinte, ſchnitt Fratzengeſichter und machte mit der Kreide allerlei läppiſches Zeug an die Kanzel. Ein wiederholtes lautes Gelächter der ganzen Schule verkündigte endlich dem Herrn Magiſter, was zu ſeinen Füßen vorging. Er rief mich auf die Treppe an der Kanzel und maß mir mit der Rute etliche zwanzig Tatzen ab. Ich lachte, ſo lang er ſchlug. Da ward er böſe und hieb nach allem ſeinem Vermögen darauf los. Ich wechſelte lachend mit beiden Händen im Aushalten ab, und als es in die Länge gar zu arg ward, liefen mir zwar die Tränen über beide Wangen herab; allein ich lachte, um recht heroiſch zu ſcheinen, noch immer dazu. Endlich zerfiel die Rute, und ich ward mit einem tüchtigen Verweiſe in die Stühle an meinen Platz gewieſen. Solche Auftritte gab es ſehr oft, bis der Herr Magiſter endlich entdeckte, daß verkehrte Ehrbegierde die verſteckte Triebfeder davon wäre. Da drohte er mir, er wollte mich beim nächſten Anlaſſe, den ich geben würde, nach einer neuen Rute ſchicken (womit eine große Schande verknüpft war), und mich mit dieſer

Rute in der Hand und einem Zettel auf der Bruſt, worauf mein Vergehen geſchrieben ſtehen ſollte, vor die Tür des Gymnaſiums, allen Vorübergehenden zum Spektakel, hinausknien laſſen. Dies vertrieb mir ohne weiteres alle Luſt, durch Mutwillen mich auszuzeichnen. Dennoch konnte ich meine Unart nicht auf einmal gänzlich ablegen. Es gab bald Gelegenheit, mich in die angedrohte Strafe zu verfällen. Wirklich ward ich aus der Schule geſchickt, um eine Rute zu holen. Allein ich lief dafür nach Haus und verſteckte mich, ſo gut ich konnte. Als meine Mitſchüler nach geendigter Schule gleichfalls heimkamen, forſchte ich nach, was der Magiſter wegen meines Ausbleibens über mich verfügt hätte; und ſie ſagten, er habe gedroht, mich beim P. Inſpektor zu verklagen. Bald darauf ließ mich der P. Inſpektor rufen, gab mir zwar einen tüchtigen Verweis, ſagte aber, weil mein begangener Fehler eben nicht ſehr groß ſei, ſo wolle er meinen Herrn Magiſter bitten, er möchte ſich für diesmal noch befriedigen laſſen, wenn ich, ſtatt des Rutenholens, mittags nichts zu eſſen bekäme und hungrig dafür auf dem Boden ſäße. Wirklich mußte ich mich zu dieſer Buße bequemen, ohne das mindeſte über die Lippen zu bringen. Nachmittags um drei Uhr fing ich ſehr zu hungern an, und ich bat alle meine Mitſchüler, die mir nahe ſaßen, um einen Brocken Brot. Einer reichte mir ein ziemlich großes Stück. Allein der Herr Magiſter ſah es und ließ es einem Bettler geben, der eben am Schulhauſe vorüberging. Darüber traten mir die Zähren in die Augen. Um vier Uhr, nach geendigter Schule, mußten wir den Lehrer ins Kollegium der Jeſuiten begleiten. Ich ſchlich ſo hinterher. Der Magiſter wandte ſich zuletzt an mich und ſagte: „Nun, Bronner! ich meine, der Hunger hat ihm heute das Spaßmachen verdorben?“ Da brachen bei mir die Tränen aus. Und der Magiſter ließ mir beim nächſten Bäcker ein Batzenlaibchen holen, um

mich wieder zu trösten. Ich verzehrte es mit dem größten Appetit, indes er mir, kurz und gut und zu rechter Zeit, einige sehr eindringliche Wahrheiten von wahrer Ehre und den Mitteln, sie zu erwerben, einprägte. So ward ich von der Neigung zum Possenreißen nach und nach geheilt.

Beim Eintritte dieses Schuljahres hatte man uns in den coetus angelicus, eine Schutzengel-Bruderschaft für die kleinen Studenten der untersten drei Klassen, aufgenommen. Da stellte uns der Magister, welcher Präses des Cötus war und alle Sonn- und Feiertage predigen mußte, als ein Muster der höchsten Tugend das Leben des heil. Aloysius vor, prägte uns seine überaus hochgetriebene Keuschheit und seinen großen Bußgeist tief ein und ermahnte uns unablässig zu seiner Nachfolge. Um zu erfahren, was für Wirkungen dergleichen Zusprüche auf unsre jungen Herzen hätten, war von jeher sowohl im Cötus, als in der Kongregation der größern Studenten, die Einrichtung getroffen worden, daß jeder wöchentlich einen Zettel, mit der Aufschrift bona opera, auf den Bruderschaftaltar legen mußte, in welchem die Bußwerke, Abstinenzen, Kasteiungen, Almosen usw. des Offerenten, mit Beisetzung seines Namens, geschrieben standen. Der Prediger munterte dann diejenigen öffentlich durch seinen Zuspruch auf, welche sich in sogenannten guten Werken vor andern ausgezeichnet hatten. So ward z. B. ein Studentchen sehr gelobt, weil er in seine bona opera einfließen ließ, er habe kleine Steinchen in seine Schuhe geworfen und sei zur Ehre Gottes und aus Begierde, seinen Leib zu kasteien, während des Spazierens darauf gegangen. Dies tat die Wirkung bei mir, daß ich mir eiserne Nägelchen in die Absätze meiner Schuhe schlug, und die Spitzen einwärts hervorragen ließ, um gleichfalls etwas Besonderes zu haben, das ich in die bona opera schreiben könnte. Ich

erwarb mir aber dadurch das erwartete Lob nicht, sondern bekam erst sehr offene Ferſen und zuletzt eine Haut darüber, wie dickes Sohlenleder, ſo daß ich zwar die kleinen Stacheln nicht mehr fühlte, aber wegen des Drückens dieſer ſtarken Haut wirklich eine ganz mißliebige Unbequemlichkeit beim Gehen empfand. Die Erzählung von den Wundern des heil. Aloyſius und Stanislaus, die beim Genuſſe des heil. Abendmahles drei Schuh hoch von der Erde wunderbarer Weiſe erhoben wurden, reizte mich an, allen möglichen Fleiß und Eifer anzuwenden, die heil. Kommunion recht andächtig zu empfangen. Wenn ich dann nach dem Genuſſe derſelben in meinem niederen Stuhle kniete und mich der hergebrachten Gewohnheit gemäß über den Stuhl hinüberbückte, um meine tiefe Demut und Verſenktheit in heiligen Anmutungen auszudrücken, ſo ſtützte ich mich öfters auf die Ellbogen und hob mich bei den Knien in die Höhe, um zu verſuchen, ob mich denn die Luft noch nicht, wie die beiden heiligen Jünglinge, tragen wollte. Da ſchnaubte und ſeufzte ich denn in vollem Ernſte, wie wenn ich vor heiliger Inbrunſt zerſchmelzen möchte, und meinte, ich würde dadurch Gottes höchſte Gunſt gewiß erwerben und ihn nach und nach bewegen, ſeine Wunderkraft an mir zu äußern. Vor dem Teufel hatte ich eine entſetzliche Furcht, ſeitdem ich ihn ſo oft höchſt fürchterlich als den Erbfeind des menſchlichen Geſchlechts abmalen hörte. Um aber doch den verhaßten Geiſt recht zu necken, machte ich gleichſam ein Gelübde: „Wenn ich je, ohne Weihwaſſer zu nehmen, aus der Kirche ginge, ſo ſollte er mich ohne weiteres holen dürfen.“ Ich glaubte, es müßte ihn ſehr ſchmerzen, wenn er täglich auf mich lauern müßte, und mich dennoch nie erhaſchen könnte. Denn an die Möglichkeit, einſt aus der Kirche zu laufen, ohne mit Weihwaſſer beſprengt zu ſein, dachte ich gar nicht. — Weil man uns von der guten Meinung ſo oft und ein-

dringlich predigte, so machte ich zu allen meinen Handlungen eine gute Meinung, das heißt, ich sagte in Gedanken: „Herr! dir zu Liebe tue ich das und das“ usw. Hiermit glaubte ich, dem gehörten Unterrichte gemäß, jedes Werk zu heiligen. Wenn ich nun etwas vorhatte, das ich für Sünde hielt, wußte ich mir durch den Satz, daß die gute Meinung alle Werke heilige, gar bald aus dem Gedränge zu helfen; ich log, zankte, überhaupt — sündigte zur größeren Ehre Gottes. In dieser Überzeugung lebte ich noch einige Zeit ganz bequem fort, bis sich endlich ein Zweifel darüber in mein Herz schlich und der Beichtvater, dem ich ihn offenbarte, mir beteuerte, man könnte zur größern Ehre Gottes nicht sündigen.

Im Cötus wurden allerlei fromme Bücher ausgeteilt, die jeder, nachdem er sie gelesen hatte, wieder zurückstellen mußte. Diese Bücher enthielten meistens Geschichten heiliger Einsiedler, Klosterfrauen, verführter und vom Teufel geholter Jünglinge, geschehene Wunderwerke, Legenden usw. und trugen viel dazu bei, mir den Kopf noch mehr zu verrücken. Überdies kam ein Missionar an und hielt drei Tage lang auf dem marianischen Saale, bei verschlossenen Türen und Fensterläden und bei schwachem Lichte auf einer Bühne jämmerliche Buß- und Strafpredigten, ergriff sehr oft das Kruzifix, das neben ihm stand und forderte es bald zur Rache, bald zur Barmherzigkeit auf, und wußte seine Sache so gut zu machen, daß wir Kinder alle laut zu heulen und zu weinen anfingen. Während dieser Zeit sah man in unserm Seminar kein Bild an der Wand, vor dem nicht ein Studentchen kniete, entweder auf einem schneidenden Scheit, oder mit einem Stachelgürtel (Zilizium) um den Leib, oder mit einer Geißel in der Hand. Ich lag nachts auf kleinen Scheitern und trug am Tage das Zilizium, geißelte mich auch, ehe ich zu Bette ging, mit Stricklein und wollte

ein großer Büßer werden, wie der heil. Aloysius. Nachmittags mußten wir einst alle das Venerabile (geweihte Hostien) zu einem kranken Studenten, dem man die letzte Wegzehrung reichen wollte, begleiten. Im Herausgehen aus der Kirche kam ich so sehr ins Gedränge, daß mir das Zilizium tief in den Leib gedrückt ward, und ich vor Heftigkeit des Schmerzes laut aufschreien mußte; weswegen mich die Studenten weiblich auslachten. Der Bußgeist war mit solcher Heftigkeit in mich und andre kleine Knaben meines Alters gefahren, daß wir bald in eines gewissen Lang, unsers Mitschülers Gartenhäuschen, bald zuhöchst auf dem Scheiterhaufen in der Holzhütte des Kosthauses, wo wir nicht gesehen werden konnten, fromme Zusammenkünfte hielten, von heiligen Büßern und Einsiedlern schwatzten und einander auf den entblößten Rücken geißelten. In der Länge ward uns dies Bußetun zu sauer; denn einige hieben ganz unbarmherzig darein. Um also die Strenge der Geißler zu mildern, bestachen wir sie mit Darreichung eines Kreuzers oder eines erübrigten Teiles vom Mittagessen. Der kürzeste Weg wäre freilich gewesen, gar nicht mehr auszuhalten. Aber das wollten wir nicht. Ich vermute, es mochte sich keiner ansehen lassen, daß er des Büßens müde sei; bis sich endlich unsre Instruktoren in die Sache legten und unter hohen Strafen das Zusammenkommen in was immer für Winkeln verboten. Sie mochten eine ganz andre, der Keuschheit nicht gemäße Ursache unserer Zusammenkünfte argwöhnen. Allein sie betrogen sich hierin sehr; denn wir hatten gar keinen andern Gedanken dabei als Bußetun und Heiligwerden. Dergleichen Schwärmereien brachten bald eine gewisse Schüchternheit und stille Freudenlosigkeit, die mir sonst nicht natürlich waren, in meinen Charakter. Ich spielte ungern Ball und andere Spiele mit meinen Kameraden, teils weil ich wenig an gemeinschaftlichen Ergötzungen teilnehmen mochte,

teils, weil ich die geringen Schmerzen eines Ballwurfes zu scheuen anfing. Ich saß gewöhnlich nebendraußen und baute aus Binsen Flöße mit Häuschen darauf, oder fing Grillen und Heuschrecken und sperrte sie in kleine von mir geschnitzte Gefängnisse. In einem Wäldchen bauten andere Knaben und ich geräumige Lauben auf mehrere Weidenbäume und hieben mit unsern Handbeilchen ordentliche Treppen in ihren Stamm. Dort lernten wir unsern Katechismus und die Historie auswendig und plauderten von tausend uns wichtigen kindischen Dingen. Mit Brombeeren löschten wir lange Zeit den Durst, bis einer unsrer Mitschüler einst Bier und Rettiche mitbrachte. Dies schmeckte den meisten so gut, daß sie beinahe alle Vakanztage (Dienstags und Donnerstags) auf den Bäumen im kühlenden Schatten zechten. Braunes Bier konnte ich damals nicht trinken, ich begnügte mich also, Wasser im leeren Krug aus der Donau zu holen und mich mit nassem Brot zu laben.

Der Magister unserer Schule war in Dillingen der erste, welcher anfing, das Deutsche seinen Schülern orthographisch schreiben zu lehren; er gab uns ordentlichen Unterricht in der Rechtschreibung, und jeder mußte sich P. Weitenauers Zweifel über die deutsche Sprache kaufen, um sich in dem kleinen, angehängten orthographischen Wörterbuche Rats erholen zu können. Wenn wir aus der Orthographie schrieben, erhielt ich gewöhnlich den ersten Platz. Er munterte uns auch auf, wir sollten ihm allerlei Aufsätze von unserer Phantasie und Arbeit bringen. Ich ließ mir dies ganz wohl gefallen, kritzelte etlichemal mit der Feder oben auf einen Bogen eine Art Vignette, welche die Hauptszene meiner Erzählung darstellen sollte, und schrieb auf den übrigen Teil des Bogens die Erzählung, kurz oder lang, je nachdem ich ein mir gefälliges Sujet ergriffen hatte. Es waren meistenteils Er-

zählungen von Räubern, mit feenartigen Entwicklungen durchwebt, gewiß höchst groteske Machwerke, so viel ich mich derselben noch erinnern kann. Der Magister war anfangs gütig und fein genug, mich aufzumuntern. Aber bald bemerkte er, daß ich dadurch die Lust zu nötigeren Arbeiten verlöre, und machte eine meiner Kompositionen lächerlich; dies benahm mir ohne weiteres den unzeitigen Kitzel, Gaunerromane zu phantasieren.

Übrigens errang ich in diesem Jahre den Platz des Drittbesten in meiner Schule. Der Magister sagte, ich wäre weiter hinaufgekommen, wenn ich die Lektionen fleißiger gelernt hätte; aber zu Hause lernte ich gar nichts auswendig, und wenn ich in die Schule kam, versuchte ich das aufgegebene Pensum flüchtig zu memorieren, ward aber selten damit fertig, bis mich die Reihe zu antworten traf. Beinahe die ganze Zeit, welche zum Studieren bestimmt war, vertändelten wir mit jungen Vögeln, oder Maikäfern, oder Weihnachtskrippen und allerlei kindischen Maschinen, die wir in unsern Pulten aufbewahrten. Das vorzüglichste und fast das einzige, was ich noch freiwillig lernte, waren die Anfangsgründe der griechischen Sprache. Jemand hatte mir des P. Giraudeau Institutiones linguae graecae geschenkt. In diesen fand ich allerlei Fabeln aus Äsop, welche meinen Vorwitz reizten. Ich wollte gern wissen, was sie enthielten, und nahm mir die Mühe, unter Anleitung eines größern Studenten, der ein Liebhaber des Griechischen war, die meisten zu übersetzen. Durch diese Studien brachte ich es schließlich so weit, daß ich im Griechischen immer der Erste war und am Schlusse des Schuljahres mir eine Prämie errang. In der Endskomödie hatte ich im Singspiele eine Hauptrolle und erhielt ziemlichen Beifall. Noch weiß ich's, daß man mich als Merkur an vier feinen Seilen aus den Wolken herabließ, und daß ich lange in den Lüften singen

mußte, ehe ich aus meiner Wolke ſteigen durfte. Zuletzt ward ich wirklich vorgerufen, das Praemium ex graeco abzuholen, und konnte mich vor inniger Entzückung kaum faſſen. Meine Mutter war in dem Parterre und weinte vor Freuden.

Ich kam nach Hauſe und ward überall als ein kleines Wundertier betrachtet, denn ſchon lange hatte kein Höchſtädter Student ein Prämium bekommen. Mein Gönner, Herr Bürgermeiſter Mayr ſammelte mir ſogleich wieder die vorigen Kosttage und trug im Rate vor, man ſollte mir zur Belohnung 24 fl. aus der Armenkaſſe ſchenken; und es geſchah. Meine Mutter ließ mir dafür ein Dutzend neue Hemden und andere kleine Notwendigkeiten machen und kaufte mir, was mir die größte Freude machte, einen kleinen Degen. Ich war nicht wenig ſtolz, ſo bewaffnet einherzuziehen. Die Diſteln am Wege und die Weidenſtauden am Altwaſſer mußten wohl oft meine Herrlichkeit fühlen.

Wir Studenten ſpielten wieder eine Komödie, und ich bekam auch meine wichtige Rolle, weiß aber nicht mehr, was ich eigentlich vorſtellte. Bei dieſer Gelegenheit ward ich mit den übrigen Studenten immer bekannter, lief mit ihnen in den Wirtshäuſern und nachts in den Gaſſen umher, um allerlei törichte Farcen zu ſpielen. Bald führten wir mit Hafendeckeln, Querpfeifen, leeren Fäſſern, Kuhhörnern uſw. eine komiſche — türkiſche Muſik auf und zogen lärmend durch die Stadt; bald beſuchten wir die Herbergen der Handwerkszünfte und ſangen allerlei ſchimpfliche Lieder auf ſie. Die Weber hätten uns einſt deswegen beinahe recht derb abgeprügelt; aber wir entkamen noch glücklich durch die Vermittlung des Wirts. Bei ſolchen Anläſſen war ich kleine Kröte immer einer der vorderſten und mutwilligſten; denn die Eitelkeit und die Begierde, mich auszuzeichnen, hatten allzuviel Macht

über mich. Wenn wir aber nichts Törichtes trieben, so zankten die Leute und sprachen: „Ach, das sind tote Studenten, es ist kein Leben hinter ihnen.“ Wir trieben allerlei lustige Possen, stahlen z. B. soviele Fensterläden zusammen, als wir konnten, trugen sie mitten auf den Markt auf einen Haufen und sahen morgens dem Spaße zu, wie sich jeder Eigentümer mit den andern um die seinigen schlug und mehr dergl.

Ich hatte auch vernommen, daß jeder Student im Gasthause zu Kloster Kaisersheim drei Tage bleiben dürfte. Dort lebte ein Sohn des Herrn Bürgermeisters Mayr, namens Pater Paul. Mit einem Empfehlungsschreiben an diesen Herrn wanderte ich, in Begleitung meines Bruders Hans Michel, der unterdessen wacker singen gelernt hatte, nach Kaisersheim und sprach unterwegs im Kloster zum heil. Kreuze in Donauwörth ein, wo ein Bruder unsres Gönners, namens P. Anselm Mayr, Kellermeister war. Er gab uns eine Maß Wein und Brot und führte uns in das Küchenstüblein. Alles war hier voll Schmutz und Unreinlichkeiten, und das ganze Kloster hatte das Ansehen von einem alten zerfallenden Gebäude. Wir sagten oft zueinander: „Hier möchte ich wahrlich nicht einmal als Toter sein.“ In Kaisersheim gefiel es uns viel besser. Es war alles viel heitrer, reinlicher und von einem frischern Aussehen. Da waren wir unter einem Haufen lustiger Studenten von verschiedenen Orten her, hatten Essen und Trinken mehr als genug und — wohl zu merken — Wein, so viel wir wollten. Freilich war es nur ein saurer, geringer Wein; allein wir tranken ihn für den besten. Das gute Beispiel wirkte bei mir so viel, daß ich, obgleich mit einigem Widerwillen, auch Wein zu trinken anfing und bald so viel trank, daß ich mich nach Tische kaum in eine Wiese hinausschleppen konnte und eine sehr große Übelkeit empfand. Allein es geht nichts

über die Beharrlichkeit; ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, trank, Gesellschaft halber, wieder Wein, doch in geringerer Menge, und hatte davon keine Übelkeit mehr zu befahren. Nun letzte ich mich erst recht nach Herzenslust an diesem Getränke und bedauerte sehr, daß ich nicht immer dableiben dürfte, um noch ferner so gute Tage zu haben. Der Herr Reichsprälat, die Hospatres und vorzüglich der P. Mittelburſier Paul gaben mir reichliche Geschenke in mein Prämium, und entließen mich mit guten Lehren und schönen Ermunterungen.

Ich mochte beim Weggehen etwa elf Gulden haben, darunter ein paar bayrische Taler waren. Voll Freude über eine so große Summe klapperte ich auf dem Wege nach Donauwörth immer mit meinem Gelde, zog einen Taler nach dem andern aus der Tasche und warf ihn scherzend vor mir hin auf die Straße: „Wir haben ja Geld zum Wegwerfen", sagte ich in stolzem Scherze. Mein Bruder ließ sich die Mühe nicht gereuen, die Taler immer wieder aufzuheben. In Donauwörth war eben die Kirchweihwoche und Jahrmarkt. Eine Würfellotterie lockte mich an, hineinzusetzen. Ich verlor und gewann; aber der Gewinn war höchstens ein kleines nichtswürdiges Anhängsel für Kinder. Bald hatte ich eine ziemliche Summe verspielt. Die wollte ich nicht dahintenlassen, denn die Leute sagten, vor wenig Augenblicken hätte ein Knabe einen goldenen Becher herausgehoben. Dadurch ward ich immer mehr angefeuert, setzte und verlor stets wieder, bis ich zuletzt nichts weiter in der Tasche fühlte als ein paar Vierundzwanzig-Kreuzerstücke. Auch diese würde ich daran gewagt haben, wenn mich nicht mein Hans Michel beim Ellbogen gezupft und mich zu gehen ermahnt hätte. Höchst betrübt schlichen wir zum Tore hinaus, weinten draußen laut auf und verfluchten das höllische Lotto. „Ach, so viel Geld, so viel Geld verspielt!" klagten wir: „Was wird die

Mutter und der Vater ſagen, wenn wir faſt gar nichts heimbringen? O, jetzt hätten wir's nötig, daß wir einen Schatz fänden!" „Laß uns beten," ſagte ich, „vielleicht macht unſer Herrgott, daß wir einen finden. Wir wollen nun alle Bauernhöfe abſtappeln (abbetteln). und über jene Acker dort gehen, vielleicht finden wir einen Schatz, oder wir bekommen doch von den Bauern etwas geſchenkt." Wir zogen unſre Roſenkränze aus der Taſche und beteten ſie mit naſſen Augen höchſt andächtig ab. Nun waren wir an den Brachäckern und ſahen von fern etwas glänzen; weil wir nun gehört hatten, daß man bei Entdeckung eines Schatzes kein Wort reden dürfe, wenn er nicht wieder verloren gehen ſoll, ſo gaben wir einander nur durch Winke ein Zeichen und liefen ſchnell darauf zu, ſahen, daß es etliche glaſierte Scherben waren, ließen uns aber nicht irre machen, denn ein Schatz ſieht gewöhnlich nur wie elendes Zeug, man ſagte uns gar, wie Kieſel, Scherben und dergl. aus; ſondern wir legten ohne Verzug unſre geweihten Roſenkränze darauf, um ihm das Verſchwinden zu verwehren, und ſteckten die Scherben ſorgfältig in die Taſche, in der zuverſichtlichen Hoffnung, ſie würden bald zu gediegenem Golde werden. Bis dies geſchehe, bettelten wir in jedem Dorfe von Haus zu Haus. In Münſter ſchnauzte mich der Hofhund eines Bauern ſehr unhöflich an und lief mir bellend nach; flugs war ich mit meinem kleinen Degen aus der Scheide und focht gegen den Hund. Allein auf einmal ergriff mich eine törichte Furcht, und ich lief ſamt dem Gewehre davon, den Bauern zum Hohngelächter. Dies ſchreckte mich ab, im Dorfe ferner zu betteln. Abends ſpät gingen wir von Schweningen weg und hatten noch eine gute Meile nach Hauſe. Die Haſen und Eulen riefen einander zu; aber wir hielten ſie für Geſpenſter und fuhren bei jedem Schrei ineinander. Müde und hungrig kamen wir

nach Hauſe. In Hellern, Pfennigen, Kreuzern, Groſchen und ein paar Vierundzwanzigern zählten wir der Mutter beinahe fünf Gulden vor; denn ſoviel hatten wir durch anhaltenden Fleiß erbettelt. Wir meinten, je ſpäter wir nach Hauſe kämen, deſto leichter würden wir einer näheren Unterſuchung ausweichen und hatten nicht ganz unrecht, denn der Vater war ſchon zu Bette gegangen. Die Mutter ſchüttelte unzufrieden den Kopf, als ſie die vielen Heller und Pfennige ſah. „Wo habt ihr das Geld bekommen?“ fragte ſie kalt. „In Kaisersheim und auf dem Wege in den Dörfern. Dieſen Vierundzwanziger hat uns der Prälat geſchenkt, dieſen der P. Paul, dieſen Zwölfer der P. Anſelm in Donauwörth.“ Und ſo nannten wir fälſchlich einen Geber nach dem andern. Wir konnten aber unſre Schelmerei doch nicht ſo ganz übertünchen, daß die Mutter nicht Unrat gemerkt hätte. Allein ſie ſchwieg jetzt und nahm ſich vor, jeden von uns insbeſondere zu verhören. Ohne mein Wiſſen ſetzte ſie den Hans Michel morgens frühe zur Rede; und dieſer geſtand den ganzen Hergang, die Summe des verſpielten Geldes ausgenommen, die er klug genug verſchwieg. Ich leugnete, ſolange es gehen wollte, bis ich mich in meinen eigenen Widerſprüchen verwickelte und wider Willen endlich alles eingeſtehen mußte. Aufrichtig erzählte ich endlich mein Vergehen, nur die Summe des verſpielten Geldes verminderte ich weit über die Hälfte; denn es wäre gar zu gefährlich für meinen Rücken geweſen, wenn ich auch dies bekannt hätte. So lief es aber ganz leidlich mit einer langen Strafpredigt über die Schädlichkeit meiner Neigung zum Spiele ab.

Nun kam der Höchſtädter Herbſtmarkt, und mein Vater führte mich hin, um mir etwas zu kaufen. Abſichtlich ſtellte er ſich an eine Bude, wo ein Würfellotto war, und ſagte mit einem neckenden Seitenblicke: „Xaveri, magſt

du nicht hineinsetzen?" Ich fühlte das Beißende dieser Frage und lief ohne weiteres von der Bude weg. Darüber konnte mein Vater sich des Lachens nicht enthalten. Die Mutter hatte mir versprochen, dem Vater nichts von meinem Spiele zu sagen, und nun erfuhr ich, daß sie mich wirklich verraten hatte. Dennoch war ich froh, daß sich das befürchtete Ungewitter durch ein unschädliches Lachen und nicht durch derbe Schläge entladen hatte. Er rief mich wieder zu sich und sagte: „Sieh, Xaveri, das war eine Prüfung; hättest du Lust gezeigt, noch einmal ins Lotto zu setzen, so würde ich dich geprügelt haben, bis du zu Hause angelangt wärst. Dein Glück, daß du wegliefst. Laß dir dein letztes Mißgeschick ewig zur Warnung sein!" Der ganze Vorfall fruchtete wirklich soviel, daß ich bisher niemals wieder um Geld spielte, als wenn ich mußte; obschon ich während meines ersten Studienjahres keinen geringen Hang zum Kartenspiele hatte. —

Am St. Ursulaabend 1771 zog ich wieder nach Dillingen in das Kosthaus und bekam einen vortrefflichen Studenten und Organisten, Herrn Schulzmorlin, zum Instruktor. Er hielt mich zum Lesen lateinischer Klassiker an und machte mich auf die Eigenarten dieser Sprache aufmerksam. Im Seminar teilte man ärmeren Studenten zu Anfang des Schuljahres die nötigen Bücher aus, wovon eine ziemliche Menge vorrätig war. Ich bekam einen Julius Cäsar; der schöne Druck und Einband entzückte mich; und das Buch ward mir so lieb, daß ich den ganzen Tag darin las und viele Stellen übersetzte. So ward mir in der Grammatik unvermerkt der lateinische Ausdruck bekannter und geläufiger und ich lernte spielend, was andern mit Mühe eingeprägt werden mußte. In der Schule ging es besser als im vorigen Jahre; ich betrug mich ruhiger und lernte meine Lektionen fleißiger. Man glaubte, ich würde wenigstens der Zweitbeste werden.

Allein bald nach Ostern bekam ich das dreitägige kalte Fieber. Ich hatte an einem Nachmittag auf einmal für sieben Kreuzer Monatrettiche gegessen und viel Wasser dazu getrunken. Jedermann gab dieser Unmäßigkeit schuld, daß ich krank ward. Ich besuchte zwar, ungeachtet meiner Krankheit, die Schule an den guten Tagen, wo mich der Fieberfrost nicht eben schüttelte. Allein gar oft mußte ich wider Willen von der Schule wegbleiben und das Bett hüten. Das Fieber verließ mich auch nicht früher, als bis ich in der Herbstvakanz nach Hause kam und eine gewisse Arznei nahm, von der ich nachher reden werde. Es blieb zwar in der Zwischenzeit einigemal auf wenige Tage aus; allein es kehrte immer wieder zurück. Einmal vertrieb ich es acht Tage lang durch Laufen. Ein Student hatte mir geraten, so lange einen Hügel auf und ab zu springen, bis ich unmöglich mehr gehen könnte, sondern liegen bleiben müßte, das würde mir helfen. Ich tat es, und es gelang. Aber bald kam das Übel wieder. Dessenungeachtet gab man mir eine Sängerrolle in der Endskomödie und hoffte immer, das Fieber sollte mich bis dahin verlassen. Ich schrieb mit andern pro praemiis und wohnte den Examinibus aus dem Katechismus und der Geschichte bei, wie jeder andre; denn der Fieberfrost ergriff mich erst nachmittags. Bevor man pro praemiis schrieb, ging man auf einen der umliegenden Orte peregrinieren oder wallfahrten, um den Segen Gottes zu erbitten. O, wie wehe tat es mir, als ich am Peregrinationstage im Schlafsaale allein liegen und mich kaum emporheben konnte, um das Fenster zu erreichen und meine Gespielen jubilierend auf das Dorf Altheim klassenweise hinauswandern zu sehen. Ich weinte bittere Tränen. Dennoch waren einige Übelgesinnte unbillig genug, gegen mich den Verdacht zu erwecken, als stelle ich mich krank, um in der Komödie keine Person übernehmen zu dürfen. Ich haßte zwar die Rollen, weil ich zu

viel annehmen mußte, und weil ſie mich im Studieren merklich hinderten. Aber ich ſtellte mich deswegen doch nicht krank. Wenn ich zu Bette liegen mußte, ward mir oft die Zeit überaus lange. Um ſie mir zu kürzen, ließ ich Schreibmaterialien in mein Schlafſtändchen bringen und verfertigte Luſtſpiele, Zwiſchenſpiele und Hanswurſtiaden, die letztern am liebſten, in der Abſicht, ſie während der Herbſtvakanz mit meinen Brüdern aufzuführen. Was mir immer Luſtiges und Burleskes einfiel, wurde in ein ſolches Quodlibet zuſammengedrängt. Die Zeit der Endskomödie rückte heran, und ich mußte als ein Fieberkranker meine Rolle ſpielen. Die Wangen wurden mir ſehr ſtark geſchminkt; aber meine Bläſſe war an den übrigen Teilen des Angeſichts nur deſto ſichtbarer. Bei der erſten Aufführung des Singſpiels ward mir nicht übel; aber bei der zweiten oder letzten. Ich ſollte am Ende der Hauptperſon zu Füßen fallen, hatte aber die Kräfte nicht mehr, mich auf die Knie gehörig niederzulaſſen und fiel der Länge nach hin, ſo daß man mich ohnmächtig hinter die Kuliſſen ziehen mußte. Die Prämien wurden ausgeteilt, und ich bekam drei, eine ex soluto, die andre ex graeco, und die dritte ex Catechisimo, ohne ſie auf dem Theater ſelbſt abholen zu können. Man trug die Prämien zu meinem Bette, um mir Freude zu machen, die gewiß nicht gering war, und die Köchin brachte zugleich eine ſehr gute, für mich beſonders gekochte Speiſe: allein ich konnte vor Ekel nichts davon genießen. Ich hatte lange ſehr andächtig, um Prämien zu bekommen, auf meinen einſamen Spaziergängen gebetet und ging einſt an einem armen Bettler vorüber, der beſtändig am ganzen Leibe von einer Art Gichter erſchüttert ward. Mir fiel ein, all mein Geld (es waren drei Groſchen, für mich eine große Summe) dem Bettler zu ſchenken in der Abſicht, Gott ſollte mir mein Almoſen durch Prämien vergüten. Als ich es hingab,

dachte ich in der Stille: „Herr! für jeden Groschen ein Prämium!“ Nachdem ich nun wirklich drei Prämien erhalten hatte, glaubte ich gewiß, Gott habe mich damals erhört und den Handel gleichfalls mit mir geschlossen. Ich machte es in den folgenden Jahren wieder so: aber ich war gar zu ungenügsam und wollte allzuviele haben; deswegen konnte mein vorhablicher Groschenaustausch unmöglich akzeptiert werden.

Ich trug mein Fieber in die Herbstferien nach Höchstädt. Auch hier sollte ich eine Person in der Komödie annehmen. Ich stellte die Unmöglichkeit wegen des Fiebers vor. Aber da hieß es: „Laß das gut sein; der Apotheker hilft dir im Augenblick davon. Jetzt mag es noch eine Weile austoben. Aber wenn es auf die Komödie losgeht, nimmst du eine einzige Pille und das Fieber ist weg.“ Wirklich ging es so. Der Apotheker schickte mir eine erbsengroße rote Pille; ich nahm sie, und das Fieber blieb aus. Ohne Anstand konnte ich auf dem Theater erscheinen. Aber bald darauf aß ich einige Erdbirnen und Kukumern in Essig und Öl und bekam das Fieber wieder. Ungeduldig darüber, kostete ich endlich eine Zeitlang nichts mehr als warme Brotsuppen und ward es dadurch bald gänzlich los.

Bald nachher machte ich einen Ausflug nach Kloster Deggingen im Rieß, etwa vier Stunden weit; mein jüngster Bruder Franz Joseph, der fünf Jahre jünger ist als ich, begleitete mich; er war im neunten, ich im vierzehnten Jahre. Wir gingen über das Dorf Lutzingen und die Benediktinerpropstei Unterlietzheim, wo ich bei allen Häusern meine Prämien für ein Geschenk sehen ließ. In Deggingen nahm sich ein lustiger Pater unser an. Er veranstaltete, daß wir einen großen, wie eine Blutwurst gefüllten Schweinsmagen (Sausack) samt Sauerkraut, Obst und Lebkuchen (Lebzelten) zu essen und Bier und Wein

zu trinken bekamen. „Greifet zu, greifet zu," ſagte er, immer höchſt geſchwind und etwas ſtotternd, „dies Gefräße da bekommt euch gewiß beſſer, als eine Arznei." Mein Bruder mußte den Sauſack zerſchneiden und warf zu nicht geringer Freude unſers P. Gaſtmeiſters Kraut und Sauſack mit großer Geſchicklichkeit auf den Boden, holte aber beides ohne Bedenken wieder herauf und aß mit mir darauf los, wie wenn gar nichts Ungeſchicktes vorgegangen wäre. Als wir um halb vier Uhr abends das Kloſter verließen, um wieder nach Hauſe zu kehren, und eine Weile gegangen waren, fing das belobte Gefräße in uns zu operieren an. Wir liefen gebückt umher, winſelten und konnten vor ſchneidendem Bauchgrimmen uns kaum mehr faſſen, bis ſich die Natur des innern Aufruhrs entledigte. Aber da befanden wir uns in einem Zuſtande von Mattigkeit, der kaum erlaubte, uns weiter zu ſchleppen. Lange lagen wir auf einer kleinen, ſonnigen Wieſe im Walde. Endlich mahnte uns die ſinkende Sonne, alle Kräfte anzuwenden, um aus dem eine ſtarke Meile breiten Walde zu kommen. Als wir von Lietzheim nach Deggingen gingen, hatte uns ein Metzger den Fußſteig gezeigt. Wir hofften denſelben ganz gewiß wieder zu treffen und gingen auf dem uns noch wohlbekannten Steige fort. Da begegnete uns ein junger Jude von etwa 20 Jahren mit einem Tragkorbe auf dem Rücken. Wir fürchteten uns vor dem Juden und ſchlichen ängſtlich an ihm vorüber; denn er betrachtete uns mit ſehr ſcharfen Blicken und blieb ſtehen, als wir ihm näher kamen, und man hatte uns immer geſagt: die Judenweiber brauchten Chriſtenblut, ſonſt könnten ſie nicht gebären. Kaum waren wir dem Juden aus dem Geſichte, ſo fingen wir an zu laufen, damit er uns nicht mehr einholen möchte, und verfehlten darüber den rechten Weg, der ſich bei einer ſchönen, großen Eiche von einem Seitenpfad ſchied. Wir kamen immer

tiefer und tiefer in den Wald. Endlich verlor ſich der Fußſteig ganz. Es ward ſchon dunkel. Wir ſchwebten in einer entſetzlichen Furcht und glaubten alle Augenblicke, die wilde Jagd oder ein Waldgeſpenſt werde uns mitnehmen. Nach langem Laufen hörten wir nicht gar ferne läuten. Wir drängten uns durchs Gebüſche nach der Gegend hin, woher der Schall kam, hatten aber lange zu ringen, bis wir ins Freie gelangten. Öfters täuſchten uns eine Wieſe oder ein Acker mitten im Walde. Mein Brüderchen konnte vor Müdigkeit kaum mehr gehen und weinte immerfort. Endlich ſahen wir Licht von ferne. Es war ganz finſter. Mit neuen Kräften eilten wir darauf zu. Aber wir merkten, daß wir in ein Tal gerieten. Zuweilen glitten wir eine ziemliche Strecke über Steine hinab, bis wir wieder feſten Fuß faſſen konnten. Mein Bruder hielt ſich immer an meinem Rocke feſt. Ich merkte nun, daß wir auf Felſen ſtanden und fürchtete, über eine Anhöhe hinabzuſtürzen. Ich legte mich alſo am Rande des Felſen auf den Bauch und griff mit der Hand hinab, ſoweit ich konnte; mein Bruder hielt mich bei den Füßen, damit ich nicht überſchwankend würde. Aber nirgends war ein Ausweg, überall abſchüſſige Felſenwand. Wir wollten wieder zurück; konnten aber nicht mehr hinaufſteigen. Nun ergriff uns erſt die ſchrecklichſte Angſt. Sollten wir auf dieſem Felſenſtück die ganze lange Nacht zubringen? Wir fingen mörderlich zu ſchreien und zu heulen an. Endlich kamen Leute mit Laternen heran und riefen, wo wir wären und was uns fehlte? Kaum kamen ſie näher und erblickten uns auf dem Felſen, ſo ſtiegen ſie ſoweit herab, als ſie vermochten, und ſtreckten uns, auf der Erde liegend, die Hände zu. Allein wir konnten ſie nicht erreichen. Einer lief alſo fort und holte eine Leiter aus dem nahen Dorfe, an welcher ſie uns glücklich emporzogen. Wir waren in den ſogenannten Keſſel ge-

raten, wo der Bach Keſſel entſpringt, der das Keſſeltal bewäſſert; unter uns glänzte ein großer Waſſerteich, als die Leute mit den Laternen hinableuchteten; und ringsumher waren hohe Felſen aufgetürmt. Wir ſtanden auf einer dieſer hervorragenden Felſenmaſſen und hätten durch ein nochmaliges unvorſichtiges Hinabglitſchen ganz gewiß unſer Verderben in der Tiefe gefunden. Die Bauern führten uns ins Dorf, gaben uns zu eſſen und weiches Lager in der Heuſcheune, und wir ſchliefen geſund und wohl, bis uns das Dreſchen weckte. Kaum graute der Tag, ſo krochen wir aus unſerm Neſte, dankten dem braven Wirt, der unſer Retter geweſen war, und ließen uns den Weg zeigen, den wir zu nehmen hätten. Und ſo langten wir bis zur Mittagszeit glücklich zu Hauſe an und erzählten unſer Abenteuer mit Vergrößerungen und Beiſätzen von Geſpenſtern, die uns im Walde verführt hätten und dergl.

Mit meinem ehemaligen Schulkameraden Ignaz Strobl, der nun auch Student geworden war, ging ich öfters bald an die kleinen Teiche und Altwaſſer um Höchſtädt hinaus, um Wildenten oder Bekaſſinen zu ſchießen, bald auf das Feld, um Haſen und Rebhühner zu jagen. Ich hatte kein Gewehr und freute mich nur, wenn ich zuſehen durfte. Aber einſt reichte mir Strobl die Vogelflinte, um unter einen Flug Staren hineinzuſchießen, die ſich eben auf einer Reihe Weidenſtauden niedergelaſſen hatten. Er jagte ſie auf, und ich drückte los, warf aber im nämlichen Augenblicke die Flinte ins Gras aus Furcht, ſie möchte zerſpringen, und traf natürlich kein Federchen.

Das Herumlaufen mit Strobln hatte mir doch ſo große Begierde zum Schießen eingeflößt, daß ich meines Vaters alte Flinte aus dem Winkel hervorzog und heimlich damit auf das Feld ſchlich. Mein Bruder Hans Michel begleitete mich. Als wir zum mittleren Tore hinaus wollten, ſaß eine junge ſchwarze Katze auf einem Bänkchen.

Mein Bruder hatte ſie flugs unterm Rocke und trug ſie mit ſich auf eine Wieſe am Waſſer, wo wir ihr einen Tod antun wollten. „Die iſt ganz recht, unſre Flinte zu probieren," ſagten wir und banden ſie mit unſern Strumpfbändern an einen Markpfahl. Ich wollte auf ſie ſchießen und lag ſchon im Feuer. Da erinnerte mich mein Bruder: „Halt, Xaveri, wenn ſie eine Hexe iſt, kann dir ein Unglück begegnen und die Flinte zerſpringen." Ich hielt alſo ein und bedachte mich, wie der Gefahr vorzubeugen ſei. Es ward beliebt, die Flinte an einem gegenüberſtehenden Markpfahle feſtzubinden, Steine darunter zu legen, damit das Rohr auf die Katze zielen möchte, einen langen Bindfaden von dem Drücker aus in die Ferne zu ziehen und ſo das Gewehr ohne Gefahr loszuſchießen. Ich zog am Faden, und das Zündkraut brannte auf. „Siehſt du!" ſagte mein Bruder, „ſie iſt gewiß eine Hexe und verhindert ihren Tod." „Wir wollen es noch einmal probieren", ſprach ich, ſtreute wieder Pulver auf die Pfanne und zog. Die vorige Geſchichte! — Nun fürchteten wir in barem Ernſte, wir hätten es mit dem Böſen zu tun und hielten Rat, ob wir es auch zum drittenmal verſuchen ſollten. Das Reſultat war Nein. „Wir wollen uns," ſagten wir, „durch das zweimalige Verſagen des Gewehres warnen laſſen und uns nicht zum drittenmal in Gefahr begeben; ſonſt möchte uns der Schutz Gottes verlaſſen." Wir banden alſo die Katze und unſer Gewehr los und reſolvierten: „Wenn wir ſie erſäufen, kann uns kein Unglück begegnen; ſterben muß die Hexe!" Dann warfen wir ſie ins Waſſer; aber die Katze rettete ſich glücklich an das jenſeitige Geſtade, und wir ſahen ſie noch etliche Tage nachher im Bruckwerthe (einem Anger) laufen und glaubten gewiß, ſie habe ſich durch Hexenkünſte aus unſern Händen gerettet. —

Den 20. Oktober 1772 ging ich wieder in das Kosthaus nach Dillingen und trat in die Klaſſe Grammatica

media oder Syntaxis minor genannt. Da war ein ganz anderer P. Inſpektor des Seminars, namens Johann Evangeliſt Kerſchbaumer, aufgeſtellt; denn der P. Vitus Keller war als Prokurator nach Neuburg abgegangen. Wir fanden auch einen andern Herrn Magiſter, namens Leonhard Bayrer. Und zum Herrn Inſtruktor bekam ich einen Studenten der Theologie, mit ſeinem Geſchlechtsnamen Adam, von Eichſtädt gebürtig. Sowohl der Pater Inſpektor, als der Herr Magiſter waren außerordentliche Liebhaber der griechiſchen Sprache und drangen, was eine Seltenheit war, ſo ſehr auf die Erlernung derſelben als des Lateins. In dieſem Jahre geriet mir auch das erſte deutſche Buch, in welchem Gedichte ſtanden, in die Hände. Es war P. Weitenauers Sammlung kleinerer Gedichte. Daran konnte ich mich gar nicht ſatt leſen; und ich verſuchte, allerlei nachzupfuſchen. Es wollte aber gar nicht gelingen. Denn ich ließ mich ganz vom Reime führen, ohne zu wiſſen, wohin ich eigentlich wollte. Endlich gab mir der Herr Magiſter P. Bidermanns Utopia, desſelben Acroamata und P. Des Billons lateiniſche Fabeln. Dieſe Bücher, weil ſie im erzählenden Tone geſchrieben ſind, vorzüglich das erſte, welches luſtige Anekdoten enthält, gefielen mir ſo wohl, daß ich ſogleich den Verſuch wagte, in deutſcher Sprache ähnliche Erzählungen zu fabrizieren. Ich zeigte ſie dem Herrn Magiſter und erhielt neue Aufmunterung, aber auch eine ſcharfe Ermahnung, mich nicht meiner wilden Phantaſie zu überlaſſen, ſondern zuerſt mit Überſetzungen anzufangen, um mich nach und nach mit mehr geläuterten Kenntniſſen uſw. weiter zu wagen. Er verſprach mir auch, er wolle uns am Ende des Jahrs, in der ruhigen Zeit, wenn man pro praemiis geſchrieben haben würde (da man ohnehin die Schulſtunden gewöhnlich mit geſellſchaftlichen Spielen oder unter Geſprächen hinzubringen pflegte), eine kurze Anleitung, deutſche Verſe

zu machen, geben; und hielt getreulich Wort. Ich überſetzte ſogleich zur Probe einige kurze Fabeln von Des Billons in reimfreie vierfüßige Jamben und ſtudierte Weitenauers Sammlung deutſcher Gedichte mit allem Feuer. Zu Ende des Jahrs bekam ich drei Prämien, ich weiß aber nicht mehr aus welchen Gegenſtänden. Darunter fand ich zwei Bände von Denis Sammlung kürzerer Gedichte, in denen viel ſchöne mit Geſchmack geſammelte Stücke der beſten deutſchen Dichter und Geßners Tod Abels abgedruckt waren. Der letztere und einige Idyllen ebendesſelben vortrefflichen Dichters zogen mich ſo ſehr an, daß ich nicht aufhören konnte, ſie zu leſen und wieder zu leſen.

Soviel ich mich erinnere, fielen mir in den zwei vorigen und in dieſem Schuljahre die Kinderzähne aus. Die obere Reihe der Vorderzähne wuchs aber ſo, daß ſie die Oberlippe etwas hervordrängten. Dies geſtaltete mich ſo übel, daß mich mein Vater, als ich wieder nach Hauſe kam, kaum mehr anſehen konnte und ſein Mißfallen ſo oft und ſo beißend äußerte, daß ich endlich in Tränen ausbrach und ſagte: „Was kann ich dafür, daß ich ſo gewachſen bin?“ Er ſchlug mich aber mit der Hand ins Geſicht; denn er glaubte, es ſei nur eine ungeſchickte, unbeſorgte Art mich ſo zu tragen. In dieſem Jahre hatte ich in der Promulgationskomödie eine weibliche Perſon, die Providenz, vorzuſtellen. Eine fromme Hofratstochter bot ſich an, mich anzukleiden. Als ich in ihr Haus trat, ſchien es, als wenn ihr mein Ausſehen nicht ganz gefiele: „Er muß ein Frauenzimmerhemd anziehen,“ ſagte ſie und ſuchte eines hervor: „Da — nehme Er und komm Er mit mir.“ Sie führte mich in ein ſchönes Zimmer im oberen Stockwerk, legte das Hemd auf einen Tiſch und ging aus dem Zimmer. Schüchtern zog ich meine Kleider ab (denn es dünkte mich immer, man könnte mich etwa belauſchen) und warf das Frauenzimmerhemd über mich. Dann ſtieg ich in meine Beinkleider und das Fräulein

rief: „Ist Er fertig?“ und kam auf mein Jawort herein, um mich in das untere Zimmer hinabzuführen. Sie hieß mich dort in eine Schnürbrust schliesen und zwängte mich so enge hinein, daß mich die Hüften schmerzten. Den leeren Raum oben an der Brust füllte sie mit Leinwand aus. Dies Ankleiden, so sittsam und vorsichtig sich auch das Fräulein dabei benahm, meine Blicke auf die Beschäftigte und das Vergleichen ihrer Bildung mit der meinigen weckten in meinem Herzen allerlei Gedanken und ließen mich zum erstenmal merken, daß ich ins Jünglingsalter trat.

Viertes Kapitel:

Student in Neuhaus.

Aufhebung des Jesuitenordens — Entzweiung mit dem Vater — Fünftes Schuljahr im Seminar zu Neuburg — Lesereien, ein „Roman“ — Lebensart — Sittliche und physische Gefahren — Die Oper und fernere Gefahren — Die Generalbeicht — Vakanz 1774 — Das „Stappeln“ — Sechstes Schuljahr, die Humanität — Die Festmeß — Freundschaft und Funken von Liebe — Cynismus und Dichterenthusiasmus — Siebentes Schuljahr, Instruktionen — Spazieren und „Deliberieren“ — Jesuiten-Krieg gegen die deutschen Bücher.

Nachdem die Endskomödie 1773 vorüber und die Prämien ausgeteilt waren, nahm der P. Rektor öffentlich auf dem Theater Abschied von dem Volke und von uns Studenten und kündigte mit Tränen die Aufhebung des Jesuitenordens an. Es entstand ein lautes Weinen in dem Parterre und alles ging traurig nach Hause. Ehe ich in die Vakanz reiste, ließ mich der P. Inspektor Kerschbaumer kommen, gab mir 15 fl. und sagte mit nassen Augen etwa folgendes: „Kind! hier hast du Geld zu einem Kleide; ich hätte dir gern eines machen lassen, das mehr gekostet hätte; aber du siehst, wir sind selbst vertrieben und können nicht mehr Gutes tun wie wir wollen. Jedoch

ſei getroſt! Gott wird es ſchon anders machen. Der heil. Ignatius hat uns prophezeit, der Orden werde zwar verdunkelt werden, aber auch mit deſto größerm Glanze wieder aufſtehen. Lebe wohl, Kleiner, und vergiß deiner Guttäter nicht!" Als ich fragte, ob ich künftiges Schuljahr wieder im Seminar eintreffen dürfte, antwortete er: „Ich weiß nicht, wie es mit dieſer Stiftung gehen wird; wir haben nichts mehr darüber zu ſagen; vielleicht wird ſie ganz aufgehoben." Ich weinte große Tropfen, verließ ihn ſchluchzend in der höchſten Rührung und begriff gar nicht, wie man ſo gute, nützliche und gelehrte Männer verfolgen könnte.

Traurig ging ich in die Vakanz und fürchtete, ich würde künftiges Jahr keinen Ort bekommen, um meine Studien fortzuſetzen. Dieſer ängſtliche Gedanke verdarb mir allen Freudengenuß. Ich hatte in dieſer Vakanz wie in der vorigen meine gewöhnlichen Kosttage, die ich oben angezeigt habe. Mein Bruder Hans Michel war während meiner Abweſenheit als Singknabe nach Kaiſersheim gekommen. Meine Mutter entſchloß ſich alſo, mit mir dahin zu wandern. Einesteils wollten wir den Hans Michel beſuchen und einige gute Tage genießen, anderenteils von da über Neuburg nach Eichſtädt zur heil. Walburg wallfahrten, um nachzuforſchen, ob ich nicht an dieſen Orten mein Unterkommen finden könnte. In Kaiſersheim trafen wir meinen Bruder ganz vernachläſſigt, zerlumpt und voll Ungeziefer an; und im Augenblicke, da wir ankamen, hatte er einen Rauſch. Die Herren und Diener machten ſich einen Spaß mit ihm. Er war wie ein Ball, den jeder nach Belieben da- und dorthin wirft. Täglich wurden ihm drei bis vier Maß Wein zugemeſſen; aber niemand hatte die Güte, ihm Anleitung zu geben, wie und wo er ſie verkaufen ſollte, um dafür einiges Geld zu erhalten. Man munterte ihn vielmehr auf, ſie täglich ſelbſt zu trinken und beluſtigte ſich dann an dem bezechten Knaben. Meiner

Mutter und mir ſchoſſen beim erſten Anblicke Tränen in die Augen und uns ekelte beinahe, ihn zu berühren, ſo ſchmutzig und unreinlich war er angezogen. Er hatte nichts gelernt, vielmehr manches vergeſſen und wußte nichts als einen Schalksnarren zu ſpielen und niedrige Poſſen vorzubringen. Meine Mutter beklagte ſich bitterlich darüber beim Herrn Reichsprälaten und bei jedem Kloſterherrn, den ſie antraf. Man verſprach alles Gute und beſtellte dem Hans Michel ſogleich eine Wäſcherin, die ihm ſeine Kleider und Haare von Zeit zu Zeit reinigen und ſäubern ſollte; man ließ ihm auch beſſere Kleider machen, empfahl ihn einem Kloſterherrn als Lehrer und gab uns wacker zu eſſen und hübſche Geſchenke, bis wir mit einigem Troſte wieder abzogen. Wir kamen nach Neuburg an der Donau und beſuchten den P. Vitus Keller, der noch mit andern Jeſuiten im dortigen Kollegium wohnte und mich ſehr gütig empfing. Als ich ihm mein Anliegen klagte, daß ich keinen Ort wüßte, wo ich künftiges Jahr mein Unterkommen finden könnte, ſagte er: „Kleiner, bleib du da ſtehen, bis ich wieder komme!“ verließ mich auf dem offenen Gange und kehrte bald wieder mit einem anderen Geiſtlichen zurück. Dieſer Geiſtliche war der Freiherr v. Tänzl, ein Exjeſuit und Inſpektor des Seminars zu Neuburg. Er fragte mich allerlei, nahm meine Mutter und mich mit ſich in das Seminar und ließ uns etwas zu eſſen reichen. Dann ward zur Probe geläutet; ich ſang und ward aufgenommen. Am Thereſienabend (den 14. Oktober 1773) ſollte ich im Kosthaus erſcheinen. Voll Freude und Dankbarkeit gegen den P. Vitus Keller wanderten wir alſo wieder nach Höchſtädt zurück und dachten nicht mehr an die Wallfahrt nach Eichſtädt. Wir kamen, als die Nacht anbrach, nach Genderkingen, zwei ſtarke Stunden unterhalb Donauwörth und wollten dort Nachtherberge machen. Auf dem Wege nach

Neuburg hatten wir daſelbſt gleichfalls geſchlafen, und ich war, wie immer auf der Reiſe, bei meiner Mutter in einem Bette gelegen. Der Wirt meinte, ich ſei ſchon zu groß dazu. Allein ich verſtand nicht, was er wollte, und meine Mutter ſagte: „Bei dem hat es keine Gefahr, er iſt noch ganz hölzern.“ Sie hatte auch recht; denn ich ſchlief die ganze Nacht, wie ein müdes Murmeltierchen.

Mit meinem Vater hatte ich mich während dieſer Vakanz ganz entzweit. Der Hergang war folgender: Als ich ihm ſagte, daß ich in Dillingen vielleicht nicht mehr zu bleiben hätte, vermutete er, ich wollte ihn betrügen, ſei davongejagt worden und hätte mit der Mutter Abrede genommen, ihn durch künſtlich erdichtete Lügen hinter das Licht zu führen. Ich glaubte, ihm dieſen ungerechten Argwohn am leichteſten benehmen zu können, wenn ich ihm meine drei Prämien vor Augen legte. Allein er ſprach erzürnt: „Was kümmere ich mich um eure vergoldeten Bücher da? Deine Mutter und du haben ſie wohl gar machen laſſen, um mich zu betrügen.“ Ich rückte geſchwind mit dem gedruckten Katalog hervor, in welchem alle beſchenkten und nachgeleſenen Studenten verzeichnet waren. Allein er ſagte ungeduldig: „Ihr meint gewiß, weil ich den lateiniſchen Freßzettel nicht leſen kann, ſo dürft ihr mir nach eurem Belieben einen blauen Dunſt vor die Augen machen? Du und dein Bube ſind nichts nütze.“ Im Eifer ſprach ich dann: „Vater, du biſt gar der ungläubige Thomas; geh nach Dillingen und frage ſelber nach! Ein anderer braver Vater würde mir eine Freude machen, wenn ich ſo viel Prämien nach Haus brächte; du aber zankſt immer und verdirbſt mir meine Vakanz.“ Da ergrimmte er, ſtand ſchnell auf und erhob ſeine Rechte, um mich zu ſchlagen. Ich bückte mich geſchwind, und der Streich ging über mich hin und riß den Vater im Kreiſe herum. Flugs lief ich zur Tür und fort; er eilte mir nach.

Allein ich war flüchtig auf den Beinen, sprang in kleine Gäßchen und führte ihn zuletzt soweit irre, daß er nicht mehr wußte, wo ich hingeraten war. Ich hatte mich zu meinem Vetter, dem Bader Waginger, geflüchtet und tat meiner Mutter Botschaft, sie sollte mir meine Prämien schicken. Der Vater vermutete, ohne daß es die Mutter gestand, wo ich war, und kam mit einer Ochsensehne unterm Rock, mich heimzutreiben. Allein wir sahen ihn kommen, und ich sprang behende in den Kuhstall und verkroch mich unter den Barn ins Heu. Ungestüm trat er ins Haus, grüßte niemanden, durchsuchte alles und ging drohend davon. Indessen war im ganzen Städtchen der Lärm entstanden, der Ziegler-Hans habe seinen Studenten unschuldig prügeln wollen, und jedermann nahm meine Partei. Man hatte ihn gesehen, wie er mir zürnend nachgeeilt war. Mein Vetter gab mir willig Nachtlager und Herberge; denn er sah, daß es für mich nicht ratsam wäre, wieder nach Hause zu gehen. Weil die Studenten eben eine Komödie aufführten, davon das Singspiel der bayrische Hiesel war, in welchem ich den Buben des Hiesels vorstellen mußte, kam ich öfters ziemlich spät von den Proben. Mein Vater paßte mir also am Wege auf, um mich mit Gewalt nach Hause zu schleppen. Allein ich war zu vorsichtig und zu flink, als daß er mich erhascht hätte. Ich erzählte dem Herrn Bürgermeister Mayr bald darauf mein Schicksal bei Tische und bat ihn, Vermittler zu sein. Sogleich schickte er seinen eigenen Sohn zu meinem Vater und ließ ihm sagen: „Ich hätte mich wirklich in Dillingen recht wohl gehalten; er dürfte hieran nicht zweifeln, sollte mich also in Ruhe meine Vakanz genießen lassen, die 15 fl. zu einem Kleide, die ich ihm zugestellt hätte, herausgeben und mich nicht weiter verfolgen, wenn er nicht ins Bürgerstübchen gesperrt werden wollte.“ Mein Vater gab dem Herrn Mayr sogleich die 15 fl. und sagte

weiter nichts, als die Worte: „Nun — das ist die umgekehrte Welt! Das Kind verklagt den Vater.“ Er erzählte hierauf andern Leuten die Geschichte nach seiner Manier und erregte überall das Gerede, ich hätte ihn beim Bürgermeister verklagt; und nun war auf einmal die ganze Stadt so sehr wider mich eingenommen, als sie es kurz zuvor für mich gewesen war. Der Herr Bürgermeister Mayr ließ mir einen grünen Rock und ein rotes Westchen um die 15 fl. machen und bewirkte, daß ich vom Magistrat, wie in den vorigen Jahren, wieder 24 fl. geschenkt bekam. Meine Mutter kaufte mir dafür neue Hemden, gab die alten meinem Bruder Hans Michel und die des Hans Michel dem Franz Joseph. So ward es alle Jahre gehalten. Ich stutzte einst, als sie sagte: „Ich will dir für dein Geld neue Hemden machen lassen“, und antwortete: „Die alten sind ja noch ganz gut.“ Aber sie erwiderte eifrig: „Der Michel kann auch etwas Gutes brauchen; du darfst mir kein Neidhals werden, bekommst doch immer die neuen.“ Da begriff ich erst, warum sie mir alle Jahre neue Hemden anschaffte und gab mich zufrieden.

Meine Mutter führte mich zur bestimmten Zeit nach Neuburg, so daß wir am Theresienabend, den 14. Oktober 1773, richtig daselbst eintrafen. Wir wurden bei weitem nicht so freundlich empfangen wie gewöhnlich in Dillingen; denn niemand kannte uns, und der Ton, der im Neuburgischen Seminar herrschte, war viel rauher und despotischer. Zum erstenmal nahm ich mit schwerem und beklemmtem Herzen Abschied von meiner lieben Mutter und ward zu den andern Studenten hineingesperrt. Nur wenige, etwa zwanzig, deren man zur Besetzung des Musikchors in den Kirchen bedurfte, waren gegenwärtig; die übrigen genossen noch in ihrem Vaterlande der Freiheit und jedes herbstlichen Vergnügens. O, wie sauer

kam es uns an, zwiſchen vier Mauern zu ſchmachten, indes wir unſre Geſpielen ſo glücklich wußten! Doch ward das Herbe unſres Zuſtandes dadurch in etwas verſüßet, daß wir nachmittags, ſo oft das Wetter günſtig war, in den Seminargarten vor dem Tore laufen und dort Kegel ſchieben oder im Graſe hüpfen durften. Meine liebſte Beſchäftigung war da auf Bäume zu klettern, Moos, Miſtel und Schwämme herabzuſchneiden, Schnecken zu ſuchen, des Gärtners Geſäme zu beſchauen und an Kürbisbeeten die großen Früchte anzuſtaunen. Damit ich in den übrigen Stunden des Tages beſchäftigt ſein möchte, mußte mich ein größerer Student, namens Freundorfer, zur Vorübung in der lateiniſchen Verſekunſt unterrichten. Er diktierte mir zuerſt aus Ovids Heroiden Diſtichen mit proſaiſch verſetzten Worten, und ich mußte die Worte wieder in ordentliche Verſe reihen. So begriff ich leicht das Mechaniſche des Hexameters und Pentameters, der einzigen Versarten, in denen unſre metriſchen Schularbeiten während dieſes Jahres abgefaßt werden mußten. Einſt, als ich eben zu dergleichen Übungen wenig Luſt bezeigte, ſagte er drohend: „Laß nur erſt den Schermer kommen, du fauler Junge! Der wird dich bald herabſtechen (vom erſten Platze in der Schule verdrängen), wenn du nicht fleißiger biſt. Auch er hat drei Prämien bekommen und war immer auszeichnend der Erſte. Du wirſt Not haben, den Platz des Beſten wie in Dillingen zu behaupten.“ Da war ich übermütig genug zu antworten: „Meinetwegen mögen ſo viele und ſo gute Studenten kommen, als da wollen, ſie ſollen mich doch nicht herabſtechen; denn vom erſten Platze laß ich mich nimmer hinweg!“ „Du ſtolzer Bube,“ erwiderte er, „meinſt du, das ſei ſo gewiß? Es iſt leichter geſagt als ausgeführt, und ich fürchte, du wirſt gedemütigt werden!“ So mutig ich auch ausſehen wollte, ſo wurmten mir doch von dieſer

Stunde an geheime Beſorgniſſe im Herzen, und ich ward viel fleißiger, als ich ohne dies geweſen ſein würde.

Die Lehrer am Lyzeum waren insgeſamt Exjeſuiten, aus der obern Pfalz gebürtig; ihr Äußerliches unterſchied ſich von ihrem vorigen Anzuge in nichts, als daß ſie ſtatt der hohen ſtehenden Kragen an ihrem langen Habit nun kleinere oder ſchwarze Halstücher, mit gewöhnlichen Petrinerkräglein behängt, trugen. Der Pater Tänzl, von Geburt ein Freiherr aus der Schwäbiſchen Pfalz, hatte die Aufſicht über das Seminar, das im Rufe großen Reichtums ſtand und wirklich weitläufige Güter beſaß; er war ein ernſter, langer Mann, der wenig gute Worte ausgab und den wir alle fürchteten, ſo oft wir ihn ſahen. Strengere Ordnung herrſchte hier als zu Dillingen. Beſonders war verboten, irgendein Haus in der Stadt zu betreten, und es ſchien die Hauptſorge unſerer Vorgeſetzten dahin zu gehen, daß wir ja niemals mit andern Menſchen als mit unſersgleichen Umgang pflegen ſollten.

Dieſe Einrichtung, die noch in den meiſten Erziehungshäuſern beſteht, iſt gewiß ſehr ſchädlich; einmal — weil der Jüngling durch den ſteten Umgang mit ungebildeten, rohen, nicht ſelten ſchon verdorbenen jungen Leuten und zugleich aus Mangel an beſſerer Geſellſchaft verwildert; dann — weil ſein Drang nach Freiheit durch ſo enge Beſchränkung allzuſehr aufgeregt wird, und er, ſobald er die Freiheit erhält, kaum mehr fähig bleibt, ſie ohne Ausſchweifungen zu genießen; endlich weil er wegen Einförmigkeit des Zeitvertreibes und aus Abgang abwechſelnder Unterhaltung gar leicht Verführern in die Hände geraten kann, deren es immer einige unter einer größern Anzahl zuſammengepferchter Studenten gibt. Wenn in dergleichen Häuſern nicht eine ſolche Einrichtung getroffen wird, daß die Zöglinge durch beſſern Umgang Sitten und Lebensart lernen, ſo werden ſie immer leuteſcheu, wenn nicht gar

an Kopf und Herz verdorben, dieſelben verlaſſen; wenigſtens werden ſie, ſo wie ich ſelbſt, kaum wiſſen, wie ſie ſich benehmen ſollen, wenn ſie das Ungefähr einmal unter gebildete Menſchen verſchlägt, ein Abelſtand, gegen den man in der Folge viele Jahre lang zu kämpfen hat.

Man denke ſich etliche ſiebenzig Knaben und Jünglinge in einem rings mit Gebäuden umſchloſſenen Hofraume beiſammen, der etwa 130 Schuh im Quadrat hält; einige kegeln, andre ſpazieren, wieder andre jagen ſich und die ſtillſten ſitzen oder ſtehen beiſammen und erzählen; ſo hat man ein echtes Bild unſers Zeitvertreibes in den ſogenannten Rekreationsſtunden. Meiſtens gehörte ich in die Klaſſe derjenigen, die ſich jagten. Nur wenn der Dienstag und Donnerstag heiter und weder Feiertag noch Feierabend war, trieben uns der Vizepräfekt und die beiden Admonitoren in Prozeſſion zum Tor hinaus, um auf einer Schanze oder anderswo Ball zu ſpielen oder den Ballon zu ſchlagen. Das erſte ſcheute ich, weil mich einmal ein ſo derber Wurf an die Schläfe getroffen hatte, daß ich ohnmächtig hinfiel; das andre freute mich zwar lange; aber einſt verrenkte ich mir die Hand durch einen falſchen Schlag und mied nun aus Furcht eines ähnlichen Zufalls das Spiel. Meine Unterhaltung fand ich dann darin, daß ich über Gräben hüpfte, erſt wo ſie enge waren, dann fortſchreitend, bis wo ſie weiter wurden, oder ich baute mir Lauben in einen Buſch, oder auf einen Baum, und labte mich an Denis Sammlung kürzerer Gedichte, vorzüglich aber an Herrn Geßners Gegend im Graſe.

Im Muſeum (gemeinſchaftlichen Studierzimmer) hatte man mich, vielleicht wegen meiner unruhigen Lebhaftigkeit, zunächſt an meinen Inſtruktor geſetzt. Da mußte ich denn ſtudieren oder wenigſtens ruhig ſein. Wirklich bequemte ich mich aus Langeweile, nach Pater Spenglers Rechenkunſt die fünf Spezies und die Proportionen zu lernen,

einige Oden von Anakreon, ein paar Idyllen von Theokrit und einige andere von Moschus und Bion, so wie ich sie in meinem Girandeau fand mit Beibehaltung der Versarten, in denen sie gedichtet waren, zu übersetzen. Ich wagte es sie meinem Professor zu weisen, der so gütig und klug war, mich aufzumuntern. Überhaupt naschte ich gern in allerlei Büchern; nur meine Schulbücher ekelten mich an, und ich gab mich mit ihnen nur ab, wenn ich mußte. Ein Student zeigte mir einst Batteux' Einleitung in die schönen Wissenschaften, von Ramler übersetzt. Da ließ ich ihm keine Ruhe mehr, bis er mir die vier Bände auf einige Tage lieh. Mit allem Eifer fiel ich darüber her und las und machte Auszüge, so viel ich immer konnte; denn ein so nützliches, ganz zu meiner Absicht dienliches und mir in meinen Lieblingsstudien Anleitung erteilendes Werk war mir noch nie zu Gesichte gekommen. Lieber hätte ich es gar nicht mehr zurückgegeben. Ich musterte meine geringe Barschaft und wollte es kaufen; jedoch der Besitzer schätzte es so hoch im Preise, daß ich gar nicht daran denken durfte, mit ihm des Handels einig zu werden. Aber er versprach, es mir, so oft ich wollte, zu leihen und hielt auch treulich Wort. Ein anderer Student, namens Schwerla, der Sohn eines Bürgers aus der Stadt, teilte mir manchmal auch ein schönes Buch zum Lesen mit. In seines Vaters Haus hatte sich ein pfälzischer Offizier eine Wohnung gemietet und wollte dem jungen Schwerla Lust zu den schönen Wissenschaften einflößen; deshalb gab er ihm die auserlesensten Bücher, die er zu diesem Endzwecke für tauglich hielt, als Gellerts und Lichtwers Fabeln, Kleists, Geßners, Klopstocks und anderer Gedichte, und freute sich sehr, wenn der Jüngling daran Vergnügen fand. Dieser steckte mir jedes Buch, sobald er es empfangen hatte, heimlich zu, und ich las es ebenso heimlich entweder zuhöchst

auf einem Holzstoße sitzend oder auf dem Abtritte oder gar nachts beim Mondscheine, wie ich's mit Gellerts Schwedischer Gräfin tat. Denn ein deutscher Schriftsteller verirrte sich damals noch unter die Jesuiten-Studenten nur als eine große Seltenheit, und dergleichen zu lesen war strenge verboten; vorzüglich eiferte man gegen alles, was Roman hieß. Nun war die Schwedische Gräfin ein Roman; also mußte ich mit der höchsten Vorsicht zu Werke gehen, um nicht in die Strafe zu verfallen. Meine Wißbegierde war aufs höchste gespannt; denn ich hatte in meinem Leben noch keinen Roman gesehen; nun glaubte ich aber, die Jesuiten würden dergleichen Schriften gewiß nicht verbieten, wenn sie nicht sämtlich allerlei lockere unkeusche Dinge enthielten. Mit lüsterner Gierigkeit verschlang ich also, beim Mondschein im Fenster liegend, eine Seite nach der andern, dachte immer: „Wann kommen denn die Stellen, wo du neue Entdeckungen machen wirst?" und wunderte mich am Ende nicht wenig, daß ich im ganzen Buche das Unzüchtige nicht fände, wegen dessen man es so strenge verboten hatte. „Unsre Obrigkeiten sind doch gar zu ängstlich," schloß ich, „wer soll sich ferner um ihre wunderlichen Verbote kümmern, wenn sie so ganz ohne Grund gegeben sind, und wenn man sie in der Stille umgehen kann?"

Meine natürliche Lebhaftigkeit ward durch das Bewußtsein, daß es mir in der Schule ganz nach Wunsch gehen werde, zugleich auch durch die Fülle der Gesundheit, so sehr überspannt, daß ich täglich verschiedener mutwilliger Streiche wegen, die ich mir in den Erholungsstunden zuschulden kommen ließ, Verweise erhielt. Abends nach dem Gebete ging der Präfekt des Seminars gewöhnlich ganz gravitätisch im Museum auf und ab, hieß alle Studenten, von den höheren Schulen angefangen, klassenweise zu Bette gehen und rügte bei jeder Klasse

beſonders was er zu rügen wußte. Da verſtrich nun ſelten ein Abend, ohne daß ich, entweder unartigen Jauchzens oder kleiner Raufereien oder anderer törichter Poſſen wegen, im Kreiſe meiner Mitſchüler ſtehend, einem Verweiſe bloßgeſtellt ward. Aber die Art, mit der Herr Präfekt mich zurechtwies, war für mich mehr aufmunternd als zurückſchreckend. Teils merkte ich, daß er ſich insgeheim an meiner Munterkeit beluſtigte, teils wußte ich mich gewöhnlich ſo läppiſch oder ſchalkhaft zu verantworten, daß der Verweis mit einem lauten Lachen endigte. Und ſo ging ich faſt immer mit dem Vorſatze zu Bett, den kommenden Tag mich durch ebenſoviel kindiſchen oder bübiſchen Mutwillen auszuzeichnen.

Endlich ließ mich der Inſpektor zu ſich rufen, packte mich bei meinem Ehrgeize und brauchte Ernſt. „Iſt das nicht Schad' und Schande," ſagte er, „daß der Erſte ſeiner Klaſſe zugleich das größte Kind derſelben iſt? Pfui, ſchäm' Er ſich, Bronner! Wahrlich, ich beteure es Ihm; wenn Er ſich nicht ordentlicher, artiger und ruhiger beträgt, ſo werde ich Ihm kein Kleid machen laſſen; da kann Er denn auch der lumpigſte Syntaxiſt heißen, weil Er ſich doch durch niedriges Betragen vor andern auszeichnen will." Dieſe Sprache, ernſtlich und öfters wiederholt, ſtimmte meinen Hang zu törichten Streichen allmählich herab. Allein er ließ ſich während des Studentenlebens niemals gänzlich unterdrücken.

Solange der Herzog von Zweibrücken, Karl Auguſt, in Neuburg reſidierte, zogen die Seminariſten gewöhnlich alle vierzehn Tage einmal nach Hofe, um dort eine türkiſche oder eine andre Muſik aufzuführen. Ein gewiſſer Jäger war Diskantiſt, ich Altiſt; wenn wir nicht ſangen, mußten wir die Piatti*) ſchlagen. Öfters würdigte ſich die Herzogin herab, eine Arie oder ein Duett mit uns zu ſingen.

*) Die Becken (ital.).

Wir hatten sie alle wegen ihrer auszeichnenden Leutseligkeit, Sanftheit und edlen Gestalt sehr lieb und waren zum Teile mit dem Prinzen unzufrieden, der sich nicht viel aus ihr zu machen schien. Sobald wir beiden Sänger Muße fanden, vom Haufen wegzuschleichen, tändelten wir entweder mit des Prinzen Hunden, zahmen Damhirschen, Rehen, Füchsen, Uhus usw., oder liefen in den Zimmern umher; selbst in die Zimmer der Herzogin drangen wir und durchblätterten ihre Bücher. Noch weiß ich, daß mir ein Journal, der Einsiedler, sehr wohl gefiel. Einst fand ich ganz allein einen großen Saal geöffnet, in dem alte, merkwürdige Waffen, Schilde, Panzer und andere Sonderbarkeiten aufbewahrt wurden. Niemand war zugegen. Mitten darin stand ein Tisch mit allerlei kleinern kostbaren Dingen; unter andern ein längliches Schächtelchen mit niedlich gearbeiteten silbernen Gewehren, die ganz die Form großer Flinten hatten, aber nicht länger waren, als etwa fünf Zoll. Eins dieser Gewehrchen stach mir sehr in die Augen; ich nahm es heraus, spannte und drückte es ab. Die Begierde, es zu haben, stieg zu einem so hohen Grade, daß ich wirklich versuchte, ob es auch leicht in die Tasche gesteckt werden könnte. Geschwind zog ich es aber wieder hervor, bebte vor dem Gedanken, ein Dieb zu werden und: „es ist Silber!" zurück, legte es in das Schächtelchen und ging davon. Aber plötzlich öffnete sich eine Wandtapete, ein Hofherr trat hervor und rief: „Es ist dein Glück, Junge, daß du nichts entwendet hast; sonst hätte ich dich mit der Hundspeitsche geißeln lassen — bis auf's Blut, und dann erst noch ins Zuchthaus gesteckt!" Hu, wie war ich da erschrocken! Wie lief ich so ängstlich zur Gesellschaft zurück!

Ein andermal besuchte ich den zahmen Damhirsch, der frei im hintern Schloßhof umhertrabte. Oft hatte ich mit ihm gescherzt, ihn gestreichelt, mit Brot und Kräutern gefüttert oder bei den Geweihen ergriffen. Allein auf ein-

mal nahm er das übel, warf mich zu Boden, trampte neben mir und über mich hin und zerstieß mir, so oft ich aufstehen wollte, Kopf, Schultern und Rippen so sehr, daß ich am Ende teils aus Schwachheit, teils aus Furcht, ruhig in der Lage ausgestreckt blieb, in der er mich Liegenden nur anglotzte und schnaubend mit den Waffen seiner Stirne bedrohte. Keine Seele war in der Gegend, die ich hätte zu Hilfe rufen können; endlich ging er siegreich hinweg und überließ mich der Freude, mit geraden Gliedern seinem Zorn entkommen zu sein. Aber weder den hintern Schloßhof, noch den Waffensaal mochte ich ferner besuchen. —

Einst führten die Exjesuiten zu Ehren des Herzogs, der eben die Regierung von Zweibrücken antrat, im großen Saale des Schulhauses eine Art Oper auf, in welcher die pfälzischen Fürstentümer personifiziert erschienen. Ich stellte Sulzbach vor und erschien als Amazonin gekleidet auf dem Theater. Hinter den Kulissen führte eine geheime Treppe in eine Schulstube hinab; die Treppe war nur allein zum Gebrauche der Schauspieler bestimmt, aus leichten Brettchen zusammengefügt und ziemlich steil aufgestellt. Eben da der Vorhang aufgezogen werden sollte und wir alle in der Schulstube versammelt waren, öffnete sich die Tür, mehrere Frauenzimmer, denen das Gedränge im Saale den Zugang zu ihren bestimmten Plätzen versperrt hatte, traten herein, von einigen Offizieren begleitet. Sogleich liefen ein paar dieser Herren unter die Treppe; die Frauenzimmer weigerten sich, hinaufzusteigen; die übrigen Begleiter trieben sie an, bis endlich die Kühnste, mit besonderer Vorsicht in Haltung ihrer Kleider, es wagte, die Stufen zu betreten. Die übrigen ahmten ihr nach und eilten schnell die Treppe hinauf. Aber die Offiziere unten lachten, spotteten, schrien häßliche, unflätige Zoten und machten so schändliche Gebärden, daß wir

Kinder durch ihr Gerede und Betragen in hohem Grade geärgert werden mußten. Meine ganze Phantasie war bis spät am Abend mit diesem Vorfalle beschäftigt. Bald strebte ich mich der unreinen Bilder, die mir unabläßig vorgaukelten, zu entledigen, und vertiefte mich eben durch dieses Streben noch mehr darein; teils ließ ich mich auf Augenblicke hinreißen, mit einer Art Wohlgefallen und beinahe mit aufkeimenden Wünschen bei verschiedenen dieser Bilder zu verweilen. Dann regte sich das Gewissen desto ängstlicher; ich kämpfte, bereute, stritt und wußte mir am Ende nimmer zu helfen, so daß ich mich entschloß, noch ehe ich zu Bett ging, meine großen Gedankensünden zu beichten, um wieder ruhig und mit Gott versöhnt schlafen zu können. Lange stand ich an der Tür des Präfekts, klopfte und harrte, bis es ihm gefallen würde, mein Bekenntnis zu hören; aber er war nicht zu Hause. Endlich jagte mich der Vizepräfekt zu Bette. Aber einer meiner Gespielen, dem ich's nicht verbergen konnte, was mich ängstigte, lachte meiner und sagte einen der schlüpfrigsten Verse aus Ovids Gedichten von der Kunst zu lieben her, der meine Phantasie noch mehr zerrüttete, bis endlich ein wohltätiger Schlaf meine müden Lebensgeister dem unseligen Kampfe entriß. Morgens, als ich erwachte, war ich neugestärkt und viel ruhiger und dachte mit Verwunderung zurück, wie ich gestern so töricht ängstlich mich betragen konnte.

Als man die Oper zum zweitenmal aufführte, stieg ich von ungefähr aus der Schulstube aufs Theater hinauf und traf da einen großen Studenten hinter den Kulissen sitzend, der einen kleinen Sänger, meinen Gespielen, auf dem Schoße hielt und ihn zärtlich liebkoſete; denn der Knabe war, wie ich, weiblich gekleidet, aber viel schöner gestaltet. „Geh fort, du häßliches Mensch," sagte der große Student, „was hast du hier zu machen? Meinst

gewiß, man ſoll dich auch liebkoſen? O geh du, geh! dich mag der Kaminfeger küſſen!“ Und als ich nicht ſogleich gehen wollte, ergriff er eine Latte und jagte mich die Treppe hinab.

Öfters geriet ich bei andern Gelegenheiten an ſo vertraute Paare, die mich fortzankten, ſobald ich mich ihnen nahte. Lange wußte ich nicht, woher dies rührte, und bedauerte manchmal, daß ich etwas an mir haben müßte, welches mich der Zuneigung anderer beraubte. Aber einſt, da ein heftiges Donnerwetter heranzog, erſchien der Pater Inſpektor im Muſeum, teilte ruhig und ernſthaft die Pro-mense-Zwölfer aus und, als indes das Gewitter ſo recht über unſern Häuptern rollte, rief er ſieben größere und kleinere Studenten in die Mitte hervor; ſein Angeſicht ward immer ernſter und all ſein Äußerliches feierlicher; dann hielt er eine heftige Strafrede, die uns Mark und Bein durchdrang, und ſagte: „Es wundere ihn, daß der Blitz nicht augenblicklich herabſtürze, um ſo ſchändliche Verbrecher, als da vor ihm ſtünden, aus dem Leben wegzutilgen“; und beſchloß damit, daß er den größern die Exkluſion (Relegation), den kleinern aber die Rute ankündigte. Dieſe Szene ließ einen tiefen Eindruck in meiner Seele zurück, und ich dankte Gott, daß mich dergleichen Verführer nicht auch liebenswürdig gefunden hatten. Den ich auf dem Theater hinter den Kuliſſen angetroffen hatte, war einer derſelben.

Dennoch fehlte es nicht an dienſtfertigen Geſpielen, die mir ihren Unterricht über Dinge aufdrangen, die ich beſſer ignoriert hätte. Einer, der während des Morgen- und Abendgebetes, gleicher Größe wegen, immer neben mir kniete und ein hübſcher Knabe war, erzählte mir öfters flüſternd beim Abendgebete (während der Gewiſſensforſchung, da alles ſtilleſchwieg), was er den Tag über für Entdeckungen oder Erfahrungen gemacht hatte. Er malte

alles ſo genau aus, daß ich ganz mit jeder Sache bekannt ward, von der er mir Nachricht zu geben für gut fand. Ein Student der Medizin und ein Halbgeiſtlicher mißbrauchten den armen Knaben. Anfangs weigerte ich mich, ſein Geſchwätz anzuhören; aber die Neugier und ſein Spott über meine Skrupuloſität, wie er es nannte, verleiteten mich doch am Ende, ihm manchmal mein Ohr zu leihen. Obſchon ich übrigens ſeine Handlungen verabſcheute, ſo ward doch meine Phantaſie mit unreinen Vorſtellungen erfüllt, und ich empfand es nur zu lebhaft, wie ſchädlich es iſt, wenn die Einbildungskraft mit häßlichen Bildern verunreinigt wird, und wie lange man zu kämpfen hat, bis ihre Wirkung geſchwächt oder gänzlich gehemmt wird.

Eben derſelbe verleitete mich auch, ihn meine Generalbeicht ſehen zu laſſen, wofür er mir die ſeinige zu leſen gab. Dieſe Beicht war eine eigene Einrichtung der Jeſuiten; ſie diente teils dazu, ängſtliche Gemüter, die in den vorigen Beichten etwas verſchwiegen zu haben befürchteten und alſo an der Gültigkeit der Losſprechung zweifelten, durch ein neues allgemeines Bekenntnis aller begangenen Sünden zu beruhigen, teils die jungen Leute von Grund aus kennen zu lernen. Wer eine Generalbeicht ablegen wollte, ſchrieb ſeine Vergehungen, groß und klein, mit allen wichtigeren Umſtänden auf einige Blätter, las ſie, im Zimmer des Beichtvaters kniend, verſtändlich ab und bat um die Losſprechung. Die Blätter wurden dann vernichtet. Man kann denken, daß eine ſolche Beicht, von einem Verführten geſchrieben, für einen mit ſo ſchändlichen Dingen unbekannten Knaben nur zu viel Belehrendes haben mußte. Kaum waren wir aus dem Jeſuitenkolleg zurückgekommen, wo wir der Reihe nach unſere Bekenntniſſe abgelegt hatten, ſo kam der Reuige mit weinenden Augen zu mir, bat dringend um Verzeihung, daß er mich mit ſo ſchlimmen Dingen bekannt gemacht

hätte, und gestand, daß ihm dies vom Beichtvater als Bedingung der Absolution auferlegt worden sei. Gerührt und weinend verzieh ich ihm; aber er mußte mir versprechen, künftig nie wieder etwas Ähnliches zu reden, welches er auch von derselben Stunde an getreulich hielt.

Jedoch, ich kann's nicht bergen, selbst die Beicht oder vielmehr ein ungeschickter Beichtvater half mir auf Begriffe, deren ich besser entbehrt hätte. Der allzu eifrige Alte, dem fast alle kleinen Studenten beichteten, fragte uns manchmal scharf aus, verlangte über so viel Umstände, die bei den wenigsten von uns statthaben konnten, befriedigende Auskunft, forschte so lange, ob wir nicht auch so oder so gesündigt hätten, bis wir mit Vergehungen und Kenntnissen vertraut wurden, von denen wir vorher gar nichts ahnten.

Wenn ich nun auf dem Pulte irgendeines größern Studenten ein kasuistisches Buch liegen sah und es unbemerkt wegnehmen konnte, suchte ich eifrig die für meine sträfliche Neugierde anzüglichsten Stellen auf, nahm, sobald ich etwas nicht verstand, das Lexikon zur Hand, prüfte Wort für Wort und strebte, so gut ich konnte, Begriffe zu berichtigen, über die ich damals weit glücklicher in Unwissenheit geschwebt hätte. Aber nachdem einmal die Wißbegierde aufgeregt war, konnte ich so wenig in den ruhigen Stand dieser unschuldigen Unwissenheit zurücktreten, als der Mensch nach dem Falle ins Paradies; und schon oft bin ich auf den Einfall geraten, ob es bei diesen Umständen nicht besser gewesen wäre, wenn mich ein ernster und kluger Mann über dergleichen Dinge offenherzig und mit Anstand belehrt hätte.

Mit Geld und Prämien beladen, trat ich an Mariä Geburtsfeste 1774, abends nach der Vesper, meine Vakanzreise freudig an und nahm den Weg nach Haus über Kännertshofen und Kaisersheim, um am letzten

Orte meinen Bruder zu besuchen. So ganz zerlumpt und vernachlässigt sah er nun freilich nicht mehr aus, als damals, als ich ihn zum erstenmal besucht hatte; aber er litt doch noch großen Mangel an Kleidern und besonders an dem nötigen Unterrichte. Denn als ich ihn fragte, wie weit er schon in seinen Studien gekommen sei, hatte er kaum die ersten Anfangsgründe der lateinischen Sprache begriffen und wußte schwerlich so viel, als ein mittelmäßiger Prinzipist in Dillingen wissen mußte. Weinend klagte er mir, daß er hier durch das Aufwarten bei Tafeln und andere häusliche Geschäfte zu sehr zerstreuet würde, als daß er ein guter Student werden könnte. Selbst sein Lehrer riet mir, ihn nach Neuburg mitzunehmen, wenn ich hoffen dürfte, daß er dort sein Unterkommen fände. Ich bat also, man möchte ihn auf vierzehn Tage mit mir in die Vakanz ziehen lassen, und erhielt die Erlaubnis dazu sehr leicht. In Höchstädt, wo mein Vater uns freundlich empfing, konnten wir nur wenige Tage anwenden, um miteinander alle unsre liebsten Plätzchen rings um das Städtchen wieder zu besuchen und uns dort mit den angenehmsten Erinnerungen genossener Freuden zu laben; da führte ihn die Mutter nach Neuburg, um ihn im Singen prüfen zu lassen und um die Aufnahme zu bitten. Fröhlich kamen beide zurück und hatten wirklich die Zusage erhalten. Nun eilten wir von neuem nach Kaisersheim, um dort Abschied zu nehmen und einige Zeit dem Vergnügen zu weihen; denn im Gasthause daselbst durfte der Student, der im Kloster einen Bekannten hatte, wenigstens drei Tage verweilen und fand immer Speis und Trank im Überfluß. Dann zogen wir von einem Dorfe zum andern, um mit unsern Prämien und Attestaten zu *stappeln*, wie das Kunstwort heißt, oder freiwillige Geschenke zu sammeln. Andere Studenten wollten uns Gesellschaft leisten; aber dazu verstanden wir uns nie; denn

die Gaben zerfielen dann in zu kleine Teile, und die Herren Konsorten wollten verschwenderischer zehren, als wir gewohnt waren. Zu Hause trafen wir, mit einer ziemlichen Summe beladen, wieder ein, und die Mutter versah uns dafür mit allerlei Kleidungsstücken. Beide fanden wir auch unsre gute Kost bei meinen gewöhnlichen Wohltätern, wohin mich jetzt, wie die Reihe es heischte, mein Bruder begleiten durfte. So ging die Vakanzzeit vorüber, und der Theresienabend 1774, an dem wir in Neuburg eintreffen sollten, kam herbei.

Sogleich bei meiner Ankunft ließ mir der Pater Inspektor ein neues Kleid anmessen. O, wie freute ich mich, als ich es erhielt. Es war genau die Livree des Herzogs von Zweibrücken, ein blauer Rock mit roten Aufschlägen und Kragen, alles samt dem Hut mit silbernen Tressen besetzt. So ward auch Jäger, mein Gespiele im Singen, gekleidet, und wir mußten in diesem Anzuge immer bei der Hofmusik erscheinen. Darauf taten wir junge Toren uns nicht wenig zugut.

Um Allerheiligen, als die Schulen wieder anfingen, ward ich zum Instruktor zweier kleiner Studenten ernannt. Ein langer Zuspruch des Inspektors schärfte mir vorher ein, ich sollte nun doch ernsthafter und mit mehr Würde mich betragen. Allein das war gut zu sagen, aber schwer auszuüben. Noch bis diese Stunde verstehe ich die Kunst nicht mir ein Ansehen zu geben und werde sie wahrscheinlich in meinem Leben nicht mehr lernen. Herzlich und ernsthaft kann ich mich wohl gegen andre betragen, aber autoritätisch, das ist mir unmöglich. Damals hatte es sogar mit meinem Ernst keine Dauer. Dennoch mußte ich auch im Singen Unterricht geben, lernte aber in den Nebenstunden selbst noch die Klarinette blasen. Am liebsten hätte ich das Klavier spielen gelernt; aber dazu konnte ich meine Obern nicht bereden. Schon im vorigen Jahre

hatte ich vergebens darum gebeten; sie erlaubten mir nur, die Hoboe und Querflöte spielen zu erlernen; ich versuchte es, allein mit geringem Erfolge; doch in diesem Jahre führte mich das Glück einem geduldigeren Lehrer zu, und es gelang mir besser. Wenn wir spazieren gehen mußten, steckten wir unsre Klarinetten in die Tasche, suchten draußen ein Echo und bliesen ihm unsre Lieder vor. Waren wir dessen satt, so sangen wir allerlei lustige Studentengesänge oder kletterten über die Schanzen und suchten Zeisignester im Steinbruche, oder übten uns, bergauf, bergab zu laufen. Wir hatten immer einige Zuhörer, die uns dann treulich Gesellschaft leisteten.

Mein Bruder klagte mir einst am Morgen beim Aufstehen: „Xaver, mir tut mein linkes Bein so wehe! Kaum vermag ich darauf zu stehen und werde schwerlich die Schule besuchen können.“ Ich vermutete, er stelle sich krank, um des Lernens los zu werden, und war rauh genug, ihm harte Reden zu geben. Da stiegen ihm die hellen Tränen in die Augen, und er wankte neben mir die Treppe hinab, ohne ferner ein Wort zu verlieren. Wirklich konnte er, als es Mittag war, keinen Schritt mehr gehen, ward in das Krankenzimmer gebracht und mußte eine schwere, sehr schmerzliche Krankheit ausstehen. Die Leute nannten es, nach des Hausarztes Beispiel, eine Gliederkrankheit, Gicht. Er hatte keinen Krankenwärter als mich, und ich konnte ihm nur nach der Schule zu Hilfe kommen. Wo ich ihn immer berührte, fühlte er grausame Schmerzen, und bis ich mit ihm gehörig umgehen lernte, mußte er vieles leiden. Doch hielt er alles geduldig aus. „Das sind die Folgen meines unordentlichen Lebens in Kaisersheim,“ sagte er oft tief seufzend; „aber schreibe doch den Eltern nichts davon, damit sie sich nicht betrüben! Wenn ich wieder gesund bin, wollen wir ihnen von allem Nachricht geben.“ Das war sehr edel und klug; denn ohne diese

Vorsicht wäre meine gute, um uns so innig besorgte Mutter gewiß, von ihren Geschäften weg nach Neuburg gelaufen. Wir feierten eben die Fastnacht, da der Leidende das Bett hüten mußte; eine Zeit, während der im Seminar jedes Spiel, ja sogar Tanz und Maske erlaubt war und der Lärm der Fröhlichkeit bis ins Krankenzimmer herüberschallte. „Bruder, geh' doch auch ins Refektorium (den gemeinschaftlichen Speisesaal, wo sich alles jubilierend versammelt hatte), geh' und sei fröhlich; ich kann's nicht sehen, daß du immer da bist!" So sagte er einst spät am Abend und ruhte nicht, bis ich endlich ging. Bald kam ich wieder, bald verließ ich ihn wieder, um von Zeit zu Zeit Anteil am Vergnügen zu nehmen und doch auch dem Kranken die nötige Hilfe zu leisten. Man schenkte roten, süßen Tirolerwein aus. Meine Pro-mense-Zwölfer schienen sich ungeduldig in der Tasche zu regen. Ich trank ein Quärtchen nach dem andern. Endlich ward ich so erleuchtet, daß ich des Trinkens nimmer satt werden konnte. Ein größerer Student, der mich beobachtet hatte, nahte sich und sagte: „Bronner, du bekommst einen Rausch; laß dir eine Mandelmilch machen und tritt mir deinen Wein ab; sonst hast du morgen Magenweh zum Sterben." „Mache du mir eine Mandelmilch," erwiderte ich, „so magst du den Wein nehmen." Er tat es; aber ein ganzes Heer Studenten sammelte sich um mich her, die alle ihm zu helfen bereit waren und sich an meinen törichten Possen belustigten; jeder wollte nun auch Wein haben, und ich zahlte verschwenderisch und prahlend aus, solange ich Geld im Schubsacke fand. Jedermann mußte vollauf haben. Am Ende entschlief ich und ward von meinen Mitzechern zum Dank ins Bett geführt. Nachts erwachte ich; o, wie brannte es da in meinen Eingeweiden, wie lechzte meine Zunge nach Wasser, wie liefen die heißen Tropfen mir über die Stirne und den ganzen glühenden Leib! Ich

taumelte vom Bette, lief jammernd im Hemde durch den Schlafsaal, auf die Gänge, an die Fenster, aß Schnee und legte mich endlich auf eine Stelle des Bodens, wo es durch ein offenes Fenster hereingeschneit hatte. Überaus wohl tat mir das Wälzen in diesem kalten Bade. Endlich kroch ich wohl abgekühlt wieder unter die Federn, schlief wie eine Ratte fast bis zum Mittage und empfand von der ganzen Ausschweifung keine üble Folge, als ein kurzes Magenweh. Aber ich verwünschte den Wein (nur meine Unmäßigkeit hätte ich verwünschen sollen) und nahm mir heilig vor, dies sollte mein erster und letzter Rausch bleiben! Möchte er's doch geblieben sein!

Übrigens zwang mich meine Lage als Lehrer, meine gewohnten kindischen Possen größtenteils zu unterlassen; denn ich fürchtete, ich möchte in Gefahr geraten, mit meinen Zöglingen zugleich in die Mitte des Museums, zu meiner großen Schande, hinausknien zu müssen, wie mir's der Präfekt bei einer kleinen Ausschweifung wirklich angedroht hatte.

Der Seminarist, welcher im vorigen Jahre, allzu dienstfertig, mir seine lockeren Entdeckungen vertraute, studierte nimmer in Neuburg; ich empfand aber eine innigere Neigung für zwei stille junge Freunde, die mir täglich teurer wurden; der eine hieß Xaver Metzger, war ein sanfter, herzlicher Jüngling ohne Falsch und gab mir Unterricht im Klarinett-Spielen; der andere nannte sich Holland; ihm war ein überaus gefälliger Charakter, gerader Sinn, Ruhe und Heiterkeit der Seele, die aus seinem Betragen hervorleuchteten, vor andern eigen. Bei jeder Gelegenheit suchten wir einander auf, teilten unsre Geheimnisse, Leiden und Freuden und waren nie vergnügter, als wenn wir, indes die andern spielten, an einem schönen Plätzchen sitzen, erzählen, musizieren, singen, scherzen, hüpfen oder schöne Stellen aus deutschen Dichtern vorlesen konnten.

Auch hatte ich heimlich ſchon ein Auge auf ein ſchönes Mädchen, die Schweſter eines meiner reichſten Schulkameraden, die aber bald darauf an einen Regierungsrat vermählt ward. In der Kirche kniete ſie gewöhnlich in den Stühlen uns gegenüber, war ſo ſchlank, ſo fein und roſenwangig, ſchwebte immer in einem ſo ſanften Gange dahin und betrug ſich ſo ſittſam, fromm und liebenswürdig, daß ich, wenn ſie zugegen war, nur ſelten etwas von der Meſſe gewahr ward und mit meinen Blicken meiſtens über das Gebetbuch hinweg zu ihr hinüberſtreifte. Zuweilen wagte ich es wohl gar (ſo ſchwer es auch jedem Seminariſten verboten war, ein Haus in der Stadt zu betreten), ihren Bruder in ſeine Wohnung zu begleiten; aber entweder bekam ich ſie dann gar nicht zu ſehen, oder wenn ich ſie ſah, ſo war's ein kurzer Augenblick, ein gleichgültiges Begrüßen. Gewöhnlich kam ich von einer ſolchen Expedition abgekühlter zurück, als ich hingegangen war, weil ſich dann immer eine gewiſſe Hoffnungsloſigkeit, jemals mit ihr näher bekannt zu werden, meiner bemächtigte. Alles, was ich wünſchte, war, ſie ſollte mich gern um ſich leiden mögen. Zu dem ausdrücklichen Wunſche, ein ſo ſchönes Geſchöpf mein nennen zu dürfen, ſchwang ſich damals mein Herz noch nicht empor, vielleicht, weil ich ſogleich die Unmöglichkeit fühlte, bei dem Abſtand meiner Armut und ihres Reichtums, einſt zu ihrem Beſitze zu gelangen.

Kurz vor ihrer Verheiratung ward ein Verurteilter zum Richtplatze geführt. Bei ſolchen Anläſſen war das Schulhaus geſchloſſen, und die Studenten, ſogar die Seminariſten, durften hinwandern, wohin ſie wollten; denn man dachte, wir würden ohnehin alle dem Richtplatz zulaufen. Allein ſolcher Gelegenheiten bediente ich mich gewöhnlich, um in den Wald bei Grünau zu ſpazieren oder nach Joßhofen zu gehen, wo ich eine kleine romantiſche

Wildnis an der Donau gefunden hatte, oder Besuche in der Stadt zu machen. An einem dieser Tage bemerkte ich einst meine Schöne in der Kirche, wartete bei dem Residenzbogen, bis sie käme, unter dem Schein, als wollte ich da den Zug mit dem armen Sünder erwarten, und sah bald eine zahlreiche Kameradschaft um mich versammelt. Das Mädchen kam, von einer Gespielin begleitet, ging schüchtern an uns vorüber, ihrem Hause zu, und ich folgte ihr in einiger Entfernung nach. Etwa fünf meiner Kameraden begleiteten mich ganz ungebeten, vielleicht weil das Mädchen ihnen wie mir gefiel. Aber sie kramten häßliche Zoten aus und sprachen ihren Unsinn so laut, daß endlich das schöne Kind mit Verachtung zurückblickte; ich glaubte, mich habe ihr Blick vor andern treffen und bestrafen wollen, und nun sei es unmöglich, daß sie mich wieder schätzen könne, nachdem sie mich einmal in so übler Gesellschaft gefunden habe. Von diesem Augenblick an tat ich ganz Verzicht darauf, jemals ihre Gunst zu erwerben.

Dies hatte keinen geringen Einfluß auf meinen Anzug; denn ich vernachlässigte nun mein Äußerliches ganz und gar. Solange ich gefallen wollte, hielt ich meine Haare und Kleider in Ordnung; Holland kämmte täglich mein von Natur krauses Haar in mehrere Reihen Locken. Aber dies unterblieb nun, und ich lief, ohne mich zu waschen, ohne die Federn aus dem Haar zu kämmen, oft ohne Hut, mit bestäubtem Mantel und zerrissenen Kleidern ganze Wochen lang in die Schule, über die Gasse und im Hause herum, so daß es jedermann auffiel, und mich deshalb mancher Spott traf. Allein mich kümmerte das wenig, besonders nachdem es sich einmal gefügt hatte, daß ein angesehener Herr, der bei einem Kirchgange an unsern Reihen vorüberging und mich mit Verwunderung betrachtete, einen meiner Mitschüler zu sich rief und ihn so laut, daß ich's vernehmen konnte, fragte: „Wer ist denn

der nachläſſige, ſtrobelköpfige Junge dort im zerriſſenen Mantel?“ Als nun dieſer antwortete: „Herr, das iſt der Erſte in unſrer Schule“ uſw., da gefiel ich mir ſelbſt in meiner Unreinlichkeit wohl und meinte, es ſei weit auffallender, wenn ein Menſch von ſo armſeligem Ausſehen dergleichen Lobſprüche verdiente. War das nicht die ſchönſte Anlage zu einem wahren Zyniker?

Dennoch trug auch mein Eifer im Studieren wirklich nicht wenig zur Vernachläſſigung meines Äußerlichen bei. Die Klaſſe, zu der ich gehörte, war eigentlich dazu beſtimmt, uns mit der Dichtkunſt überhaupt, vorzüglich aber mit der lateiniſchen Poeſie und den erſten Anfangsgründen der Redekunſt bekannt zu machen. Längſt hatte ich mich auf dieſen Unterricht und die zu dieſem Ende vorzunehmenden Übungen gefreut. Ich dachte, in meinem Element zu ſein, da ich einmal ohne Scheu jeden Dichter nach Gefallen leſen und ſelbſt dichten durfte. Den ganzen Tag trug ich mich mit allerlei Fabeln, Liedern, Reimen uſw. Wenn uns die Glocke aus dem Morgenſchlummer weckte, ſprang ich aus dem Bette, eilte ins Muſeum an mein Pult und ſchrieb geſchwinde nieder, was ich abends zuvor, bis ich entſchlafen war, ausgedacht hatte. Darüber vergaß ich Waſchen, Kämmen und Beten. Wenn es nach beendigter Studierzeit im Muſeum laut zu werden anfing, ſtieg ich zum Fenſter hinaus auf die Höhe eines Holzſtoßes, wo ich vor dem Anlaufe anderer Ruhe hatte und nach Herzensluſt poetiſche Einfälle und Reime haſchen, leſen und ſchreiben konnte. Selbſt in der Kirche, wenn wir auf dem Muſikchore die Predigt anhören ſollten, ſchlich ich hinter die Orgel, öffnete einen Kaſten, in welchem man gewöhnlich den großen Violon aufbewahrte und ſchloß mich hinein, um im Finſtern zu dichten und meine Gedanken mit der Bleifeder aufzuzeichnen; denn ich hatte bald den Vorteil gelernt, ohne Licht, freilich nicht zierlich, aber

doch leſerlich zu ſchreiben und die Entfernung der Zeilen beiläufig mit angelegtem Finger zu meſſen. Meine erſten Arbeiten, die leidlich gerieten, waren in kleinen Verschen abgefaßt und behandelten geringfügige Gegenſtände, z. B. ein Kaninchen, einen Sperling, die Hühner, die Tauben, das Ballonſpiel uſw. Auch gereimte Lieder verſuchte ich, die nicht ganz übel ausfielen. Aber wenn ich mich einmal in einer Ode zu den Sternen erheben wollte, ſo war's Bombaſt und unerträgliches, überſpanntes Geſchmier. Ich blieb alſo gar gern auf der Erde, obſchon mir auch da mancher Verſuch, beſonders im Idyllenfache, ganz mißlang.

Indeſſen ward ich mit einem Buchbinder bekannt, der die für mich ſo wichtige Wiſſenſchaft beſaß, Bücher aus der Fremde kommen zu laſſen. All mein Geld wanderte von dieſer Stunde an zu ihm. Gropper, Schermer und noch andre der beſſern von meinen Mitſchülern berieten ſich mit mir, welche Schriftſteller jeder kaufen wollte, damit wir gemeinſchaftlich eine etwas vollſtändige Sammlung zuſammenbrächten. Gropper als der Reichſte von uns kaufte die teuerſten, Sineds, Ramlers, Thomſons, Zachariäs, Rabeners Werke uſw. Schermer kaufte Hallers Gedichte, Klopſtocks Meſſiade, Oden und Lieder uſw.; ich Gleim, Gellerts Fabeln, Kretſchmann, Uz, Hagedorn uſw. Treulich teilten wir einander unſre Schätze mit.

Dennoch vernachläſſigte ich die klaſſiſchen lateiniſchen Dichter nicht. Horaz ward in der Schule erklärt; Ramlers Überſetzungen munterten mich auf, ihn mit mehr Anſtrengung, als ſonſt geſchehen wäre, zu ſtudieren. Freilich empfand ich, wenn es hoch kam, nur die Schönheiten des Ausdrucks und wußte nichts von den Vorzügen der Anlage, der geſunden Philoſophie, die daraus hervorglänzt, und andern Trefflichkeiten dieſes Dichters. Allein ich machte mir doch einigen Begriff von Korrektheit und

klaſſiſcher Eleganz daraus eigen, den ich ohne dieſes Studium wahrſcheinlich ganz vermißt hätte.

Bei allem dem blieb mir noch Zeit genug übrig, zur Abwechſlung die Anfangsgründe der Algebra zu lernen und aus freiem Antriebe verſchiedene Probleme aufzulöſen. Meine Wißbegierde und das Verlangen, etwas mehr als meine Mitſchüler zu verſtehen, waren die vorzüglichſten Triebfedern meines Fleißes.

„Bronner!“ ſagte einſt der Profeſſor, als ich eben ein nicht ganz mißratenes Gedicht in die Schule gebracht hatte; „es iſt ſchade, daß Er in Seinem Anzuge ſo ganz abſcheulich nachläſſig iſt; es könnte etwas aus Ihm werden“ uſw. Dann übergoß er mich ſo ſehr mit Lobeserhebungen, daß ich über und über rot ward, kein Auge mehr aufzuheben wagte und wie auf Kohlen ſtand. O, ein Lobſpruch ins Angeſicht iſt ein ſchmerzliches Ding! Lieber tadle man an mir, was man will; ſo darf ich mich doch verantworten und fühle mich nicht in ſo peinlicher Verlegenheit.

Am Ende des Schuljahrs 1775 endlich verwandte ich das Geld, das mir wegen vier empfangener Prämien vom Seminar ausgezahlt ward, auf ein paar Röcke für meinen Bruder und mich, die wir einem Trödler abkauften, um mit Ehren in die Vakanz nach Höchſtädt wandern zu können.

Die Ferien waren, wie immer, vergangen, als wir den 14. Oktober 1775 in Neuburg wieder eintrafen und dieſelbe Lebensart, wie im vorigen Jahre, wieder begann. Dichten war mein Vergnügen und mein tägliches Geſchäft, über dem ich meiner ſelbſt und alles deſſen, was rings um mich vorging, beinahe ganz vergaß. Kühnlich unternahm ich ein größeres Schäfergedicht in Hexametern zu bearbeiten und mochte etwa ein paar Geſänge vollendet haben, da fühlte ich erſt die Schwierigkeiten, ward mutlos und müde und ließ es wieder liegen. Vorzüglich hielt mich eine dunkle Empfindung, daß mein

Plan nichts tauge, von der Fortsetzung dieser Arbeit ab. Nachdem ich die Übersetzung Ossians von Denis mit der höchsten Begierde, Aufmerksamkeit und Entzückung gelesen und wieder gelesen hatte, wollte ich nichts mehr, außer im ossianischen Geschmacke dichten: natürlich, daß ich nur erbärmliche Mißgeburten zur Welt brachte oder sklavische Nachahmungen voll gestohlner Gedanken lieferte.

Dessenungeachtet hatten die Herren Exjesuiten doch so viel Zutrauen zu mir, daß sie mir die Übersetzung eines lateinischen Oratoriums in deutsche Verse übertrugen, um sie bei der Aufführung desselben in der Hofkirche der Herzogin und ihren Damen zu überreichen. Ich war nicht wenig stolz, als ich meine Arbeit in solchen Händen sah!

Der Pater Inspektor ernannte mich anfangs zum Instruktor zweier junger Barone, und ich wandte allen Fleiß an, um ihnen das Nötigste beizubringen. Allein keiner von beiden wollte sich auch nur die geringste Anstrengung gefallen lassen; sie lachten nur, wenn ich ihnen zur Übung diese oder jene Arbeit aufgab, schrieben nieder, was ihnen einfiel, und reichten mir's mit spöttischen Mienen dar. Oft entschloß ich mich, das Pensum von Wort zu Wort mit ihnen durchzustudieren, und trug ihnen am Ende auf, es wenigstens dann etwas fleißiger zu bearbeiten; aber alles umsonst. Meine kleine Statur, mein vertraulicher Ton sogleich beim Beginnen des mir aufgetragenen Geschäftes und vor allem das Bewußtsein der jungen Herrchen, daß sie des Fleißes zu ihrem Fortkommen wenig Not hätten, und daß ich ihnen doch nie etwas zuleide tun dürfte, machten alle meine Anstrengungen fruchtlos. Dies erfüllte mich manchmal mit einer Art Verzweiflung, und die Galle stieg mir, so oft die Stunde der Instruktion erschien. Endlich, als es einst meine zwei allerliebsten Zöglinge gar zu bunt trieben und mich offenbar nur neckten, verließ mich plötzlich die Geduld, und ich maulschellierte rechts und

links, bis beide unter dem Tiſche lagen. „Jetzt klagt!“ ſagte ich und ging. Sie klagten auch wirklich; der Inſpektor ließ mich rufen, verwies mir meine Unart in ſehr harten Ausdrücken und kündigte mir an, daß ich von nun an nicht mehr Inſtruktor der Herren Barone ſein könnte. Mit Freuden vernahm ich dieſe Verfügung, durch die er mich empfindlich zu ſtrafen meinte, und entſchloß mich gern, auf ſeinen Befehl vier Syntaxiſten, die alle größer waren als ich, unentgeltlich zu inſtruieren. Freilich hatte ich da keine guten Stunden; denn die aufgeſchoſſenen kühnen Lehrlinge befahlen ihrem kleinen Inſtruktor gleichſam nach Gefallen. Alle wollten bei ihrem Profeſſor das Anſehen fleißiger Studenten haben und quälten mich deshalb faſt an allen Vakanztagen der Woche, ich ſollte jedem ſeine Kompoſitionen einzeln korrigieren, um mit ihr in der Schule paradieren zu können; da hatte ich dann nicht wenig Mühe und Arbeit!

Während der Schulzeit bekamen wir nur ganz ſelten die Erlaubnis, außerhalb der Tore zu gehen. Aber ich hatte bald einen Vorwand erſonnen, um in Gottes ſchöner Natur freier atmen zu dürfen. Es war eine längſt hergebrachte Gewohnheit, daß die Studenten der Rhetorik *beriberierten*, das heißt, ſich mit einem Geiſtlichen, zu dem ſie Vertrauen hegten, berieten, zu welchem Stande ſie ſich entſchließen wollten. Ich hatte es mit mir ſelbſt beinahe ins reine gebracht, daß ich nach *Kaiſersheim* ins Kloſter gehen wollte. Denn meine Eltern beſaßen nicht Geld genug, um mich als Weltprieſter auf die Weihen zu ſchicken, und dann kannte ich dies Kloſter von einer Seite, die mich hoffen ließ, daß ich dort Gelegenheit zum Dichten ebenſowohl als zum Spazieren und Fröhlichſein finden würde. Aber als ich zum Pater Spiritualis kam, wie man den Beichtvater des Kollegiums nannte, einem ſilberhaarigen, redlichen, frommen Greiſe, der mich aus

der Beicht durch und durch kennen mußte, und ihm meine Meinung wegen der Standeswahl unverhohlen vortrug, schüttelte er den Kopf und sagte: „Lieber Jüngling! entschließ Er sich nicht so schnell und lerne Er sich selbst erst besser kennen, ehe Er einen so wichtigen Schluß faßt. Er hat ein Temperament, das gar nicht für das Kloster ist. Wenn Er weltlich bleiben könnte, wär' es für Ihn am besten." Ich stellte ihm dagegen die Armut meiner Eltern und den Mangel aller Aussicht auf ein ordentliches Unterkommen vor, und bezog mich besonders auf das Beispiel eines Arztes, meines Landsmannes, der auch von armen Leuten geboren, nun im Vaterlande darben müßte und überall verachtet würde. „Komm' Er von Zeit zu Zeit wieder zu mir," versetzte der Greis, „und bete Er fleißig; dann wird Ihn Gott schon erleuchten, welchen Weg Er einschlagen soll." Sehr oft kam ich wieder; aber die Einwendung, daß ich nicht wüßte, weder als Jurist noch als Arzt emporzukommen, wollte mir nicht aus dem Sinne. „Überlaß Er sich also der Leitung Gottes," sagte dann der Beichtvater, „der wird Ihn schon führen." So endigte unsre Deliberation.

Die Zeit, die ich bei ihm zubrachte, war nur kurz; aber ich blieb gemeiniglich den halben Tag aus und bediente mich des Vorwandes, ihn zu besuchen, noch lange, da ich ihn mit keinem Auge mehr sah. Fleißig ging ich immer zur obern Pforte des Kollegiums hinein, damit die heimlichen Aufseher in der Meinung stehen möchten, ich wende mich nur dahin, wohin ich zu gehen Erlaubnis hatte; ich schlich aber durch ein Gärtchen zur untern Tür hinaus, die zu dem Residenzbogen führte, durch den mir der Weg in die sogenannte Hölle und von da an der Donau hinauf offen stand. Am liebsten lief ich zur alten Burg, einem verfallenen Raubschlosse oberhalb der Stadt hart an der Donau oder zum Einsiedler, der etwas näher

einen sonnigen Hügel bewohnte. In den bemoosten Ruinen zu sitzen, im Walde oder im Gärtchen bei der Einsiedelei zu spazieren, hatte unaussprechliche Reize für mein Herz. Dort dichtete ich am liebsten und ließ einst meine Wünsche, in einer solchen romantischen Einsamkeit zu leben, in einer sapphischen Ode ausströmen. —

Mitten im Laufe des Schuljahres mußte ich wegen meiner Liebe zu den deutschen Schriftstellern eine herbe Prüfung aushalten. Die Herren Exjesuiten hatten beschlossen, und man sagt, dies sei nicht nur in Neuburg, sondern im ganzen pfälzischen und bayrischen Gebiete geschehen, auf einen Tag alle deutschen Bücher ihren Zöglingen wegzunehmen, um das hier und da aufglimmende Licht besserer Kenntnisse auf einmal wieder zu ersticken oder, wenn es nicht gelänge, die Unmöglichkeit wenigstens durch den Versuch erprobt zu haben. Der Inspektor ließ mich einst rufen, empfing mich mit einer schrecklichen Amtsmiene und sagte: er habe mit Gewißheit erfahren, daß ich der Verführer sei, der sich nicht nur selbst mit den abscheulichsten deutschen Scharteken und schlüpfrigen Gedichten abgebe, sondern auch die Frechheit habe, andere zu dergleichen Lesereien zu verleiten und ihnen sogar die Bücher zu verschreiben; längst hätte ich deshalb einen derben Schilling (öffentlich die Rute) verdient; aber in Rücksicht, daß ich schon Rhetor und Instruktor sei, wolle er mich damit verschonen, doch nur unter der Bedingung, daß ich alle meine Bücher aufrichtig bekenne und dann auch anzeige, was ich den andern für Bücher verschrieben habe, und welche deutschen Schriftsteller überhaupt jeder Student meines Wissens besitze. Zugleich legte er mir weißes Papier vor, wies mir die übrigen Schreibmaterialien und fuhr fort: „Hier will ich Ihn allein lassen. Besinne Er sich wohl, Bronner, und schreib' Er mir alles aufrichtig nieder, oder Er hat im Weigerungsfalle einen Schilling." Dann

verließ er mich. Was war da zu tun? Ich entschloß mich, alle deutschen Bücher, sowohl die meinigen als diejenigen, die ich selbst für andere gekauft hatte, aufrichtig und vollständig aufzuzeichnen; denn ich fürchtete, eine nähere Untersuchung würde doch die richtige Zahl derselben an den Tag bringen, wie es auch wirklich geschah; aber von den übrigen Büchern, die meines Wissens andere besaßen, meldete ich keine Silbe, denn ich dachte, man könne mich doch nie des Mitwissens überweisen. Kaum hatte ich die Liste vollendet, so kam der Inspektor wieder, und der Hausknecht trug meine Bücher alle in einem Korbe hinter ihm her; denn er hatte indessen mein Pult erbrechen lassen. „Nun wollen wir sehen," sagte er, „ob Er aufrichtig bekannt hat!" nahm meine Liste zur Hand, ließ sich ein Buch nach dem andern reichen und bezeichnete jedes in der Liste mit einem roten Kreuze. Als es sich nun zeigte, daß ich genau alle angegeben hatte, sprach er mit feierlichem Ernste und drohendem Finger: „Es ist dein Glück, Bursch, daß du aufrichtig gewesen bist; hättest du ein einziges verleugnet, so solltest du den versprochenen Schilling unfehlbar erhalten haben." Dann entließ er mich, und die Exekution traf andere, die ebenso bekannten wie ich. In einem halben Tage war kein deutsches Buch mehr unter uns. Sogar meine Prämien von 1773, Denis' Sammlung kürzerer Gedichte, den Tod Abels usw. enthaltend, waren dahin. Aber nach kurzer Zeit hatten wir neue und hielten sie nur desto geheimer versteckt.

Am Schlusse des Schuljahres gelangen mir meine Aufsätze um die Preise ganz nach Wunsch, und ich lernte die vorgeschriebenen Hauptstücke mit dem glücklichsten Erfolge auswendig. Meine Weise, auswendig zu lernen, war diese: etwa ein paar Tage vor jedem Examen verkroch ich mich in ein finsteres Loch, z. B. in die Höhlung unter der Treppe, wo die Kegel aufbewahrt wurden, und wo das

Licht nur etwa durch ein Aſtloch hineinfiel. Dort ſaß ich den ganzen erſten Tag und lernte das aufgegebene Penſum wörtlich durch; am zweiten Tage wiederholte ich das Gelernte; am dritten, morgens vor dem Examen noch einmal: und ſo durfte ich meinem Gedächtniſſe ſicher trauen, daß mir kein Wort von Bedeutung ausbleiben würde. Nachdem die Examen vorüber waren, bereitete ich mich zu den höhern Klaſſen vor und diſputierte mit jedem, wo ich immer Anlaß fand, in Syllogismen und Dilemmen über nichts und wieder nichts, ſo daß ich bald in den Ruf eines hartnäckigen Dialektikers, wie wir es nannten, kam.

Ehe ich und mein Bruder, der wieder einen heftigen Anfall der Gicht überſtanden hatte, von Neuburg abreiſten, ließ mir der Inſpektor einen ſilberfarbigen Rock mit roſenrotem Futter machen, der mir überaus wohl gefiel, und verſprach mir, wenn ich ferner fleißig ſtudieren würde, ſo wollte er mich nach Heidelberg in ein Erziehungshaus empfehlen, wo ich zum Weltgeiſtlichen unentgeltlich ausgebildet und am Ende als Profeſſor angeſtellt werden würde. Im künftigen Jahre ſollte ich indes Admonitor oder gar Vizepräfekt des Seminars werden. Dieſe ſchöne Ausſicht, fünf Prämien und mein neues Kleid machten, daß ich mit doppeltem Vergnügen nach Hauſe reiſte, in der ſchmeichelhaften und ſichern Hoffnung, bald als Obrigkeit unter meinen Mitſtudenten aufzutreten. Aber die Vorſehung hatte es anders gefügt.

Fünftes Kapitel:

Novize in Donauwörth.

Ich soll Mönch werden — Widerwillen gegen den Mönchsstand — Aufnahme und Eintritt ins Kloster — Die ersten geistlichen Exerzitien und die Zelle — Der erste Chor und die Einkleidung — Das Novizlat — Mönchische Lustpartien — Cilicium und Geißel — Die türkische Musik — Maschinen und Beschäftigungen — Bibliothek und Gespenster — Wachsender Geschmack am Klosterleben.

Mein Bruder und ich mochten etwa acht Tage die Freuden des Herbstes genossen, Feld und Wald durchstrichen und mit den übrigen Studenten unsers Vaterlandes an den Zubereitungen zur Aufführung eines Schauspieles teilgenommen haben, als der Herr Stadtpfarrer von Höchstädt, bei dem wir unserm Kostzettel gemäß alle Donnerstage speisen durften, von Donauwörth nach Hause kam, wo er am Festtage, heil. Kreuzerhöhung, im Benediktinerkloster zum heil. Kreuze eine Ehrenpredigt gehalten hatte. Kaum hatten wir ihn begrüßt, so befahl er uns, wir sollten sogleich nach Tische unsre Mutter zu ihm schicken. Mir aber sagte er: „Hörst du, Bronner? Magst du nicht ins Kloster gehen?“

Ich. Nein, Herr Stadtpfarrer! Ich werde ein Weltgeistlicher; der Pater Inspektor versprach mir, er wolle mich nach Heidelberg empfehlen, um dort meine Studien vollenden zu können und dann als Professor anzustehen.

Er. Auch im Kloster sollst du Professor werden. Sieh, ich war zum heil. Kreuz in Donauwörth; da ist nun ein neuer braver Prälat; der macht seinen Geistlichen viel Vergnügen und läßt sie allerlei Lustbarkeiten genießen. Man zelebrierte eben die Aderlässe, als ich da war; o, wie ging es da so fröhlich zu! Täglich fuhr das ganze Konvent auf ein anderes Landgut, um sich dort lustig zu machen. Bei einer solchen Fahrt, da ich neben dem Prälaten im Wagen saß, ging ein Student auf der Straße spazieren, auf den er mich aufmerksam machte und sagte:

dieſer junge Mann hat 15 Prämien während ſeiner Studienjahre erhalten; es iſt ein vortrefflicher Kopf! O, erwiderte ich ſtolz, mein Pfarrkind, der größere Bronner, hat wohl etliche zwanzig beiſammen. Da ſagte mir der Prälat: ich nehme Kandidaten auf; hat er nicht Luſt, ins Kloſter zu treten? Er dürfte ſich nur zeigen, ſo ſollte er aufgenommen ſein. Ich antwortete: Ich zweifle, ob er Luſt hat; die Jeſuiten wollen einen Weltprieſter und Profeſſor aus ihm machen, und das ſteckt ihm ſchon ziemlich tief im Kopfe; auch beſitzen ſeine Eltern gar kein Vermögen! Was Vermögen! fiel mir der Prälat in die Rede: darauf ſehe ich nicht; mein Kloſter hat es, Gott Lob, nicht nötig; und fühlt er ſo große Luſt, Profeſſor zu werden, ſo kann ich wohl Rat ſchaffen; ſobald er das Noviziat überſtanden hat, ſchicke ich ihn auf die Univerſität nach Salzburg, da kann er ſeine Studien nach Herzensluſt vollenden, und wenn er in mein Kloſter zurückkommt, Profeſſor werden. Solche Leute ſuche ich eben. Schicken Sie mir ihn: ſobald er ſich zeigt, ſoll er die Obedienz (einen ſchriftlichen Schein der Aufnahme) erhalten. Nun ſieh, Bronner! das wäre doch kein verwerflicher Antrag. Die Prälatenſöhne, wenn ſie auf Univerſitäten geſchickt werden, haben Geld wie Steine und dürfen nur verlangen, was ſie wollen. Der Mangel iſt ihnen nicht nur unbekannt, ſondern ſie können ſo groß tun als Freiherren; denn das Kloſter ſchätzt es ſich zur Ehre, wenn ſeine Mitglieder zu glänzen verſtehen, und bezahlt gern alles. Und kommen ſie nach Haus, ſo ſind ſie ausgemachte Herren, dürfen in keinen Chor gehen, genießen beſondere Einkünfte und ſtehen vor allen übrigen im Anſehen.

Ich. O, Herr Stadtpfarrer! Ich empfand immer einen gewiſſen Abſcheu vor dieſem Kloſter; es iſt da alles ſo unreinlich und finſter, und ich weiß, die Mönche ſind in Faktionen getrennt, die einander auf den Tod ver-

folgen; wahrlich, ich habe keine Luſt, dahin zu gehen. Wenn es Kaiſersheim wäre, dann wollte ich mich ſchließlich etwas ernſtlicher darüber beſinnen.

Er. Alſo wäre dir doch das Kloſterleben nicht an ſich ſelbſt zuwider? Gut! — Nun wiſſe! der neue Prälat von Donauwörth läßt das häßliche Gebäude niederreißen und baut es von Grund auf ſchöner und heller; und die Faktionen haben durch ſeine Wahl aufgehört. Beſinne dich aber vorerſt! Ich will dich nicht übereilen.

Wir aßen zu Mittag, und ich verließ ihn mit dem heimlich ſchon gefaßten Entſchluſſe, ſeinen Antrag ſtandhaft zurückzuweiſen. Wider meinen Willen hieß mein Bruder die Mutter zum Herrn Stadtpfarrer kommen. Sie meldete, als ſie wieder zu Hauſe war, kein Wort vom Kloſter, und ich glaubte, die Sache ſei ſo gut als abgetan, und es werde ferner keine Rede vom Mönchwerden fallen. Allein am andern Morgen, da ſie uns eben ein Frühſtück bereitete, rief ſie mich ganz vertraulich in die Küche und ſagte: „Sieh, Xaver! Du könnteſt mir jetzt eine rechte Freude machen. Ich weiß, was dir der Herr Stadtpfarrer geſagt hat. Ein großer Stein würde mir vom Herzen fallen, wenn du ihm folgen wollteſt. Denn du weißt, wir haben kein Geld, und wirſt du ein Weltgeiſtlicher, ſo ſehe ich nicht ab, wie wir die Koſten auftreiben, um dich viermal zur Weihe zu ſchicken. Wenn du aber ins Kloſter gingeſt, ſo wäreſt du in allem verſorgt, ich dürfte mich deinetwegen um nichts mehr kümmern und hätte doch einen geiſtlichen Sohn, der für mich beten und Meſſen leſen könnte. Und denke doch, was die Leute ſagen würden, wenn ſie dich, obſchon noch ſo jung, mit einem Favor (Favohr, ſo wird es geſprochen, eine Art Hochzeitſtrauß) am Arme, aus den ſchönſten goldenen und ſilbernen Blumen künſtlich bereitet, einherziehen ſähen. O, Xaver! Mein Herz würde mir im Leibe hüpfen,

wenn du mir ſo geziert entgegenkämſt, wenn du mich ſo bald die Freude erleben ließeſt, einen geiſtlichen Herrn Sohn zu haben. Tue mir doch den Gefallen und gehe nach Donauwörth, du kannſt ja noch allemal zurücktreten, wenn es dir gar nicht gefällt; und vielleicht findeſt du es dort ganz anders, als du jetzt glaubſt. Geh doch hin! Wenn's auch ſonſt keinen Vorteil bringt, ſo genießeſt du doch wenigſtens drei frohe Tage; denn ſo lange darf jeder Kandidat auf Koſten ſeines Kloſters zehren."

In dieſem Tone fuhr ſie noch lange fort, ich mochte auch einwenden, was ich wollte. Sie hatte den Vortrag des Herrn Pfarrers nur zu gut begriffen. Am Ende gab ich ihren Bitten nach mit dem feſten Vorſatze, meine Sachen vor dem Prälaten ſo ungeſchickt zu machen, daß er mich gewiß nicht aufnehmen ſollte. Der Herr Stadtpfarrer berichtete ſogleich an das Kloſter, daß ich kommen würde und erhielt dagegen die ausdrückliche Weiſung, mich an den Pater Benno zu ſenden, der ſich meiner in Abweſenheit des Prälaten ſchon annehmen würde. Bald ganz verſtimmt, bald ſcherzend ging ich am Vorabend Matthäi mit meinem Bruder nach Donauwörth. Es war ein ſchöner, heitrer Tag. Als wir um einen Hügel herumwanderten und auf einmal das Kloſter im Geſichte hatten, ward mir bange und immer bänger, und als ich nicht ferne von dem Stadttore war, fiel mir der Mut ſo ſehr, daß ich mich an eine Hecke ſetzte und zweifelsvoll überlegte, ob ich auch hingehen ſollte oder nicht. Wahrſcheinlich wäre ich, wenn mein Bruder mich nicht begleitet hätte, unverrichteter Dinge zurückgegangen und hätte der Mutter die Lüge geſagt: man habe mich nicht aufnehmen wollen. Aber dieſer trieb mich immer an: „Komm, Xaver! Du haſt es ja der Mutter verſprochen und mußt nun doch hingehen." Jedoch ich zögerte, ſolange ich konnte. Mehr als anderthalb Stunden weilten wir im Buſche. Uns

gegenüber ſpiegelte ſich die Abendſonne in einer großen Regenlache, Fröſche hüpften zahlreich darin umher, mein Bruder ward dadurch hingelockt, ich folgte ihm, und in der Unſchlüſſigkeit, ob ich mich dem Kloſter nähern ſollte oder nicht, war ich ordentlich froh, einige Zeit zu gewinnen. Er wollte Fröſche fangen. Wir zogen alſo Schuhe und Strümpfe aus, wateten in den Sumpf und jagten eine Weile den Flüchtigen nach. Auf einmal kam in einiger Entfernung von uns eine ganze Reihe Benediktiner hinter der Hecke hervor; beſchämt griff ich nach meinen abgelegten Kleidungsſtücken und entlief ins Gebüſch. Mein Bruder folgte mir. Wir kleideten uns an und ſchlichen durch manchen Umweg dem Tore zu. Allein da waren ſchon einige der geiſtlichen Herren vor uns angelangt, und einer derſelben, Maurus Heinleth, der mit mir im Seminar zu Dillingen gelebt hatte, erkannte und grüßte mich ſogleich, ein andrer aber ſagte: „Ha, iſt das der Kandidat? Sahen wir ihn nicht eben im Froſchteiche waten?“ O, wie beſchämt ſtand ich nun da! Ich mußte mit meinem Bruder die Herren begleiten und ward im Kloſter, das ich noch ebenſo finſter und unreinlich fand, als ich's je geſehen hatte, vom Pater Benno ſehr freundlich empfangen, in ein Gaſtzimmer geführt und ſogleich mit Speiſe und Trank im Überfluß bewirtet. Mehrere Mönche, die ich nachmals als Vertraute des Prälaten kennen lernte, beſuchten uns, machten ſich luſtig und ſchienen meinen Charakter ausforſchen zu wollen. Alle rühmten einſtimmig den glücklichen Zuſtand des Kloſters unter dem neugewählten Oberhaupt und malten die Verwirrung unter der vorigen Regierung mit häßlichen Farben.

Den andern Tag morgens brachte mir P. Benno die Nachricht, daß der Herr Prälat nach Hauſe gekommen ſei und gab mir Unterricht, wie ich mich zu benehmen hätte, wenn er mich demſelben vorführen würde. Ich ſollte mich

auf ein Knie niederlaſſen und meine Bitte um die Aufnahme in lateiniſcher Sprache vortragen. Die Formel zu wählen, in der ich es tun wollte, ward mir freigeſtellt. Ich dachte, die kürzeſte ſei zu meinen Abſichten die beſte, und hielt es kaum der Mühe wert, mich etwas länger darüber zu beſinnen. Gehorſam folgte ich ihm, als er den Weg zur Abtei antrat; aber beim Anblick des zierlichen eiſernen Gitterwerks davor und beim Durchwandeln des Vorſaales fing mir doch das Herz immer bänger zu pochen an. Die Tür öffnete ſich, der Prälat mit ſeinem funkelnden Kreuz auf der Bruſt ſtand lächelnd mitten in ſeiner Abtei, Mönche umgaben ihn, und mein Führer hieß mich meine Bitte vortragen. Mit eben dem Gefühle, wie wenn ich auf dem Theater eine Rolle zu ſpielen hätte, wo mich anfangs zwar immer eine Art ängſtlicher Hitze überlief, aber auch ſchnell wieder verſchwand, warf ich mich dem Prälaten zu Füßen und ſagte, als er mich freundlich gefragt hatte: Quae est petitio tua? *) meinen Spruch etwa mit folgenden Worten her: „Reverendissime ac amplissime Domine, Domine Praesul! (Dieſen Titel hatte ich aus P. Bennos Unterricht gemerkt.) Supplex pedibus tuis advolutus obsecro, ut me in sacrum ordinem Benedictinum suscipere digneris.“ **) Weniger, glaubte ich, könne man nicht ſagen, ohne ſich als einen höchſt ungeſchickten und unwiſſenden Menſchen bloßzugeben. Gar nichts vorzubringen, ſchien mir auch aus dem Grunde nicht anzugehen, weil ich dann offenbar beſſer getan hätte, die Abtei nicht zu betreten. Der Prälat ſtand noch ein Weilchen, wie horchend, als ich bereits geendigt hatte. Aber bald reichte er mir ſeine Hand zum Küſſen dar und hob mich ſanft daran empor. „Ich habe das Recht, Kandidaten aufzunehmen,“ ſagte er freundlich, „meinem Konvent über-

*) Was iſt dein Begehren?
**) Hochwürdiger, gnädiger Herr Prälat! Fußfällig flehe ich, daß Sie mich in den heiligen Benediktiner-Orden aufzunehmen geruhen.

laſſen und wünſche, daß nun der Herr Kandidat ſeine Petition ſchriftlich abfaſſe, damit ich ſie meinem Konvente zugleich als Probearbeit überreichen kann. Alle, die um das heilige Ordenskleid anhielten, haben ihre Petition nach den auf dieſem Blatte aufgezeichneten Punkten weitläufiger abgefaßt; auch der Herr Kandidat wird ſich die Mühe nehmen, ein gleiches zu tun. Dort am Tiſchchen iſt Tinte, Feder und Papier; ſetz' Er ſich hin und ſchreib Er, was Ihm am beſten dünkt." Zugleich nahm er vom nahen Schreibpult ein beſchriebenes Blatt und überreichte es mir. Ich ſetzte mich an das mir angewieſene Tiſchchen, las die Punkte durch und ſchrieb, zwar etwas flüchtig, aber doch mit einigem Fleiße meine kleine Ausarbeitung hin. Denn die liebe Eitelkeit geſtattete mir nicht, meinem Plane gemäß, mich ganz unwiſſend zu ſtellen. Als ich ihm nach einer halben Stunde mein Blatt überreichte, durchlas er's und nahm es mit mehr Beifall auf, als ich wünſchte. Zwar wollte ich nicht als Dummkopf erſcheinen, aber ſeinen Beifall ſcheute ich doch ebenſoſehr. Mit einnehmender Freundlichkeit fragte er mich dann über mein Alter, meine Eltern und Studien aus und befahl mir am Ende, ich ſollte nun von Zelle zu Zelle, bei allen Herren im Konvent, keinen ausgenommen, mich zeigen und jeden um ein mir günſtiges Votum bitten. Morgen würde er Kapitel halten, da würde es entſchieden werden, ob ich aufzunehmen ſei oder nicht. Aber ich ging bei weitem nicht zu allen Herren und dachte, es ſei deſto beſſer, wenn ich wenige Vota erhielte. Den folgenden Tag nach dem Kapitel ließ mich der Prälat rufen, empfing mich heiter lächelnd und ſagte: „Herr Kandidat! die Vota ſind zu ſeinem Vorteil ausgefallen, er iſt aufgenommen und kann den 14. Oktober zur Einkleidung hier im Kloſter erſcheinen." Heftig erſchreckte mich dieſe Rede. Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte; blaß und ſtumm ſtand ich da. Endlich machte ich

die Einwendung: „Aber, gnädiger Herr, ich habe bereits eine Rolle in unſrer Vakanzkomödie übernommen, und dieſe wird erſt nach dem 15. Oktober aufgeführt, ſo frühe kann ich alſo nicht erſcheinen; denn ich darf doch mein Wort nicht brechen und meine Freunde, die Studenten, in ſo große Verlegenheit ſetzen.“ Ein wenig verdrießlich erwiderte er: „Mache Er nur, daß das Spiel früher gegeben wird.“ Ich zuckte die Achſeln und ſagte: „Aber das liegt mir auch das Schickſal meines Bruders am Herzen. Der P. Inſpektor in Neuburg wird ihn nimmer annehmen wollen, wenn ich weggehe. Dann iſt der Knabe ohne alle Ausſicht und Unterſtützung. Und ich denke faſt, es ſei meine Pflicht, auch für ſein Fortkommen zu ſorgen. Wenn ich alſo, ohne mir Vorwürfe machen zu müſſen, in den Orden treten ſoll, ſo muß ich auch meinen Bruder verſorgt wiſſen. Er kann den Alt ſingen und iſt ein wackerer Student; wollen Sie nicht die Gnade haben, ihn als Singknaben aufzunehmen und ihn mit Wohnung, Koſt und Kleidern zu verſorgen? Ich höre, es gebe hier auch Gelegenheit, ſeine Studien fortzuſetzen.“

Auf dieſe Forderung hatte ich längſt meine beſte Hoffnung geſetzt und mich immer damit getröſtet, ſie würde mir gewiß nicht zugeſtanden, und ich alſo des Kloſterlebens mit guter Art los werden.

Allein er ſagte: „Wenn's nur das iſt, ſo wollen wir den Knaben probieren (im Singen prüfen) laſſen. Wir haben mehrere Singknaben und eben einen Altiſten nötig; hält er ſich wohl, ſo will ich ihn gut verſorgen.“

O, da entfiel mir aller Mut. „So bin ich denn verdammt, ein Mönch zu werden!“ dachte ich und wünſchte mich aus den Schlingen loswickeln zu können, in die ich Schwächling mich, leichtſinnig und wankelmütig genug, verſtrickt hatte. Mein Bruder ward geprüft, tüchtig gefunden und förmlich als Singknabe angenommen. Ach,

da war mir nicht mehr zu helfen, als durch kühne, gerade Weigerung und die deutlichste Erklärung, daß ich keine Luſt habe, ins Kloſter zu treten. Und dazu hatte ich teils nicht Mut genug, teils fühlte ich das Unanſtändige zu lebhaft, erſt um die Aufnahme zu bitten und dann gleich einem mutwilligen Jungen, der die Leute nur zum beſten haben will, mit einem beleidigenden Wankelmut plötzlich zurückzutreten, teils ſcheute ich auch das Mißfallen meines Herrn Pfarrers und der beiden Eltern. Troſtlos überließ ich mich alſo der Fügung des Geſchickes. Der Prälat reichte mir den ſogenannten Subſtanzzettel, eine lange Liſte von allem dem, was ein Mönch an Ausſteuer und Möbeln ins Kloſter bringen ſoll, und forſchte in meinen Mienen, was ich dazu dächte:

„Gnädiger Herr!“ ſagte ich, „was ich davon aufbringen kann, iſt nicht der Meldung wert; denn meine Eltern ſind arm. Wenn Sie darauf beſtehen, daß ich das alles oder auch nur den vierten Teil davon mitbringen ſoll, ſo iſt's unmöglich, daß ich komme.“

„Es iſt auch nicht ſo ſchlimm gemeint,“ antwortete er lächelnd, „bringe Er, was Er ohne Beſchwerden der Eltern ſich anſchaffen kann; für das übrige laß Er mich ſorgen! Aber verſehe Er ſich, ſo gut es gehen will, mit Leinenzeug, denn ſonſt wird Er immer einigen Mangel daran leiden; weil jeder meiner Religiöſen jährlich nicht mehr als zwei neue Hemden erhält. Am 14. Oktober erſcheine Er hier mit Seinen Eltern und Seinem Bruder, aber richte Er's ſo ein, daß Er weder der Erſte noch der Letzte in der Reihe der Novizen werde, denn der Erſte muß um alles bitten, überall den Abgeſandten machen und überall den erſten Verdruß ernten; der Letzte aber muß allerlei kleine Dienſte übernehmen, deren die übrigen entledigt ſind. Laß Er ſich alſo warnen und wiſſe Er, ſo, wie die Kandidaten ſich, einer nach dem andern, vor mich ſtellen,

ſo werden ſie auch in der Reihe als Novizen zu ſtehen kommen. Nun mache Er ſich hier noch einige Tage luſtig, wenn Er will und lebe Er wohl." Da bot er mir die Hand dar, ich küßte ſie, dankte ihm und ging ſogleich mit meinem Bruder mißmutig nach Höchſtädt.

Meine Mutter weinte vor Freuden, ſobald ich ihr ſagte, daß ich aufgenommen ſei, aber als ich mit dem Subſtanzzettel ganz ernſthaft hervorrückte, da ſtutzte ſie nicht wenig, und alle ihre Freude hatte ein Ende. „Ach, wo ſoll ich alle die Sachen auftreiben!" rief ſie einmal über das anderemal aus. Ich mochte nun zehnmal ſagen, der Prälat fordere gar nicht, daß ich auch nur den vierten Teil des Verzeichneten mitbringe, ſie war doch in großer Verlegenheit, wie ſie es mit meiner Ausſteuer halten ſollte. „Du weißt viel," wiederholte ſie öfters, „wie man in Klöſtern angeſehen iſt, wenn man mit leeren Händen kommt. Laß du mich nur machen, ich will alles mögliche tun!" Wirklich wußte ſie es ſo einzurichten, daß für mich ein Dutzend Hemden und ebenſoviele Schnupftücher und Handtücher zuſammengebracht wurden, in Rückſicht unſrer Armut kein geringer Vorrat. Nun gab man mir, dem glücklichen Herrn Hochzeiter, wie man mich nannte, beim Herrn Stadtpfarrer und faſt bei jedem meiner etwas wohlhabenden Verwandten ein Freudenmahl und brachte mir wohlklingende Glückwünſche und Geſundheiten aus, ſo daß ich am Ende, vom Jubel mit hingeriſſen, einen Teil meines Mißmuts ablegte und leichtſinnig genug dem eitlen Gedanken Raum gab: „Der Mönchsſtand ſei doch immer ein Ehrenſtand; könnten ſo viele darin leben und glücklich ſein, ſo würde ich's wohl auch können, wenigſtens würden mich die Brotſorgen nie plagen" uſw. Die Frau Spitalverwalterin und ihr Eheherr, da ich ſie am nächſten Donnerstag nach meiner Zurückkunft von Donauwörth, als an meinem gewöhnlichen Kosttage bei ihnen, mit meinem

Bruder beſuchte, neckten mich lange wegen meiner Jugend, kleinen Statur und meines wenigen Geſchickes zum Mönchsſtande. Sie war eine hübſche Frau und mochte bereits einigemale bemerkt haben, daß ich nicht ungern nach ſchönen Angeſichtern ſchielte. Beinahe hätte ſie mir das Herz von neuem gebrochen und das Geſtändnis abgelockt, daß ich nicht aus freier Wahl, ſondern meiner Mutter zuliebe und ganz wider meine Neigung ins Kloſter gehe. Allein ihr Ton war zu ſcherzhaft, als daß ich ihn mit einer feierlich ernſten Erklärung füglich hätte unterbrechen können. Am Ende verteidigte ich mich und meinen neuen Stand im Scherze, ſo gut es gehen wollte, und die artige Frau band mir, mit tiefforſchenden Blicken in meine Augen, einen prächtig glänzenden Strauß (Favor) um meinen rechten Rockärmel. Ich weiß nicht, wie mir war, aber ich konnte mich bei dieſem Spiele kaum der Tränen enthalten. Sie deutete die Näſſe meiner Blicke als das letzte Aufſtreben weltlicher Geſinnungen aus und ſagte: Ich würde gewiß fröhlicher aufblicken, wenn ich ein weltlicher Hochzeiter wäre. Ein tiefer Seufzer verriet, wie innig mein Herz dieſer Bemerkung Beifall gebe. Aber ich hatte nicht Kraft und Selbſtändigkeit genug, um mich über die äußeren Antriebe, die mich zum Kloſter beſtimmten, kühn empor zu ſchwingen. Allzu lenkſam gab ich dem Verlangen meiner Mutter und des Herrn Stadtpfarrers nach und opferte in der wichtigſten Angelegenheit meines Lebens meine eigenen Geſinnungen den Wünſchen und der Autorität andrer auf, ohne auch nur ein einzigesmal mit Feſtigkeit und ausdauernder Entſchloſſenheit meine Abneigung gegen den Mönchsſtand an den Tag zu legen.

Nachdem ich im Schauſpiel, das wirklich früher gegeben ward, meine Rolle geſpielt und einer Reihe ſogenannter Letzen (Abſchiedsmahle) beigewohnt hatte, brach endlich der 14. Oktober 1776, der fatale Tag meiner Ab-

reiſe, an. Mein Vater, der ſich bisher gar nicht in dieſe Angelegenheit gemengt hatte, erteilte mir ſeinen Segen und einen Zuſpruch nach ſeiner Art. „Xaver," ſagte er, „ich hatte immer gehofft, du ſollteſt einſt die Stütze unſres Alters werden, aber ich ſehe, deine Mutter hat ſich etwas andres in den Kopf geſetzt; es ſei! Du haſt frei gewählt, ich drang dich zu nichts, die Geiſtlichen haben es gut, ſie dürfen für nichts ſorgen; ich ſage dir's, wenn du es bei einem ſolchen Wohlleben nicht erleiden kannſt, aus dem Noviziat ſpringſt und mir wieder zurückkommſt, ſo ſchlag ich dich, bis du liegen bleibſt, du verdienſt es dann nicht beſſer" uſw. Am Ende beſprengte er mich mit Weihwaſſer, bezeichnete mir die Stirne mit der Aufſchrift des Kreuzes J. N. R. J.,*) ſegnete mich dreimal und entließ mich mit heiterm Lächeln und ſtillem Wohlgefallen. Mein Bruder und die Mutter begleiteten mich. Unſer Zug ging zu der Schweſter meines Taufpaten, wo wir frühſtücken ſollten. Dieſer gute, redliche Mann, Michael Hänle, Floßmeiſter, ein Verehrer und Guttäter aller Geiſtlichen, beſonders der Bettelmönche, hatte eine vierſitzige Kutſche mit ſeinen Pferden beſpannt und erwartete uns, um ſein Taufkind ins Kloſter zu begleiten; denn es war ihm von jeher eine Herzensfreude, dem Himmel eine Braut oder einen Bräutigam zuzuführen, obſchon er den Verdruß bereits erlebt hatte, daß der Sohn ſeiner Schweſter den Auguſtinerorden verließ und weiß Gott in welchen Teil der Welt entfloh. Nach dem Frühſtücke beſchenkte mich die gütige Wirtin mit einem ſchönen Schnupftuche zum Andenken, und wir ſtiegen in die Kutſche. Als Hochzeiter ließ man mir den Ehrenſitz, neben mir nahm meine Mutter Platz, weil der Floßer wußte, daß ſie nicht rückwärts fahren könne, und uns gegenüber ſaßen der Floßer und mein Bruder. Ach, da ward mir angſt und bange,

*) Jesus Nazarenus Rex Judaeorum.

bald ſah ich aus wie eine Leiche. „Was fehlt dir, Xaver?“ fragte meine Mutter. „Es wird mir übel,“ ſtammelte ich. „Wenn der Herr Hochzeiter krank wird,“ ſagte mein Pate etwas ängſtlich, „ſo dürfen wir nur wieder umkehren, denn einen Kranken wird man nicht einkleiden.“ Wir waren nicht weit gereiſt, ſo wirkte der genoſſene Kaffee, das ungewohnte Fahren und mein Widerwillen gegen das Kloſterleben, zu dem man mich doch eben hinſchleppte, ſo, daß meine Führer ſich untereinander ernſtlich berieten, ob ſie nicht nach Höchſtädt zurückkehren ſollten. Dabei verhielt ich mich ganz leidend. Allein meine Mutter entſchied, es würde ſchon wieder beſſer werden, man ſollte nur zufahren. Totenblaß und ſo ſchwach, daß ich kaum eine Treppe ſteigen konnte, brachten ſie mich alſo ins Kloſter und führten mich zum Prälaten, der ſich über mein kränkliches Ausſehen bald beruhigte, nachdem ihm meine Mutter geſagt hatte, daß ich des Fahrens ungewohnt ſei und den Kaffee nicht wohl vertragen könnte. „Nun, Herr Kandidat,“ ſagte dann der Prälat, „Er hat es am beſten getroffen und iſt der Zweite in der Reihe der Novizen, nur ein einziger iſt vor Ihm angelangt.“ Dann führte man uns in ein Gaſtzimmer, und ich ſchlich mich hinter den Ofen, um recht frei und ungehindert weinen zu können. Dies dauerte, bis ein anderer Kandidat, Herr Königsdorfer, eintraf, vor dem ich mich zu ſchämen anfing, doch konnte ich nur mit Mühe hinter dem Ofen hervorgelockt werden, und kaum bewog mich der Spott des P. Bernards, der ſich über meinen Kleinmut luſtig zu machen begann, die ſchmerzlichen Gefühle meines Herzens mühſam zu verhehlen und allmählich gezwungenen Anteil an der Geſellſchaft zu nehmen.

Man forderte mir bald darauf meinen Taufſchein ab und fragte zugleich, ob ich auch ſchon gefirmt ſei. Vom letztern wußte ich nichts. Meine Mutter ward darüber

zur Rede gestellt, und es fand sich, daß ich das Sakrament der Firmung noch nicht erhalten hatte. Da entspann sich ein ziemlich hitziger Streit zwischen den ältern Religiösen, die mich nicht gern aufgenommen sahen, und zwischen den jüngern, die mich beibehalten wollten. Die ersten behaupteten zu meinem nicht geringen Troste, daß ich das Ordenskleid nicht empfangen könnte, ohne erst gefirmt zu sein; denn es würde schändlich sein, wenn ein Religiose erst noch mit den Kindern gefirmt werden müßte. Die andern sagten, das möge füglich im geheimen geschehen und man könne vielerlei Gelegenheiten dazu finden. Den letztern trat der Prälat bei, und es blieb entschieden, daß ich ungeachtet des Abgangs eines gewöhnlichen Erfordernisses zur Aufnahme, dergleichen die empfangene Firmung ausdrücklich war, dennoch eingekleidet werden sollte. Aber bis es so entschieden ward, fühlte sich meine Mutter in keiner geringen Verlegenheit; denn sie befürchtete, ich würde entweder gänzlich zurückgeschickt werden oder doch, vor meiner Einkleidung noch, dem Weihbischofe von Augsburg nachreisen müssen, von dem man nicht einmal wußte, wo er sich auf seinen Reisen im Bistum Augsburg umher eben aufhielte. Den zweiten Tag brachten wir als Gäste hin.

Am dritten Tage feierte man das Namensfest des Herrn Prälaten Gallus mit großer Tafel und allerlei Lustbarkeiten, die mich meine schmerzliche Lage auf Augenblicke vergessen machten. Nach geendigter Tafel, etwa abends um halb fünf Uhr, übernahm uns der P. Novizenmeister, dem wir in das Konventgebäude folgen mußten, um die ersten geistlichen Exerzitien zu beginnen. Er wies jedem seine Zelle an und gab uns im Noviziatzimmer den ersten Unterricht im Brevierbeten. Ehe wir von unsern Eltern Abschied nahmen, rief mich meine Mutter noch einmal beiseite, führte mir mein vermeintliches Glück und des Vaters Drohungen, falls ich das Kloster wieder

verlaſſen ſollte, eindringlich zu Gemüte und bat, ich möchte ihr einen Teil meines Geldes überlaſſen, das ich nun doch nicht behalten dürfte. Sie wußte, ich hatte von meinen Bekannten und Gönnern noch manches Geldſtück zum Andenken erhalten und ſollte nun alles dem Novizenmeiſter einhändigen. Ein alter, gutherziger Religioſe aber, P. Anſelm, der Bruder meines Wohltäters, des Bürgermeiſters Mayr in Höchſtädt, riet mir im Vertrauen, ich möchte ihm mein Geld in Verwahrung geben, denn man bedürfte anfangs doch allerlei Kleinigkeiten, nur eine geringe Summe ſollte ich dem Novizenmeiſter überreichen. Ich teilte alſo meine kleine Barſchaft in drei Teile, etwa fünf Gulden gab ich meiner Mutter, die wirklich meinetwegen ihren geheimen Vorrat faſt ganz aufgeopfert hatte; ebenſoviel vertraute ich dem P. Anſelm an, in der Abſicht, wenn es mir im Kloſter etwa nicht gefallen würde, ihm das Geld vorläufig unter was immer für einem gültigen Vorwande abzufordern und es dann als ein Reiſegeld zu gebrauchen; das übrige, etwa drei Gulden, gab ich dem P. Novizenmeiſter, der jedem von uns ſogleich beim Eintritt in die Zelle die noch übrige Barſchaft abnahm. Mit naſſen Augen hatte ich meine Mutter verlaſſen und war meinen neuen Obern ſo geduldig und beinahe ebenſo trübſinnig nachgefolgt als ein junger Verbrecher, den die Aufſeher eines Arbeitshauſes zum erſtenmal in die Zuchtſtube führen.

In meiner Zelle, zunächſt an der Konventglocke, fand ich ein Bett mit wollenem Bettuch und einer Matratze, einen Tiſch mit Schreibzeug, einen alten Kaſten mit Schubladen, einen Betſchemel nebſt einem hölzernen Stuhle und ein paar alten elenden Gemälden, die den Ordensvater Benedikt und ſeine Schweſter Scholaſtika vorſtellten. Die Wände waren vom Rauch bräunlich und der Unrat in den Spalten des Bodens von Mäuſen aufgewühlt, die

wohl der Hunger ſehr quälen mußte. Aber die Ausſicht ins Freie war reizend. Über die nahe Stadtmauer hin ſank mein Blick am Abhang eines Hügels hinab, auf deſſen Stirne das Kloſter ruhte. Am Fuße des Hügels ſchlang ſich zwiſchen ſattgrünen Wieſengründen die ſeichte Wernitz hin, die rechts aus einem engen Tale hervorkam, an deſſen Eingang ein ſchönes Landgut, Neideck genannt, jedermann ins Auge glänzte; hinter demſelben erhob ſich ein Amphitheater ſchöner Anhöhen, mit Dörfchen oder Äckern oder Wäldern gekrönt; eine Schleuſe rauſchte von ferne her. Meinem Fenſter gerade gegenüber ergoß ſich ein Feldbach in die Wernitz und hatte an ſeinem Ausfluſſe eine kleine Inſel angelegt, die ich mit Vergnügen betrachtete und in Gedanken zu einem größern Aufenthalt umſchuf, mit Weſen aus einer Unſchuldswelt bevölkert; dann war mir der Fluß das Meer. Dank der Vorſehung für dieſe rege, wohltätige Phantaſie, die mir auch in der traurigſten Situation ein Elyſium bauen half, das zwar nur in meinem Kopfe entſtand, aber doch die ſchwarzen Schatten erheiterte, die meine Seele umgaben! Wirklich empfand ich ſogleich beim erſten Anblicke dieſes Inſelchens zu meinem nicht geringen Troſte, daß ich wenigſtens der ſüßen Freuden, die mir von jeher die Dichtkunſt gewährte, auch hier nicht entbehren würde. Der Feldbach ſchlängelte ſich durch Wieſen her, an deren Grenze gegen die Hügel hin ſich ein angenehmes Fiſchergütchen mit einem kleinen Teiche und ſchattigen Gärtchen einſam erhob. Etwas weiter zur Linken lag das Dorf Riedlingen, noch mehr links, in der Ebene, der Spindelhof, von dem die Donau bis an die Tore der Stadt herabfloß. Ferne Hügel begrenzten die mannigfaltige Ausſicht. Heute ſchlief ich zum erſtenmal in dieſer neuen Wohnung, hatte aber von den Mäuſen ſo lauten Beſuch, daß meine Ruhe ſehr oft unterbrochen ward. Morgens fand ich auch meine

Rocktaſchen nebſt den ſchönen Schnupftüchern darin mehrmals durchnagt.

Schade, daß wir unſere Zellen nur als Schlafkammern gebrauchen durften und den ganzen Tag im gemeinſchaftlichen Noviziatzimmer zubringen mußten. Von dort genoſſen wir zwar auch eine liebliche Ausſicht über die inſelförmige Fiſchervorſtadt, das ſogenannte Rieb, weg, die Donau hinauf und nach Rain ins bayriſche Gebiet hin. Allein ſelten hatten wir da volle Freiheit am Fenſter zu ſtehen und uns am Anblicke der ſchönen Natur zu erquicken. Denn der Novizenmeiſter bewachte uns immer, und wir durften unſre Pulte nur in ſeiner Abweſenheit verlaſſen.

Unſre geiſtlichen Exerzitien beſtanden darin, daß uns der P. Novizenmeiſter die Vorzüge unſers neuen Standes zeigte, ihn als den gewiſſeſten und richtigſten Weg zum Himmel, den Benediktinerorden vor andern als den älteſten und vortrefflichſten aller Orden und die Kloſtergelübde als die unfehlbarſten Mittel, Gott gefällig zu werden, mit mancherlei Rednerkünſten anpries. Treuherzig nahm ich alles, was er uns ſo ernſtlich vorhielt, für wahr an und faßte in meinem Innern den Entſchluß, weil ich doch einmal auf eine mir ſo unerwartete Weiſe zu dieſer Lebensart geführt worden ſei, mein möglichſtes zu verſuchen, um wirklich dem Geiſte des heil. Benedikts gemäß zu leben und allmählich die höhern Stufen der Vollkommenheit zu erklimmen. Dieſen Entſchluß mit meiner Neigung zum Studieren und den ſchönen Wiſſenſchaften zu vereinigen, ſchien mir ſehr leicht, allein es zeigte ſich bald, daß der Mönch mit dem Worte Vollkommenheit einen ganz andern Begriff verbinden müſſe, als ich verband, und daß klöſterliche Perfektion mit weltlichem Wiſſen, beſonders aber mit der Dichtkunſt ſich durchaus nicht vertrage.

Am Feste Hedwig, den 17. Oktober, mußten wir, in unsre Studentenmäntel gewickelt, morgens um halb vier Uhr zum erstenmal die Mette oder den Frühchor besuchen. Als wir unsre Chorstühle um fünf Uhr wieder verließen, fragte ich mich selbst: „Wie meinst du? Kannst du dich wohl dazu entschließen, dein ganzes Leben hindurch täglich so im Chor zu schreien?“ Deutlich tönte die Antwort: „Nein!“ im Innersten meines Herzens. Aber ich tröstete mich damit, daß ich bald ins Ausland zum Studieren verschickt, nach meiner Rückkunft aber als Professor angestellt werden würde und also den Chor nicht immer besuchen dürfte, denn die Professoren sind chorfrei.

Abends nach der Vesper schor der Klosterbarbier uns Kandidaten die Haare des Hauptes an der Haut weg. Jeder schien sich noch einmal zu besinnen, ehe er sich auf den Stuhl setzte, ob er auch fest entschlossen sei, sein Haupt zum Mönchskopfe umformen zu lassen. Im Gefühle der Ohnmacht, mir anders zu helfen, nahm auch ich meinen Sitz auf dem fatalen Stuhle und überließ mich kleinmütig dem Zuge des Schicksals, indes mir das Kratzen des Rasiermessers Tränen aus den Augen trieb. Als nun unsre Scheitel der klösterlichen Zierde der Nacktheit teilhaftig waren, brachten die Diener des Barbiers in großen Schachteln alte Perücken herbei, unter denen wir den neuen Schmuck verhüllen sollten, bis uns der kommende Tag das Recht geben würde, in demselben öffentlich zu erscheinen. Jeder meiner neuen Konsorten griff eilig nach einem der bessern Stücke, um eine weniger lächerliche Figur zu machen. Mir, der Besinnung und alle Aufmerksamkeit verloren zu haben schien, blieb also ein abscheuliches Stück von Perücke übrig, das nicht einmal mehr Locken hatte. Geduldig bedeckte ich mein nacktes Haupt damit und ließ mich nach Belieben auslachen, als wir beim Abendessen und in der Komplet uns in diesem Auf-

zuge darstellen mußten. Ähnliche Szenen waren den Lachern unter den Mönchen immer ein willkommenes Fest, das ihren Zwerchfellen manche wohltätige Erschütterung verschaffte.

Mit Mantel, Degen und allen unsern Studenteninsignien geschmückt, wurden wir vom Novizenmeister morgens am St. Lukastage den 18. Oktober zum Altare geführt, wo uns der ganze Konvent erwartete. Deutlich vernahm ich im langsamen Vorübergehen an den Haufen herumstehender Zuschauer, wie sie über mich zusammenflüsterten: „O sieh doch, das ist ja noch ein wahrer Bube; wie mag man doch den einkleiden?" Nicht wenig fand ich mich durch diese Äußerung beleidigt, obschon ich von Jugend auf immer der Kleinste in meiner Schule gewesen war, erst vor einem halben Jahre aufgehört hatte, den Alt zu singen und mir das Ordenshabit kaum kurz genug gemacht werden konnte. Nach einigen Choralgesängen entledigte man uns an den Stufen des Altares der „Schande des weltlichen Kleides", steckte uns in das geweihte Ehrengewand des heiligen Ordens und reichte uns am Ende der Messe das heil. Abendmahl. So waren wir denn wirkliche Novizen. —

Nächst der christlich eifrigen, frühen Eintrichterung des Katechismus weiß ich nichts, das den Geist mehr abzustumpfen und den geraden Menschensinn besser zu verkrüppeln taugt als die gewöhnliche Behandlung der Novizen. Das ewige Chorgeschrei füllt entweder die Köpfe derselben mit Brevierunsinn oder wiegt ihre Seelen, wenn sie daran keinen Geschmack finden, in ein gedankenloses hinbrütendes Staunen ein, das bald zur Gewohnheit und zur Grundlage einer freudenlosen Trägheit und schläfrigen Untätigkeit wird, oder es setzt denjenigen, der es wagt, mit seinen Gedanken anderswohin zu wandern, der steten Gefahr aus, fehlzuschreien und gebüßt zu werden.

Das letzte war mein Schicksal. Ich dichtete gewöhnlich, wenn ich im Chore stand, deswegen ward ich sehr oft überrascht, versäumte den rechten Zeitpunkt, Verse oder Psalmen zu intonieren und bewog dadurch meine Mitbrüder, mich für einen Phantasten zu halten, der nie bei sich selbst sei und immer, wer weiß wo? mit seinen Gedanken umherschwärme. Und da hatten die Herren ganz recht! Die Zeit, welche der Chor uns Novizen übrig ließ, war entweder dem Lesen saft- und kraftloser Mönchsasketen geweiht oder ward mit täglicher gemeinschaftlicher Abbetung des Cursus Marianus, einer Art Brevier zu Ehren der Jungfrau Maria, dann des Rosenkranzes und anderer Formeln oder mit Abfassung der geistlichen, täglich dem Novizenmeister darzureichenden Betrachtung (Meditation) in lateinischer Sprache hingebracht oder mit Auskehren und Verzehrung des Trunkes (eines großen Krugs weißen Biers), den wir jederzeit durch Auskehren, sowie durch Wetterläuten im Sommer, verdienen konnten. Mit des P. Neideggers großem asketischen Werke, in dem wir täglich lesen mußten, wußte ich eigentlich nichts anzufangen, als aus langer Weile in alle O und Q gräßliche Larven hineinzukritzeln; deshalb bekam ich, so oft uns der Novizenmeister über das Gelesene prüfen wollte, fast immer meiner Unwissenheit wegen einen derben Verweis. Jedes andre Buch war uns zu lesen verboten. Jeden Samstag las er einen Kommentar über die Ordensregel des heil. Benedikts vor und hielt mit uns Abrechnung über alle begangenen Fehler in der Woche. Bei einer solchen Liquidation mußten wir uns immer zuerst prosternieren, das heißt, das Haupt mit der Kapuze bedecken, vor dem Pater Magister nach aller Länge aufs Angesicht niederfallen und so lange im Staube liegen, bis er rief: Surgite. *) Dann rissen wir uns schnell empor, zogen die

*) Steht auf.

Kapuze vom Haupte, stellten uns, so tief als möglich gebückt, mit kreuzweis über die Brust geschlagenen Händen vor ihn in eine Reihe und sagten die sogenannte Culpa, eine Formel, die dem Confiteor oder der bei Katholiken bekannten offenen Schuld nachgebildet ist, laut und choralmäßig her und erwarteten unsre Bußen (Strafen), die jedem, seinen Verbrechen gemäß, angekündigt wurden. Wir mußten bei Tische entweder den Salat oder den Wein karieren (nicht genießen) oder auf dem Boden sitzend oder am Tische stehend essen, je nachdem unser Fehler gering oder groß war. Wer z. B. auf den Gängen (Korridors), ohne den Kopf in die Kapuze gesteckt zu haben, erschien, wie mir's oft in Gedanken geschah, ward als ein Ungehorsamer und, als wenn er etwas Wichtiges verbrochen hätte, ohne Barmherzigkeit zum Karieren verfällt. Damit uns aber dergleichen Strafen nicht verstimmen oder zu sehr beschämen möchten, sagten uns einige Patres im Vertrauen: das alles habe bei Novizen gar nichts zu bedeuten, man sei dergleichen Auftritte an ihnen längst als notwendiger Übungen gewohnt usw. Übrigens war es uns hoch verboten, einigen Umgang mit den Patribus zu haben, wahrscheinlich, damit wir nicht zu frühe über die geheimen Verhältnisse der Kapitularen gegen den Prälaten und gegeneinander, über die inneren Mißhelligkeiten und die Machinationen des Parteigeistes unterrichtet würden. Allein es fanden sich doch Anlässe genug, sich mit ihnen in vertrauliche Gespräche einzulassen.

Die Patres von der jüngern Partei, die es mit dem Prälaten hielten (eine andre hieß die alte, aus Gegnern des Prälaten bestehend), suchten wohl selbst Gelegenheit, uns für ihre Partei zu stimmen und zu bilden. Nach der Komplet z. B., wenn alle zu Bette gehen sollten, hörte ich leise an meine Tür klopfen. Ich lief

hin, und ein leiſes Flüſtern ſagte mir: „Frater Xaver! wenn du luſtig ſein willſt, ſo ſchleiche dich ins Kaiſerzimmer vor die Klauſur hinaus.“ Dies war ein kleiner Speiſeſaal für Gäſte außer dem geſperrten Teile der Kloſtergebäude. Ich ſchlich alſo durch einen finſtern Gang bei der Sakriſtei vorüber, in den Kreuzgang hinab und dann zur immer offenen Klauſur hinaus. Da fand ich luſtige Zecher beiſammen, die ſich Helden dünkten, wenn ſie weit über Vermögen ſaufen konnten. Einer von ihnen überfüllte ſich einſt ſo ſehr mit Wein, daß man eine Bettſtatt mitten in das Zimmer ſtellen und ihn hineinlegen mußte. Denn er wollte durchaus nicht von dem Gelage hinweg; da rief denn jeder nach der Reihe: Bruder, ſauf! und goß ihm das volle Glas ein. Natürlich proteſtierte ſein Magen ſehr werktätig gegen dergleichen Überſchwemmungen, und der Betrunkene fragte von Zeit zu Zeit lallend: Brüder, wo ſoll ich hinſp ....? Je nachdem nun kommandiert ward, rechts oder links, darnach wandte er ſich, um ſich ſeines Überfluſſes zu entledigen. Ich würde es nicht wagen, ſo ekelhafte Szenen zu malen, wenn ſie nicht nötig wären, um ein wahres Bild mönchiſcher Wildheit zu entwerfen. Zwar ſtieg die Ausſchweifung nicht immer bis auf dieſen abſcheulichen Grad, aber doch lief es ſelten ohne Zoten und Völlerei ab. Als ich zum erſtenmal zu dieſer trefflichen Geſellſchaft den Zutritt erhielt und in meiner noviziſchen Schüchternheit und Eingezogenheit unter ihnen ſaß, da hieß es mit rauhem leichtfertigem Tone: „Was ſeid denn ihr für Memmen, ihr einfältigen Novizen? Wollt ihr den Heiligen die Zehen abbeißen? Wollt ihr ſo andächtige Mütterchen werden, die ſich aus lauter Frömmigkeit des Jahrs kaum einmal zu lachen getrauen? O, man kann ein guter Religioſe und doch eine luſtige Haut ſein! Ihr müßt die Duckmäuſerei laſſen, müßt ganz anders werden, wenn ihr nicht unausſtehlich

sein sollt! Wir — ja wir waren andre Leute, als wir in euren Schuhen standen! Wir soffen und machten uns lustig und forderten, wenn wir so, wohlbenebelt, heimzogen, die Gespenster im Kreuzgang auf den Kampfplatz heraus, daß es ganz greulich tönte." Dann wurden die Heldentaten der Herren, die sich im Volltrinken und Tolltun ausgezeichnet hatten, weitläufig mit vielem Ruhme erzählt. Dieser herrliche Unterricht fruchtete bei mir wenigstens so viel, daß ich etlichemal betrunken zu meiner Zelle taumelte und morgens einen schweren Kopf in die Mette brachte. Allein die Übelkeit und die Magenschmerzen, die ein solcher Exzeß immer zur unvermeidlichen Folge hatte, bestimmten mich bald, dergleichen Gelage ganz zu vermeiden. Wenn ich also nach der Komplet wieder klopfen hörte, steckte ich mich tief unter die Bettdecke und schnarchte, wie wenn ich im tiefsten Schlafe läge, so daß der Einladende getäuscht von dannen ging und der Hoffnung entsagte, mich aus dem ersten Schlafe erwecken zu können. Doch hatte ich den Wein bereits lieb gewonnen und trachtete um so mehr mich daran, so oft es gehen wollte, satt zu trinken, als wir Novizen nur selten und nur wenig Wein erhielten. Diese meine Neigung merkten einige Mönche nur zu bald und beredeten manchmal den Konventdiener, mir bei Tische die große zinnerne Kanne, welche sonst mit weißem Biere vollgegossen ward, mit Wein zu füllen, besonders wenn der Novizenmeister mir zur Buße statt des Weins in der kleinen Kanne Wasser zu reichen befahl. Nie verließ ich in dergleichen Fällen das Refektorium ohne einen tüchtigen Rausch; denn ich hatte von meinen dienstfertigen Gönnern scharfen Befehl, die Kanne auch richtig zu leeren, damit der Novizenmeister, wenn er nach Tische etwa nachsehen sollte, nichts davon merken möchte. Einmal ward ich so betrunken (ich muß es zu meiner Beschämung gestehen), daß ich nach

einer Tafelmuſik, die wir in der Faſtnacht aufzuführen hatten, taumelnd den Speiſeſaal verließ und auf der Treppe zu meiner Zelle Geige und Klarinette, die ich unterm Arme trug, entzweibrach. Doch erhielt ich deswegen nicht den geringſten Verweis; die luſtige und zugleich herrſchende Partei billigte vielmehr mein drolliges Studentenbetragen und pries mich als einen braven Konfrater, der doch auch einen Spaß verſtünde und gern mitmachte.

Der Mangel an Feſtigkeit in guten Grundſätzen, die billigende Stimme liederlicher Mitbrüder und meine allzu bereitwillige Lenkſamkeit brachten mich bald ſoweit, daß ich, ehemals ein ſtiller, eingezogener Junge, mich nun im Trinken und bei andern mutwilligen Streichen als ein ziemlich lockerer Geſelle unter meinen Connovizen hervortat und deswegen manche Ermahnung von unſerm Aufſeher verdiente. Allein die Patres hatten mir bereits ins Ohr geſagt: „Der Novizenmeiſter gilt nichts beim Prälaten, kümmere dich um ſeine Verweiſe nicht!“ Zu ſpät merkte ich, daß mich mein Benehmen um die Achtung aller Beſſern bringe. —

Anfangs der Faſten erhielten wir Zilizium und Geißel, um unſern Leib damit wöchentlich wenigſtens zweimal zu kaſteien. Das Zilizium iſt ein Drahtnetz in Form einer handbreiten Binde mit ſpitzigen Stacheln, das man, ſein Fleiſch zu peinigen, mit einwärts gekehrten Spitzen ſich um die nackten Hüften ſchlingt. Die Geißel aber war ganz aus weißem Bindfaden geknüpft mit einem Handgriffe, aus dem etwa acht ſtarke Schnüre herausliefen, deren jede ſich in ein feſt geſtricktes, einen halben Finger langes Kölbchen endigte, aber ohne ſchneidende Metallſternchen, wie man ſie an andern Geißeln, mit denen man ſich blutig ſchlägt, insgemein findet.

Bereits hatte ich, durch den Spott einiger Religioſen,

über dergleichen Übungen und Werkzeuge lachen gelernt und erhielt jetzt auch Unterricht, wie ich es anzugehen hätte, daß der Novizenmeister (der abends nach der Komplet an den Zellen horchte, ob wir auch das anbefohlene Bußwerk gehorsam verrichteten) in der Meinung stehen möchte, ich käme seinen Befehlen treulich nach. Sie rieten mir, entweder auf einen Sessel zu knien und auf dessen lederne Rückenlehne tapfer loszugeißeln, oder meine Beinkleider auf das Bett zu legen und ebendieselbe Operation damit vorzunehmen. Aus Neugier versuchte ich zwar einmal, welche Wirkung die Geißel auf meinem Rücken hervorbringe; aber in den meisten Fällen behalf ich mich mit meiner Freunde gutem Rate. Wirklich drang auch der Novizenmeister selbst nicht strenge darauf.

Man hielt uns überhaupt nicht strenge und gestattete uns mehr Freiheiten, als wir in unsrer Lage erwarten durften. Beinahe täglich spazierten wir nach Tische entweder in ein kleines Gärtchen, das jetzt ein Friedhof ist, oder auf den Kirchturm über das Kirchendach, wo wir manchmal mit Lebensgefahr den Fledermäusen nachjagten, und ebensooft wußten wir unter manchem Vorwande einen Abendtrunk von weißem Biere zu erbetteln oder herauszubetrügen. Noch dazu sagte man uns: „Laßt nur das Noviziat zu Ende gehen, dann seid ihr erst freie Leute, dann könnt ihr erst treiben, was ihr wollt!“ Wie hätten wir da die Zeit der Profession, im Grunde die Zeit des eigentlichen Gefängnisses, nicht herbeiwünschen und mit Sehnsucht erwarten sollen? Man wollte sogar weder hören noch sehen, als wir in der Fastnacht eine gräßliche türkische Musik machten; das heißt, wir fingen einen abscheulichen Lärm mit allerlei Werkzeugen an, einer hatte ein großes Pult auf den Boden gesetzt, donnerte nach dem Takte mit gleichen Füßen darauf und ahmte so die große Trommel nach, ein andrer schwenkte allerlei Schlüsselge-

ſchelle in einer hohlen Blechbüchſe, ein dritter trommelte auf einem kleineren Pulte und verſuchte mit zwei Scheitern den Wirbel zu ſchlagen, der vierte klappte mit Kannen, um die Piatti nachzubilden, und der fünfte ſchlug mit einem Prügel den Takt auf dem Trinktiſche, daß die Gläſer erklangen: alle ſchrien entweder mit fiſtulierender Stimme einen Marſch oder brummten einen ſchnarrenden Baß dazu. Das Getöſe ward ſo laut, daß es einen großen Teil der Kapitularen herbeilockte, ohne daß uns diesmal jemand den Mutwillen unterſagt hätte. Aber da wir im folgenden Jahre, als Profeſſen, eben dasſelbe Spiel wiederholen wollten, konnte man uns den Unfug nicht ſchnell und ſcharf genug verweiſen. Offenbar drückte man alſo, während des Probierjahres, abſichtlich ein Auge über unſre Unarten zu und ſuchte uns den neuen Stand durch Nachſicht annehmlich zu machen.

Allmählich hatte ich mich auch in mein Schickſal fügen gelernt und fand die neue Lebensart noch immer frei und luſtig genug, um darin ausharren zu können. Mein Zuſtand verbeſſerte ſich noch mehr, als auch meine Lieblingsneigung zum Dichten neue Nahrung erhielt. Manche Stunde mußten wir ruhig an unſern Pulten ſitzen und ausſehen, wie wenn wir in unſerm Neidegger läſen. Ohne Beſchäftigung würde mich da die Langeweile zum Sterben geplagt haben. Allein ich fand bald Mittel, mir die Zeit zu kürzen. Entweder ſchnitzte ich allerlei kleine Maſchinen, einmal gar ein vermeintliches Perpetuum mobile, von dem ich am Ende gar nicht begreifen wollte, daß es ſich nicht bewegen wollte, bis ich fand, daß ich nichts als das vollkommenſte Gleichgewicht hervorgebracht hatte, oder ich überließ mich meinen Phantaſien, die ich dann verſtohlen zu Papier brachte. So entſtanden einige Idyllen, die ich freilich in ſpätern Jahren umgearbeitet habe. Ich zeigte ſie damals insgeheim dem Frater Can-

didus, der ſie dem Pater Beda zu leſen gab, dem gelehrteſten, aufgeklärteſten Kopfe in der ganzen Gegend umher, der meine unbeſchränkte Hochachtung beſaß und eben unſer Prior war. Die Gewißheit, daß er im künftigen Jahre unſer Profeſſor werden würde, eröffnete mir die heiterſte Ausſicht und beſtimmte mich vollends, ein Mönch zu bleiben. Einige Winke, die mir ſeinen Beifall zu verſtehen gaben, ſpornten mich an, noch ferner zu dichten. Als der Frühling heranrückte, tat ich das am liebſten in meiner Zelle, aber ſehr oft ſchlich mir der Novizenmeiſter nach, belauſchte mich durch die Viſur (ein rundes Loch in der Zellentür, das außen mit einem beweglichen Täfelchen bedeckt iſt) und forderte mir mein Geſchriebenes ab. Zum Glücke hatte ich gewöhnlich ſo unleſerlich und verwirrt durcheinander geſudelt, wie es wirklich noch jetzt mein löblicher Brauch iſt, daß er keinen rechten Sinn zuſammenfinden konnte. Dennoch führte dies immer die Unannehmlichkeit mit ſich, daß ich die einmal ſchon aufs Papier gegoſſenen Gedanken von neuem aufſuchen und ſchreiben mußte und manches nicht mehr ſo warm ausdrücken konnte, wie das erſtemal. Um mir nun die doppelte Mühe zu erſparen, ſpannte ich im Zimmer ein paar Saiten quer über die Tür, heftete das Täfelchen außen mit einem langen Nagel an, der innen hervorragte und befeſtigte an ſeiner umgenieteten Spitze einen kleinen Span, deſſen Enden ich rechts und links mit Federchen beſteckt hatte, ſo daß die Federchen bei der geringſten Bewegung des Täfelchens von außen ſogleich die Saiten von innen berührten und einen lauten Klang erregten, der hinlänglich war, den Lauſcher in etwas zu beſtürzen, mich aber zu warnen, daß ich flugs meine Blätter verſtecken ſollte. Nicht lange genoß ich dieſes mechaniſchen Vorteils, ſo rief mich der Novizenmeiſter hervor, befahl mir, die Culpa zu ſagen und wollte mir der

Maſchine wegen einen derben Verweis geben, allein mitten darin konnte er ſich des Lachens nicht mehr ſo recht erwehren und erließ mir die Strafe mit der Bedingung, daß ich die Saiten hinwegnehmen ſollte.

Gelegenheit, meine Leſebegierde einigermaßen zu ſtillen, fand ich auch auf folgende Weiſe: Candidus, der brave junge Religioſe, deſſen ich ſchon erwähnte, hatte mir manche kleine Schrift zugeſteckt, die ich ihm jederzeit unverſehrt und unverraten wieder zurückſtellte. Dieſer gewann für mich ſeinen Freund, den mir ſo teuren P. Beda, dem ein Schlüſſel zur Bibliothek anvertraut war. Oft ermunterte mich eine freundliche Rede von ihm zu mehrerem Fleiß, und ſeine Miene ſchien mir Billigung zuzulächeln, wenn ich dem Frater Candidus wieder etwas Neues von meinen Arbeiten gezeigt hatte. Einſt kam ich zu einer Muſikprobe in das Meditationszimmer der Kapitularen und ſah da auf einem Betſchemel einen Band von Rabeners Satiren liegen. Der Eigentümer, P. Beda, ſtand nicht ferne. Mein Blick fragte ihn: darf ich? Der ſeinige antwortete ja, und ſo ſteckte ich das Buch behende in meine Taſche, voll Freude, endlich einmal wieder etwas Schönes leſen zu dürfen. Bald legte ich das Buch wieder an die Stelle, wo ich es genommen hatte, fand am folgenden Tage ſtatt deſſen einen andern Band von Rabener und hielt es genau wie mit dem erſten. So gerieten mir verſchiedene vortreffliche Schriftſteller in die Hand. Aber längſt hatte ich gewünſcht, einmal die Bibliothek ſehen zu dürfen, und oft hatte ich dieſen meinen Wunſch gegen meinen Freund Candidus geäußert, aber nie wollte er in Erfüllung gehen. Ich verſuchte ſogar nachts bei einem Fenſterchen aus der alten Kapitelſtube auf einer Leiter hineinzuſteigen, um mein Verlangen endlich einmal zu befriedigen; aber das Fenſterchen konnte nicht geöffnet werden, und die Kreuzſtäbe lieſen zu enge übereinander,

um, auch wenn ich die Scheiben zerſchlagen hätte, durchkriechen zu können. Endlich fand ich einmal den Bibliothekſchlüſſel neben einem Buche liegend, ſteckte ihn vor Freude hüpfend zu mir und folgte genau dem Winke deſſen, der ihn hingelegt hatte und mir im Vorübergehen zuflüſterte: „Vorſichtig aber und keinen Mißbrauch!“ Nun konnte ich kaum die Nacht erwarten, denn am Tage wäre es wegen der Gefahr, angetroffen zu werden, ganz wider die Abſicht meines Freundes geweſen. Sobald die Komplet vorüber und auf den Korridoren alles ruhig war, ſchlich ich mit Feuerzeug in der Taſche und mit einer Chorlaterne am Arme (aber ohne Licht, um mich nicht ſelbſt zu verraten) durch den dunklen Gang bei der Sakriſtei in das alte Kapitel hinab, über lauter Gräber hin. Es fing mir an zu grauen, die völlige Dunkelheit vermehrte meine Furcht, die Chorſtühle krachten, und ich konnte mich nicht enthalten, ängſtlich atmend und mit lautem Herzklopfen die Treppe wieder hinaufzulaufen, gerade wie wenn mich ein Ungeheuer verfolgte und mich alle Augenblicke in die Ferſen beißen wollte. Oben, als ich Licht ſah, faßte ich wieder Mut, verwies mir ſelbſt meine Zaghaftigkeit und ging langſam hinab. Tappend ſchlich ich der Bibliothektür zu; da vernahm ich ein Schnauben um mich her und ein Kniſtern auf den Pflaſterſteinen, wie Tritte eines Tieres. Neuerdings übermannte mich die Furcht und ich lief zum zweitenmal davon. Aber als ich außer Atem bis zur Laterne kam, da ſah ich, welches Geſpenſt mich erſchreckt hatte. Es begleitete mich wedelnd und kroch jetzt ſchmeichelnd vor mir auf dem Boden umher: ein junger, übelgeſtalteter Pudel, dem niemand gut war als Fr. Caſpar, einer meiner Connovizen, der manchmal mit ihm ſpielte und ihn zur Not fütterte. Nachts hatte das Tier nirgends eine beſtimmte Ruheſtätte, begegnete mir vielleicht auf dem Wege ins alte Kapitel und umſchmeichelte mich dort ungeſehen,

bis ich vor ihm als vor einem Gespenste floh. Um mich nun nicht auch zum drittenmale einem panischen Schrecken auszusetzen, zündete ich die Kerze in meiner Laterne an, schwang das lange Skapulier darüber her, jagte den Hund fort und schlich ohne neuen Anstoß in die Bibliothek, wo ich die halbe Nacht verweilte und in den Schätzen von Büchern schwelgte. Als ich wegging, steckte ich einen ganzen Haufen der interessantesten Schriften zu mir und verbarg sie in meiner Zelle unter der Matratze. So trieb ich's etwa fünf Tage.

Indessen fügte es sich, daß ich abends über Tisch vorlesen mußte, eben als ein protestantischer Beamter von Harburg mit uns speiste. Es ward dispensiert, das heißt, der Prior gab mir sogleich nach geendigtem Kapitel aus der Bibel ein Zeichen, daß ich nur noch die gewöhnliche Schlußlektion ablesen sollte. Diese ward aus dem sogenannten Annus Marianus genommen, einem Buche, das die Verehrung Mariens durch mehrere Wundererzählungen auf jeden Tag des Jahres anpreist. Sie sind aber so dumm und zum Teil gotteslästerlich abgefaßt, daß ich schon damals meinen Spott damit trieb. Wirklich wählte ich diesmal zum Spaße aus dem ganzen Buche die dümmsten Mirakel, z. B. daß Maria für eine Nonne, die mit einem Mönche entlaufen war und 15 Jahre lang ihre Fleischbank in der schnöden Welt aufgeschlagen hatte, wie die Worte lauteten, indessen unter der Gestalt der entlaufenen Nonne den Dienst einer Pförtnerin versehen habe, um dieselbe vor Strafe und Schande zu bewahren, bloß darum, weil die Sünderin täglich noch ein Ave Maria betete. Mehrere dergleichen abscheuliche, höchst unmoralische Märchen las ich nun (teils darum, weil ich es nicht übers Herz bringen konnte, daß wir uns vor einem Protestanten so schändlich bloßgeben sollten, teils weil mir nach der Lektüre klassischer Schriften, die jeden Kopf vor gänzlicher

Geiſtestötung ſicher bewahren, die einfältigen Hiſtörchen keines ernſten Tones wert ſchienen) mit einem lächerlichen, mutwilligen Tone ab, ſo daß ſich die Lektion am Ende in allgemeines Lachen auflöſte. Allein mein Novizenmeiſter, von dem P. Subprior, der ein Freund dieſes Buches war, noch mehr angetrieben, ſtrafte mich meines Mutwillens wegen mit Bodenſitzen, einer der ſchwerſten Bußen. Darüber ward ich dem Buche ſo gram, daß ich es, als mich eben niemand bemerkte, von der Kanzel ſtahl und in den Ofen warf. Nun wollte der P. Subprior Corbinian wieder ein Marianiſches Gnadenjahr auffinden, um ſeiner ſalbungsvollen Erzählungen nicht ganz entbehren zu müſſen. Als ich nun einſt nach der Komplet ganz getroſt in der Bibliothek, die ich wie immer ſorgfältig hinter mir verſchloſſen hatte, an den Schränken der oberen Galerie ſtand und eifrig die Bücher durchforſchte, hörte ich plötzlich ein Traben und zugleich des Subpriors Stimme im alten Kapitel. Ich erſchrak und fürchtete, entdeckt zu werden. Geſchwind blies ich mein Licht aus, ſtieg die eine Treppe, welche von der Erde auf die Galerie führte, hinter den Bücherſchränken hinab, zog die Treppentür ſo feſt an mich, als ich konnte, und erwartete, wohin ſich der Kommende wenden würde. Entweder, dachte ich, ſteigt er gar nicht herauf oder er gerät an dieſe Tür oder er wählt die andere Treppe. Im erſten Falle bleibe ich ruhig, im zweiten halte ich ſo feſt an mich, daß er nicht öffnen kann, im dritten aber reiße ich, ſobald er die andere Treppe zur Hälfte erſtiegen hat, die Türen mit Ungeſtüm auf und laufe davon. Zankend über die Verwegenen, die das Marianiſche Gnadenjahr ſo boshaft hinweggeräumt hätten, öffnete er die Bibliothektür und ſuchte unten in den theologiſchen Fächern umher. Als er aber nicht fand, was er ſuchte, ſtieg er die Treppe, deren Tür er offen ſah, brummend hinauf, und ich ſchlüpfte ſchnell aus meinem Hinter-

halte hervor, hüpfte, so leise ich konnte, durch das alte Kapitel, hörte ihn sogleich keuchend nachstolpern und konnte ihm kaum entrinnen, so erschrocken und eilig lief er hinter mir her. Ein Winkel unter einer Stiege verbarg mich vor ihm, als er, sich kreuzend, vorüberjagte und Jesus, Jesus! rief.

Sogleich den folgenden Tag ward mir der Bibliothekschlüssel abgefordert; denn dieser Vorfall, den zwar der Subprior selbst als eine Gespenstergeschichte erzählte, aber mein klügerer Freund bald für das, was es war, erkannte, machte ihn schüchtern und ließ ihn die Gefahr, daß ich entdeckt werden möchte, zu lebhaft empfinden. Doch hatte ich noch einen ziemlichen Vorrat interessanter Schriften unter meinem Bette versteckt, die mir den Genuß mancher frohen Stunde verschafften.

Natürlich erwachte unter diesen Umständen und bei dem Gefühle, daß mein neuer Stand bei weitem nicht so viel Unerträgliches habe, als ich mir vorgestellt hatte, mein angeborner Frohsinn (meinetwegen Leichtsinn) von neuem in hohem Grade.

Auch meine Zelle gewann allmählich ein besseres Aussehen. Dieser und jener schenkte mir einen Zierat, und der P. Anselm zeichnete sich vor andern aus, mir allerlei Kleinigkeiten zu verschaffen. Anfangs nahm mich das sehr wunder, denn er war eben keiner der Freigebigsten. Aber bald löste sich das Rätsel: er hatte das meiste mit meinen fünf Gulden erkauft. Da wäre ja mein Rückhalt an Reisegeld vortrefflichen Händen anvertraut gewesen!

Selbst mein Prälat gab mir verschiedene Merkmale von Zuneigung und besonderem Wohlwollen. Z. B. an einem Sonntage in der Fronleichnamsoktav, da man eben, ich weiß nicht, das Wahlfest des Prälaten oder welches Fest mit einer großen Tafel feierte, nahmen mich zwei jüngere Patres beim Abendessen in die Mitte und reizten mich,

der ich eben in der besten Laune war, so sehr zum Trinken, daß mich der Prälat, dem wir beinahe gegenübersaßen, öffentlich ermahnte, mich in meiner Fröhlichkeit vor übermäßigem Trinken zu hüten; denn er bemerkte, daß immer einer von den beiden Herren, die sich vorgenommen hatten, mich vollzutrinken, bald rechts, bald links mein halbleeres Glas mit einem vollen vertauschte, indes ich treuherzig mit dem andern scherzte, und daß sie mich also ganz unvermerkt bezechten. Jubilierend antwortete ich, daß ich gewiß nie mehr als das mir vorgesetzte Glasfläschchen (Karaffe) austrinken würde. Allein er winkte mir nochmal lächelnd und mit drohendem Finger, ohne mich jedoch deutlicher vor meinen listigen Mundschenken zu warnen. Guten Mutes netzte ich fort und fort meine Zunge mit Wein, so oft sie von lustigem Geschwätze trocken ward. Sogleich nach Tische mußten wir in den Chor, um die Komplet feierlich abzusingen, während der sich die Kirche mit Leuten überfüllte, um den letzten Segen mit dem Sanctissimum zu erwarten. Mein Chorstuhl war auf des Priors Seite. Eine hartnäckige Übelkeit befiel mich, blaß wie ein Sterbender sah ich aus, sorgfältig lehnte ich mich auf das Geländer meines Stuhles, um nicht allzusehr zu wanken und vermochte mich in der Tat kaum aufrecht zu erhalten. Wehe, da zerbrach die morsche Armlehne, und ich war kaum imstande mich, ohne hinzufallen, niederzubücken und sie aufzuheben. Einer von meinen Mitnovizen, der zunächst an der Kanzel des Prälaten stand, lachte beinahe laut, deutete mit Fingern auf mich und ruhte nicht, bis der Prälat, der absichtlich nichts merken wollte, endlich doch etwas von meinem Übelbefinden merken mußte. Mißmutig befahl er dem Frater Sebastian, so hieß der Noviz, mich an seine Kanzel zu rufen. Ich taumelte, so gut es gehen wollte, hin zu ihm und lallte die einfältige Frage: „Was soll ich, Euer Hochwürden und Gnaden?“ „Hin-

ausgehen ſollſt du, Schwein!“ ſagte er etwas zürnend, jedoch ziemlich leiſe, „und dich zu Bette legen!“ Ich glotzte ihn an und ſtolperte zum Tempel hinaus. Eine ſolche Unart konnte nicht ungeſtraft hingehen. Mir war angſt und bange. Den andern Tag vor Tiſche ließ mich der Prälat zu ſich rufen: „Frater Xaver,“ ſagte er ernſthaft, aber gütig, „geſtern hat Er ſich übel aufgeführt. Sein Glück iſt, daß ich es ſelbſt ſah, wie Ihn die beiden Patres, ohne daß Er es merkte, vollzechten! In Seiner Torheit merkte Er es nicht, was meine Ermahnung ſagen wollte. Zur Strafe wird Er heute bei Tiſche ſtehen und Waſſer trinken, damit Er wieder nüchtern wird. Nun laß Er mir den Frater Sebaſtian kommen!“ Froh, daß ich ſo leichten Kaufs des Handels los würde, hieß ich den Frater Sebaſtian in die Abtei gehen. Er kam mit dem höchſten Verdruß zurück; denn er ſollte dafür, daß er im Chore mit ſichtbarer Schadenfreude auf mich gedeutet hatte, bei Tiſche ins Refektorium ſolange hinausknien und mit ausgeſpannten Armen beten, bis ihm der Obere satis klopfen (das Zeichen, daß er genug gebüßet habe, mit dem Schlage eines Schlüſſels geben) würde. Ungewiß im erſten Sturme, zu was er ſich entſchließen ſollte, ſtand er ſeine Strafe aus, verlangte aber nachmittags in vollem Ernſte ſeine Kleider und trat triumphierend aus dem Kloſter. Dieſer Vorfall und die gar zu auffallende Gelindigkeit des Prälaten gegen mich machte, daß ſich wegen der Art, wie ich behandelt wurde, ein öffentliches Murren hören ließ, welches bis zu den Ohren des Prälaten drang. Als ich nun vor ihm erſchien, um für die gnädige Strafe gewöhnlichermaßen zu danken, ſagte er in ſanftem, vertraulichem Tone: „Frater Xaver! man murrt, daß ich Ihn zu gelinde gebüßt habe; mache Er ſich nichts daraus, daß ich erſt jetzt die Strafe ſchärfe, um die Schwachen zu befriedigen, und proſterniere Er ſich heute anfangs der Komplet ſo lange,

bis ich satis klopfe, damit Er auch im Chore öffentlich büße, weil Er doch im Chore ein öffentliches Ärgernis gegeben hat.“ Ich gehorsamte gern und hielt die Schonung, mit der er mir begegnete, billig für einen nicht geringen Beweis von besonderer Zuneigung. Auch die übrigen Religiosen sahen es aus eben diesem Gesichtspunkte an und ließen mich deshalb noch lange nachher die Wirkungen ihres Neides empfinden.

Während des Noviziates wuchs ich so stark und schnell empor, daß mir das Ordenshabit zu klein ward und der Klosterschneider Befehl erhielt, mir wider die Gewohnheit mitten im Jahre ein anderes zu verfertigen.

Sechstes Kapitel:
Der Pater Bonifacius.

Die Profession — Erste Verstimmung — Mönchische Sittlichkeit — Mathematische und philosophische Studien — Liebe zu den Wissenschaften ist verfemt — Die Visitation — Gedichte, Landlust — Das Perpetuum mobile — Versuch zu fliegen — Musikalische Uebungen — Die Theologie — Pater Beda — Die Grasmücke — Der Mönch liebt — Andacht eines Liebenden — Der erste Kuß — Die Aderläße — Das Studium der Moral — Die Einladung — Eine Heirat — Vorboten des neuen Heidentums — Subdiakonat und Vorbereitung zur Reise nach Eichstädt.

Als das Ende des Noviziats und die Zeit der Ordensprofession, da wir die drei klösterlichen Gelübde feierlich in der Kirche ablegen sollten, allmählich heranrückte, erklärte uns der Novizenmeister weitläufig, was wir unter Armut, Keuschheit und Gehorsam zu verstehen hätten, pries die heilige Profession als eine zweite Taufe an, die uns aller Sünde entledigen würde, und trug jedem von uns auf, die Gäste schriftlich anzuzeigen, die er aus der Zahl seiner Verwandten zu diesem Feste einzuladen wünschte, damit man deshalb die nötigen Verfügungen treffen könnte. Ich wollte niemanden zu Gast

bitten als meine Eltern, meine Großmutter, die aber nicht erſchien, meinen Taufpaten und den Herrn Stadtpfarrer von Höchſtädt. Aber der Prälat befahl mir, auch noch den Herrn Stadtſyndikus mit ſeiner Familie, den er längſt ſchon kannte und lieb hatte, einzuladen. Bald darauf traten wir in die dreitägigen geiſtlichen Exerzitien und ſchrieben, als ſie zu Ende gingen, die uns erſt jetzt vorgelegte Profeſſionsformel, jeder mit eigener Hand ab, die uns wörtlich und ausdrücklich zu nichts anderm verpflichtete, als zum Gehorſam gegen den Prälaten, der Regel des heil. Benedikts gemäß. Von der Keuſchheit geſchah in der ganzen Formel nicht die geringſte Meldung, aber der Novizenmeiſter erklärte uns, daß das Gelübde der Keuſchheit, ſowie jenes der Armut, ſchon darin verborgen liege. Dieſe Auslegung wollte mir nicht recht zu Kopfe, und ich äußerte mein Bedenken; ich glaubte nämlich, in einer ſo wichtigen Angelegenheit dürfte unter den Worten, die man vorbrächte, nicht mehr und nicht minder verſtanden werden, als was ſie ausdrücklich anzeigten. Er nahm mich aber beiſeite und riet mir, nicht länger zu grübeln, ſondern die Formel geradezu in dem Sinne abzuleſen, den die Worte enthielten. Dies beruhigte mich, und ich dachte, es würde mir nicht ſchwer ſein, die Kloſtergelübde zu halten, da ſie eigentlich nur forderten, den Ordensobern zu gehorſamen, nichts anders zu beſitzen, als was dieſelben mir geſtatten würden, und mit dem ſchönen Geſchlechte keinen andern Umgang zu haben, als den ſie und die allgemeine Moralität mir nicht verbieten dürften. Freilich koſtete mich der letzte Umſtand, demzufolge ich auf das Glück der Ehe für immer Verzicht tun ſollte, manchen Seufzer; allein teils wußte ich eigentlich noch nicht recht, wie vielen ſüßen Menſchenfreuden ich dadurch entſagte, teils entdeckte ich nirgends eine Ausſicht auf eine beſſere Verſorgung, die mir irgendein liebes Geſchöpf zu ehelichen vergönnt hätte;

ich entschloß mich also, nicht ohne Kampf, die Gelübde abzulegen.

Den 19. Oktober 1777 brachte der Novizenmeister vier zusammengerollte Zettelchen in unser gemeinschaftliches Zimmer und sagte, daß jedes einen Ordensnamen enthielte: der Prälat befehle, jeder sollte nach Belieben ein Zettelchen wählen und dann den Namen tragen, den er darin finden würde. Sie seien folgende: Amand, Cölestin, Placidus und Bonifacius. Man hatte mit Fleiß alle Namen vermieden, die ein R enthalten, weil man aus langer Erfahrung wissen wollte, daß Religiosen, in deren Namen ein R sei, gewöhnlich mißraten. Nun wünschte jeder von uns, den schönsten Namen zu erhalten; ich selbst, wenn ich frei hätte wählen dürfen, würde aus einer sonderbaren Vorliebe Amand gewählt haben. Aber Bonifacius wollte durchaus keiner heißen, weil ein vor kurzem gestorbener roher Laienbruder so geheißen hatte und dieser Name so leicht in Fazi, Malefazi usw. verdorben werden konnte. Nur ich war Großsprecher genug, zu sagen: „Meinetwegen nennet mich Mummolus (ein wirklicher Benediktiner-Heiliger) oder wie ihr wollt." Ein andrer nahm mich sogleich beim Worte: „Willst du den Namen, den du ziehen wirst, mit dem meinigen vertauschen, wenn ich den Zettel Bonifacius bekomme?" „Ganz gern!" antwortete ich. Man zog, und ich ergriff wirklich selbst den Namen Bonifacius. „Es ist gut," sagte der, welcher mir den Tausch angetragen hatte, „daß gerade Bronner diesen Namen erhielt; ihn bringt er nicht in die Verlegenheit, geneckt und als würdiger Nachfolger des Laienbruders verspottet zu werden, er kann ihn mit Ehren tragen" usw. Diese Rede, die meinem geheimen Stolze so sehr schmeichelte, goß wieder Ruhe in mein Herz, das mit dem mir zugefallenen Namen wirklich nicht recht zufrieden sein wollte.

Bald darauf führte man uns zum Altar, vor dem der Prälat im Kirchenornate nebst seinen Diakonen und Meßdienern, dann der ganze Konvent, welcher zu beiden Seiten des Altars ein paar finstere Linien formierte, und etwas weiter zurück in rotbekleideten Kirchenstühlen unsere zu dieser Feierlichkeit gebetenen Gäste, Eltern und Verwandten uns erwarteten. Das Hochamt begann mit feierlicher Musik; sobald es aber bis zur Aufopferung des Brots und Weines gekommen war, unterbrach es der Prälat, setzte sich, mit Inful und Stab geschmückt, mitten auf die oberste Stufe des Altares, wohin man ihm zu diesem Ende einen prächtigen Kirchensessel gestellt hatte; jeder von uns vier Novizen mußte dann, der Reihe nach, vor ihm hinknien, seine geschriebene Professionsformel vernehmlich ablesen und eigenhändig als Opfer auf den Altar legen. Man zog uns nun das faltenreiche Chorkleid, Flocke genannt, über die übrigen Mönchskleider an, bedeckte uns das Haupt mit der Kapuze und nähte dieselbe jedem vor dem Angesicht und zwar so enge zu, daß wir kaum hervorschauen und nur schwer den Weg zum Munde finden konnten. Dies sollte die Einnähung der Toten vorstellen und anzeigen, daß wir nun der Welt völlig abgestorben seien. Aus eben diesem Grunde mußten wir uns sogleich nach dieser neuen Einkleidung an den Stufen des Altares auf's Angesicht zur Erde werfen, man bedeckte uns insgesamt mit einem Totentuche, stellte 6 Totenkerzen umher, wie man bei einer Bahre zu tun pflegt, und sang in traurigem Choralton Totengesänge über uns, so daß sich von unsern Eltern kaum jemand der Tränen enthalten konnte. Sobald uns wieder aufzustehen erlaubt ward, führte man jeden von einem Religiosen zum andern, um den brüderlichen Friedenskuß zu empfangen. Aber schon hier erschreckte mich mancher kalte, finstre oder gar unfreundliche Blick und verriet mir, daß ich fehlgerechnet hatte, in-

dem ich von allen meinen Mitbrüdern die Meinung hegte, sie seien gut für mich gesinnt. Nachdem wir aus den Händen des Prälaten das Abendmahl empfangen hatten und der Gottesdienst geendigt war, führte man jeden von uns mit der vernähten Kapuze in seine Zelle, wo wir in heiliger Einsamkeit frommen Betrachtungen obliegen und den ganzen Tag allein mit Gott zubringen sollten. Nur ein Klosterdiener brachte jedem, stillschweigend, ein sparsames Essen. Aber gegen Abend schlichen heimlich andre Diener mit vollen Schüsseln in unsere Zellen und brachten uns von den Leckereien der Tafel mehr, als wir genießen konnten. Unsre Eltern und Verwandten zu sehen oder zu sprechen, war weder vor Ablegung der Gelübde, noch an diesem Tage erlaubt. Das erste dieser Verbote schien deswegen gegeben zu sein, weil man besorgen mochte, der Umgang mit Eltern und andern Weltlichen könnte jungen, veränderlichen Herzen etwa Veranlassung werden, zu wanken oder den gefaßten Entschluß wieder umzustimmen; das zweite gehörte von jeher zur Zeremonie der Profession, von der man aus guten Gründen nicht abgehen wollte. Wir mußten in unserm neuen Chorkleide, auf Stühlen ruhend, sogar die Nacht hinbringen. Erst den andern Tag, um 7 Uhr, als der Prälat Messe las, trennte er vor dem Altare unsre zusammengenähten Kapuzen mit einiger Feierlichkeit auf und gestattete uns Neuerstandenen, am Umgange mit Menschen wieder teilzunehmen.

Sogleich nach dieser Zeremonie gehen die Eltern jedes jungen Professus, wie er nun heißt, mit ihrem Sohne einzeln zum Herrn Prälaten in die Abtei, danken ihm und erwarten seine Befehle und Ermahnungen. Als die Reihe an mich und die Meinigen kam, empfing uns der Prälat auffallend spröde und sagte unter andern Dingen: „Der Frater Xaver hat sich allzufrei und mutwillig aufgeführt; dies steht einem Religiosen gar nicht an; ich hoffe,

der Frater Bonifacius wird dieſe Fehler verbeſſern.“ Stille und geduldig hätte ich dieſe Korrektion angenommen, wenn ſie mir unter vier Augen gegeben worden wäre; aber öffentliche Beſchämung konnte ich nie ertragen, und ſo oft mich ein Oberer ſein Anſehen auf eine ſolche Art fühlen laſſen wollte, hatte er an mir gewiß einen kühnen Widerſprecher. Auch diesmal wurmte mir der gegebene Verweis allzuſehr im Innern, als daß ich gänzlich zu ſchweigen vermochte. „Gnädiger Herr!“ ſagte ich mit beſcheidenem aber doch etwas bitterm Tone: „Wenn Sie ſchon länger ſoviel an meiner Aufführung zu rügen fanden, ſo wäre es, meinem Bedünken nach, beſſer geweſen, mir es früher zu ſagen, damit ich mich früher hätte beſſern oder einen andern Entſchluß faſſen können.“ „Frater!“ erwiderte er mit zorniger Majeſtät, „das iſt keine Art, mit ſeinem Obern zu ſprechen! Ich ſehe, er bedarf der Zucht noch mehr, als ich geglaubt habe.“ Dann ermahnte er meine Eltern, daß ſie mich auf beſſere Wege zu leiten verſuchen ſollten. Meine Mutter nahm ſich die Freiheit zu fragen, worin denn eigentlich meine Hauptfehler beſtünden, mußte ſich aber mit der kurzen Anzeige, daß ich im Noviziate zu locker gelebt hätte, und mit einer ſchnellen Verabſchiedung abſpeiſen laſſen. Dieſe Szene griff meiner Mutter ſo ſehr ans Herz, daß ſie, ſobald wir allein in ihrem Gaſtzimmer waren, in lautes Wehklagen und bittere Tränen ausbrach und nun ſelbſt bereute, mich zum Kloſterſtande überredet zu haben. Ich leiſtete ihr treulich Geſellſchaft und wiederholte immer: „Ach, nun bin ich gefangen, und ſchon der erſte Tag beginnt mit neuen Leiden! Warum rügte man meine Luſtigkeit, wenn ſie doch über die Schranken ging, nicht im Noviziat, nicht im Augenblicke, da ich fehlte? warum erſt jetzt, da ich gefangen bin? und ſo beſchämend, ſo öffentlich?“

Dieſer Vorfall verſtimmte mich für lange Zeit. Unluſtig ſaß ich an der Tafel, mißmutig und ohne Teil-

nahme ſah ich den Pfänderſpielen und andern kleinen Luſtbarkeiten zu. Meine Eltern und andre ernſthafte Leute hatten ſich abends, da es ihnen im großen Saale zu bunt herging, in ein Gaſtzimmer zurückgezogen, um ſich ungeſtört freundſchaftlichen Geſprächen zu überlaſſen. Aber allmählich ſammelten ſich mehrere Gäſte um uns, die jüngern Religioſen, die nicht wiſſen mochten, daß dies Zimmer ſchon beſetzt ſei, führten Mädchen und Weiber herein, ſtutzten zwar anfangs, nahmen aber doch bald Platz um eine große Tafel her und fingen zum Spaße an, Waden zu meſſen. Die Mädchen mußten, auf einem Stuhle ſitzend, den Fuß auf den Tiſch legen und ſo die Peripherie ihrer Waden nehmen laſſen. Wollten ſie nicht, ſo ergriff ſie ein Mönch ohne weiteres beim Beine und zerrte es empor. Sie unterhielten ſich auch lange mit dem ſogenannten Schuhſuchen, einem Spiele, wo Mädchen und Mönche in einem bunten Kreiſe auf dem Boden ſaßen, einen Schuh unter ihren aufgeſtellten Beinen unſichtbar herumboten und den Suchenden raten ließen, wo ſich der Schuh jederzeit befinde. Natürlich gab es da nicht immer die züchtigſten Situationen und eine Aufführung, die nicht nur die Grazien, ſondern ſelbſt alle Anſtändigkeit beleidigte, ſo daß ſich die ernſtern Gäſte höchlich daran ärgerten und laut über das unſittliche und freche Betragen der jungen Religioſen murrten. „Mutter!“ ſagte ich bitter, „das ſind die Lieblinge des Prälaten! Wäre ich je ſo luſtig geweſen, wie die, ſo würde mich der heutige Verweis nicht ſchmerzen, aber auf dieſe Art werde ich mich nie luſtig machen, davor kannſt du ſicher ſein!“ „O Sohn!“ antwortete ſie mit Wehmut, „ich bedaure dich, daß du unter ſo ungezogene ſchlimme Menſchen geraten biſt! Sind das Geiſtliche, die ſich zum Gelübde der Keuſchheit bekennen? O pfui!“ Da gingen wir in ein andres, anſtoßendes Zimmer; aber nicht lange unterhielten wir uns dort in traulichen Ge-

ſprächen, ſo riß ein Mönch ein junges Mädchen zur Tür herein, ſtutzte, als er uns erblickte, und zog ſchnell wieder davon. Weinend ſchieden am folgenden Tage meine Mutter und ich voneinander.

Einer meiner ſehnlichſten Wünſche ging bald in Erfüllung: P. Beda gab das Priorat auf und ward zu unſerm Lehrer ernannt. Dieſer Mann, der ſich durch eigene Geiſteskraft über Tauſende ſeines Standes emporgeſchwungen und ſich ſelbſt zu einem aufgeklärten und achtungswürdigen Gelehrten gebildet hatte, war ſchon allgemein durch mehrere ſeiner Schriften bekannt geworden. Der Frater Candidus hatte mir bereits mehrere kleine Aufſätze von ihm, teils gedruckt, teils im Manuſkripte, zu leſen gegeben und mir dadurch eine ſo große Hochachtung ſeiner Talente eingeflößt, daß ich den glücklichen Tag kaum erwarten konnte, an dem ich mich unter ſeine Schüler zum erſtenmal zählen dürfte.

Er begann ſeinen Unterricht mit der Mathematik, ausdrücklich in der Abſicht, unſere Köpfe dadurch zur Gründlichkeit zu gewöhnen und uns allmählich richtig denken zu lehren.

Dabei kam es mir ſehr gut zuſtatten, daß ich bereits die Arithmetik und Algebra, bis zur Auflöſung der Probleme des zweiten Grades, aus Liebhaberei ſtudiert und begriffen hatte. Ohne dieſe Vorübung hätte ich viel einholen müſſen, um mit meinen übrigen Mitſchülern, die alle bereits in den Jeſuitenſchulen Logik, Metaphyſik und Mathematik ſtudiert hatten, gleichen Schritt zu halten. Wir wurden alle zu Fleiß und Tätigkeit hingeriſſen und munterten durch Nacheiferung täglich einander noch mehr auf. Aber das viele Chorgehen wollte uns kaum hinlängliche Zeit übrig laſſen, um unſern Durſt nach geometriſchen Kenntniſſen einigermaßen zu ſtillen. Wir vernahmen aber, daß in vorigen Zeiten die ſtudierenden Fratres manchmal

die Vergünſtigung erhalten hatten, aus der Prim (einem Chorgeſang, der morgens von ſechs bis ſieben Uhr währt) wegbleiben und die dadurch gewonnene Zeit zum Studieren verwenden zu dürfen. Deshalb baten wir unſern Pater Profeſſor, er möchte uns durch ſeine Fürſprache bei dem Prälaten ebendieſelbe Erlaubnis auswirken. Er gewährte uns, was wir baten, und es ward geſtattet, daß an Werktagen immer einer aus der Prim ausbleiben dürfte.

Es iſt aber in Klöſtern Herkommens und wie eine Art Erbſünde, daß alle diejenigen, welche vom Chore wegbleiben dürfen, beneidet werden, weil jeder, ſo hoch er auch vor andern das Gegenteil beteuert, im Grunde den Chor doch nur mit Widerwillen beſucht und es allzeit für eine Wohltat hält, von dieſem beſchwerlichen, unſinnigen und langweiligen Lob Gottes*) los zu kommen.

Überdas war dem P. Beda im Priorate ein Mann von der jüngern Partei nachgefolgt, welcher längſt ſchon, wie ein echter Separatiſt, heimliche pietiſtiſche Winkelverſammlungen mit andächtigen Mädchen und andern Religioſen ſeines Gelichters in einem Turme der Stadtmauer am Kloſtergarten gehalten und ſich durchaus in den Geruch der Heiligkeit bei den guten Bewohnern von Donauwörth und der umliegenden Gegend bringen wollte. Er geißelte und kaſteite anfangs ſo ſtrenge, daß es ihm jedermann ſo gut als den frommen Leuten anſehen mußte, vor deren affektierter Bläſſe ein Weiſer ſeine Jünger warnt, redete nur von geiſtlichen Dingen, unterhielt einen andächtigen Briefwechſel und ſchrieb asketiſche Werkchen. Allein, als doch der Ruhm ſeiner Heiligkeit ſich nicht ſo recht nach Wunſch verbreiten wollte und wegen des vielen Burgundertrinkens im Turme und der ſchnellen Verheiratung ſeiner angeworbenen Bräute des Lamms ein Widerſchein von Lächerlichkeit auf ihn fiel, zog er ſich in

*) So wird der Chorgeſang von Mönchen genannt.

seine anachoretische Dunkelheit zurück, versäumte aber, als er zum Prior ernannt ward, keine Gelegenheit, allem eitlen weltlichen Wissen recht gewissenhaft entgegenzuarbeiten.

Kaum hatte dieser Eiferer vernommen, daß täglich einer von uns aus der Prim wegbleiben dürfte, so eilte er zum Prälaten, stellte demselben vor, daß er ohnehin Mangel an genugsamen Stimmen im Chore hätte und unmöglich gestatten könnte, daß die Fratres unter dem Vorwande des Studierens das Lob Gottes durch ihre Abwesenheit schwächten, und ruhte nicht, bis der Prälat seine Erlaubnis wieder zurücknahm. Aufgebracht über dieses Betragen gingen wir Fratres miteinander zu Rate und wurden einig, unsre Bitte noch einmal und zwar schriftlich an den Prälaten zu bringen und darin alles zu sagen, was wir zu unserm Zwecke dienlich erachten würden. Ich mußte mich also hinsetzen und, weil ich einen hübschen Buchstaben schrieb, alles dasjenige lateinisch zu Papier bringen, was wir unsrer Meinung nach gegen das Verfahren des Priors einzuwenden hatten. Da niemand ohne Erlaubnis des Priors aus der Klausur treten durfte, schlich ich mich des Morgens heimlich in die Abtei, überreichte unsere Schrift und begleitete sie mit mündlichen Bitten und Vorstellungen nach meinem besten Vermögen. Freundlich entließ mich der Prälat. Aber sogleich nach der Prim ward ich wieder zu ihm gerufen, strenge examiniert, ob nicht unser Lehrer selbst die Schrift verfaßt habe, mit Drohungen und Versprechen bestürmt, die Wahrheit zu sagen, und als ich immer standhaft behauptete, daß wir selbst die Verfasser wären, mit Unwillen als ein hartnäckiger Lügner entlassen. Einige satirische Züge und die gefeilte Sprache mochten unsre Obern auf die Gedanken gebracht haben, daß unser Professor mit uns unter einer Decke liege. Sobald dem Prior von meinem Unternehmen etwas zu Ohren kam, befahl er mir zur Buße, den

Wein ein paar Tage lang zu karieren. Von der Erlaubnis, aus der Prim wegbleiben zu dürfen, war bald gar keine Rede mehr.

Eine solche Behandlung und die selbstsüchtigen Klagen des Priors und seiner Konsorten, daß wir jungen Fratres es darauf anlegten, ihnen über den Kopf zu wachsen, anstatt uns abzuschrecken, fachten unsern Eifer vielmehr auf einen hohen Grad an. Wir wollten ihnen beweisen, daß sie nicht imstande wären, jemanden im Fortschreiten zu bessern Kenntnissen aufzuhalten, und ließen uns weder Schlaf noch Mühe reuen, diesen Zweck zu erreichen. Ein großes Hindernis war uns im Winter der Mangel an geheizten Zellen; denn im gemeinschaftlichen Wohnzimmer störte uns doch immer mancherlei Unruhe. Die Wirkung dieser Unbequemlichkeit auf unsre Studien soviel als möglich zu vereiteln, schlichen Frater Cöleſtin und ich abends nach der Komplet (dem letzten Chore), wenn die übrigen alle zu Bette gingen, in das noch warme Museum, saßen, eifrig mit mathematischen Studien beschäftigt, an unsern Pulten, rechneten und zeichneten unsre Figuren, jeder für sich, ohne ein Wort zu reden, und suchten uns täglich mehr Fertigkeit in der Geometrie zu erwerben. Lange entgingen wir der Bemerkung des Priors; allmählich aber fiel es ihm doch auf, daß er niemals die Schlüssel an unsern Zellen stecken sehe. Er suchte uns von dieser Stunde an in allen Winkeln, wo er vermutete, daß sich Religiosen zu Trinkgelagen versammeln könnten, wir hörten und sahen ihn manchmal umherschleichen und spähen. Nur dort, wo wir waren, mochte er uns nicht suchen. Zwar hörten wir ihn öfters an die wohlverschlossene Türe schleichen, horchen und an der Schnalle klappen, aber die hohe Stille im Zimmer bewies ihm stets, es müsse leer sein. Endlich überraschte er uns doch, öffnete mit dem Hauptschlüssel die Tür, fand uns an unsern Pulten stille be-

ſchäftigt, gab uns aber deſſenungeachtet einen Verweis, als wäre das Silentium von uns gebrochen worden, maß unſern Verſicherungen, daß wir ſtillſchweigend gearbeitet hätten, nicht den geringſten Glauben bei und jagte uns drohend zu Bette. Den andern Tag verbot er uns ſcharf, nach der Komplet jemals wieder ins Muſeum zu gehen. Wenn wir nun abends dasſelbe verließen, ſetzten wir gewöhnlich eine gefundene Maske, die einen Eſelskopf vorſtellte, von innen zunächſt an die Tür auf die Mündung eines blechernen Sprachrohres, ſo daß der Langohr dem Prior freundlich zunicken mußte, ſobald er die Tür, um wieder nachzuſehen, öffnen würde. Wir ollieben aber in unſern kalten Zellen, wickelten alte Kleider um unſre Füße, um ſie vor der Kälte zu ſchützen, und ſtudierten unbekümmert fort. Aber man bemerkte das Licht an unſern Fenſtern und gebot, mit dem Schlage halb neun Uhr ſollten jederzeit alle Lichter in den Zellen der Fratrum ausgelöſcht ſein; man ſprach ſo etwas von Feuersgefahr, von Beraubung des Schlafes, vom Krankwerden und von Schläfrigkeit in der Frühmette. Wir kehrten uns aber wenig an dieſes Verbot, das nur vom Prior und ſeinen Obſkuranten kam, verließen uns auf die Appellation an den Prälaten und ſtudierten in unſern Zellen nach halb neun Uhr wie zuvor. Da rief uns der Prior, als er bald darauf Kapitel hielt, beide in die Mitte hervor, gebot uns, daß wir unſre Culpam ſagen (Schuld bekennen) ſollten und hielt eine lange Strafrede über den Text: „Sie ſind ihrer Beſchäftigungen (Studien) wegen des Fluches wert geworden" (Pſalm 13, 1). Demütig und ſo tief als möglich gebückt, mußten wir, ein halbes Stündchen lang, vor dem ganzen Konvent in der Mitte draußen ſtehen, uns mit Schimpf übergießen laſſen und zuletzt dem Prior noch obendrein nach Mönchsgebrauch für die liebreiche Ermahnung danken. Im Weggehen aus dem Kapitel

bezeigten uns freilich einige der Beſſern ihr Mitleid; aber auf andern Geſichtern lächelte höhniſche Schadenfreude.

Überzeugt, daß man uns nur vom Studieren abhalten wollte, und daß ſich einige verdorbene Seelen fürchteten, wir möchten zuviel lernen, erfand ich ein ganz einfaches Mittel, ohne ihr Wiſſen nachts ſtudieren zu können. Ich nagelte ein altes Waſchbecken von Eiſenblech mit breitem Rande an die Wand bei meinem Bette, ſchwatzte dem Koch einen Hafen ab, ſchlug in den Boden desſelben ein kleines Loch zum Ausgang des Rauches, in die Seite aber ein größeres und ſtürzte ihn über die Lampe, ſo daß nur ein runder Kreis von Helle durch das größere Seitenloch auf mein Bett herabfiel und übrigens meine ganze Zelle unbeleuchtet blieb. Ohne bemerkt zu werden, ohne zu frieren und ohne Feuersgefahr konnte ich alſo in meinem Bette ſitzend nach Herzensluſt auf einer ſchwarzen Schiefertafel mit dem Griffel Figuren zeichnen und rechnen. Als ich mich einſt bei einem günſtigen Anlaſſe, unter Beiſtimmung meiner Mitbrüder, vor dem Prälaten über die Verfolgung von ſeiten des Priors zwar in ehrfurchtsvollen, ſchonenden Ausdrücken, aber doch mit Herzählung aller über uns verfügten Strafen, eindringlich beſchwerte, ſchüttelte der Prälat bedenklich den Kopf und befahl ſogleich, daß man von nun an auch unſre Zellen heizen ſollte, eine Gemächlichkeit, nach der wir ſchon längſt vergebens geſtrebt hatten.

Als uns die Hitze des Sommers und der Staub vom Neubau, der in Angriff genommen worden war, aus dem Muſeum vertrieb, hielt unſer Lehrer ſeine Vorleſungen in der Bibliothek, wo es kühl und ſtille war. In unſerm neuen Hörſaale durften wir zwar die Bücher nicht durchſuchen oder mit uns wegſchleppen; allein es ergab ſich doch manche Gelegenheit, meine Wißbegierde zu ſättigen und manche intereſſante Schrift unter dem vorhängenden Skapu-

lier in die Zelle zu bringen. Denn was ich einmal unter dem Skapulier verborgen hatte, das brachte keine Gewalt mehr heraus. Sowie ich ein Buch aus dem Gestelle zog und seinen Inhalt anziehend fand, las ich nun alles durcheinander, bald Kirchengeschichte, historische Schriften, alte und neue Geschichte, Goldonis Schauspiele, Cooks Reisen, Voltaires allgemeine Weltgeschichte; bald Homer, Wielands Diogenes, Musarion, den goldenen Spiegel usw.

In eben diesem Jahre lernte ich auch zuerst, was es mit einer bischöflichen Visitation für eine Beschaffenheit habe. Die Partei der Alten oder derjenigen, welche bei der sehr stürmischen Wahl sich gegen den neuerwählten Prälaten erklärt hatten und mit der Regierung desselben noch immer nicht zufrieden waren, hatte unter der Hand allerlei Klagepunkte an das bischöfliche Generalvikariat in Augsburg gebracht und es durchgesetzt, daß ein bischöflicher Visitator nach Donauwörth geschickt ward, der die Beschwerden der Religiosen und den Zustand des Klosters untersuchen sollte. Es traf sich aber durch kluge Verwendung des Prälaten und seiner Freunde im geistlichen Rate, daß — zum großen Verdrusse der Kläger — ein Freund des Prälaten mit Namen de Haiden zum Kommissar ernannt ward, der ihnen schon bei der Wahl so sehr zuwider gehandelt hatte. Einst am Abend traten ein paar Mönche in meine Zelle: „Denke doch, Bruder, die Schande!“ sagten sie, „kaum sind ein paar Jahre verstrichen, so ist schon wieder eine Visitation da; wir haben den Kommissar de Haiden gesehen. Was wird man in unsrer Nachbarschaft sagen? Die Leute müssen ja glauben, unser Kloster sei ein Sammelplatz von verdorbenen Menschen! Das haben gewiß unsre Alten angeschürt. Aber, Bruder, sei kein Narr, hilf den Kerlen nicht siegen und verrate nichts. Wenn du über etwas klagen oder auch nur anzeigen würdest, dies und jenes sei nicht ganz in der Ordnung, so würden wir

nur noch enger eingeſchränkt werden." „Sorget nicht, Brüder!" antwortete ich, „daß ich etwas verraten möchte! Wir wollen vielmehr einmütig bedacht ſein, unſern Alten, die nur aus Haß und Schadenfreude dieſe Schande über uns gebracht haben, die Luſt zu vertreiben, ſobald wieder eine Viſitation zu erzwingen. Von ihren Unarten wollen wir reden." Als ſie fort waren, dachte ich: „Vielleicht gelingt mir bei dieſer Gelegenheit der Verſuch, für meine Mitprofeſſen und mich mehr Zeit zum Studieren zu erbitten." Ich ſann hin und her, wie ich am beſten zu meinem Zwecke gelangen könnte und war entſchloſſen, den Viſitator durch aufrichtige Erzählung unſrer Umſtände für die Sache zu gewinnen. Allein mein Vorhaben blieb unausgeführt. Warum, wird ſogleich deutlich werden. Am folgenden Tage ward der Konvent in einen Saal bei der Abtei gerufen, der Herr Kommiſſar kündigte feierlich ſeine Sendung und den Zweck derſelben durch Ableſung des biſchöflichen Kommiſſions-Dekrets und eine kurze Rede an, ließ die Mönche auseinandergehen und vernahm, indem er bei den jüngſten anfing, einen nach dem andern zum Protokoll. Bald traf die Reihe auch mich. Offenherzig beantwortete ich alle Fragen, die er an mich tat; denn ſie waren ſo unverfänglich, daß ich gar nichts Arges vermuten konnte. Unter anderm ſagte er: „Ich hoffe, ihr werdet euren Studien fleißig obliegen und niemals vergeſſen, daß ein braver Religioſe noch etwas mehr zu leiſten hat, als im Chore zu ſingen und die Tagordnung zu halten. Ihr ſollet Männer von Kenntniſſen und Volkslehrer werden. Sagen Sie mir aufrichtig, Frater Bonifacius, wie ſieht es unter euch in dieſer Abſicht aus? Sind Sie Liebhaber einer beſſern Lektüre? Was leſen Sie? Wie beſchäftigen Sie ſich?"

„Ha! nun iſt der rechte Punkt berührt," dachte ich und war flugs mit der Antwort da: „Wir ſtudierenden

Fratres möchten uns gern mit allem Eifer den Wiſſenſchaften widmen, es iſt nur ſchade, daß es der Pater Prior mit ſeiner Partei offenbar darauf anlegt, uns alle Luſt zum Studieren zu benehmen. Der Herr Prälat z. B. hatte bereits erlaubt, daß täglich ein andrer von uns aus der Prim wegbleiben dürfte, aber der Pater Prior machte alles rückgängig und gab dem Frater Cöleſtin und mir ſogar öffentlich im Kapitel einen Verweis, weil wir abends nach der Komplet in unſern Zellen ſtudierten. Aber da wir ſahen, daß es einigen Herren, deren Wünſche eben nicht die redlichſten und beſten ſein mögen, gar lieb wäre, wenn wir uns durch Faulheit und Untätigkeit, die man von jeher den Mönchen ſchuld gab, auszeichnen würden, ſo beſtreben wir uns nur deſto eifriger, etwas zu lernen, und werden nicht müde, bei aller Einſchränkung uns mit der Lektüre beſſerer Schriften abzugeben.“ Hier ſetzte mir der Herr Viſitator durch nähere Fragen ſehr freundlich und ſchmeichelhaft zu, meine Eitelkeit verleitete mich immer weiter zum Plaudern, und ich rezitierte ihm eine ganze Litanei von Autoren und Büchertiteln her, die ich alle geleſen hatte. Ein leiſes Lächeln ſaß in den Winkeln ſeines Mundes. Ich hielt es für das Lächeln des Wohlgefallens. Er ließ das meiſte, was ich ſchwatzte, zu Protokoll nehmen und überraſchte mich erſt, als ich ganz ausgeredet hatte, mit einer ſtrengen Amtsmiene und einem noch ſtrengeren Verweiſe. „Was?“ ſagte er, „ihr jungen Religioſen könnet die Zeit mit der Lektüre einer ſolchen Menge deutſcher Schriften verderben und habt doch das Herz, zu klagen, daß euch die Zeit zum Studieren mangle? Würdet ihr die vielen Stunden, die ihr mit dem Leſen bloß unterhaltender Bücher verliert, auf Erlernung eurer Hauptwiſſenſchaft verwenden, ſo hättet ihr nicht nötig, dergleichen unſtatthafte Klagen zu führen. Sie, Frater Bonifacius, leſen offenbar zuviel und zu verſchiedenes Zeug durcheinander“ uſw.

Einige Wochen nach der geendigten Visitation kam der Visitator wieder von Augsburg an, ließ eine lange bischöfliche Verordnung (Visitationskarte) feierlich ablesen, teilte denjenigen, die etwas Wichtiges verbrochen hatten, eigene schriftliche Verweise aus und bedachte uns Fratres unsrer Lektüre halber mit einer ganz besondern, der Visitationskarte einverleibten strengen Rüge. Übrigens bewahrheitete sich auch hier der Spruch unsrer alten Landpfarrer: Was heißt Visitare? Es bleibt, wie es ware.

Zu dieser Zeit dichtete ich Schäferspiele und Fischeridyllen, wozu mich die Gegenstände hinrissen, die ich immer von meinem Zellenfenster aus vor Augen hatte. Nachdem ich mich bei Leerung des Armariums mit einem großen Perspektiv versehen hatte, hielt ich gewöhnlich an Vakanztagen, nachmittags von eins bis zwei Uhr, eine ordentliche Beobachtungsstunde, bestrich mit meinem Sehrohr die ganze schöne Gegend umher und verweilte bei den interessanten Gegenständen, die oft ein liebendes Pärchen im Busche, zuweilen gar ein badendes Mädchen, sehr oft aber Fischer an ihrer Arbeit waren. Meinen Hang zur Fischeridylle vermehrte noch der Umstand, daß der Prälat die wohltätige Einrichtung getroffen hatte, jährlich den ganzen Konvent, einen Teil im Frühling, den andern im Herbste, acht Tage lang auf dem sogenannten Muttenhofe, einem adeligen Gute, welches das Kloster an sich gekauft hatte, bei Wembingen die Freuden des Landlebens genießen zu lassen. Der Hof liegt in einer reizenden Ebene, ist ringsherum mit einem breiten, wasserreichen Graben eingefaßt, der sich gegen Westen in einen großen, fischreichen Teich erweitert, auf dessen Uferwällen große Eichen und schöne Vogelbeerbäume prangten. Den ganzen Tag schiffte ich dort entweder auf dem Teiche umher oder lag im Kahne und machte meine poetischen Bemerkungen oder lief mit dem Prälaten in den bayrischen Wäldern und

Feldern auf der Jagd umher, nicht, als wenn ich je ein Gewehr abgebrannt hätte, sondern nur weil wir jüngern Mönche die Stelle der Hunde und Treiber ersetzen mußten. Wir und der lustige Kammerdiener machten uns diese an sich ermüdenden, aber uns doch ergötzenden Wanderungen zu nutzen, genossen und beobachteten alles, was die Wälder und Wiesen Anziehendes haben, setzten uns oft an ein liebliches Plätzchen im Busche, um allerlei Geschichten zu erzählen, und ließen die Jäger, den Prälaten und Konsorten lange auf ihre respektive Hunde und Treiber warten.

Soweit ich zurückdenken kann, liebte ich in meinem Studieren immer einige Abwechslung; jetzt gab ich mich mit Dichten, ein andermal mit mathematischen und mechanischen Beschäftigungen ab. So verzweifelte ich, ungeachtet aller mir schon mißlungenen Versuche auch in diesem Jahre nicht, endlich doch ein Perpetuum mobile zustande zu bringen. Als mir einst in der Bibliothek von ungefähr Schotts Technica curiosa in die Hände geriet, in der beim Durchblättern mir sogleich eine ähnliche Maschine auffiel, glaubte ich endlich, was ich schon so lange suchte, glücklich gefunden zu haben und eilte, die angebliche Bewegung ohne Ende, so gut es gehen wollte, sogleich in Holz zu schnitzen. Natürlich, daß es mir nicht gelang! Allein anstatt den Grund des Fehlschlagens meiner Versuche in der Unmöglichkeit der Sache selbst aufzusuchen, maß ich es immer nur meiner Ungeschicklichkeit und dem Mangel an hinreichenden Werkzeugen bei. Die Anstrengung indes, mit der ich über die Erfindung einer ähnlichen Maschine unermüdet nachsann, machte mich mit überaus vielen mechanischen Einrichtungen und Vorteilen bekannt, die mir sonst wahrscheinlich für immer unbekannt geblieben wären. So erhellt auch aus diesem Zuge, daß Übung der Seelenkräfte niemals ganz unfruchtbar bleibt.

Ich vertiefte mich nun in die Mechanik so sehr, daß ich, anstatt das Perpetuum mobile zu machen, nun auf ein andres, beinahe ebenso unmögliches Unternehmen verfiel und in der Stille gar den Versuch wagte, eine Fliegmaschine zu verfertigen. Zum voraus dachte ich schon, wie schön es sein würde, wenn ich zum Kloster hinausfliegen und über Tal und Hügel gleich einem Vogel hinschweben könnte. Überhaupt stellte mir die Phantasie, so oft ich etwas Mechanisches unternahm, gewöhnlich den Gebrauch der Maschine und ihren weitausgebreiteten Nutzen vorläufig so schmeichelhaft vor Augen, daß ich kaum erwarten konnte, bis der Versuch gemacht war. Ich fand in einem Winkel auf dem Kirchendache ein leichtes, viereckiges Gestell, das man wahrscheinlich einmal gebraucht hatte, um darin einen Maurer am Seile bis zum Kirchengewölbe emporzuziehen, damit er die Wände reinigen und das Nötige ausbessern könnte. Vier dünne, mannshohe Säulen waren mit Querleisten wohl zusammengefügt, so daß zwischen ihnen gerade ein Mensch auf einem Brettchen zum Stehen Raum genug hatte. An den beiden Säulen rechts, und ebenso an denjenigen zur linken Hand, befestigte ich beinahe wagerecht eine Walze, an jeder Walze eine Stange etwa acht Fuß lang, und an jeder Stange ein paar viereckige, sehr leichte Rahmen, alle etwa sechs Fuß lang und anderthalb Fuß breit, über die ich Stücke von alten grünen Bettvorhängen genagelt hatte. Jeder Rahmen hing in zwei Gewinden an seiner Stange, einer dem andern gegenüber, so daß ein Paar sich abwärts zusammenneigen und wieder öffnen konnte, wie etwa die beiden Deckel eines Buches. Parallel mit den Walzen hatte ich an jede Stange ein paar Querleisten genagelt, damit sich die Rahmen, wenn sie sich am weitesten öffnen würden, nicht über die Horizontallinie erheben möchten. Zwei Rahmen an einer Stange gestalteten also einen drei Fuß breiten Flügel, der

ſich, wenn er in die Höhe bewegt wurde, ſchloß, in der Abſicht, damit ſein Schwung nicht durch den Widerſtand der Luft gehemmt würde, der aber, wenn ich ihn ſchnell und kraftvoll niederdrückte, durch angebrachte Hebel ſich öffnete, viel Luft faſſen konnte und mich ſamt der Maſchine emporreißen ſollte. Aus der Bewegung der Fiſche im Fiſchbehälter und der Vögel in der Luft hatte ich abgenommen, daß ſie die Floſſen und Flügel nach ihrer ganzen Breite ſchwangen, um ſich fortzuſtoßen, aber mit dem dünnern Teile ihrer Flügel und Floſſen Luft und Waſſer durchſchnitten, um dann einen neuen Schlag zu wagen. Die Bewegung dieſer Flügel veranſtaltete ich durch eine ganz einfache Maſchine, die etwas vom bekannten Storchſchnabel hatte, ſo, daß ich mit Armen und Beinen zugleich alle mögliche Kraft anwenden konnte, um die Flügel niederzuſchlagen und wieder zu heben. Denn ich begriff wohl, daß es unmöglich ſein würde, mit den Armen allein die gehörige Stärke des Schlages hervorzubringen. Den beiden Walzen, an denen die Flügel befeſtigt waren, hatte ich deswegen eine etwas ſchiefe Richtung gegeben, damit die Maſchine durch den Flügelſchwung nicht nur gehoben, ſondern auch fortgeſtoßen werden möchte. Alle angewandte Kraft konzentrierte ſich rechts und links auf zwei Stäbe, die mitten an den langen Stangen befeſtigt waren.

Teilweiſe ſchleppte ich dieſe Maſchine abends, wenn es finſter ward, heimlich in den Kloſtergarten und verbarg ſie in einem Turme der Stadtmauer hinter Bohnenſtecken und allerlei Gartengerät. Nach der Komplet, wenn niemand mehr in den Garten kam, ſchlich ich hinaus, ſetzte die Teile zuſammen und wagte auf einer freien Stelle beim Kegelplatze, wo keine Bäume ſtanden, meinen erſten Verſuch. Erſt ruderte ich nur ſchwach, merkte aber bald, daß die Maſchine ſo nicht von der Stelle wollte. Dann ſchlug ich ſtärker und warf mich ſamt der Maſchine

ziemlich unsanft um, denn ich hatte die Beine mit Riemen an die Maschine geschnallt, damit mir die Füße, durch deren Stampfen die Bewegung verstärkt werden mußte, nicht abgleiten möchten. Es war eine lästige Arbeit, mich loszuschnallen und alles wieder aufzurichten. „Aber sogar die Vögel," sagte ich mir, „denen doch die Natur selbst Flügel gab, müssen das Fliegen erst durch längere Übung lernen, du darfst also nicht verzagen, sollte es auch lange nicht gelingen." Geduldig wagte ich einen neuen Versuch, fühlte mich ein wenig emporgehoben, fiel aber von neuem nur desto unsanfter um, und wiederholte das so lange, bis endlich ein Flügel brach und ich mit halbgequetschten Gliedern die Lust zu fernern Versuchen für diesmal verlor. Verdrießlich schleppte ich den beschädigten Flügel wieder auf meine Zelle, besserte was zerbrochen war aus, und machte nach ein paar Tagen nachts wieder eine Probe. Damit ich nicht immer umschlagen möchte, setzte ich die Maschine an einen Pfahl und fing an zu rudern. Aber alles, was ich auch mit der höchsten Anstrengung zuwege bringen konnte, war, daß ich mich bei jedem Schlage etwa einen Fuß hoch von der Erde emporschwang und indes ich die Flügel zu neuem Schlage erhob, immer wieder niederfiel. Dies brachte mich auf den Gedanken, durch mechanische Kräfte allein möchte es unmöglich sein, zu fliegen, weil ich keinen Mechanismus erfinden konnte, der die Schläge vervielfältigt hätte, ohne der Kraft zu schaden.

Als nachher die Aeronautik und die Luftballons so viel Aufsehen machten, geriet ich oft auf den Einfall, meine Maschine mit einem Aerostaten zu kombinieren. Ich glaube, wenn dabei noch ein Steuer angebracht würde, die Flügel nicht nur nach einer Richtung, sondern wenigstens nach allen Strahlen eines Sextanten beweglich wären, und übrigens auch Rücksicht auf Windströme genommen würde, so möchte damit ein Flug nach Willkür, ohne eben dem

Winde ganz gehorchen zu müſſen, wohl möglich ſein. Hätte ich Muße und Geld genug gehabt, ſo wäre der Verſuch wahrſcheinlich ſchon lange gewagt. —

In der Muſik, beſonders im Violinſpielen, übte ich mich dieſes Jahr vorzüglich, denn der Prälat hatte mir eine vortreffliche Geige von Mauſſiell geſchenkt, die ſein Kammerdiener, ein guter Muſikus aber übler Wirtſchafter für ſich gekauft und bei ſeiner Verabſchiedung zurückgelaſſen hatte. Meinen Bruder und ein paar andre Singknaben unterrichtete ich täglich nach Tiſche im Geigen und blies zuweilen abends bei einer kleinen Tafelmuſik die Klarinette. Um mich ſelbſt, wenn ich Lieder ſang, akkompagnieren zu können, lernte ich auch die Mandoline ſpielen und erreichte bald meinen Zweck.

So floß mir unter verſchiedenen Beſchäftigungen, Zerſtreuungen und Leſereien, wie im vorigen Jahre, die Zeit unvermerkt hin, und die heilige Theologie begrüßte mich mit ihrem ſteifen Ernſte.

Pater Beda lehrte uns in dieſem Schuljahre die Theologie. Vorläufig diktierte er uns eine von ihm verfaßte ſogenannte Demonstratio Evangelica in lateiniſcher Sprache. Sie enthielt die bündigſten Beweiſe für die Wahrheit des Chriſtentums. Dieſer Einleitung folgte eine ebenfalls diktierte Demonstratio Catholica oder Beweisgründe für die Wahrheit der katholiſchen Religion, die der Lehrer nach ſeinen eigenen Grundſätzen abgefaßt, aber, ſelbſt ſchon meinem damaligem Gefühle nach, nicht auf ſo feſte Gründe gebaut hatte, als ſeine Demonstratio Evangelica. Ich vermißte in dieſer das Lichtvolle, Ungezwungene und Einleuchtende, das ich in jener zu finden glaubte. Alles drehte ſich um die Behauptungen: „Die Bibel enthält eine göttliche Offenbarung; aber ſie enthält nicht alle geoffenbarten Wahrheiten: mehrere derſelben ſind durch mündliche Überlieferung auf uns gekommen, dieſer müſſen wir ebenſoviel

Glauben beimessen, als dem geschriebenen Worte Gottes; denn selbst einige Schriften des Neuen Bundes sind aus Überlieferungen (Erzählungen der Apostel) entstanden. Manches, sowohl in der Bibel als der Tradition, blieb dennoch dunkel und unbestimmt; natürlich entstanden also Zweifel. In dergleichen Fällen versammelten sich bei den ersten sowie bei den spätern Christen die Ältesten und Bischöfe, erklärten, verglichen und entschieden mit Wahrheitsliebe, was streitig war, so, wie sie es entweder von Jesus unmittelbar oder mittelbar aus dem Munde seiner Jünger oder der Nachfolger dieser Jünger bis auf uns wußten. Weil Jesus versprochen hat, da, wo sich mehrere in seinem Namen versammeln würden, mitten unter ihnen zu sein, und da es, auch bloß menschlich zu reden, nicht denkbar ist, daß sich eine Menge der angesehensten und redlichsten Männer, nur um Lügen zu sagen, vereinigen sollten, so sind die Konzilien als unfehlbare Glaubensrichter zu betrachten" usw. Des Zweifels, es könnte sich doch wohl bei aller Ehrlichkeit der versammelten Kirchenväter ein Irrtum hier und da in ihre Entscheidungen eingeschlichen haben, sie könnten übel berichtet oder von ihren vorgefaßten Meinungen und Systemen hingerissen worden sein usw., dieses Zweifels konnte ich bei diesem Beweise durchaus nie los werden.

Als nun vollends die eigentliche Theologie vorgetragen ward, staunte ich nicht wenig, für die wichtigsten Sätze manchmal so schwache, zweideutige, schwankende Beweise zu finden. Nach den strengen Forderungen zu urteilen, die in der Einleitung (den prolegomenis Theologiae) an einen tüchtigen Beweisgrund gemacht wurden, dünkte es mich wahrlich, die Theologen behandelten die Menschen wie schlimme Baumeister diejenigen, mit denen sie einen Vertrag geschlossen haben, für einen bestimmten Preis ihnen ein Haus neu, bequem und dauerhaft aufzubauen, wofür

ſie aber am Ende ein von außen zwar hübſch ins Auge fallendes, jedoch im Grunde geflicktes, unhaltbares, ſchlecht zuſammengeklebtes Gebäude liefern.

Anfangs dachte ich: es wird nicht in allen theologiſchen Schriften ſo bodenlos ausſehen; unſer Lehrbuch mag eben nicht das beſte ſein! Begierig durchſtöberte und verglich ich nun allerlei Schriftſteller über die gleichen Sätze und fand bei jedem faſt dieſelben Behauptungen, eben dieſelben ſeichten Gründe und wenig Troſt, ſo daß ich höchſt unruhig ward und mir nimmer zu helfen wußte. Jeder Traktat, ſo wie er erläutert wurde, gebar in mir neue Zweifel über die Trinität, Gottheit Chriſti, Engel, Teufel, Erbſünde uſw., in denen ich mich, wie der Fiſch in den Netzen, immer tiefer verwickelte, ohne einen Ausweg zu ſehen. Einſt hatte ich, um Troſt zu finden, Baſedows praktiſche Philoſophie zur Hand genommen, aber ſtatt meine Bedenken über die Ewigkeit der Höllenſtrafen gehoben zu ſehen, vermehrte ſich noch die Ungewißheit, in der ich über dieſen Punkt ſchwebte. Denn ſeine Gründe wußte ich nicht zu widerlegen; und ihm, der an dieſen Hauptſatz der katholiſchen Lehre nicht zu glauben ſchien, Beifall zu geben, mochte ich aus Furcht, vor Gott ein Ketzer zu werden, nicht wagen. Meine Zweifel dem Lehrer vorzutragen, hielt ich für das beſte. Kaum aber hatte ich meine Einwürfe ausgekramt, ſie in das gehörige Licht geſetzt und mich nicht ſogleich mit ſeinen erſten Antworten zufrieden gegeben, ſo fuhr er mit Erbitterung auf, beſtand auf der Hinlänglichkeit ſeiner Antworten und hieß mich reifer darüber nachdenken und künftig nicht ſo kühne Zweifel hegen. Allein ich konnte den Grund, auf den er baute, unmöglich gelten laſſen. Die Behauptung, daß der Menſch, wenn er Gott beleidigt, ein unendliches Weſen zum Strafen reizt, und daß die Strafe ſowohl nach der Schwere der Beleidigung als nach der Unendlichkeit des Beleidigten abge-

wogen werden, hiermit für eine schwere Sünde unendlich sein müsse, schien mir gar nicht Stich zu halten, denn ich dachte, es müßte von einem unendlichen Wesen, das zugleich allgütig gedacht wird, vielmehr auf die Beschränktheit und Endlichkeit des Sünders Rücksicht genommen werden, und nicht einmal ein gütiger König würde seinen Beleidiger, wenn er sich auch noch so gröblich gegen ihn vergangen hätte, sein ganzes Leben hindurch mit glühenden Zangen zwicken lassen.

Jedoch, da ich von Jugend auf gelehrt worden war, daß jeder Zweifel, den man wissentlich gegen irgendeinen, obschon den geringsten Satz der katholischen Lehre hegen würde, eine der schwersten Todsünden sei, für die man vielleicht ewig büßen müßte, so wehrte ich mich gegen dergleichen Einfälle, wie gegen unkeusche Gedanken, und bestrebte mich, ihrer sobald als möglich zu vergessen. Sorgfältig nahm ich dabei das Gebet zu Hilfe und flehte Gott inständig an, er möchte mich doch bewahren, daß ich kein Ketzer würde. Um so kühner verwarf ich aber alles, was ich, einigen Winken des Professors zufolge, nicht zum katholischen System zählen mußte: Wallfahrten, Bruderschaften, Hexereien, Rosenkranz, Heiligsprechungen, neuere Wunderwerke, Teufelsbesitzungen, Selbstpeinigung usw. und wußte mir heimlich nicht wenig mit meiner Aufklärung.

Auf Veranstaltung des bekannten und um die bayrischen Schulen sehr verdienten Kanonikus Braun in München, dem unser Professor Beda, als seinem Freunde, die von ihm verfaßte Schrift: Der erste Schritt zur Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, zugesandt hatte, erschien dieselbe im Frühling 1780 im öffentlichen Drucke und ward, obschon der Name des Autors mit falschen Anfangsbuchstaben zum Irreführen darauf angezeigt war, doch bald als ein Werk von Pater Beda durch dessen eigenhändiges Herumbieten und un-

vorsichtiges Geständnis bekannt. Einige Religiosen, die unserm wackren Lehrer längst gram waren, weil ihre scholastisch-gelehrte Obskurität an seine wahren Verdienste nicht hinanreichen konnte, machten sogleich eine sehr gehässige Anzeige davon bei den eifrigen Zionswächtern in Augsburg und denunzierten die erwähnte Schrift als fromme Ohren beleidigend und nach Ketzerei riechend. Es ward eine Untersuchung veranstaltet, deren Resultat so ausfiel, daß der Pater Beda, auf inständiges Ansuchen des Prälaten, zwar bis zum Ende des laufenden Schuljahres lehren, sich aber sorgfältig jeder verdächtigen Äußerung enthalten und für die Zukunft nicht mehr als Lehrer der Theologie angestellt werden sollte. So stille auch der Prälat diese Entscheidung hielt, so konnte sie doch nicht so verborgen bleiben, daß nicht etwas davon unter den Mönchen ruchbar geworden wäre. Man sagte uns, bis diese ganze Angelegenheit ins reine gebracht sein würde, hätte der P. Beda mit Erlaubnis, vielleicht auch wohl auf Anraten des Prälaten, eine Reise unternommen. Allein, wie ich nachher erfuhr, war er von Augsburg aus verurteilt worden, mehrere Tage lang geistliche Exerzitien zu machen und während derselben auf seiner Zelle eingesperrt zu sein. Um dies vor uns zu verbergen, ward das obige Vorgeben ersonnen. Wir, seine Lehrlinge, trauerten indes, wie verlassene Waisen, über die ein böser Vormund schaltet. Gar viele unsrer ältern Mitbrüder betrachteten uns als eine Brut junger Ketzer, die Gelindesten als verführte Irrgläubige. Der Prior drohte laut, daß uns durch ein zweites, viel strengeres Noviziat, als das erste war, der allzu freie Ketzergeist wohl ausgetrieben werden sollte. Jedes Wort, das wir zugunsten unseres Lehrers verloren, ward als ein Zeichen der Verstockung angesehen, und als ich einst wegen einer lieblosen Beschuldigung desselben mit dem Verleumder in einen hitzigen Wortwechsel geriet, mußte ich meinen

Eifer zur Strafe mit Waſſertrinken bei Tiſche abkühlen. Damals hatten wir trübe Tage zu durchleben; jeder glaubte das Recht zu haben, uns zu necken und es uns fühlen zu laſſen, daß wir nicht viel beſſer als zur Verdammnis prädeſtinierte Irrgläubige ſeien. Als unſer Lehrer wieder erſchien, empfingen wir ihn mit lautem, unverſtelltem Jubel, wie einen Vater, den ſeine Kinder nach einer langen Abweſenheit begrüßen und ſich freuen, ihm endlich klagen zu können, was ſie indeſſen erdulden mußten.

Zu dieſer Zeit machte mir eine Grasmücke viel Vergnügen. Ich hatte ſie vom Neſte weg aufgeätzt, groß gefüttert und ſo zahm gewöhnt, daß ſie mir, ſo oft ich in meine Zelle trat, mit freundlichem Zwitſchern entgegenflatterte, mir auf dem kahlgeſchorenen Kopf oder auf der Schulter wie plaudernd ſaß, und wenn ich ſchrieb, auf meiner Hand ruhend, leiſe ſang. Lange lebte ich mit dem kleinen, vertraulichen Vögelchen wie mit einem wohlbekannten Hausfreunde, liebkoſte es ſtündlich und ſpeiſte es täglich aus meiner Hand mit Ameiſeneiern und Mehlwürmchen. Einſt, als ich aus der Prim zurückkam, flog es mir nicht wie ſonſt entgegen, ich ſuchte es überall vergebens und dachte endlich: vielleicht hat es der Prior zum Fenſter hinausgejagt. Denn eine Hauptlehre der mönchiſchen Asketik iſt: „Du ſollſt dein Herz an nichts hängen!“ Mißvergnügter brachte ich den Tag hin, es ſchien mir wahrlich etwas Wichtiges zu fehlen. Den andern Tag, morgens, als ich meinen Waſſerkrug ergriff, fand ich endlich das gute Geſchöpfchen tot und mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Waſſer ſchwimmend. Öfters hatte ich es mit ſeinem Ebenbilde im Spiegel ſpielen laſſen. Nun traf es den Krug offen an, erblickte ſich im Waſſerſpiegel, flog wahrſcheinlich hinein, mit dem Geſpielen zu ſchnäbeln, und fand ſeinen Tod. Ich geſtehe es gern, es war viel Schwachheit, daß ich um mein treues Grasmückchen Tränen vergoß, aber ſie floſſen reichlich, vielleicht

auch darum deſto williger, weil wir eben, unſers Lehrers wegen, hilflos unter dem Drucke ſeufzten.

Bei ſeiner Zurückkunft ſprach P. Beda: „Brüder, ich darf zwar nur noch bis zum Ende dieſes Jahres euer Lehrer ſein, aber wenn ihr mir verſprecht, fleißig zu ſtudieren, ſo verſpreche ich hingegen, euch die ganze Theologie vollends zu dozieren.“ Einſtimmig und mit Freuden verſprachen wir es, und er hielt Wort, ſo genau als es ihm möglich war. Nur den Tractat de Sacramentis konnte er wegen Mangel der Zeit nicht mehr ganz vollenden.

Ich war noch nicht lange aus dem Noviziate getreten, da ging ich einſt nach Tiſche in den Kloſtergarten. Unter der Pforte hatte ein Mann, der mit Büchern auf dem Lande umherzog und einen kleinen Handel trieb, ſeinen Kram auf Brettern ausgelegt. Viele Mönche ſtanden um ihn, blätterten in den Schriften und wählten ſich anziehende Broſchüren. Unter andern ergriff auch der P. Bibliothekar Siegwarts Kloſtergeſchichte und fragte mich, ob ich glaube, daß das Buch etwas Schönes enthalte? Mir war, als hätte ich dies Werk ſchon einmal loben gehört, ich riet ihm alſo dreiſt, es zu kaufen, denn es enthalte ſchöne Dinge. Er kaufte es wirklich, aber lange konnte ich es nicht mehr zu Geſicht bekommen, denn er dachte nicht ohne allen Grund, es ſei für junge Herzen allzu zärtlich und zu erweichend geſchrieben. Sorgfältig hielt er es deshalb in ſeinem Pulte verborgen; nur einmal gab er es einem ſeiner Vertrauten aus beſonderer Freundſchaft zu leſen, aber ſein Vertrauter war auch der meinige und konnte mir nicht genug rühmen, wie reizend und rührend dieſes Buch geſchrieben ſei. Auf mein dringendes Bitten lieh er mir's dann, aber nicht länger als auf einen Tag und eine Nacht; ſogleich machte ich mich mit einer Art Heißhunger darüber her und ruhte nicht, bis ich es ganz durchlaufen hatte. Nie glaubte ich etwas ſo Hinreißendes ge-

leſen zu haben, und die lieblichen Szenen, die darin gezeichnet waren, ſchwebten mir von nun an, ich mochte wachen oder träumen, beſtändig vor Augen. Ich dachte, es müßte ein Vorſchmack des Himmels ſein, von einem ſo liebenswürdigen Geſchöpfe wie Thereſe oder Marianne ſo rein und herzlich geliebt zu ſein. Ein gewiſſes ſtilles Sehnen beunruhigte mein Herz, und meine Blicke ſuchten überall das edle Weſen auf, das fähig wäre, meine zärtlichen Gefühle zu erwidern. Immer, wenn wir in den Garten gingen, war ich gern im Grünen umhergehüpft und unter Bäumen gewandelt, aber jetzt ſuchte ich am liebſten ſtille Plätzchen im Graſe oder heimliche Raſen im dichteſten Buſche der verwilderten Baumſchule; dort ſaß ich, belauſchte die Käferchen, die ſich im Haine der Gräſer liebend verfolgten, horchte dem Liede der Nachtigall oder der Grasmücke ſo aufmerkſam zu, wie vorher nie, ſchrieb Fragmente meiner Empfindungen und überließ mich meinen Phantaſien, die immer umherſchwärmten und zu fragen ſchienen:

„O, die du künftig mich liebſt, o, du aus allen erkoren! Sag, wo dein fliehender Fuß ohne mich einſam jetzt irrt!“ Manchmal erſchreckte mich wohl der ängſtliche Gedanke: „Ach, wenn du ſie auch findeſt, ſo darfſt du ſie doch nicht lieben, du biſt ja ein Mönch!“ Aber ſogleich war ich mit der Antwort da: „O, meine Liebe ſoll rein ſein, wie die der Engel, und dieſe kann Gott nicht mißfallen, ſie wird mich vielmehr im Guten ſtärken und mich über alle niedrigen Gefühle erheben.“ Oft wagte ich's bei Prozeſſionen, wenn unſer Zug ſich langſam durch ganze Reihen blühender Jungfrauen dahinwälzte, unter den Augenwimpern forſchend hervorzublinzeln und mit ſchüchternem, flüchtigem Blicke das Antlitz zu ſuchen, auf dem jene Herzensgüte und frohe Sittſamkeit ausgedrückt ſein würde, die das Ideal in meiner Seele ſo liebenswürdig machte. War von ſchönen

Mädchen irgendwo die Rede, ſo horchte ich mit geſpanntem Ohre und merkte mir genau die Namen der ſchönſten. Wenn uns der Prior dann, Paar und Paar, vor die Stadt hinaustrieb, forſchte ich im Vorübergehen an den Häuſern mit verſtohlenem, aber gierigem Blicke, ob ich nicht die geprieſenen Schönheiten ſehen und prüfen könnte, ob ſie auch ſo gebildet und geſittet wären, als ich es wünſchte. Umſonſt war lange mein Forſchen.

Erſt im Jahre 1780 fügte es ſich, daß zwei meiner Mitbrüder, als neugeweihte Prieſter, mit gewöhnlicher Feierlichkeit ihre erſte Meſſe laſen oder primizierten. Bei dergleichen Anläſſen werden von jedem Primizianten ſeine Verwandten zu Gaſte gebeten, und diesmal, hieß es, würde eines der ſchönſten und eingezogenſten Mädchen der Stadt dabei erſcheinen. Mit ſehnlichem Verlangen erwartete ich alſo den anberaumten Feſttag. Nach geendigtem Gottesdienſte läutete man zur Tafel; mein Herz pochte mir, beinahe bebend ging ich in den Speiſeſaal und ſuchte mit meinen Blicken das ſchöne Mädchen auf. O, wie ward ich da entzückt! Ihre ſchöne Bildung, ihr heiteres Weſen, ihre Munterkeit und holde Sittſamkeit übertrafen bei weitem meine Erwartung. Sie grüßte mich überaus freundlich, als ſie an mir vorüberging, um weit oben an der Tafel Platz zu nehmen, weil ſie wußte, daß ich ein inniger Freund ihres Verwandten war. Ich vermochte in froher Betroffenheit ihren Gruß kaum mit einigen Worten zu erwidern und beobachtete ſie, die ganze Tiſchzeit über, ſo oft es unbelauſcht geſchehen konnte, mit unermüdeter Aufmerkſamkeit und immer wachſendem Wohlgefallen. Das ſanfte Feuer ihrer ſchönen Augen, die Roſen ihrer vollblühenden Wangen, der küßliche Mund, das beinahe blonde Haar, ihr ganzer, zwar nicht hoher, aber ſchön proportionierter Wuchs, noch mehr aber ihr einnehmendes Betragen, ihre Äußerungen voll leichten Witzes und ſanften

Frohsinns, mit einer zarten, jungfräulichen Stimme und einem Alter von achtzehn Jahren vereint, bezauberten mich ganz. Nach aufgehobener Tafel wünschte ich lange, mit ihr in ein Gespräch verwickelt zu werden, und schlich mich zu diesem Zwecke unablässig, aber wie ohne Absicht, um den zahlreichen Zirkel von Gesellschaftern her, die sie beständig umgaben. Allein das Gedränge um sie und größtenteils meine eigene Schüchternheit vereitelten immer das Gelingen meines Vorhabens. Die Glocke rief mich endlich gar in den Chor, den ich niemals so ungern besuchte als diesmal.

Erst nach der Abendtafel fand ich Gelegenheit, mit meiner Angebeteten zu sprechen. Ich hatte sie immer mit forschenden Augen bewacht. Endlich ließ Frater Gregor, ein guter Klavierspieler und hübscher junger Mann, sein Klavier in das an den Saal grenzende Nebenzimmer bringen, spielte den Frauenzimmern, die ihn aufgefordert hatten, mehrere Sonaten vor und sang abwechselnd mit mir frohe Lieder. Auch mein schönes Mädchen stand mit holder Freundlichkeit dem Frater Gregor zur Seite, den sie wirklich in Affektion genommen zu haben schien. Allmählich zog sich alles in den Saal zu Tanz und Pfänderspielen zurück. Nur Minchen, so will ich künftig meine Liebe nennen — nur sie, Gregor und ich blieben im offenen Nebenzimmer. Daß ich vielleicht eine überzählige, beschwerliche Person spielte, fiel mir damals gar nicht ein. Ihre Rechte nachlässig über Gregors Sessel gelehnt, stand sie da und horchte den muntern Akkorden. Zitternd ergriff ich, nach langem Besinnen, am Ende des Stückes ihr nachlässig hängendes Händchen, küßte es sanft und forschte in ihren Augen, ob sie es auch übelgenommen hätte. „Machen Sie mir nur keine saure Miene," sagte ich, „der Freund des Vetters darf wohl auch der Freund seiner hübschen Base sein! Und wer kann Sie sehen, ohne Ihr Freund zu

werden?“ Freundlich lächelte ſie und entzog mir ihre Hand nicht. So wurden wir nach und nach in ein weitläufiges Geſpräch verwickelt, bei dem uns Gregor treulich Geſellſchaft leiſtete. Aber das Mädchen, ſo oft ſie auch von einem Schwarme Herbeieilender zum Spiele gerufen ward, verließ doch ihren Sitz in unſrer Mitte nicht, ſchien Anteil an meinem, noch mehr aber an Gregors freundlichem Geplauder zu nehmen, erzählte von mancherlei wichtigen Kleinigkeiten und verließ uns nicht eher, als bis ſie von ihren Eltern nachts um zwei Uhr aufgefordert ward, mit ihnen nach Hauſe zu kehren. Kurz vor dem Abſchiede ſagte ich ihr: „Ich wüßte wohl aus dem Munde ihres Herrn Vetters, daß ſie eine geſchickte Briefſtellerin wäre; was ſie wohl tun würde, wenn ich es einmal wagen ſollte, ſie wirklich ſelbſt auf die Probe zu ſtellen?“ — Scherzend antwortete ſie: „Die Probe ſollte mich teuer zu ſtehen kommen, ſie würde alle Kräfte aufbieten, nicht um ſich als geſchickte Briefſtellerin zu zeigen, denn das wäre ihr gewiß unmöglich, ſondern um mich für meinen Vorwitz durch recht viel elendes Geſchreibe zu beſtrafen.“ In dieſem Zuſtande empfand ich es doppelt lebhaft, daß ein Freund eine große Wohltat ſei! Der Verwandte des Mädchens und ich waren einander ſchon lange gut; wir ſaßen faſt jeden Abend beiſammen, kürzten die Zeit mit traulichem Geſchwätze und goſſen unſere Klagen jeder in des andern teilnehmendes Herz aus. Schon von Anbeginn unſers Kloſterlebens hatten uns gleiche Neigungen und eine gleiche Stimmung der Seelen näher als unſre Mitnovizen vereinigt, und nun machte die Liebe vollends unſre Freundſchaft zum engſten unzerreißlichen Bande. So hoch ich ſeine ſchöne, ältere Baſe ſchätzte, ſo innig hing ſein Herz an ihrer um ein Jahr jüngern Schweſter. Nun kaufte ich, ſobald ein Savoyard in unſerm Kloſter erſchien, ein kleines Etui, ſo artig es eben zu haben war, und ſchrieb

etwas Schmeichelhaftes in das Schreibtäfelchen, wog aber die Worte mit vieler Vorsicht so ab, daß ihr Inhalt zwar viel sagte, doch nicht geradezu als eine Liebeserklärung angesehen werden konnte, denn ich wollte mir einen sichern Rückweg offen lassen, wenn das Mädchen meine Gesinnungen nicht so gütig aufnehmen würde, als ich wünschte. Als nun mein Freund eben ein kleines Geschenk für seine Geliebte, die ich Malchen nennen will, in ein Papier packte, bewog ich ihn, demselben auch das meinige an Minchen beizulegen. Von dem Geschriebenen im Schreibtäfelchen wußte er nichts und las nur den gleichgültigen, scherzhaften Zettel, den ich um das Etui gewickelt hatte. Bald erhielt ich zur Antwort ein Billet, das wirklich von der liebsten Hand geschrieben war. Aber als ich es durchlas, was war's? — Ein recht förmliches, aus einem Briefsteller kopiertes Danksagungsschreiben. Geschwinde verfaßte ich wieder einen kleinen Zettel, in dem ich, mutwillig genug, sagte: „Ich besäße eben denselben Briefsteller, den Minchen bei Händen habe; in Zukunft dürfte sie sich nimmer die Mühe nehmen, die Antworten weitläufig nachzuschreiben, sie sollte nur Seitenzahl und Nummer des Briefes auf ein Blättchen setzen, so wüßte ich ja hinlänglich, woran ich wäre. Freilich würde ich ein paar Worte, die aus ihrem Kopfe oder Herzen kämen, höher schätzen, als hundert Briefsteller, allein ich müßte es ihrem Belieben überlassen, welche Einrichtung sie treffen wollte." Diese Schnurre vergnügte meinen Freund, und er legte seinem nächsten Schreiben an seine Verwandten auch das meinige bei.

Minchen antwortete bald wieder und zwar, ohne sich an ihren Briefsteller zu halten: „Mit den Herrn Bücherkennern sei doch gar nicht auszukommen; sie habe sich gescheut, mit ihrem eigenen Konzept vor mir zu erscheinen und sich deshalb heimlich um einen Wortführer umgesehen,

nun merke sie aber, daß sie, statt damit etwas zu gewinnen, vielmehr sich selbst ganz um mein schmeichelhaftes Vorurteil gebracht habe, daß sie artige Briefe schreiben könne. Jedoch, da sie nun einmal verraten sei und sich gedrungen sehe, mir mit diesem Billet wirklich eine Probe ihrer Unerfahrenheit zu liefern, so hoffe sie, ich werde ihren Fehler gütig rügen und sie mit eben der freundschaftlichen Gesinnung, mit der ich ihrem Vetter zugetan sei, ihre Schreibart aufrichtig verbessern lehren." Der Brief enthielt freilich manchen orthographischen und grammatikalischen Schnitzer, allein ich bemerkte sie kaum, und sein Inhalt war doch in der Tat so artig und die Schreiberin so schön, daß ich nicht satt werden konnte, ihn zu lesen und wieder zu lesen, zu küssen und an mein Herz zu drücken. Weit entfernt, Minchen mit Anzeige irgendeines Schreibfehlers zu schrecken, lobte ich vielmehr die Artigkeit ihres Konzepts, munterte sie auf, zur Übung mich öfters mit einem Briefchen zu beglücken und fügte scherzhaft hinzu: „Wenn ich jemals Fehler entdecken würde, so sollte sie nur versichert sein, daß ich sie strenge zu rügen wüßte." So entstand ein Briefwechsel unter uns, der von Woche zu Woche immer zärtlicher ward. Der Vater des Mädchens las anfangs jedes Billet fleißig durch, lächelte über den unschuldigen Inhalt und machte gern den Träger, weil er davon viel mehr Nutzen als Schaden für seine Töchter erwarten konnte. „Es ist mir gar lieb," sagte er öfters, wenn er an Feiertagen uns besuchte und beim Glas Wein auf unsre dringenden Fragen von seinen beiden Töchtern erzählte: „gar lieb ist's mir, daß die Mädchen seit einiger Zeit so gern Briefe schreiben, so bleiben sie mir hübsch zu Hause und lernen dabei etwas Nützliches."

Von nun an kamen Minchen und ihre Schwester täglich in die Klosterkirche zur Messe meines Freundes, der bereits Priester war. Genau wußte ich, wann sie erscheinen

würden, und eilte dann entweder oben auf die Galerie der Kirche oder in ein unbewohntes Zimmer, in welchem durch die dicke Kirchenmauer ein Fensterchen ausgehauen war, durch das man die Betenden ungesehen und ganz nahe beobachten konnte. Wenn es sich fügte, daß eben auch andre Mönche auf den Galerien die Messe anhörten, so rasselten sie manchmal mit ihren gekettelten Rosenkränzen an dem Vordergeländer so laut, daß die Mädchen unten in der Kirche sich umwandten und emporschauten. Bei jedem solchen Gerassel bog ich mich scheu zurück und glaubte, Minchen würde mich hassen, wenn ich während des Gottesdienstes mich so ungezogen betrüge. Sie schaute auch nur selten empor, verrichtete ruhig und mit niedergeschlagenen Augen ihr Gebet und grüßte mich nur im Weggehen, wenn sie zur Kirchentür zurückwandelte, schnell und sittsam mit sanft erhobenem Blick. O, wie ward ich gerührt, wenn ich das schöne Kind so andächtig sah! Nie in meinem Leben hab' ich so oft und so feurig gebetet, als in diesem Zeitraum süßer, reiner Liebe. Nachts schlich ich oft durch die sogenannte Gruft (eine tieferliegende Nebenkapelle) in die Kirche und kniete vor den Altar hin, gerade an das Plätzchen in den Stühlen, wo ich Minchen kniend gesehen hatte, fühlte mich glücklich, dort knien zu können, und überließ mich meinen süßen Gefühlen.

„O Vater aller Wesen!" dies war mein Gebet, „du Geber alles Glückes! Hier knie ich an der heiligen Stelle, wo meines Minchens Andacht geflammt hat! Du hast sie so schön geformt, so liebenswürdig gebildet und siehest mein Herz, daß es rein ist, und sich seiner Triebe nicht vor dir zu schämen hat! O, laß uns durch Liebe glücklich sein! Nie kann ich zwar zu ihrem Besitze gelangen, aber es ist schon Wonne, einem so lieben Geschöpfe auch nur wert zu sein. O, bewahre mein Herz, ihr Herz immer vor

jedem ſträflichen Verlangen und laß die Reinigkeit unſrer Gefühle nie durch etwas Unedles entweiht, nie durch den törichten Spott andrer, die uns mißverſtehen könnten, getrübt werden; mache uns glücklich, himmliſcher Vater! mache mein Minchen glücklich, führe ſie einem Manne in die Arme, der ſie ſo liebt wie ich. (Oft begannen hier meine Tränen unaufhaltſam zu ſtrömen.) Ach, ohne Mann wird ſie doch nicht glücklich! O, lenke du ihr Schickſal, gütigſter Vater aller! Lenke auch mein Schickſal nach deiner unendlichen Güte, laß unſre reine, ſüße Liebe nie, o Vater, laß ſie nie erſterben und ſegne uns, ſegne uns!" Da überſtrömte gewöhnlich das Übermaß ſich kreuzender ſüßer und ſchmerzlicher Empfindungen ſo ſehr mein Herz, daß ich nichts mehr deutlich denken, ſondern nur weinen konnte.

Niemals betete ich nun, ohne meines Minchens, zugleich mit meinen Eltern und Wohltätern, und zwar mit der höchſten Innigkeit zu gedenken.

Nach langem Sehnen und vielen mißlungenen Verſuchen gelang es meinem Freunde, die Erlaubnis auszuwirken, daß ich ihn auf einen Nachmittagsbeſuch zu ſeinen Verwandten begleiten durfte. Mit dem neueſten Habit bekleidet, voll Erwartung und mit klopfendem Herzen, nahten wir uns der glücklichen Wohnung unſrer Lieben. Ein Freudengeſchrei der überraſchten Mädchen bewillkommte uns. Beide ſchienen entzückt zu ſein, uns zu ſehen. O! wie weit zärtlicher ſprachen nun Minchens Augen, als am Primizabend, da ich ſie zum erſtenmal ſah! Mehr als freundlich drückte ſie mir die Hand. Wir ſchloſſen einen bunten Kreis um den Tiſch her, der Vater ſetzte ſich ſcherzend zu ſeiner Gattin, Malchen neben meinen Freund und Minchen an meine Seite. Da wurden Geſundheiten getrunken, von ſo heißen Wünſchen begleitet, als ich noch nie empfunden, viel weniger ausgebracht

hatte. Kosend hielt ich Minchens weiche warme Hand und sagte ihr, so gut es vor den übrigen angehen wollte, wie sehr glücklich ich sei. Ihre sanften Blicke voll Güte antworteten auch mir weit zärtlicher, als ich zu hoffen gewagt hatte. Dann erhoben wir uns, und die Mädchen zeigten uns ihre netten Zimmerchen mit den vollen, ausgeschmückten Kästen; mein Freund nahm seinem Malchen spaßend ein glänzendes Spielzeug weg, das sie der hübschen Arbeit wegen noch immer aufbewahrt hatte, sie verfolgte ihn schäkernd und wollte das Spielzeug wieder haben. So blieben Minchen und ich allein im kleinen Zimmer. Mit fragenden, bittenden, feuchten Blicken sah ich sie an, schlang bebend meinen Arm um sie und drückte den ersten Kuß der Liebe auf ihre glühenden Wangen. Sanft bog sie ihr schönes Angesicht ein wenig weg, blickte mich einen Augenblick mit entzückendem Lächeln an und bot mir den duftenden Mund so wunderfreundlich dar, daß ich wonnetrunken meine Lippen auf die ihrigen drückte, von ihrem süßen, warmen Gegendrucke bezaubert, Atem und Leben vergaß und mit heißer, zuckender Inbrunst die schöne Brust des Mädchens an mein lautschlagendes Herz preßte. Jetzt jagten sich die beiden Schäkernden zurück, und wir begleiteten sie mit näher vertrauten, inniger als vorher verketteten Seelen zur Gesellschaft. Im Gefühle meines Glückes brachte ich den Rest des Besuches heiterer, fröhlicher und aufgelegter zu Scherz und Mutwillen hin, und als ich nach Hause kehrte, hätte ich jeden, der mir begegnete, stolz und mutig fragen mögen: bin ich nicht glücklicher als du?

Aber als nach der Zurückkunft in die Klostermauern der erste Rausch der Freude verflogen war, da fühlte ich nur desto inniger das Drückende meiner Fesseln und die Beschwerlichkeiten eines Standes, der mich verpflichtete, so unaussprechlich süßem Genusse, als der Besitz eines so liebenswürdigen Geschöpfes nach meinem Sinne täglich

gewähren mußte, in der Hauptſache zu entſagen. Deſto eifriger betete ich. —

Bald darauf ſchickte mir München eine Aderlaßbinde zum Geſchenk, denn ſie hatte vernommen, daß wir nächſtens die Aderläſſe haben würden. Ich hatte noch niemals Blut gelaſſen und würde auch jetzt nicht daran gedacht haben, es zu tun, wäre die hübſche Binde nicht geweſen. Aber es dünkte mich, es müßte ſo angenehm ſein, ſie um den Arm gebunden zu fühlen, daß ich mich nicht enthalten konnte, in das Meditationszimmer, wo der Arzt und die Chirurgen ſamt den Aderläſſern verſammelt waren, zu treten und nachzuſehen, ob es denn auch zu wagen wäre. Es kam mir ſo unbedeutend und leicht vor, daß ich die Worte fallen ließ: „Herr Doktor, meinen Sie, es könne mir ſchaden, wenn ich auch etliche Unzen herauslaſſe?“ „Nichts minder!“ erwiderte er, „du biſt ohnehin ein vollblütiger Geſelle! Nur her da! Wir müſſen einmal ſehen, was du für Blut haſt!“ Schnell hüpfte ich zur Tür hinaus, denn mich wandelte nun, da es Ernſt werden wollte, einige Furcht an. Der Doktor eilte mir nach zu meiner Zelle und klopfte, bis ich die Tür halb öffnete und gegen ſeine Zumutung, mir eine Ader ſchlagen zu laſſen, halb furchtſam, halb ſcherzend proteſtierte. Da kam eben der Prälat aus der Sakriſtei von der Meſſe herauf, näherte ſich unvermerkt uns Streitenden und fragte lächelnd, was es da gäbe? „Der Frater Bonifacius,“ antwortete der Doktor, „wollte eben zur Ader laſſen, aber da wandelte den Haſenfuß plötzlich die Furcht an, er entläuft und will uns nimmer ſitzen.“ „Marſch da, du Kleiner!“ ſagte der Prälat, „geh mit dem Doktor, man reißt dir den Kopf nicht ab!“ Ich mochte nun proteſtieren, ſoviel ich wollte, es ſei mein Ernſt nicht geweſen, Blut zu laſſen, ich bedürft' es auch nicht und habe noch niemals gelaſſen: kurz, ich mußte dem Doktor folgen und froh ſein, daß ſie mich meine hübſche

Binde geschwind noch in die Tasche stecken ließen. „Da sehen Sie ja, daß es ihm Ernst war," sagte der Doktor zum Prälaten, „er hat sich wirklich schon mit einer Binde versehen!" „Ei," dachte ich, „wenn ihr wüßtet, wie wert mir diese Binde ist! Ihr zuliebe folg' ich euch, sonst wollte ich mich so gut verbergen, daß ihr mich gewiß nimmer finden solltet." Die Ader wurde glücklich geöffnet, man ließ mir etliche Unzen Blut heraus und verband den Arm, sobald man merkte, daß mich eine Übelkeit anwandeln wollte. Mit einem ganz besonderen Wohlgefallen blickte ich meine Binde an und war insgeheim nicht wenig stolz, mit Fug einen Zierat tragen zu dürfen, an den meines Minchens schöne Hände mir zuliebe so viele Mühe verwandt hatten.

Am folgenden Tage führte der Herr Prälat seine Konventualen in das Schlößchen nach Münster, um dort in freier Luft einen fröhlichen Abend zu genießen. Das Flüßchen, die Kessel, strömt daran vorüber und ergießt sich, nicht gar fern davon, in die Donau. Ein Kahn am Ufer lud mich zum Schiffen ein, ich fuhr zwischen Gesträuchen, in denen die Vögel sangen, bis an die Mündung der Kessel, der raschere Donaustrom ergriff mich und riß mich Unvorsichtigen, der ich nicht genug Widerstand leisten konnte, eine Strecke mit sich fort, bis ich an eine Stelle kam, wo sich das Ufer krümmte und eine kleine Bucht gestaltete. Hier glückte es mir Zitterndem, den Kahn aufzuhalten und ihn allmählich wieder mit vieler Mühe ganz nahe am Ufer stromaufwärts zu leiten. Die Anstrengung und starke Bewegung hatte indes meine Aderlaßbinde losgemacht, und das Blut rann mir ganz warm zum Ärmel heraus. Ach, wie herzlich erschrak ich darüber! Schon schwamm mein Kahn wieder eine Strecke abwärts, da erhaschte ich in der Angst eine Staude, die vom Ufer in das Rinnsaal ragte, und zog sie eilig durch den Ring am Hinter-

teile des Kahnes. So hielt er feſt, und ich konnte mein Habit ausziehen und die Binde wieder befeſtigen. Vorſichtiger meinen Arm ſchonend, drängte ich nun den Kahn vollends am Ufer hinauf und verſuchte lange vergebens, in die Keſſel zu ſchiffen. Als es mir aber endlich gelungen war, band ich mein Fahrzeug an Stauden feſt, legte mich müde und matt nach der Länge hin ins hohe Gras am Ufer und ruhte dankend, daß ich dem Unglück entgangen war, eine gute Stunde aus. Sorgfältig wuſch ich dann das Blut von meinen Händen, aus meinen Kleidern und vom Kahne, damit nichts die Gefahr verraten möchte, in der ich geſchwebt hatte; denn ich mußte fürchten, im Falle mein Wageſtück kund würde, ſtrenge dafür gebüßt zu werden. Nur einigen guten Freunden, mit denen ich etwa eine Stunde nach dieſer Fahrt auf der Keſſel wieder hinabſchiffte, ſagte ich, daß mir kurz vorher die Ader geſprungen ſei, aber ohne ihnen die Veranlaſſung zu melden, zeigte ihnen meine blutige Binde und erſuchte ſie, mir dieſelbe von neuem ordentlich umzubinden. In die Nähe des großen Stroms wollte ich mich aber durchaus nimmer wagen. —

Weil Pater Beda nicht mehr unſer Lehrer ſein durfte, ernannte der Prälat einen andern Pater zum Profeſſor der Moral. Der gute Mann mochte ein wackerer Religioſe und etwas mehr ſein, als was man einen mittelmäßig gelehrten Kaſuiſten nennt, aber zum geſchickten Lehrer der chriſtlichen Sittenlehre hatte er wenig Anlage. Er las uns vor- und nachmittags eine Stunde lang aus ſeinen Heften vor und ließ es dabei bewenden. So trieben wir's bis in den Sommer. Da war es nie bequemer zu ſchlummern, als wenn der Profeſſor ſeine Lektion im dumpfen ſchläfrigen Baßtone einförmig herabmurmelte. Solange in ſeinem Auditorium noch ein offenes Auge war, las er geduldig fort, aber manchmal fügte es ſich, daß alle zuſammen nickten

und ſchnarchten, wenigſtens war das ſeine oftmalige laute Klage. In die Länge verdroß es ihn ſo ſehr, daß er uns faſt in jeder Lektion durch einen heftigen Verweis aus den Träumen aufſtörte. Dabei verlor er, wie natürlich, unſanfte Worte, die uns allmählich gegen ihn aufbrachten. Als er einmal gar zu ſtrenge auf uns herabdonnerte, unterredeten wir uns und beſchloſſen, ihn durch Einwürfe ſo in die Enge zu treiben, daß es ihm lieb ſein ſollte, wenn wir wieder ſchlafen würden, denn wir wußten gar wohl, daß ihm Pater Beda täglich alle Vorleſungen, völlig ausgearbeitet und ins reine geſchrieben, übergab, und daß er bei der Sache weiter nichts zu tun hatte, als den Vorleſer zu machen. Wir trieben es ſchließlich ſo weit, daß ihm die Vorleſungen über Moral entzogen wurden, wir aber den Befehl erhielten, jeder von uns ſollte ſie für ſich allein ſtudieren, um im Herbſte 1781 zur Weihe nach Augsburg ziehen zu können.

Mit dem Jahre 1781 ward ein neuer Prior ernannt. Der vorige war ein andächtiger Trinkbruder, dieſer von jeher der Hauptſpaßmacher des ganzen Konvents geweſen, ebenderſelbe, der mit den Mädchen Waden gemeſſen hatte und übrigens bei jedem luſtigen Anlaſſe den Hanswurſt machte. Aber er war ein vertrauter Anhänger des Prälaten und mußte nun, in Ermangelung eines andern Sujets, ſeine komiſchen Geſichtszüge zur gravitätiſchen Amtsmiene eines Priors, willig oder unwillig, zwingen. Kein Wunder, wenn er ſeine Würde alle Augenblicke vergaß und oft zum Zwiſchenſpiele ſich als den alten luſtigen Bruder zeigte. Manchmal rief er ſowohl mich als andre ſogar ins Priorat, zechte mit uns halbe Nächte durch und glaubte, durch dieſes Betragen unſre Zuneigung zu gewinnen und ſich Anhänger zu machen. Allein ſtatt deſſen machte er ſich verächtlich und gab uns Gelegenheit, ihn bei unſern kleinen oder größern Übertretungen der Regel, wo er mit

ſeinem Anſehen Ordnung hätte gebieten ſollen, ziemlich vertraut und ſchnöde heimzuweiſen. Da mußte er einſt den Prälaten auf einer Reiſe nach München begleiten, dort ward, wie gewöhnlich, alle Tage und Nächte ſo lange geſpielt, bis der Prälat am Spieltiſche gegen den Morgen zu einſchlief; in dieſen Umſtänden aber durfte ihn niemand wecken, wenn er nicht einen derben Zank gewinnen wollte. Da war der luſtige Prior einmal mutwillig genug, den Tiſch aus der Mitte des Saals wegzunehmen, dem ſchlafenden Prälaten die Strümpfe auszuziehen und ihn ſo im Lehnſeſſel, ungeachtet der kalten Nacht und ſeines podagriſchen Zuſtandes, verſpottet und einſam ſitzen zu laſſen, bis der Froſt ihn wecken würde. Dieſe Begegnung zog dem Täter die Ungnade des Prälaten zu; er ward zu meiner nicht geringen Zufriedenheit vom Priorate entlaſſen und ſpielte bald wieder mit neuer Munterkeit und ohne Zwang den Harlekin im Mönchshabit.

Während ſeines Priorats aber hatte mein Freund einſt ſein Malchen ſamt meinem Minchen und ihren beiden Eltern zu Gaſte gebeten. Gern erteilte ihm der Prior die Erlaubnis dazu, denn er kam des Jahrs höchſtens dreimal, um zu bitten, daß er ſeine weiblichen Verwandten zu einem Abendtrunke einladen dürfte. Wenigſtens ein Vierteljahr lang hatten wir uns auf dieſen glücklichen Tag gefreut. Was wir in unſrer Lage Gutes aufzutreiben wußten, ward in Bereitſchaft gehalten. Sie kamen. Ich durfte zwar nicht beim Empfange unter der Pforte ſein, weil ich in keiner allgemein gültigen Verbindung mit ihnen ſtand. Allein ich harrte mit klopfendem Herzen ihrer im Gaſtzimmer außer der Klauſur, wohin man dergleichen Gäſte zu führen pflegte. Mit der einnehmendſten Freundlichkeit lief Minchen auf mich zu, drückte mir zärtlich die Hand und ließ mich nicht von ihrer Seite, als wir um den runden Tiſch her unſre Plätze wählten. In ſüßen Ge-

ſprächen ſaßen wir da, die Herzen jedem Eindruck der Freude weit offen und ſo glücklich, als wir in einem halben Jahre nicht geweſen waren. Plötzlich trat der Konventdiener herein, ſagte mir etwas leiſe ins Ohr: „Frater Bonifacius, Sie ſollen ſogleich zum Prior kommen, er hat auskundſchaftet, daß Sie hier ſind, und läßt Sie rufen.“ Minchen vernahm die Worte ſo gut wie ich. Wir wurden blaß. „Ach Minchen, liebes Minchen!“ ſagte ich, und Tränen ſtiegen mir in die Augen, „ſo werd' ich weggeriſſen von deiner Seite? Und dieſer elende Menſch darf unſre beſten Freuden ſtören?“ Sie ergriff meine Hand, drückte ſie feurig an ihre Bruſt und zog mich inniger an ſich. „Ach, es iſt Rache,“ ſagte ſie, „der Prior wollte erſt vor kurzem, ich ſollte zu ihm auf ein Frühſtück kommen und ich kam nicht! O, Sie wiſſen es, Lieber, ich konnte nicht kommen, ich müßte mich vor mir ſelbſt ſchämen, wenn ich es könnte!“ Tränen ſchoſſen ihr in die Augen, ich zürnte, unſre Freunde drängten ſich um mich her, fragten allerlei, bedauerten mich, und Minchen folgte mir bis an die Türe, hielt mich feſt und wollte mich nicht laſſen. Weinend riß ich mich los, eilte in meine Zelle, um erſt die Tränen abzutrocknen, aber eine Art Wut ergriff mich, wie raſend vor Schmerz und Wehmut warf ich mich auf mein Bett, biß mit den Zähnen in die Decke, weinte laut und fühlte nichts als meinen Schmerz, nichts als das Unglück, ein Mönch zu ſein. Zum Prior ging ich nicht, kaum vermochte ich mit roten Augen in der Veſper zu erſcheinen, aber während derſelben faßte ich mich zum Teil wieder, machte mein Plänchen und entſchloß mich, nach geendigtem Chorgeſange ſogleich wieder zu Minchen zu gehen, unbemerkt, wenn es ſein könnte, oder wenn mich der Prior wieder bemerken würde, ihm alles mögliche Schmerzende und Beſchämende zu ſagen. Wirklich fügte es ſich, daß er mich auf meinem Gange antraf. Aber er ſagte kein Wort,

ließ mich ziehen und rief mich erſt den folgenden Tag ins Priorat, um meine Culpam zu bekennen, daß ich ohne Erlaubnis aus der Klauſur getreten ſei. Ich antwortete aufgebracht: „Ob er ſich noch erinnere, wie oft er mich zu tollen Trinkgelagen außer die Klauſur geführt habe? Es wundere mich, wie ſich ein ſolcher Mann herausnehmen könne, mir über etwas Verweiſe zu geben, das doch viel beſſer und untadelhafter ſei, als dasjenige Betragen, zu dem er mich oft ſelbſt zu ermuntern pflegte, aber ich wiſſe wohl, daß Eiferſucht keinen geringen Anteil an ſeinem religiöſen Eifer habe.“ Mit der Anzeige, daß ich mittags zur Buße den Wein karieren ſollte, entließ er mich. O, es war doch ſchade, daß es eben in der Macht eines ſolchen Mannes ſtehen mußte, unſre ſchöne Unterhaltung ſo ſchmerzlich unterbrechen zu dürfen. Nach der Veſper traf ich bereits alles verſtimmt an, und die Lebhaftigkeit unſrer Geſpräche fand ſich nicht wieder ein. Wir ſagten zwar einander ſo viel Zärtliches, als wir eben zu ſagen wußten, aber bald drückten wir, Minchen und ich einander mit naſſen Augen die Hände, bald ſuchten wir eine Art Ermunterung darin, daß wir bitter genug über den Störer unſrer Freuden ſpotteten. Manchmal ſaßen wir tiefſinnig in Gedanken und genoſſen ſchweigend unſer Gläschen und die Konfitüren. Als ich nach überſtandener Buße dem Prior gewöhnlichermaßen dankte, ſagte er: „Frater Bonifacius, Sie hätten ſehen ſollen, daß ich es nicht ſo böſe meinte, es ward mir angezeigt, daß Sie ins Gaſtzimmer geſchlichen ſeien, wohin doch niemand ohne Erlaubnis gehen ſoll, ich mußte Sie holen laſſen und ſtrafen. Aber als ich Ihnen nach der Veſper allein begegnete, da ließ ich Sie gehen, denn ich ſah wohl, daß mit einem Menſchen, der in der Wut war, nicht viel anzufangen ſein würde.“

Der Briefwechſel zwiſchen Minchen und mir dauerte ununterbrochen fort. Wenigſtens jeden Sonn- und Feier-

tag brachte ihr Vater einen Brief von ihr und nahm dagegen die meinigen mit ſich fort, denn täglich ſchrieb ich gewiß einen. Oft las ſie der Vater, oft las er ſie nicht, äußerte aber niemals einige Unzufriedenheit mit ihrem Inhalte. Dichten mochte ich in dieſer Zeit nicht, teils weil ich zu ſehr mit meinen wirklichen Empfindungen beſchäftigt war, teils weil ich nicht hoffte, daß Minchen an meinen Aufſätzen Freude haben würde. Selten reimte ich für ſie ein kleines Liedchen und legte es, in Noten geſetzt, meinen Briefen bei. Stoff zum Schreiben hatten wir mehr als zuviel. Jedes kleine Ereignis unſres Lebens intereſſierte uns gleich einer wichtigen Angelegenheit; jeder erhaltene Brief gebar einen neuen. Der Vater verriet uns manchen kleinen Umſtand, aus dem die ſchlauen Mädchen ein Geheimnis gemacht hatten. Abends, nach der Komplet, ſchlich ich gewöhnlich in die Zelle meines Freundes. Da unterhielten wir uns mit Erzählungen von unſern Geliebten, laſen einander Stellen aus ihren Briefen vor, taten aber ſo koſtbar damit, daß der eine nur ſelten den ganzen Inhalt eines Schreibens, welches an den andern gerichtet war, zu hören bekam. Wenn ich dann, etwa um halb zehn Uhr, zu meiner Zelle ſchlich, führte mich der Weg an dem obern Chor der Kirche vorüber. Da trat ich immer hinein, kniete dem Altare gegenüber, auf dem das Allerheiligſte aufbewahrt ward und betete mit Inbrunſt für mein Minchen.

Um uns auch in Geſellſchaft andrer von unſern Geliebten notdürftig unterhalten zu können, legte mein Freund ſeinem Malchen den Mannsnamen Anton bei, und ich nannte Minchen Michael. Sie ſchien mir ja doch ein Engel. Es war uns in dieſem Falle gar nicht um den ſchönſten Laut der Namen zu tun, ſondern wir glaubten, je rauher ſie klängen, deſto beſſer würden ſie unſrer Abſicht taugen. Wirklich ſprachen wir oft mitten unter

den Mönchen ſitzend von Michael und Anton, ohne daß jemand auf die Vermutung kam, das Geſpräch betreffe unſre lieben Mädchen.

Dieſer Rauſch der Liebe mochte etwa ein Jahr gedauert haben, da ſagte mir einſt mein Freund: „Wie würde es dir zu Mut werden, Bruder, wenn du auf einmal vernähmeſt, dein Minchen ſei Braut?“ — „Ich würde mich darüber freuen,“ antwortete ich behende, „wenn ſie nur einem guten Manne zuteil wird! Denn ich habe keinen andern Wunſch, als ſie glücklich zu ſehen. Ach, mit dieſem Gedanken bin ich ſchon lange vertraut!“ — „Du kannſt mir glauben,“ fuhr er fort, „es iſt wirklich ſo etwas im Werke, nur Minchen wollte das Jawort noch nicht geben. Der um ſie wirbt, iſt ein junger Witwer, welcher, um den Dienſt zu erhalten, vor ein paar Jahren eine etwas ältliche Frau ehelichen mußte und mit ihr immer in einigem Unfrieden lebte. (Da ging mir ein Stich durch's Herz.) Im Wochenbette ſtarb die Frau ſamt dem letzten Kinde und hinterließ nur einen einzigen bereits dreijährigen Knaben. Der Witwer iſt ein hübſcher, großer Mann, beſitzt ſchöne Mittel und bekleidet ein ergiebiges Amt. Vor einigen Tagen kam er in Z . . .'s Haus und warb förmlich um ſie. Dem Vater ſcheinen die gemachten Vorſchläge, des Heiratsgutes wegen, und überhaupt der ganze Antrag ſehr annehmbar.“ Dieſe Nachrichten erfüllten mich mit Unruhe, ich fühlte meine Bruſt beklemmt und äußerte alle Augenblicke von neuem meine Beſorgniſſe, Minchen könnte vielleicht mit dem Manne, der ſchon einmal in unfriedlicher Ehe gelebt hatte, nicht glücklich ſein. Selbſt die Stärke ſeines Körperbaues ſchien mir eine gültige Urſache zu ſein, ihn für einen allzu maſſiven, dem feingebauten Mädchen nicht anſtehenden Bräutigam zu erklären. Kurz, weil ich Minchen dem Freier mißgönnte, fand ich in meinem Sinne allerlei an ſeiner Perſon auszuſetzen. Die ganze Nacht

ſchlief ich nicht und trieb mich immer mit meinen ohne Zweifel etwas eiferſüchtigen Beſorgniſſen umher.

Am folgenden Tage, der ein Sonntag war, trat Minchens Vater wie gewöhnlich in meine Zelle und überreichte mir einen Brief von ſeiner Tochter. Seine Blicke ſchienen diesmal forſchender zu ſein als ſonſt, er beobachtete meine Mienen ſehr genau, als ich den Brief erbrach und durchlas. Sie ſchrieb mir:

„Sie finde ſich jetzt in einem ſehr großen Gedränge, und es falle ihr ſehr ſchmerzlich, mir von ſo unangenehmen Dingen ſchreiben zu müſſen, aber ſie habe doch keinen aufrichtigern Freund als mich und wiſſe in ihrer Verlegenheit nirgends beſſern Rat einzuholen, als bei mir. Wäre ihr nicht aus meinen Briefen bekannt, daß ich auf den Augenblick, da ihr zugemutet werden würde, ſich zu verehelichen, ſchon lange vorbereitet ſei, ſo würde ſie es nicht gewagt haben, jetzt ihr Anliegen mir vorzutragen."

Dann erzählte ſie mir, wie N. ſchon einige Zeit her ihr nachgegangen und vor einigen Tagen in ihrem Hauſe erſchienen ſei, um bei ihren Eltern förmlich um ſie zu werben. Nun wünſche der Vater, daß die Heirat geſchloſſen werde, auch die Mutter ſei nicht ungeneigt, und man dringe täglich in ſie, endlich ihr Jawort von ſich zu geben, allein der Mangel an näherer Bekanntſchaft mit dem Werbenden und die Beſorgnis, er könnte vielleicht auch mit ihr ebenſo unfreundlich leben als mit ſeiner vorigen Frau, uſw., halte ihre Zunge noch immer gebunden. Ich ſollte ihr doch aufrichtig raten, wie ſie ſich bei dieſen Umſtänden zu benehmen hätte.

„Ich ſehe wohl," ſagte der Vater, als ich mit dem Leſen fertig war, „daß dieſer Brief für Sie ſchmerzliche Neuigkeiten enthält, Sie ſind blaß, wie eine Leiche; aber ich hoffe, Sie werden ſich faſſen und bedenken, daß meine Tochter, wenn ſie ihre Verſorgung finden ſoll, doch einmal

in den Fall kommen mußte, von dem ſie Ihnen ſchreibt. Ich weiß, Sie wünſchen ſo ſehr als ich, daß das gute Mädchen glücklich werde. Sprechen Sie ihr Mut ein! Der Brautwerber iſt ein braver Mann, er arbeitet neben mir, ich hatte Gelegenheit genug, ihn genau kennen zu lernen. Seine Unzufriedenheit mit der vorigen Frau ſtammte größtenteils von dieſer her und kam nicht aus ſeinem eigenen Herzen. Sie war viel älter als er und eiferſüchtig und warf ihm täglich vor, er betrage ſich nicht ſo zärtlich, habe eine ganz andre Lebensart an ſich und ſchätze ſie weit weniger — als ihr erſter Mann. Daher kam das Mißvergnügen. Weil nun bei meiner Tochter dergleichen Anläſſe nicht vorhanden ſind, ſo hoffe ich, auch die ſchlimmen Folgen davon werden nicht ſtatthaben. Der Heiratskontrakt, den er vorſchlug, iſt für Minchen ſehr vorteilhaft, und ſolche Partien kommen nicht alle Tage. Reden Sie dem Mädchen zu, daß ſie den Mann nimmt, Ihnen folgt ſie gewiß."

So ſchwer es mir auch fiel, ſo verſprach ich doch, zu ſchreiben. Aber es dünkte mich, dem lieben Mädchen geradezu anzuraten: nimm ihn! hieße ihr wahres Intereſſe verraten. Ich ſchrieb unter anderm alſo: „Prüfen Sie ſich ſelbſt, liebſtes Minchen, ob Sie die Freundin des Mannes werden können, der nun das Glück ſeines Lebens mit Ihnen zu teilen wünſcht. Fragen Sie ſich, ob er würdig iſt, Ihr innigſter Vertrauter zu werden und Sie ſelbſt nebſt Ihrer ganzen Zuneigung zu beſitzen. Dieſe wichtigſte Angelegenheit Ihres Lebens iſt es wohl wert, daß Sie mit aller Sorgfalt zu Werke gehen. O, Minchen! der Gram würde mich verzehren, wenn ich jemals erfahren ſollte, daß Sie unglücklich ſind! Aber Sie waren immer ein tugendhaftes, liebenswürdiges Mädchen! Die Vorſehung wird es fügen, daß Sie glücklich werden. Längſt wiſſen Sie, daß ich glaube, im jungfräulichen Stande könne Ihr Glück nie vollſtändig ſein. Ein ſo geſundes,

wohlgebildetes Mädchen, wenn es annehmliche Anträge zum Heiraten erhält, hat auch die süße Pflicht auf sich, Mutter zu werden und schönen Kindern das Leben zu geben. Ach! Es muß unaussprechlich süß sein, so liebe, kleine Geschöpfe ans Herz drücken und sich sagen zu können: sie haben durch mich das Leben erhalten. O, Minchen, welches Entzücken würde mich ergreifen, wenn ich einst so glücklich wäre, Sie als liebende Mutter im Kreise Ihrer Kinder zu überraschen! Wie wollte ich die kleinen Engel, einen nach dem andern, an mein Herz drücken, küssen und mit Freudentränen benetzen und gleich einem liebenden Vater glücklich sein in dem Gedanken: du küssest Minchens Kinder, die schönen Kinder deiner Geliebten!"

Noch viel andres schrieb ich unter reichlich strömenden Zähren und übergab es Minchens Vater, der am Montage, morgens, meinen Brief zu holen wieder auf meine Zelle kam. Unausstehlich lang ward mir die Zeit, bis ich Nachricht erhielt, zu was sich Minchen entschlossen hätte. Tausendmal drängte sich der geheime Wunsch in mein Herz: o, möchte sie den unbekannten Mann abweisen, aber ebenso oft ward er von dem lauter tönenden Wunsche verdrängt: o, möchte sie, da sie doch einmal heiraten muß, durch die Verbindung mit diesem Manne glücklich werden. Jetzt beneidete ich ihn um den Besitz eines so liebenswürdigen Mädchens, empfand meine Verlassenheit doppelt lebhaft, wenn ich sie in seinen Armen dachte und glaubte, ein süßer Traum habe mich eine Weile getäuscht, nur, um mir meinen Zustand beim Erwachen durch das Abstechende noch unerträglicher zu machen. Nie wagte ich's, mit meiner Phantasie einen Blick in die Geheimnisse des Ehebettes zu tun, ohne heftig erschüttert zurückzuschauern und aufkeimenden Neid zu empfinden. Jetzt gab ich mir selbst Verweise, daß ich mich über ein Ereignis grämte, welches doch allein meine Geliebte zu ihrem wah-

ren Wohl leiten könnte. Dann ſtiegen wieder allerlei Beſorgniſſe und Zweifel, ob es auch zu ihrem Beſten ausſchlagen würde, in meiner Phantaſie empor; ich erblickte ſie weinend und verlaſſen im einſamen Zimmer oder ſah ſie wegen Kleinigkeiten unartig behandelt und empfand jedes Leiden, das ſie in meiner Vorſtellung traf, mit der innigſten Teilnahme. Daß ich dieſe Zeit über wenig ſchlief und nachts oft in die Kirche ſchlich, um dort meine Klagen und Gebete vor Gott auszuſchütten, wird jeder, demjenigen zufolge, was ich oben geſtand, leicht erraten. So wechſelten in meiner Seele Stürme, Sonnenſchein und trübe Stunden ab, bis mir am Sonntage Minchens Vater in einem düſtern Gange bei der Sakriſtei entgegenkam, ſchnell ein Briefchen in meine Hand drückte und ſtillſchweigend wieder davon eilte. Er ſchien den Anblick meiner Trauer nicht ertragen zu können. Im Briefchen ſtand etwa folgendes: „Lebe wohl, treuer, geliebter Freund! Mein Jawort iſt gegeben! Ach — nie kann ich dich vergeſſen! Ewig wird dein Andenken meinem Herzen teuer ſein! Habe Dank für ſo viel ſüße Empfindungen, die du in mir weckteſt! Habe Dank für alle deine Liebe! Zürne mir nicht! Vergiß mich nicht und verſage mir einſt deinen treuen Rat nicht, wenn ich deſſen bedarf. Du allein kannſt mein Troſt ſein, wenn ich unglücklich werden ſollte.“ Kaum hatte ich zu Ende geleſen, ſo ſank ich, übermannt von Wehmut, Liebe und ſchmerzlichen Gefühlen, wie ohnmächtig an die Wand hin. Erſt nach einer guten Weile erholte ich mich wieder und wankte in meine Zelle, um dort ungeſtört zu weinen.

Lange hatte ich nicht Kraft genug, mich zu faſſen. Endlich ſagte ich einmal zu mir ſelbſt: „Warum trauerſt du? Haſt du denn ſo viel verloren? Sie liebt dich ja noch! Und du darfſt ſie ja noch ebenſo rein, noch ebenſo innig lieben, wie vormals; keine unedle Begierde in dir hat je

den ſüßen Gedanken an ſie entheiligt, was hindert dich, auch in Zukunft ſo rein, ſo uneigennützig zu lieben? Faſſe Mut! Nur der Briefwechſel iſt dir unterſagt! Deine ſüßen Empfindungen werden zwar nicht mehr durch Minchens ſchöne Briefe geweckt werden, aber auch der Gedanke an ſie und ihre Vorzüge iſt herzerhebend und ſüß. Ermanne dich und lerne dein Schickſal ertragen, lerne dulden und miſſen." So ermunterte ich mich allmählich wieder, aber ſehr oft bekam ich neue Rückfälle in meine vorige Trauer.

Die Hochzeitfeier nahte ſich. Die Brautleute ſowohl, als die übrigen Hochzeitgäſte, tragen in der Gegend um Donauwörth, wenn ſie zur Trauung in die Kirche ziehen, eine Zitrone mit darinſtehendem Rosmarinſtrauße in der Hand. Sogleich nach der Trauung rief mich, ich weiß nicht mehr, welche vertraute Perſon aus Minchens Hauſe unter die Pforte und überreichte mir eine ſolche Zitrone mit dem Beiſatze: „Die Jungfer Braut läßt Sie freundlichſt grüßen und überſchickt Ihnen den Strauß und die Zitrone, die ſie bei der Trauung trug, zum Andenken." Ich vermochte kaum den Ausbruch meiner von neuem erwachenden ſchmerzlichen Gefühle zurückzuhalten, dankte geſchwinde für das richtige Überbringen des Geſchenks und eilte in meine Zelle, um dort, ohne mich vor jemandem ſchämen zu dürfen, meiner Wehmut Luft zu machen. Den Rosmarin ſetzte ich dann in einen Blumentopf am Fenſter, um ihn einwurzeln zu laſſen, pflegte ihn ſo ſorgfältig als möglich und begoß ihn ſo oft, daß er vielleicht eben deswegen nach vierzehn Tagen zu meinem nicht geringen Leidweſen verdarb. Viele Tage lang hielt ich mich, mit meinem Kummer allein, in der Zelle verſchloſſen, vermied alle Geſellſchaft und kam auch nur ſelten zu meinem Freunde.

Der lange Kampf widerſtrebender Empfindungen in mir wirkte auf meine Geſundheit ſo merklich, daß es meine

Mitbrüder mir endlich anſehen mußten und die Köpfe darüber zuſammenſteckten. Die Beſten entſchloſſen ſich, mich mit Liſt aus meiner Einſamkeit zu locken: Frater Amand klopfte an meine Zelle. Ich öffnete die Tür nur halb, aber er drängte ſich ſchnell zu mir hinein und ſagte: „Bonifacius! nimm deine Klarinette und komm ein wenig zum Frater Cöleſtin herüber, wir möchten gern *Muſik* machen.“ Ich ſträubte mich eine Weile, aber er ließ mir keine Ruhe, bis ich ging. Wirklich hatten ſich in Cöleſtins Zelle vier Mönche, Liebhaber der Muſik, verſammelt, um allerlei Stücke zu ſpielen und wahrſcheinlich in der Abſicht, mich dadurch aufzuheitern. „Warum gehſt du denn gar nicht mehr zu den Leuten?“ ſagten ſie, „höre auf, über dich ſelbſt zu brüten! Komm her da, hilf uns Muſik machen und zerſtreue dich!“ Ich ließ mich bereden, die zweite Klarinette zu blaſen. Wir ſpielten ein ſehr rührendes Adagio. Aber kaum war es zu Ende, ſo ſprach Frater Amand: „Wählet luſtigere Stücke, ſonſt wird uns der Frater Bonifacius nicht heiter, er ſitzt ja da, als wären ihm Spreuer geſät worden.“ Was er damit ſagen wollte, wird verſtändlich werden, wenn man weiß, daß in unſrer Gegend mutwillige Burſchen ſich manchmal den Spaß machen, vom Hauſe einer Verlobten bis zur Tür ihres verſchmähten Liebhabers Spreuer zu ſtreuen. Dieſe ſchmerzhafte Berührung der noch friſchen Wunden meines Herzens machte ſo widrigen Eindruck auf mich, daß mir nun während des Blaſens die Zähren unaufhaltſam über die Wangen ſtrömten. Vor Scham und Beklemmung wagte ich's kaum, emporzublicken, aber als ich es einmal wagte, ſah ich doch auf den meiſten Angeſichtern einen Zug von Mitleid ſchimmern. Dies gewährte mir einigen Troſt. Aber es dauerte noch eine geraume Zeit, bis ich mich wieder an den Umgang mit Menſchen gewöhnte.

Es mochte etwa ein Monat verſtrichen ſein, da traf

ich einſt, als ich zu meinem Freunde in die Zelle trat, Minchens Mann beim Beſuche an. Er war ein ſchöner, ſtattlicher Mann, mit einem heitern Auge und von offenem Weſen. Es ward mir bei ſeinem Anblicke gar ſeltſam zu Mute. Aber je näher ich ihn beobachtete, deſto zufriedener ſchlug mein Herz. „Es iſt mir ſehr lieb, Frater Bonifacius," ſo ſagte er, „daß ich Sie kennen lerne, mein Weibchen hat mir ſchon viel von Ihnen erzählt, ich las ſogar einige Ihrer Briefe." Man denke, wie ſehr ich betroffen war! „Sorgen Sie nur nicht," fuhr er fort, „daß ich deswegen etwa böſe auf Sie oder eiferſüchtig ſein werde: ich weiß gewiß, daß ich eine Jungfrau geheiratet habe, und daß Sie eine gute Zeitlang ihr Schutzengel geweſen ſind. Es wird mich ſehr freuen, wenn Sie meinem Minchen auch forthin gut bleiben und zugleich mein Freund werden wollen." Eine ſo einnehmende Anrede und die Nachrichten, die ich bereits von ſeinem liebreichen Betragen gegen Minchen erhalten hatte, gewannen ihm vollends mein ganzes Herz. Vergnügter, als ich lange geweſen war, brachte ich an ſeiner Seite den Abend hin. Und er war gütig genug, mir auf alle meine Fragen von Minchen ausführlichen Beſcheid zu geben und uns mit der ganzen Einrichtung ſeines Hausweſens bekannt zu machen. Bald wurden wir ſo vertraut, daß er mir ſogleich meine Bitte gewährte, am nächſten Sonntag den Abend auf meiner Zelle hinzubringen.

Mit vielen Grüßen beladen, kam er am beſtimmten Abend, von Minchens Vater begleitet, und mußte verſprechen, am nächſten Feiertag wieder zu kommen. Von nun an wechſelten mein Freund und ich miteinander ab, den einen Feiertag hatte er die Gäſte, den andern ich zu bewirten. Gern und freigebig befriedigten ſie jedesmal uns ungeſtüme Frager mit Erzählungen von unſern Lieben und brachten denſelben unſre kleinen Geſchenke und freund-

ſchaftlichen Briefchen. Der Vater beſtellte die Sachen meines Freundes an Malchen, Minchens Mann die meinigen an ſeine Frau. Beide überlieferten uns treulich wieder die Antworten. Oft luden ſie uns ein, daß wir auch ſie in ihren Wohnungen beſuchen ſollten. Etwa des Jahres dreimal gelang es uns, die Erlaubnis dazu zu erhalten. Ein ſolcher Tag war uns dann immer ein großes Freudenfeſt. Bei einem dieſer Beſuche in Minchens Hauſe ſaßen wir einſt im bunten Kreiſe beiſammen und waren ſo herzlich vergnügt, wie man es nur dann ſein kann, wenn man ſeine liebſten Wünſche erfüllt ſieht. Minchen ſaß neben mir, ich hielt ihre Hand in der meinigen, und wir blickten uns zärtlich an. Das bemerkte ihr Mann. Scherzend rief er uns zu: „Ich weiß wohl, daß ihr euch ehemals geküßt habt. Nicht wahr? Auch jetzt hättet ihr Luſt dazu? Tut es nur; ich will wegſchauen.“ Wirklich wandte er ſein Angeſicht weg. Aber wie konnten wir's wagen? Ich fürchtete beinahe, es möchte etwas Eiferſucht in ihm erwacht ſein. „Ich ſehe ſchon,“ fuhr er fort, „ihr habt den Mut nicht dazu!“ Flink hüpfte er auf, umſchlang ſein Weibchen und ſetzte ſie auf meinen Schoß, indem er ſprach: „Heuchelt nicht länger und küßt euch geſchwind!“ Minchen bot mir lächelnd die roſigen Lippen dar, und ich wagte es, ſie ſchnell zu küſſen, nicht ohne Scheu. Er ſchien ſich herzlich zu freuen, ſich ſelbſt einen ſolchen Sieg abgewonnen zu haben. Denn es mochte ihn keine geringe Überwindung koſten, uns dieſes Spiel zu erlauben.

Unmittelbar nach Ablegung der Kloſtergelübde hatte mich der ſchmerzende Zuſpruch des Prälaten, den er mir im Angeſichte meiner Eltern gab, von der Luſt, mich ferner als einen luſtigen Bruder und Zecher zu zeigen, abgeſchreckt. Die Übelkeit, die mich morgens in der Mette jedesmal quälte, wenn ich den Abend zuvor mehr als meine gewöhnliche Portion Wein genoſſen hatte, und das Gefühl,

daß es schändlich sei, ein Sklave der Unmäßigkeit zu werden, heilten mich vollends von der gefährlichen Neigung, mich durch den Genuß zu vielen Getränkes in eine behagliche Betäubung zu versetzen. Die Liebe aber machte mich zum abgesagten Feinde von dergleichen Ausschweifungen. Ich fand keinen Geschmack mehr an lärmenden Freuden, an Trinkgelagen oder tollen Spielen, sondern suchte meine Unterhaltung am liebsten im Kreise redlicher Bekannten, bei frohen Gesprächen, im Klostergarten, bei der schönen Natur oder im Anblick der reizenden Gegend von meinem Zellenfenster aus. Um mir im Winter Bewegung zu machen, lief ich nach Tische entweder auf den Kirchenturm oder sägte Holz im Holzgewölbe.

Auf einem dichtbelaubten Walnußbaume im Garten, der zwischen Haselgesträuchen stand und leicht zu ersteigen war, hatte ich mir eine Laube geflochten, wo ich manchmal in süßen Phantasien verloren mehrere Stunden lang saß, die Nachtigallen behorchte oder mit Bleistift Fragmente idyllenartiger Aufsätze schrieb, die ich dann wieder vernichtete oder in Minchens Briefe verflocht. Einst saß ich in meiner Laube und hörte, daß der Pater Prior mit einem andern Mönche die Terrassen, welche an meinem Baume vorüber zum Kegelplatze führten, herabstieg. Ich vernahm, daß sie vom Pater Beda sprachen und horchte etwas aufmerksamer auf ihre Worte. „Die Vorboten des neuen Heidentums müssen mir über Tisch vorgelesen werden," sagte der Prior, „mag dann der stolze Beda die Nase rümpfen, so viel er will, er soll sein Lob doch mit anhören müssen." Was ich aus dieser Rede machen sollte, wußte ich nicht, bis ich nach einigen Wochen die Vorboten des neuen Heidentums vom Exjesuiten Weißenbach im Refektorium auf der Kanzel fand und beim flüchtigen Durchblättern des Buches auf eine Stelle stieß, die bittere Ausfälle gegen den Pater Beda und seine

Schriften enthielt. Es fügte sich, daß ich, als Frater, eben die Dienste eines abwesenden Paters, welcher der Ordnung gemäß über Tisch hätte lesen sollen, übernehmen mußte, als die anzügliche Stelle gegen den mir so werten Mann abgelesen werden sollte. Der Pater Beda war gegenwärtig. Ruhig las ich bis an die Stelle, deren Inhalt für ihn so beleidigend war. Dann schlug ich das Buch zu, legte es weg, nahm Fleurys Kirchengeschichte von Parode ins Lateinische übersetzt, die sonst vorgelesen wurde, vor mich hin und fing nach einer kleinen Pause lateinisch zu lesen an. Der Prior rief mir zu, ich sollte im deutschen Buche fortfahren. Ich stieg von der Kanzel, trat zu ihm und sagte ihm ehrerbietig: „Das Buch enthalte Anzüglichkeiten gegen meinen ehemaligen Pater Professor, ich könne nicht fortfahren." „Und ich befehle Ihnen," erwiderte er aufgebracht, „Sie sollen sogleich fortfahren." „Herr Pater Prior!" sagte ich gelassen, aber fest, „diesmal gehorsame ich Ihnen nicht! Darüber muß der Herr Prälat entscheiden." Ich ging auf die Kanzel und las den Fleury vor. Kaum hatte ich nach Tische meine Mahlzeit eingenommen und war, weil mir der Regen das Spazieren im Garten verwehrte, ins Rekreationszimmer zu meinen Mitbrüdern gekommen, so trat der Prior mit stolzen und zornigen Mienen zu mir. „Frater Bonifacius!" sagte er, „hab' ich Ihm nicht befohlen, weiter zu lesen?"

Ich. Ja, Herr Pater Prior! Aber —

Der Prior. Schweig Er, und sag' Er mir, muß der Religiose seinem Obern nicht gehorsamen?

Ich. Allerdings, solange er nichts befiehlt, was offenbar wider die christliche Liebe läuft.

Der Prior. Was, Frater? Er will meine Befehle examinieren? Weiß Er nicht, daß Er am Altare blinden Gehorsam angelobet hat?

Ich. Nie konnte und durfte ich etwas andres ange-

loben, als was sich mit dem Gesetze der Liebe verträgt. Es heißt in der Schrift: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen."

Der Prior. Hab' ich Ihm etwas befohlen, das Gottes Geboten zuwiderläuft?

Ich. Wenn Sie wußten, daß eben eine Stelle vorgelesen werden sollte, welche für den Pater Beda, der bei Tische saß, beleidigende Sachen enthält, ja.

Der Prior. Hat Er zu entscheiden, ob etwas billig und recht ist, was die Obern für heilsam erachten?

Ich. Das wohl nicht, aber darüber kann und muß ich entscheiden, ob ich etwas Liebloses tun darf. Offenbar aber wär' es lieblos gewesen, eine so beleidigende Stelle, die einen unsrer verdientesten Mitbrüder schmerzen müßte, über Tisch vorzulesen und noch dazu in seiner Gegenwart.

Der Prior. Wenn sich's jeder Untergebene herausnehmen wollte, die Befehle der Obern zu bekritteln, wie Er sich's unterfteht, Er loser Frater, wohin würde es mit dem klösterlichen Gehorsam kommen?

Ich. Dahin, daß keine andern als vernünftige Befehle befolgt würden.

Der Prior. Wie, Er unverschämter Frater! Er will mir noch das Maul anhängen? Er will seinen Obern meistern? und macht mir Vorwürfe, daß ich liebloſe Befehle gebe? Ich will Seinen Spruch gegen Ihn wenden: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", d. h. man muß mehr Rücksicht auf die Liebe Gottes als die Liebe der Menschen nehmen. Pater Beda hat wider die Religion geschrieben, Weißenbach weiset ihn zurecht, so wie er's verdient, und Ihr meint, eine Stelle, die wieder gut machen kann, was Beda in manchen eurer Köpfe verdarb, solle nicht vorgelesen werden, und es laufe wider die christliche Liebe, einen Irrenden zurechtzuweisen? Nein, nein! Die Liebe der Religion, die Liebe Gottes muß siegen über

dieſe verkehrte Liebe der Menſchen. Ich befehle Ihm Frater, daß Er morgen dieſe Stelle deutlich und verſtändlich vorleſe und heute abend bei Tiſche für ſeine Unverſchämtheit und ſeinen ausgezeichneten Ungehorſam bei Waſſer und Brot auf dem Boden ſitze.

Ich. Auf dem Boden ſitzen werde ich, das wird mich nicht beſchimpfen, weil ich es nicht verdiene. Aber die Stelle leſe ich nicht vor.

Der Prior ſprach: „Das wollen wir ſehen!“ trabte in vollem Sturme zur Tür hinaus und eilte in die Abtei, um mich zu verklagen. Sogleich ward ich vorgerufen. Der Prälat ſtand, von ſeinen Hofpatribus umringt, im Saale, hielt mir eine derbe Strafpredigt, daß ich mich unterſtanden hätte, gegen den Pater Prior einen formalen Ungehorſam zu bezeigen und ihm nachher noch vor allen Anweſenden grob zu begegnen. Kühn und unbefangen erzählte ich den ganzen Hergang der Sache, und der Prälat machte große Augen und fixierte den Prior mit ſcharfen Blicken. Dieſer berief ſich auf Zeugen, daß ich behauptet habe, der blinde Gehorſam ſtreite gegen Gottes Gebot, und daß ich ihm Grobheiten geſagt habe. Man rief die Zeugen herbei. Vier redeten ſich aus, ſie könnten ſich der von mir gebrauchten Ausdrücke nicht mehr ſo genau erinnern. Ein fünfter aber ſchlug auf ſeine Bruſt und beteuerte bei ſeiner prieſterlichen Würde, daß er mich alles dasjenige, deſſen mich der Prior bezichtigte, ſagen gehört habe. Dies brachte mich vollends auf. „Ich begreife nicht,“ ſagte ich trotzig, „wie es Ihre prieſterliche Würde unmöglich machen ſollte, daß Sie ein Lügner ſind. Schon öfters haben Sie gelogen, und diesmal logen Sie bei Ihrer prieſterlichen Würde.“ Der Prälat ſtutzte. „Frater Bonifacius!“ ſagte er ernſthaft, „Er zeigt es nun vor meinen eigenen Augen, daß Er ein hitziger, unbeſonnener Menſch iſt. Weil Er ſich unterſtanden hat, formaliter Seinem Obern den Ge-

horſam aufzukünden und ihm unehrerbietig zu begegnen, ſo ſoll Er bei Tiſche nicht nur einmal, ſondern drei Tage lang bei Waſſer und Brot auf dem Boden ſitzen." „Ich bin ſtolz auf dieſe Buße," erwiderte ich, „denn ich leide, weil ich recht tat." „Wie, Frater!" rief der Prälat, „Er unterfängt ſich, Seiner Obern zu ſpotten? Nun ſoll Er nicht nur drei, ſondern acht Tage bei Waſſer und Brot auf dem Boden ſitzen! Ich will Ihn ſchon mürbe machen! Was gilt's, der Stolz ſoll Ihm vergehen!" Ich ging und ſaß drei Tage lang. Am dritten Abend kam des Prälaten Kammerdiener, der ſonſt mein guter Freund war, auf meine Zelle. „Bonifacius!" ſagte er nach manchem Umſchweife, „du biſt doch gar zu eigenſinnig! Warum bitteſt du den gnädigen Herrn nicht, daß er dir die Buße erläßt? Es verdrießt ihn, glaube mir's!" „Mag's doch," ſagte ich, „es könnte mich wohl mehr verdrießen, daß er mich ſo behandelte, und kann er mir mit Billigkeit zürnen, wenn ich tue, wie er befohlen hat?" „Sei nicht ſtörriſch und wunderlich," erwiderte er, „und komm! Er iſt jetzt ganz anders berichtet." „Deſto beſſer!" ſprach ich, „ſo weiß er, was er zu tun hat, ohne daß ich erſt bitten darf." Ich ging nicht mit ihm. Nach ein paar Stunden kam er wieder: „Bonifacius! geh mit!" ſagte er, „der gnädige Herr will, du ſollſt kommen!" „Wenn er's befiehlt," ſagte ich, „ſo gehe ich."

„Er iſt doch ein eigenſinniger Menſch," fing der Prälat mit lächelnder Miene an, als ich in die Abtei trat, „ich glaube, Er äße ganze Monate lang auf dem Boden, ohne daß ihm ſein Starrkopf bräche. Aber diesmal mag's hingehen! Ich erfahre, nachdem ich das Buch geleſen und nähere Erkundigung eingezogen habe, daß Er nicht ſo unrecht hatte. Aber Seine raſche Art mußte doch geſtraft werden; was Ihm zuviel geſchah, will ich Ihm auf andern Wegen vergüten. Er ſoll mit mir zufrieden ſein. Zum

Anfang nehm' Er für die Unbill, die Er erduldet hat, dies Geſchenk und vergeb Er denen, die Ihn beleidigt haben!"

Zähren liefen mir jetzt über die Wangen. „Ich danke Ihnen, gnädiger Herr!" ſtammelte ich, „für die Güte, mit der Sie mich behandeln! Aber ich bitte, nehmen Sie das Geſchenk zurück. Unbilden laſſen ſich nicht abkaufen, und Sie haben mir keine angetan, nur mein Kläger und ſein falſcher Zeuge ſind daran ſchuld." „Meiner!" erwiderte er, „wenn du den Dukaten nicht nimmſt, ſo glaube ich, du hegeſt noch Groll gegen mich im Herzen! Nimm ihn und glaube, es iſt nur der Anfang von dem, was ich für dich tun werde." Da nahm ich das Geſchenk und erfuhr nun zum erſtenmal aus ſeinem Munde, daß er mich nach Eichſtädt ſchicken wolle, um dort unter der Anleitung des Exjeſuiten Pickel, der ſich in Ingolſtadt als Lehrer der Aſtronomie uſw. großen Ruhm erworben hatte, in der Mathematik vollſtändigen Unterricht zu erhalten und dann zu Hauſe als Profeſſor angeſtellt zu werden. Dieſe Ankündigung erfüllte mich mit der innigſten Freude, denn ich hatte nun die froheſten Ausſichten, meine angelegenſten Wünſche erfüllt zu ſehen. Mir winkte das glückliche Los, in den Wiſſenſchaften beträchtliche Fortſchritte machen zu können, ein paar Jahre der Freiheit und des Umgangs mit beſſern Menſchen genießen und bei meiner Zurückkunft eine ehrenhafte Stelle, mit welcher die Befreiung von dem läſtigen Chorſchreien verbunden war, bekleiden zu dürfen. Dies brachte neue Heiterkeit in meine Seele und machte, daß mir alle Geſchäfte beſſer von ſtatten gingen.

Was mir die Zuneigung des Prälaten in einem ſo anſehnlichen Grade gewonnen hatte, war unter anderm auch ein kleines Singſpiel geweſen, das ich verfertigt hatte, als ſein fünfzigſter Geburtstag gefeiert ward. Der Porträtmaler Degle von Augsburg hatte, wie man mir ſagte, ohne Wiſſen des Prälaten, bloß nach einer genauen Be-

obachtung desſelben in der Kirche, ein Porträt verfertigt, das ihm ſehr ähnlich war, und brachte es dem P. Prior des Kloſters, der es ihm mit Vergnügen abnahm und den Entſchluß faßte, da des Prälaten Geburtstag bald anbrechen ſollte, es dann mit einiger Feierlichkeit im Konvente vorzuzeigen. Er berief mich zu ſich und trug mir auf, ein kleines Singſpiel zu ſchreiben, das zu ſeinem Zwecke anwendbar wäre. Gern verſtand ich mich dazu und dichtete eine Art Operette, die mit Geſprächen und Geſängen abwechſelte. Noch weiß ich, daß ich unter andern auch Genien auftreten ließ, welche ſich die guten Taten und die rühmlichern Züge aus dem Leben des Prälaten im Schäfertone erzählten und endlich ſein Bild, das ihnen die Liebe, als Mutter erſcheinend, auf einem Altare zeigte, mit Blumen krönten. Die allegoriſchen Perſonen beweiſen ſchon zur Genüge, welch ein echtes Kloſterdrama mein Machwerk war. Kein Wunder, wenn es unter meinen Mitbrüdern Leute gab, die mir mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken ihren Beifall bezeigten. Der Frater Gregor, ein ſehr geſchickter junger Organiſt, der bereits viel Anlage zu einem guten Komponiſten zeigte, ſetzte meine Verſe in Muſik; im Rekreationszimmer ward ein kleines Theater errichtet, jeder Singknabe in ſeiner Rolle geübt und das Stück am beſtimmten Tage gegeben. Der Prälat, dem man weiter nichts geſagt hatte, als daß ihm zu Ehren ein kleines Singſpiel aufgeführt werden würde, erſchien dabei und mußte ſeine eigene Apotheoſe mit anſehen.

Aus ſeinem Charakter leuchtete wirklich viele Herzensgüte hervor. Wenn er durch ſeine Empfehlungen jemandem helfen konnte, ſo verſäumte er es niemals. Den Mönchen teilte er, freigebiger als ſeine Vorfahren, am neuen Jahre, in der Faſtnacht, bei den Frühlings- und Herbſtaderläſſen und am Namensfeſte eines jeden Geſchenke an Geld aus, welche das Jahr hindurch auf den Kopf

etwa 15 bis 20 fl. rheiniſch betragen mochten. Das empfangene Geld durfte jeder nach Willkür zu wichtigern oder geringern Ausgaben verwenden, aber mehr als einen Gulden ſollte keiner bei ſich tragen. Was darüber war, mußte den Kloſtergeſetzen gemäß ins Priorat gebracht und dort in das für jeden beſtimmte Schubfächchen als Depoſitum hinterlegt werden. Aber der Umſtand, daß der Prior, ſo oft jemand einen Teil ſeines Depoſitums wieder abholen wollte, immer zu wiſſen verlangte, wozu man es zu brauchen gedächte; und die Freiheit, die er ſich dann herausnahm, die verlangte Summe, ſobald er mit dem angegebenen Zwecke nicht ganz zufrieden war, dem Fordernden zu verſagen, waren Urſache, daß die meiſten Mönche ihre Gelder, die ſie, ohne entdeckt zu werden, verleugnen konnten, größtenteils bei ſich behielten und immer nur einen geringen Teil davon als Depoſitum hinterlegten.

Nie beſaß ich eine beträchtliche Summe, höchſtens hatte ich 20 bis 25 fl. Das meiſte verwandte ich auf Möbel zur Zierde meiner Zelle und auf neue Bücher, die ich von Augsburg kommen ließ.

Immer hatte P. Beda mich lieb gehabt, aber ſeit dem Vorfalle mit den Vorboten des neuen Heidentums behandelte er mich wie ſeinen vertrauten Freund. Öfters ſaßen wir abends nach der Komplet beiſammen und unterhielten uns mit intereſſanten Geſprächen. Einmal verſprach er mir ſogar, ſein geheimſtes Religionsſyſtem ſchriftlich aufzuſetzen und es mir zum Leſen mitzuteilen. Treulich hielt er Wort, als ich ihn nach etlichen Tagen wieder beſuchte. Aber entweder hatte der Mann wirklich keine höhere Stufe der Aufklärung erſtiegen, oder er fürchtete, eine ganz aufrichtige Mitteilung ſeiner Meinungen könnte ihm einſt, wenn wir etwa uneins werden ſollten, Verdruß zuziehen, ſein Syſtem war zwar frei von der gewöhnlichen Albernheit

der Lehren von Wallfahrten, Reliquien, Heiligsprechungen, Abläſſen uſw., aber im ganzen echt katholiſch; nur bei der Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche machte er einen Unterſchied zwiſchen den Dogmen, die Chriſtus unmittelbar gelehrt haben ſoll, und zwiſchen den Dogmen, die nachher von der Kirche zur Beilegung gefährlicher Religionszwiſte als Glaubensartikel aufgenommen wurden. In Abſicht der erſten behauptete er die Unfehlbarkeit der Kirche, welche dieſelben zu glauben befiehlt, weil ſie dadurch nichts andres lehrt, als was Chriſtus ſelbſt ausdrücklich gelehrt hat; in Abſicht der andern aber meinte er, die Kirche könnte, ſowie das Licht der Vernunft heller leuchten würde, beſſre Einſichten erhalten und alſo auch Abänderungen im Vortrage ihrer nun beſſer gefaßten Dogmen vornehmen.

Die Aufrichtigkeit dieſes gelehrten Mannes kettete mich ſo ſehr an ihn, daß er nach meinem Minchen und Freunde lange den nächſten Platz in meinem Herzen einnahm, und ich achtete ihn ſo hoch, daß ich, um ſeine Ehre zu verteidigen, alles, was mir teuer war, gewagt haben würde. Dennoch konnte ich ihn niemals ſo innig und ſo von ganzem Herzen lieb haben, wie meinen Buſenfreund Placidus, denn er hatte neben vielen trefflichen Eigenſchaften doch auch manches Zurückſtoßende in ſeinem Charakter.

Die Ordines Minores oder vier kleinern Weihen hatte uns der Prälat, kraft der ihm mitgeteilten Gewalt, bald nach dem Noviziate mit großem Gepränge in der Kloſterkirche erteilt. „Der Frater Bonifacius," ſagte der Prälat einſt halb im Scherze, halb im Ernſte, als ich in die Abtei trat, zum P. Benno, der eben bei ihm ſtand, „muß doch vorher das Subdiakonat empfangen, ehe ich ihn nach Eichſtädt ſchicke. Denn hätte er keine der größern Weihen, ſo möchte ihn etwa die Luſt anwandeln, ſich vom Orden loszumachen und ſein Glück als Weltmann zu verſuchen.

Aber wir wollen ihn erſt zum Subdiakonus machen, dann hat er keine Hoffnung mehr, vom geiſtlichen Stande loszukommen und muß uns wohl getreu bleiben.“

Meine Mutter und bald nachher mein Bruder Hans Michel beſuchten mich noch, ehe ich nach Eichſtädt abreiſte. Wenn die Mutter kam, ward ſie gewöhnlich in das ſogenannte Engelzimmer einquartiert, das einſt dem Frater Joachim zum Kerker gedient hatte und finſter, eng, ſtark vergittert und ohne Ausſicht war. Selten verirrte ſich ein Hofpater dahin, um ſie flüchtig zu grüßen, und das Eſſen wurde vom Konventdiener, den ich gewöhnlich dazu erbat, mit ziemlich ökonomiſcher Sparſamkeit herbeigebracht. Dieſe Begegnung ſtach freilich gegen die prächtigen Tafeln, die täglich reichen Spielkameraden des Prälaten und den beſuchenden Freunden und Freundinnen der begünſtigten ſogenannten Hofherren gegeben wurden, gar ſeltſam ab, beſonders wenn ich mich des großen Rühmens erinnerte, welches die Obern von der chriſtlichen Gaſtfreiheit machten, die der Regel des heil. Benedikts gemäß im Kloſter ausgeübt werden ſollte, im Grunde aber unnützer Aufwand war, wodurch wahrhaft Dürftige nur ſelten geſättigt, müßige Praſſer aber täglich überſättigt wurden. Wenn mein Vater kam, konnte ich ihn nie überreden, daß er zu Gaſte blieb. Er ſcheute den Umgang mit den ſchwarzen Herren. Und mein Bruder, der Kantor, war mit der Kloſtereinrichtung zu gut bekannt, als daß er jemals Luſt bekommen hätte, bei Tiſche zu bleiben. Öfters ritt er von Höchſtädt nach Donauwörth, zog ſein Pferd in den Stall eines Gaſthofs, aß dort zu Mittag und beſuchte mich erſt nach dem Eſſen, um in meiner Zelle einen frohen Nachmittag hinzuplaudern. Um 4 Uhr ritt er gewöhnlich wieder nach Höchſtädt zurück.

Mit der Abreiſe nach Eichſtädt verzog es ſich lange, ſo daß ich zu fürchten anfing, der Prälat möchte ſeine Ge-

ſinnung geändert haben. Endlich ließ er mich rufen, beſtimmte den 2. Januar zur Abreiſe, gebot, daß mir Reiſekleider verfertigt werden ſollten, und befahl dem Kammerdiener, einen Koffer auf meine Zelle zu tragen. Ich packte meine nötigſten Sachen ein und nahm ſowohl bei Minchen, ihrem Manne und ihren Eltern, die mich in den Weihnachtsfeiertagen auf einen Beſuch in ihren Wohnungen eingeladen hatten, als von meinem Freunde und dem Pater Beda zärtlichen Abſchied. Alle verſprachen wir einander fleißig zu ſchreiben.

„Lieber Freund!“ ſagte Beda, als wir noch in der letzten Nacht Hand in Hand auf ſeinem Bette ſaßen und mit gerührten Herzen das Verſprechen unſrer Freundſchaft erneuert hatten, „eins liegt mir noch am Herzen! Laß dich in keine geheime Geſellſchaft anwerben; ich ſage dir, man wird dir nachſtellen, denn in Eichſtädt ſind allerlei Logen. Es gibt dort Frères penseurs oder denkende Brüder, dieſe ſollten vielmehr tändelnde Brüder heißen, denn ſie geben ſich bei ihren Zuſammenkünften mit dem kindiſchen Spiele ab, durch annähernde Fragen Gedanken zu erraten. Eine andre Verſammlung iſt jene der Freimaurer, ſie ſind aber nur unechte, die ihre Angeworbenen gern um Geld prellen. Eine dritte Geſellſchaft kann ich dir nicht nennen, denn ſoviel ich weiß, gibt ſie ſich ſelbſt keinen Namen, um weniger verraten zu werden. Dieſe iſt von allen die ſchlimmſte. Ihre Mitglieder ſind Gottesleugner, Feinde der bürgerlichen Verfaſſung und überhaupt die verdorbenſten Freidenker, die ſich nur mit Religionsgeſpötte, Zoten und dem Tadel andrer Menſchen abgeben. Aber ſie verbergen ihre Unart hinter der Larve der Aufklärung, der Vaterlandsliebe und andrer affektierter Tugenden. Ich ſelbſt ward von ihnen betrogen. Du erinnerſt dich noch, daß ich einſt von München zurückkam und dir mit Entzücken erzählte, daß ich in eine Geſellſchaft aufgenommen wäre,

bei der nur die beſten Köpfe Bayerns Zutritt erhielten. Damals glaubte ich dies, aber ich entdeckte bald, wie ſehr ich mich betrogen hatte. Es war eben die Geſellſchaft, von der ich dir ſpreche. Nun hab' ich mich von ihnen förmlich wieder losgeſagt. Gedenke dieſer meiner Ermahnung! Laß dich nicht anwerben, wenn du mein Freund bleiben willſt. Sobald du in dieſe Geſellſchaft trittſt, werde ich die Spuren davon wahrnehmen, dann ſchreib' ich dir nicht mehr, dann werd' ich ebenſoſehr dein Feind ſein, als ich jetzt dein Freund bin."

„Lieber P. Beda," ſagte ich, „nach einer ſolchen Warnung hat es keine Gefahr, daß ich mich anwerben laſſe, und wenn unſre Freundſchaft durch keinen andern Vorfall unterbrochen wird, ſo währt ſie ewig."

Unter Tränen nahm ich Abſchied von meinem Buſenfreunde, dem Verwandten Minchens. „Ach, nun hab' ich keine treue Seele mehr," ſo klagte er, „der ich meine Gefühle mitteilen könnte, von der ich verſtanden würde, wie von dir! Ich bin verlaſſen und einſam!" Er weinte beinahe den ganzen Neujahrstag und konnte ſelbſt bei Tiſche die Zähren nicht zurückhalten, ſo daß er manchem zum Geſpötte wurde.

Siebentes Kapitel:

Illuminatiſt in Eichſtädt.

Mathematiſche Studien in Eichſtädt — Illuminatismus — Revolution in der religiöſen Denkungsart — Der „Minerval" — Erholungen und Nebenarbeiten — Beſuch in München — Progreſſion im Illuminatismus — Eine Freimaurerſzene — Verdruß mit Pater Beda — Das Diakonat und Presbyterat — Aufklärertum — Die Primiz — Brautwahl.

Als am 2. Januar 1782, morgens um ſechs Uhr, die Kutſche, in der ich mit dem Prälaten ſaß, durch die Hauptgaſſe rollte, ſuchten meine Blicke, unter tau-

send süßen Wünschen, Minchens Wohnung auf, um von ihr noch einmal in Gedanken zärtlichen Abschied zu nehmen. Sie wußte beiläufig die Stunde, in der ich abreisen würde. Das Rasseln des wohlbespannten Wagens nebst dem Kammerdiener, der nebenher ritt, mochten sie nun aufmerksam gemacht haben. Sie schaute aus dem Fenster, als wir vorüberfuhren, mein Herz schlug heftiger, ich hätte ganz Auge sein und Flügel haben mögen. Aber die Nacht verwehrte mir, sie anders als im Schattenriß auf der beleuchteten Zimmerdecke zu sehen. Weiterhin kam auch Malchen ans Fenster und begleitete den Freund ihres Geliebten mit Segnungen. Wenn mich der Prälat nicht durch Gespräche aus meinen stillen Träumen weckte, so schwebte meine Phantasie zu allen den Lieben hin, die ich in Donauwörth zurückließ, und manchmal flog ein warmer Dank zum Himmel empor für die vielen glücklichen Stunden, vorzüglich für die Freuden der Liebe, die ich während meines Aufenthaltes im Kloster genießen durfte.

Die Reise ging über Neuburg. Abends um fünf Uhr saßen wir schon in der Abtei zu Rebdorf, eine starke Viertelstunde von Eichstädt und spielten Lotterie. Der Propst, unser Wirt, ein guter freundlicher alter Mann, vernahm kaum, daß ich ein Mathematiker werden sollte, so hatte er seine Freude daran, mich als einen jungen Kalendermacher, Sterndeuter und Wetterpropheten zum besten zu haben und mich alle Augenblicke zu fragen, ob morgen und übermorgen eine günstige Witterung für die Schweinsjagd einfallen würde. Denn er war ein großer Liebhaber von dieser Art Zeitvertreib und hatte meinen Prälaten, der sich gleichfalls als ein hitziger Jäger auszeichnete, eigens dazu eingeladen.

Sogleich mit dem kommenden Tage führte mich mein Prälat ins Kollegium der Exjesuiten zu Eichstädt, bat den Pater Pickel, mir vollständige Anleitung in der Mathematik zu geben, und erkundigte sich bei ihm um einen guten

Tiſchort, wo ich wohl verpflegt und vor böſer Geſellſchaft bewahrt bleiben möchte. Man ſchlug das Haus der Frau Waldvögtin vor, einer guten frommen Witwe von etwa 36 Jahren, die auch andern Geiſtlichen die Koſt reichte. Mein Prälat ſuchte mit mir ihre Wohnung auf, ward wegen der Preiſe für Aufenthalt und Verpflegung des Handels bald einig und nahm mein künftiges Wohnzimmerchen in Augenſchein, aus deſſen Fenſter man eine hübſche Ausſicht gegen Süden in einen Garten und die Höhen hinan bis zur Klauſe auf ihrem Gipfel hatte. Dann gingen wir zu einigen Freunden des Prälaten, einem Kanonikus, mit dem er gut bekannt war, und dem Hofmuſikus Rehm, deſſen Sohn eben damals in Donauwörth ſtudierte. Der Prälat empfahl mich ihnen, erlaubte mir, wenn ich etwas bedürfen ſollte, mich an dieſen Herrn wenden zu dürfen und bat ihn, mir das Nötige auf des Kloſters Rechnung vorzuſtrecken. Ehe mein Ordensoberer abreiſte, troſ er Anſtalt, daß mir von Zeit zu Zeit aus dem Kloſter Rebdorf ein Fäßchen Wein abgeliefert würde, gab mir drei Louisd'ors Taſchengeld, befahl mir, ihm offenherzig und öfters alles, was mir am Herzen läge, zu ſchreiben, nahm mit väterlichen Ermahnungen Abſchied und erteilte mir ſeinen Segen. Mit naſſen Augen begleitete ich den Gütigen, der mir wie ein Vater war, an ſeinen Wagen.

Noch an ebendemſelben Tage ließ ich meinen Koffer zur Frau Waldvögtin bringen, packte meine Sachen aus und begann, nicht ohne Aufblick zum Himmel, meine neue Lebensart. Gar leicht lernte ich mich in meine Lage fügen, denn jedermann im Hauſe tat mir alles, was man mir anſah, zu Gefallen. Meine Sehnſucht nach München und nach meinem lieben Freunde ſuchte ich ſogleich den andern Tag und ebenſo auch in der Folge durch Briefe zu ſtillen. Pater Pickel fing ſeinen Unterricht bei den erſten Gründen der Arithmetik an, merkte aber bald, daß er

es nicht mit einem noch ganz uneingeweihten Anfänger zu tun habe und ward mit mir einig, ich sollte, damit wir die Zeit nicht unnütz verlieren möchten, zuerst die Arithmetik und Algebra, dann die Geometrie und Trigonometrie samt den Kegelschnitten, nach Anleitung seines Lehrbuches und andrer Autoren, auf meinem Studierzimmer noch einmal durchlaufen und ihn nur dann besuchen, wenn ich einen Anstand finden würde, den ich mir nach aller Anstrengung doch nicht selbst zu heben wüßte. Diese Methode behielten wir auch bei, als ich die optischen Wissenschaften, die Anfangsgründe des Infinitesimal- und Integralkalkuls, die Mechanik und die astronomischen Wissenschaften studierte. Auf mein Bitten, das durch P. Pickels Vorsprache wirksamer ward, kaufte mir der Prälat die nötigen Werkzeuge zum Zeichnen und einige kostbare Bücher, deren ich bedurfte. Ich begleitete meinen Lehrer zum Feldmessen, legte selbst Hand an und sparte überhaupt keinen Fleiß, um in der Mathematik jene Fortschritte zu machen, die das Kloster, den auf mich verwandten Kosten gemäß, erwarten konnte. Bald hatte ich nach einer neuen, von Pickel ersonnenen Methode einen Visierstab verfertigt und übersandte ihn nebst den nötigen Tabellen, die ich eigens dazu berechnen mußte, als die erste kleine Probe meiner Arbeiten dem Prälaten, der mich durch ein Geschenk an Geld noch mehr aufzumuntern nicht versäumte. Wenn ich große Rechnungen zu stellen hatte, saß ich gewöhnlich ganze Tage und Nächte unausgesetzt auf meinem Zimmer, aß kaum, schlief nur wenig oder gar nicht und hörte nicht auf zu arbeiten, bis ich damit am Ende war, so daß sich mein Lehrer manchmal wunderte, wie ich mit dem langwierigsten Kalkul ohne Verstoß so bald fertig werden konnte. Freilich hatte ich die Unart an mir, nach einer solchen Überspannung immer ein paar Lumpentage, wie ich sie nannte, zu machen, das heißt, ich ging entweder mit

Rehm oder einem andern Bekannten auf ein Dorf spazieren, zechte dort und hüpfte in Wäldern und Gärten umher, oder ich jagte mich allein mit einem Hündchen, das ich mir gekauft hatte, bergauf, bergab, kletterte an Felsenwänden oder lag dichtend im Grünen. Man hatte mir im Kloster die Gegend um Eichstädt immer als einen traurigen Kessel beschrieben, in dessen Tiefe die Stadt läge. Allein mir gefiel die Gegend sehr wohl. Das Tal ist gut bebaut, nicht sehr breit, aber lang genug, um gegen Osten und Westen dem Auge eine hübsche Aussicht zu gestatten. Einige Berge umher sind zwar steil, aber nicht wild. Ich hatte große Freude, bald rechts, bald links einen davon zu ersteigen und mich von seiner Höhe herab am Anblick der schönen Natur zu erquicken. Am liebsten hielt ich mich in einem sehr hochgelegenen Baumgarten zu Wintershof auf, wo ich die reizendste Aussicht über die höheren Gegenden hin, auf die alte Reichsfestung Willibaldsburg hinüber und in das fruchtbare Tal hinab, durch das der Fluß Altmühl sich in manchen Krümmungen windet, am besten genießen konnte. Die Altmühl ist wegen ihrer schmackhaften Krebse berühmt; oft ging ich in Gesellschaft guter Freunde zu einem Fischer unweit Rebdorf und ließ auf einem Schiebkarren ein Fäßchen gutes Bier dorthin bringen, dann setzten wir uns ins Gras, scherzten, lachten, hüpften, zechten und genossen die Krebse, die uns der Fischer im Überfluß bereitete. Das hießen wir denn einen Krebsabend feiern.

Einer der Freunde, mit denen ich am liebsten Umgang pflegte, war der Kanonikus, dem mein Prälat mich so väterlich empfohlen hatte. Oft kam er zu mir, ich oft zu ihm. Bei meiner Offenheit mußte es ihm ein leichtes werden, meinen Charakter ausfindig zu machen. Er mochte schon lange einen schicklichen Anlaß gesucht haben, meine Meinung von geheimen Gesellschaften zu erforschen, aber

nie wollte es ihm recht damit gelingen. Alles, was er anfangs herausbringen konnte, war, daß ich gern die Mitglieder solcher Gesellschaften gekannt hätte und sie zu erraten strebte. Einst aber bot sich ihm eine günstige Gelegenheit dar, mich über diesen Punkt auszuholen. Ein Hofherr des Bischofes hatte seit mehreren Jahren den Garten der Frau Waldvögtin gemietet, ein niedliches Gartenhäuschen darin nach seinem Geschmacke errichtet und dasselbe mit Gemälden und Aufschriften verziert. Unter den letztern zeichnete sich eine Chiffreschrift aus, über die ich mir oft den Kopf zerbrach, ohne daß es mir gelang, sie zu entziffern. Die Leute sagten mir immer, es sei eine Freimaurerschrift. Doppelt neugierig war ich, seit ich dies glaubte. Da ich Erlaubnis hatte, mich zu jeder Zeit, sowohl im Garten als im Gartenhäuschen aufzuhalten, entschloß ich mich, der Entzifferung des Rätsels einige Stunden zu widmen, [illegible]nete die Charaktere Zug für Zug nach, zählte dann, wie oft jeder Buchstabe darin enthalten sei, versuchte diejenigen, welche am öftesten wiederkamen, als Vokale zu gebrauchen und Worte zusammenzusetzen, so lange, bis es mir endlich gelang, das Alphabet zu erraten und — mich selbst verlachend — gewahr zu werden, daß das große Geheimnis weiter nichts sei als eine Strophe aus einem Gedichte Friedrichs II.:

C'est ici, que je passerai ma vie
Sans préjuge et sans ambition,
Cherchant le vrai dans la philosophie,
Et me bornant à ma condition.

Frédéric II. R. d. P. au Chanson de Sanssouci.

Der Sinn dieser Verse gefiel mir doch sehr wohl. Eben jetzt besuchte mich der Kanonikus, dem ich sogleich meinen Fund mitteilte. „Interessiert Sie denn," fragte er, „die Freimaurerei so sehr?" „Wie Sie das nehmen wollen," erwiderte ich, „im ganzen kann ich keinen andern

als einen üblen Begriff von einer Gesellschaft haben, von der man allgemein wenig Gutes spricht. Mein Pater Professor — Sie wissen, daß er ein geschickter Mann ist! — hat mir noch dazu ein sehr schlimmes Bild von ihren Mitgliedern gezeichnet, und er kennt sie aus Erfahrung, wie er mir selbst gestand. Insofern interessieren sie mich aber doch, daß ich gern wissen möchte, wer die Leute sind und was sie treiben." „Was hat denn Beda von den Freimaurern erzählt?" fragte er weiter. Mit meiner gewöhnlichen Treuherzigkeit erzählte ich nun alles, was er mir gesagt hatte. Da war der Kanonikus im klaren und wußte genau, welche Bedenklichkeiten mir im Kopfe säßen. „Glauben Sie denn," fuhr er fort, „daß gerade die angesehensten und aufgeklärtesten Männer so ungesittete und verdorbene Menschen sind?" „Nein," antwortete ich, „aber ob die Freimaurer so angesehene und aufgeklärte Männer sind, als Sie sagen, das ist eben die Frage." „Sie kennen mich doch?" sprach er mit einem Tone von Selbstgefühl, der seine Wirkung bei mir nicht verfehlen konnte, „bin ich denn ein so schlimmer Mann? Und ich gestehe Ihnen unverhohlen, ich bin ein Freimaurer." „Aber wahrscheinlich einer von jenen unechten, die besser als die echten sind," versetzte ich ihm scherzend. „Beda hat Ursache," erwiderte er ziemlich ernsthaft, „Ihnen von unechten Maurern vorzuschwatzen. Es wundert mich, da er Ihnen doch vertraute, er selbst habe sich in München anwerben lassen, daß er nicht auch gestand, er sei, weil er sich als ein eitler Schwätzer auszeichnete, förmlich wieder ausgestoßen worden. Erinnern Sie sich nur an die große Tafel, die am Namensfeste des Prälaten gegeben wurde, als ich eben auch in Donauwörth war! Damals war Beda von der hohen Ehre, in eine Gesellschaft vortrefflicher Männer aufgenommen zu sein, so sehr entzückt, daß er, uneingedenk seines Schwurs der Verschwiegenheit und ruhmredig genug, an offener Tafel

von seiner Aufnahme und dem Glücke, das ihm dadurch zuteil geworden war, laut zu sprechen anfing und sogar sein empfangenes geheimes Ordenszeichen auf einem Teller den Gästen zur Schau herumbot. Mehrere Mitglieder eben derselben geheimen Gesellschaft waren zugegen, sahen mit Verdruß den ausgezeichneten Unfug und zeigten es bei höherer Behörde an. Da ward nun freilich der eitle Prahler mit einer wohlverdienten Strafpredigt ausgestoßen, allenthalben den Brüdern als ein Suspendierter angekündigt und die Ordensinsignien herauszugeben angehalten. Ob er sich nun aus Scham und Furcht, vor Ihnen in einem so ungünstigen Lichte zu erscheinen, oder aus bessern Ursachen so feierlich gegen den geheimen Orden erklärte, dem er anzugehören sich erst so öffentlich rühmte, das mögen Sie selbst entscheiden."

Daß Beda dies getan hatte, wußte ich wohl, denn das goldene Ordenszeichen war bei der Tafel auch in meine Hände gekommen. Deutlich sah ich nun ein, die Leidenschaft müsse dem guten Beda die Zunge gelöst haben, als er mir von den Eichstädtischen geheimen Gesellschaften ein so häßliches Gemälde entwarf. Unmöglich konnte ich dem Kanonikus etwas Gründliches gegen seine Erzählung einwenden. Alles, was ich zu sagen wußte, war: „Es mag sein, daß den P. Beda im gegenwärtigen Falle eine Schwachheit angewandelt hat, aber schon das Geheimtun dieser Art Leute ist mir anstößig. Warum nicht offen gehandelt, wenn man Gutes vorhat?" Allein da wußte er mir soviel vom Reize des Geheimnisses, vom schädlichen Eindringen der untauglichen Großen in öffentliche Anstalten, von der Wirksamkeit der Bösen gegen bekannte gute Einrichtungen und von der Unmöglichkeit, etwas unbekanntes Gutes zu zerstören usw., zu sagen, daß ich endlich in die Worte ausbrach: „Ich begreife, es könne geheime Gesellschaften geben, deren Zweck edel sein mag, deren Arbeiten aber doch

weislich verborgen bleiben müssen." „Würden Sie den geheimen Orden kennen," erwiderte er, „den Ihnen Beda so schwarz abgemalt hat, so müßten Sie mit Freuden gestehen, daß es eben eine solche Gesellschaft ist. Wenn Sie sich bequemen wollen, mir einen schriftlichen Revers auszustellen, den ich Ihnen vorlegen werde, so will ich Sie mit der Einrichtung dieses vortrefflichen Ordens bekannt machen. Weigern Sie sich, so ist mir die Zunge gebunden, und Sie bleiben in der alten Finsternis." Was sollte ich nun tun? Der Vorwitz sprach mächtig in mir. „Wenn ich nur wüßte," sagte ich, „daß der Orden nichts gegen Staat, Religion und gute Sitten lehrte oder täte, so wünschte ich zu hören, wie der Revers laute, den ich ausstellen soll." „Daß gegen Staat, Religion und gute Sitten," sprach er, „in der Gesellschaft, zu der ich gehöre, durchaus nichts unternommen werde, dafür stehe ich Ihnen mit meiner Ehre. — Ist Ihnen das genug? Wollen Sie schreiben?" Ohne erst meine Antwort abzuwarten, die freilich nicht wohl verneinend ausfallen konnte, zog er einige Papiere aus seiner Tasche und las mir den Revers langsam und deutlich vor. Es war ebenderselbe, der in dem echten Illuminaten (oder den wahren, unverbesserten Ritualen der Illuminaten, Frankfurt, 1788. 8°) abgedruckt ist, in welchem jeder Aufzunehmende „bei seiner Ehre und gutem Namen, ohne geheimen Vorbehalt," versprechen mußte, „von den ihm anvertrauten Sachen auf keine mögliche Weise an irgend jemand das geringste zu verraten und alle ihm mitgeteilten Schriften und Briefe zurückzugeben, um so mehr, da man ihm vorläufig versichert hätte, daß in dieser Gesellschaft nichts gegen Staat, Religion und gute Sitten unternommen würde." Der Inhalt dieser Schrift dünkte mich so unverfänglich und die Forderungen so gerecht, daß ich keinen fernern Anstand nahm, den Revers zu schreiben und zu siegeln. Der Ka-

nonikus steckte ihn in die Tasche und sprach: „Nun, Freund, darf ich freier von der Brust reden: ich weiß, Sie haben ein redliches Herz und werden Ihrem Versprechen getreu bleiben. Sehen Sie, hier ist ein Auszug aus den Statuten des Ordens, wir wollen sie durchgehen." Dann las er mit mir die Instruktion für die Insinuaten oder Rezepten und lehrte mich, wie ich mein Tagebuch (Ordensdiarium, in welchem alles, was ich vom Orden empfangen oder an denselben abgeben würde, genau aufgezeichnet und von meinen täglichen Geschäften Rechenschaft gegeben werden sollte) einzurichten habe; er zeigte mir ferner die Handgriffe beim Notieren nach der Methode des Ordens, und wie mein Quibus licet, ein Brief an die höhern Obern, nach den Regeln verfaßt werden müßte, in welchem ich monatlich anzeigen sollte, ob und welche Beschwerden ich gegen den Orden habe, was mir für Befehle zugekommen seien, und was ich an Gelde erlegt habe, nebst andern Anmerkungen, die ich etwa nötig finden möchte. Auch gab er mir die Chiffreschrift, las mir die allgemeinen Ordensstatuten, die mir sehr wohl gefielen, vor, trug mir auf, zwei Tabellen, die erste über mich selbst und die zweite über meine Verhältnisse nach Anweisung der mir vorgelegten Formulare zu verfassen und als erstes Pensum eine kleine Abhandlung aufzusetzen über die Frage: „Welche Ursachen kann ein vernünftiger Mann haben, in eine geheime Gesellschaft einzutreten?" Sogleich den andern Tag kam mein Rezipient wieder, erkundigte sich sorgfältig, ob ich meine Gesinnungen noch nicht geändert hätte, sagte mir unter anderm auch, daß er den Ordensnamen Moses führte, und daß ich Aristoteles heißen sollte und nahm meine Tabellen in Empfang.

Das aufgegebene Pensum arbeitete ich sehr bald aus und erhielt den Beifall meines Rezipienten, der mir sogleich nach Ablieferung desselben eine zweite Abhandlung

zu ſchreiben auftrug. Der Stoff war: „Über die Mittel, durch welche man einem jungen Menſchen das Studium der Moral vorzüglich achtungswürdig machen kann.“ In einem dritten Penſum mußte ich die Frage abhandeln: „Wie kann man bei Jünglingen Luſt zum Selbſtdenken erwecken?“ Da es nach den Statuten erlaubt war, die Aufſätze in jeder beliebigen Form zu verfaſſen, ſo wählte ich die Briefform. Allein mein Rezipient war darüber mit ſeinem Lobe ſehr ſparſam und erinnerte, es würde mir beſſer und nützlicher ſein, künftig Formen zu wählen, die eine ſtrengere ſyſtematiſche Ordnung heiſchten.

Infolge dieſer freien und intenſiven Beſchäftigung mit religiöſen und philoſophiſchen Fragen hatte wirklich das Vorurteil, jeder Zweifel in Religionsſachen ſei eine Todſünde, durch die Erkenntnis, edle Liebe könne keine Sünde ſein, in mir den erſten Stoß bekommen. Dann wagte ich mich in Eichſtädt, als mich täglich wichtigere Geſchäfte drängten, als das Brevierbeten war, an die Meinung, jeder Geiſtliche, der bereits eine der größeren Weihen empfangen habe, ſei unter einer Todſünde verbunden, täglich das ganze Brevier zu beten, ohne eine einzige Hora auszulaſſen. Dann ging es an die Lehre von der Transſubſtantiation und der Ohrenbeicht. So oft ich aber dergleichen Sätze prüfen wollte, lief ich erſt in die Kirche und betete inſtändig zu Gott, er möchte mich doch erleuchten, damit ich nicht auf Irrtümer geriete. Obſchon ich gefunden hatte, daß die Ohrenbeicht dem Sünder zur Verſöhnung mit Gott nicht notwendig ſei, ſo ging ich doch meiner Gewohnheit zufolge alle Sonn- und Feſttage zum Beichten in die Domſakriſtei, weil ich glaubte, bei meiner geringen Übung im Denken könnte es etwa doch noch möglich ſein, daß die Beicht zum Heil erfordert würde, ich wollte alſo das Sicherſte wählen und beichten, nicht eben, weil ich müßte, ſondern weil ich dabei ruhiger ſein dürfte.

Die Gespräche in den Gesellschaften der unbekannten Herren, in die mich Moses manchmal mitnahm, betrafen oft Religionssachen; meine Zweifel häuften sich, ich fühlte mich gezwungen, über Erbsünde, und da ich auch diese als eine unstatthafte Dichtung befand, über das Werk der Erlösung, das mit ihr so enge zusammenhängt, und dann über Trinität, Unsterblichkeit und sogar über das Dasein Gottes usw. meine Untersuchungen anzustellen. Dies verwickelte mich in kurzer Zeit in ein solches Labyrinth von Ängstlichkeiten, Zweifeln und Ungewißheit, daß ich nicht mehr wußte, an was ich mich halten sollte. Es war ein höchst schmerzhafter Zustand für Herz und Kopf. Mit aller Anstrengung vermochte ich kaum Licht zu finden. Ich seufzte und rief Gott mit einer Innigkeit, die ich nur selten empfunden hatte, um Erleuchtung und Hilfe an. Nach und nach legten sich die Stürme, das Chaos der Gedanken entwickelte sich, und ein System von moralisch-religiösen Grundsätzen ging hervor, bei dem ich mich beruhigen konnte, und an dem ich bis diese Stunde bessre. Ich müßte ein besondres philosophisch-theologisches Buch schreiben, wenn ich hier die Gründe und Gegengründe anführen wollte, die ich gegeneinander abzuwägen hatte.

Mein Prälat schrieb mir zu dieser Zeit, ich sollte zur Fastnachtfeier nach Donauwörth kommen. Ich reiste also an einem schönen Wintermorgen von Eichstädt ab. Je näher ich Donauwörth kam, desto wärmer ward mir ums Herz; ich sollte ja München bald wieder sehen! Begierig blickte ich aus dem Wagen, als ich die Hauptgasse hinauffuhr, und wünschte, sie möchte am Fenster stehen. Aber umsonst! Erst nach ein paar Tagen gelang es mir, mit meinem Freunde einen Besuch bei ihrem Vater ablegen zu dürfen. Die Mutter schickte sogleich nach München und ihrem Manne. O, wie flink kam sie daher, wie zärtlich blickte sie mich an und drückte mir innig die Hand! Es war ein glücklicher Abend, den wir beieinander verlebten.

Als ich wieder in Eichſtädt war, kam einſt abends um ſechs Uhr der Bruder Moſes auf mein Zimmer, hieß mich einen ſchwarzen Überrock anziehen und ging mit mir in einen Domherrnhof. Dort führte er mich in eine finſtre Kapelle, ſagte mir, hier ſollte ich noch einmal reichlich überdenken, ob ich in die geheime Geſellſchaft, deren Mitglied er ſei, wirklich aufgenommen werden wollte, und ſperrte die Kapellentür hinter ſich zu. Nach einer ſtarken Viertelſtunde öffnete er die Tür wieder und ließ mich in ein großes unmöbliertes Zimmer mit wohlverriegelten Fenſterläden treten, das nur von einem erſterbenden Lämpchen notdürftig erleuchtet ward. „Welchen Entſchluß haben Sie gefaßt?“ fragte er mich. „Wenn das wahr iſt,“ erwiderte ich, „was Sie mir von der Geſellſchaft Gutes geſagt haben, ſo iſt's mir unmöglich, die Aufnahme nicht zu wünſchen.“ „Beſinnen Sie ſich noch einmal,“ ſprach er dann, „und warten Sie hier, bis man Sie abholt, Ihre Wünſche ſollen erfüllt werden.“ Da verließ er mich wieder und verſchloß die Tür. Es kam mir ziemlich ekelhaft und dabei etwas lächerlich vor, mit ſo vielen Zeremonien unnützerweiſe geplagt zu werden. Eigentlich hätte ich ſogleich in dieſes Zimmer geführt werden ſollen. Allein man initiierte, wie ich nachher erfuhr, unmittelbar vor mir ein paar andre junge Männer, mit denen ich in der Folge näher bekannt wurde. Da nun nicht genug finſtre Zimmer im Hauſe waren, ſo mußte ich indes in die Kapelle wandern, bis die Initiation des einen vorüber ſein würde. Endlich rief mich Moſes hinaus und trat mit mir in ein ſchön möbliertes Zimmer. Der Tür gegenüber ſtand ein Tiſch mit Lichtern, an dem ein mir unbekannter Ordensbruder von Adel thronte; an der Wand zu meiner Linken ſaß ein andrer unbekannter Bruder, den die Schreibmaterialien auf ſeinem Tiſchchen als den Sekretär kenntlich machten. Zur Rechten nahm mein Führer ſeine Stelle ein. Alle waren mit ihren

Ordensinsignien geschmückt. Genau dieselben Fragen, die im echten Illuminaten angeführt sind, wurden von dem Obern an mich getan. Dreist antwortete ich; der Sekretär schrieb meine Worte nieder, und mein Pate Moses las diejenigen Antworten her, welche der Rezipiens zu sprechen hat, um den Aufzunehmenden gleichsam dadurch zu belehren, ob er recht oder nicht recht geantwortet habe. Als mir der Initians in einer theatralischen Stellung den Degen auf die Brust setzte und die Worte sprach: „Aber, Aristoteles, solltest du zum Verräter oder Meineidigen werden, so würden alle Mitglieder zur Ergreifung der Waffen gegen dich aufgerufen werden. Glaube nicht sicher zu sein, wo du auch immer hinfliehen würdest, da würden Schande, Vorwürfe deines Herzens, die Rache deiner dir unbekannten Mitbrüder dich verfolgen und dich bis in dein Innerstes peinigen!“ — Da konnte ich mich des Lächelns nicht mehr erwehren. — Der Initians fragte, warum ich lache? „Weil ich's nicht zusammenreimen kann,“ antwortete ich, „wie die Mitbrüder, wenn ich auch untreu würde, die Waffen gegen mich ergreifen dürften, ohne einen Eingriff in die Rechte des Staates zu tun, gegen den doch der Orden nichts zu unternehmen verspricht.“ Man stutzte, protokollierte meine Antwort und ließ mich die Eidesformel mit einigen Veränderungen stehend ablesen. Die Worte: Ich bekenne vor Gott dem Allmächtigen, und so wahr mir Gott helfe! durfte ich auslassen und an deren Statt sagen: Ich verspreche, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin und solcher immer bleiben will usw. Denn ich hatte schon zum voraus meinem Rezipienten erklärt, daß ich glaubte, einem ehrlichen Manne müsse sein Versprechen ebenso heilig sein, als ein Eid.

Bei der nächsten Versammlung ward ich nach ebendemselben Ritual zum erstenmal in den Kreis der Minervalen eingeführt und hielt, nicht ohne geheimen kindischen Stolz

auf mein funkelndes Ordenszeichen am Halſe, eine kleine Vorleſung über Unſterblichkeit. —

Die Uslerſche Schauſpielergeſellſchaft hielt ſich damals in Eichſtädt auf, und ich verſäumte niemals, das Theater zu beſuchen, wenn ein Stück aufgeführt wurde, das ich noch nicht geſehen hatte. Anfangs wollten ſich einige andächtige Eiferer darüber ärgern, daß ich als Mönch in das Schauſpielhaus ginge, allein der Befehl des Biſchofs, daß kein junger Zögling des Prieſtertums, welcher im Biſchöflichen Seminar wohnte, vom Beſuch der Bühne abgehalten werden ſollte, rechtfertigte auch mich und verſchaffte mir das Vergnügen, ohne Scheu vor Tadel manchen fröhlichen Abend genießen zu dürfen.

Andre Abende brachte ich in der Geſellſchaft mir bekannter Illuminaten hin; wir laſen meiſtens anziehende Stellen aus alten oder neuen Philoſophen, aus Tobias Knaut, dem Roman meines Lebens von Knigge, aus Weishaupts Alexander von Joch, Abts Abhandlung vom Verdienſte uſw., machten unſre Anmerkungen darüber, ſprachen von Herzens- und Ordensangelegenheiten und vertrieben uns die Zeit auf eine mir ſehr angenehme Weiſe.

Zuweilen fügte es ſich, daß auch Frauenzimmer mit von der Geſellſchaft waren; dann wurden freilich andre Geſpräche auf die Bahn gebracht; aber es war doch immer ein Zirkel von artigen, wohlgeſitteten Menſchen, in dem ich mich ſehr wohl befand. Lebhafter dünkte mich unſre Unterhaltung in Gegenwart ſchöner Frauenzimmer, jeder Scherz tönte feiner, und jeder Anweſende ſchien ſich von der beſten Seite zeigen zu wollen. Je fremder mir ein ſo froher und doch edler Umgang war, um ſo mehr Anziehendes hatte er für mich. Ein wohlgewachſenes, ſanftes Fräulein, die Tochter eines Geheimen Rates, die ich öfters bei einem Ordensbruder, deſſen nahe Verwandte ſie war, zu ſehen Gelegenheit fand, beſaß ſo viele Vorzüge, daß ſie

meiner Liebe zu Minchen gefährlich zu werden anfing. Freilich gab ich mir selbst Verweise, wenn ich von ihr nach Hause kam und Minchens Bild wieder lebhaft vor mir stand. Aber das Fräulein war doch so sanft und schön, hatte eine so gebildete, feine Lebensart, begegnete mir so gütig, daß ich einmal auf den Einfall geriet, es könnte vielleicht wohl angehen, beide zu lieben. Allein es regte sich doch etwas in meinem Herzen, das mir hierüber Vorwürfe machte, und als ich bald darauf erfuhr, daß das Fräulein bereits einem meiner Ordensbrüder so gut als versprochen sei, zog ich mich allmählich zurück, besuchte ihr Haus nur, wenn ich mußte und fühlte meine Neigung fast ebenso schnell wieder erkalten, als sie entstanden war. Bei andern Anlässen, wo mich das Ungefähr in die Gesellschaft weiblicher Geschöpfe führte, die eben meiner Hochachtung nicht wert waren, aber meiner Lüsternheit nur desto gefälliger und bereitwilliger entgegenzukommen schienen, beschützte Minchens Liebe immer als eine Ägide mein Herz, und oft hatte ich Anlaß, zu Hause Gott zu danken, daß er mich, noch ehe ich nach Eichstädt zu einer freiern Lebensart verschickt ward, die bessere Liebe empfinden lehrte und mich dadurch vor den Ausschweifungen einer erniedrigenden Wollust bewahrte.

Der Zutritt in bessere Gesellschaften war nicht der einzige Vorteil, den mir der Illuminatismus gewährte; auch jene behagliche Untätigkeit, die den Bequemen so gern nach Vollendung der nötigsten Geschäfte beschleicht, besiegte mein Ehrgeiz, in jeder Minervalversammlung, deren alle Monat eine, höchstens zwei gehalten wurden, mit einer neuen Vorlesung aufzutreten.

Mittags und abends, nach Tische, spielte ich meistens eine Stunde auf der Violine. Der Umgang mit dem Hofmusikus Rehm und seine Anleitung munterten mich immer mehr auf, mich auf diesem Instrumente zu üben, und

brachten mich endlich dahin, daß ich in den Vakanzferien zu Donauwörth, wohin mich Rehm begleitet hatte, bei Klostertafeln, öfters nicht ganz ohne Beifall, leichte Konzerte zu spielen wagte.

Mein Herr Prälat hatte auch den Exjesuiten Pickel, meinen Lehrer, eingeladen, im Kloster ein paar fröhliche Vakanzwochen hinzubringen. Sein Zeugnis mußte gut für mich ausgefallen sein, denn der Herr Prälat begegnete mir besonders gnädig, rief mich fast immer zum Billard, wenn er spielte, und nahm mich bald hernach auf eine Reise nach München mit sich, welches keine geringe Gunstbezeigung war, indem jeder Religiose diese lebhafte Hauptstadt Bayerns gern gesehen hätte. In München hatte ich mein größtes Vergnügen daran, den Abend im Schauspielhause, so oft es eröffnet ward, hinzubringen, die schöne Bildergalerie zu besehen und täglich neue Bekanntschaften mit Illuminaten zu machen. Ich ging in das Logenhaus und in die Häuser mehrerer Brüder und weidete mich im Genusse aller Vorteile, die ich als Mitglied eines so weit ausgebreiteten Instituts durch die Dienstfertigkeit der Brüder genießen konnte. Einst kam ich abends spät nach Hause. „Wie geht doch das zu," sagte der Prälat und schüttelte den Kopf, „daß Er in München so viele Bekannte hat? Er studierte nicht hier, hat keine Verwandten hier und läuft doch immer mit allerlei Leuten durch die Gassen, als wäre Er da zu Hause gewesen." „Gnädiger Herr," erwiderte ich, „Herrn Brauns Bekanntschaft ist weitläufig, das wissen Sie selbst, und mir ist es lieb, viele brave Leute kennen zu lernen, und Ihnen, glaub' ich, ist es auch lieb." „Aber," sagte er und blickte mir scharf in die Augen, „ich sah Ihn heute mit Herren gehen, die in der ganzen Stadt als Freimaurer verschrien sind; wie geriet Er an die?" „Einen derselben lernte ich in Eichstädt kennen, Kanonikus N. ist sein guter Freund. Wenn er und seine Gespannen

Freimaurer ſind, ſo kümmert mich das wenig, und ich meine, ſie ſind deswegen um nichts ſchlimmer.“ Er ſchüttelte nochmals den Kopf und ſchwieg. Dies war das einzige Mal, daß er mir ſeine Vermutung, ich möchte zu einem geheimen Orden gehören, ausdrücklich kundgab. In der Tat beſuchte ich auch Herrn Kanonikus Braun, dem Beda mich empfohlen hatte. Derſelbe bat einſt diejenigen Frauenzimmer, die mir auf dem Theater am beſten gefallen hatten, zu Gaſte, um mich mit ihnen, als ſeinen Freundinnen, näher bekannt zu machen und ſich ſelbſt einen frohen Abend zu verſchaffen. Allein ich war unter den unbekannten Schönheiten ſo ſchüchtern und ſtille und konnte mich ſo wenig in den Zirkel der allzu geſchmeidigen Geſchöpfe finden, daß ich mit Sehnſucht die Stunde erwartete, wo die Geſellſchaft ſich trennen und mir die Freiheit laſſen würde, meinen Gedanken — an München ungeſtört nachzuhängen. Die Schuld der Frauenzimmer war es nicht, wenn ich mich am unrechten Platze fand; einige derſelben waren wirklich artig und ſchön, ſangen hübſche Lieder und ſprachen ſcharfſinnig genug über den Wert und Unwert manches Schauſpieles ab. Solange ſie das taten, hörte ich mit ziemlicher Behaglichkeit zu. Allein wenn das Geſpräch hin und wieder durch Stillſchweigen unterbrochen ward und dann eine Fragende in mich drang, auch meine Geſänge und Urteile mitzuteilen, ſo kam ich in Verlegenheit, denn ich dachte immer, für ſo geübte Kennerinnen möchten meine Lieder nicht gut genug ſein und meinen Äußerungen möchte das Treffende mangeln, das ſie allein wert machen könnte, in einer artigen Geſellſchaft vorgetragen zu werden. Manchmal hatte ich Anlaß, meinen Nachbarinnen etwas Verbindliches zu ſagen; ich tat es auch, ſo gut es angehen wollte, und es ſchien mir nicht ganz zu mißlingen; aber jedesmal fiel mir dabei ein, ich ſei ein Mönch, und Schmeicheleien aus einem ſol-

chen Munde könnten nur albern tönen. Kurz, die Furcht zu mißfallen machte, daß ich wegen meiner geringen Teilnahme an der Unterhaltung wahrscheinlich im Ernste mißfiel, und die Eitelkeit ließ mich in den Augen der Gesellschaft das wirklich verlieren, was ich so ängstlich beizubehalten strebte: die gute Meinung von meiner Gabe, unterhaltend zu sein. Es war nicht das einzigemal, daß ich mich in einer solchen Situation befand; ebendasselbe begegnete mir noch öfters, wenn mich das Ungefähr in einen Kreis von Unbekannten führte, deren Achtung ich gern beibehalten hätte, und es währte lange, bis ich mein Betragen nach dem Grundsatze einrichten lernte, ein offenes und ungezwungenes Benehmen ohne Anmaßung und Ängstlichkeit sei das willkommenste in jeder Gesellschaft.

Mein lieber Freund im Kloster war indes zum Professor der Grammatik nach Freysingen ernannt worden, genoß nun, so wie ich, der Freiheit vom Chor, durfte mit mir spazieren gehen und konnte, ohne erst so große Schwierigkeiten wie ehedem auf die Seite räumen zu müssen, einige Besuche im väterlichen Hause unsrer Geliebten abstatten. Zu oft durfte das freilich nicht geschehen, denn wir mußten besorgen, der Prior, der nicht fern vom Hause seine Spione hatte, möchte mit Beisätzen und Vergrößerungen davon unterrichtet werden und dann unsre Freude auf eine verdrießliche Art ganz zu stören suchen. Wenn wir nach Tische aus dem Kloster traten, bestiegen wir meistens den Schellenberg, labten uns an der Schönheit der Gegend und den herrlichen Aussichten, wandten uns dann, von unsern Mädchen plaudernd, gegen die Donau herab, wo gewöhnlich die Salzschiffe standen, und besuchten Minchens Vater und Gatten bei der Arbeit, um ihnen zu sagen, daß wir in ihrer Wohnung einsprechen wollten. Dann begleiteten sie uns zu ihren und unsern Lieben, scherzten und tranken mit uns im traulichen Zirkel um-

herſitzend und freuten ſich beinahe ſo ſehr als wir ſelbſt, daß wir an der Seite unſrer Geliebten ſo glückliche Augenblicke genoſſen. An Sonn- und Feiertagen kamen die beiden Männer auf meines Freundes oder meine Zelle, unterhielten uns mit Erzählungen von den lieben Geſchöpfen und tranken auf ihre und unſre Geſundheit, bis uns die Nacht ſchied. Minchen hatte, indes ich zu Eichſtädt war, einen ſchönen Knaben geboren. Mit inniger Mutterfreude trug ſie mir ihn beim erſten Beſuche lächelnd entgegen und erinnerte mich an die Stelle in einem meiner Briefe, wo ich geſchrieben hatte: „Mit Entzücken würde ich einſt ihre Kinder küſſen, weil ſie die ihrigen wären.“ Tränen ſtiegen mir in die Augen, als ich voll Rührung den Knaben küßte, und [illegible]

So floſſen uns die acht Wochen der Vakanz fröhlich dahin, und mein Freund und ich ſchieden diesmal ohne Tränen voneinander, denn beiden ſchwebte eine ſchöne Ausſicht auf ein glückliches Jahr voll Freiheitsgenuß vor Augen. Unſre Geliebten hatten uns beim letzten Beſuche mit guten Wünſchen und ſüßer Freundlichkeit überhäuft und waren ſo verſichert als wir, daß keins das andre vergeſſen könnte. Nicht ohne ſtilles Zurückſehnen nach Donauwörth langte ich mit Anfang November in Eichſtädt wieder an, beſuchte meine Brüder und Freunde und begann meine mathematiſchen Studien wieder, ſowie die Arbeiten für den geheimen Orden. Moſes gab mir die Cahiers, welche die vollſtändigen Rituale der beiden erſten Grade enthielten, öfters zum Abſchreiben, damit ich, wie er ſagte, doch auch etwas zum Beſten des Ordens beitragen möchte, da ich mir ausbedungen hätte, mit Geldabgaben verſchont zu bleiben. Wirklich forderte man einige Monate lang kein Geld von mir, aber in der Folge ſollte ich doch monatlich 50 Kreuzer bezahlen, welches ich auch zuweilen tat, größtenteils aber unterließ. Von jedem Cahier nahm ich ſogleich auch eine

Abſchrift für mich und, weil ich vermutete, die Obern würden wohl auf den Gedanken geraten, ich hätte wahrſcheinlich für mich gleichfalls eine Abſchrift in Händen behalten, ſie möchten mir alſo dieſelbe abfordern laſſen, ſo ſchrieb ich jedes Heft heimlich zweimal für meinen Gebrauch ab, damit ich im Falle, wenn mir das eine mit ſtrengem Ernſte abgefordert würde, doch noch das andre ohne Verdacht behalten dürfte. Einesteils dachte ich, nach und nach ein ganzes Ordensſyſtem aus dieſen Heften zuſammenſetzen zu können, welches den Statuten und meinem Verſprechen gar nicht entgegen war; andernteils meinte ich, wenn ich im Orden wider Vermuten etwas finden würde, das gegen Moralität anſtieße und ich alſo aus dieſer oder aus einer andern Urſache zurücktreten müßte, [illegible] verfolgt werden ſollte, dieſe Schriften würden mir dann als Waffen dienen, um mich gegen ihre Zudringlichkeit ſicher zu ſtellen und ſie durch die Drohung, daß ich im Falle einer weitern Verfolgung alles drucken laſſen wollte, in Schranken zu halten. Wirklich hatte ich nicht ganz irre gerechnet: Moſes forderte mir bald mit dem Vorgeben, daß es auf Befehl der höhern Obern geſchehe, ein paar dieſer Hefte ab, ſagte geradezu, der Orden wiſſe aus langer Erfahrung, daß gewöhnlich jeder Abſchreiber für ſich eine Kopie zurückbehalte, ich ſollte alſo die meinige ohne Umſtände herausgeben. Ich ſträubte mich, dem Scheine nach, eine Weile, ihm zu willfahren, öffnete aber endlich meinen Schreibtiſch, wo ich die Ordensſachen aufzubewahren pflegte und legte ſie mit einigem Bedauern in ſeine Hand. Flink fiel er über meine Schubläden her, durchſuchte ſie, ob er nicht noch eine andre Abſchrift finden möchte, und gab ſich erſt dann zur Ruhe, als er, was er ſuchte, nicht fand. Denn ich hatte ſie auf den Fall, wenn er mein kleines Illuminatenarchiv zu durchſtöbern käme, wie jeder Manuductor tun durfte, längſt in meinem Koſ-

ſer in Sicherheit gebracht. Es lief hier freilich etwas Falſchheit und Verſtellung mit unter, aber ich weiß nicht, ob jemand in meiner Lage viel anders gehandelt haben würde. Die Art, wie man in geheime Geſellſchaften geführt wird, das Mißtrauen und die Zurückhaltung, welche zwiſchen den Obern und Untergebenen herrſchen, und die Ungewißheit, in der jeder Angeworbene in Abſicht auf den geheimen Zweck der Geſellſchaft unabläſſig ſchwebt, ſind nicht ſehr fähig, offenherzige, gerade Menſchen zu bilden.

Indeſſen gewann ich durch den Fleiß, mit dem ich jeden Monat einen Aufſatz lieferte, durch Äußerungen meines Wohlgefallens an den Einrichtungen der mir bekannten Grade und durch aufrichtige Anhänglichkeit an den Orden bald den Beifall der Obern ſo ſehr, daß ich ſowohl in den ſogenannten Reprochezetteln manches aufmunternde Lob erhielt, als auch durch ſchnellere Beförderung belohnt wurde. Moſes erhielt die Weiſung, mir die drei Freimaurergrade tête-à-tête zu erteilen, das heißt, er forderte mir ein Handgelübde ab, daß ich dasjenige, was er mir anvertrauen würde, verſchweigen wollte. Dann las er mir die Hefte des Lehrlings, Geſellen und Meiſters vor, erklärte, was mir unverſtändlich war, zeigte mir die Handgriffe und einige Zeremonien und lachte herzlich mit mir über die Abgeſchmacktheit aller dieſer Torheiten. „Es iſt einfältiges Zeug," ſagte er, „was ich Ihnen da leſe, aber dieſen Weg müſſen Sie betreten, wenn Sie kleiner Illuminat werden wollen. Die Geſetze der Geſellſchaft verlangen, daß jeder Minerval, ehe er zu einer höheren Stufe emporſteigt, erſt alle drei Freimaurergrade durchlaufe, und Sie haben es als eine vorzügliche Gunſtbezeigung anzuſehen, daß die Obern Sie tête-à-tête einweihen wollen, ohne erſt die koſtſpieligen Initiationsgebühren bezahlen, ſich feierlich in die Verſammlung einführen laſſen und langweilige Interſtitien zwiſchen jedem Grade halten zu müſſen."

Zur Dankbarkeit mußte ich die drei Hefte einigemal abschreiben und behielt auch für mich, wie gewöhnlich, eine Abschrift zurück. Den 19. Juni 1783 ward ich wirklich als Illuminatus minor initiiert, wohnte hierauf zum erstenmal einer Versammlung dieses Grades bei und erhielt die Aufsicht über den Sekretär eines Domherrn, Bruder Dryden, der mit mir, weil er auch ein Mathematiker war, ohnehin Umgang pflegte und seit langem die Minervalversammlungen besuchte. Indessen mußte auch ich in diesen Versammlungen noch, wie vorher, erscheinen, in den Illuminaten-Zusammenkünften aber meine Bemerkungen über die Sitten, Gaben und Äußerungen sowohl der Minervalen überhaupt, als besonders des Bruders Dryden vortragen und mich über die Maßregeln, welche zur bessern Leitung jedes Untergebenen zu ergreifen sein möchten, mit den Brüdern beraten. Bei dieser Gelegenheit sah ich, daß es den meisten Illuminaten mit der Besserung ihrer Zöglinge ernst sei. Man wandte alle Mittel an, um Wollüstlinge von Ausschweifungen abzuhalten, Träge zur Tätigkeit anzufeuern, Schüchterne aufzumuntern und jeden zum Selbstdenken zu reizen usw.

Einst, als eben eine dergleichen Zusammenkunft geendigt war, schickten sich einige Mitglieder an, die Freimaurerloge zu besuchen, und neckten mich so lange, daß ich mitgehen sollte, bis ich endlich einwilligte. Genau hatten sie mich unterrichtet, wie ich mich benehmen müßte, und ich wußte die nötigen Sprüche ziemlich gut auswendig. Ich ward als ein fremder Lehrling dem Meister vom Stuhle gemeldet. Der erste Vorsteher, Bruder Moses, kam sogleich ins Präparationszimmer gelaufen, gab mir in der Stille einen derben Verweis meiner unvorsichtigen Kühnheit wegen, fürchtete, ich würde die Prüfungsfragen nicht beantworten können, beruhigte sich aber, als er merkte, daß ich wohl unterrichtet und mein kleines Wagestück ein abge-

redeter Handel ſei und gab mir einen Degen und Handſchuhe nebſt der nötigen Schürze. So erſchien ich im Logenſaal, ward ſogleich von einigen Maurern, die nicht Illuminaten waren, ſchärfer auf's Korn genommen, ſtrenge befragt und nach Maurerart ſorgfältig geprüft. Ich rezitierte ohne Anſtand meine Sprüche her, gab mich für ein Mitglied der Loge Theodor vom Guten Rate im Morgen von Athen aus, verſprach, ihnen bei Gelegenheit mein Patent vorzuweiſen und ſagte: „Jetzt, da mich unverſehens einige Brüder, die mich als Maurer kennten, auf dem Wege angetroffen und überredet hätten, ohne weiteres mit ihnen zu kommen, ſei ich nicht imſtande, ihren Wünſchen, wie ich ſollte, ſogleich zu entſprechen.“ Meine Bekannten beteuerten dasſelbe, und ſo ließ man mich unangefochten der Loge beiwohnen. Es fügte ſich, daß eben ein geiſtlicher Rat und Kanonikus von Eichſtädt aufgenommen werden ſollte. Der Zeremonienmeiſter führte den Aufzunehmenden auf die gewöhnliche, geheimnisvolle Weiſe herein, indem er ihm die Degenklinge vorhielt. Die verbundenen Augen, die entblößte linke Bruſt, das nackte rechte Knie, der übergetretene linke Schuh, kurz das ganze zerrüttete Ausſehen des Geführten mahnten mich lebhaft an die Vorſtellung eines Malefikanten, den man zur Richtſtätte führt. Es war mir in der Tat ein häßlicher Anblick, einen ſonſt angeſehenen Mann ſo ſchimpflich degradiert zu ſehen. Das Degengeklirre und Rauſchen der Schurzfelle, als er den fürchterlichen Eid ſamt allen Verwünſchungen, die ihn im Falle des Verrates treffen ſollten, mit gebrochener Stimme nachſprach, dünkte mich kindiſch-fürchterlich, als aber die Lichter ausgelöſcht wurden und nur mehr eine Lampe, mit Weingeiſt gefüllt, in Form einer Urne auf dem Tiſche des Meiſters düſter flammte, jeder Bruder die Spitze ſeines Degens gegen das Angeſicht des Eingeweihten ausſtreckte, der Meiſter

ernſthaft rief: „Man gebe ihm das erſte Licht!“ und: „Sehen Sie hier eine Menge Arme zur Beſtrafung des Meineids bewaffnet!“ und nun die Binde fiel, und der Aufblickende mit Entſetzen zurückfuhr, indem alle Brüder riefen: „Rache dem Verbrecher!“ da konnte ich mich des Unmuts nicht mehr erwehren, der in mir aufglühte; ich verwünſchte alle dieſe ſchreckenvollen Gaukeleien, mit denen man argloſe ehrliche Männer ſchändlich betört. Kaum war die Lehrlingsloge geſchloſſen, ſo ging ich voll Unwillens davon. Der neueingeweihte Kanonikus ſchritt, ohne zu merken, daß ich ihm folgte, murrend vor mir her. „Bübiſch iſt dieſe Behandlung,“ wiederholte er ſo laut, daß ich alle Worte deutlich verſtehen konnte, „unverſchämt haben ſie mich um 15 fl. geprellt! Mußte ich nur darum alles Metall ablegen, damit ſie ſich meiner Börſe bemächtigten und ſich daraus für ihre törichten Poſſen ſogleich bezahlt machen könnten? Die Betrüger! Sie ſollten keinen Heller erhalten haben!“ Ich meinte, ich müßte meine Empfindungen, die ſo ſehr mit den ſeinigen harmonierten, laut werden laſſen und war ſchon im Begriff, ſeiner Unzufriedenheit Beifall zu geben, als er merkte, daß jemand hinter ihm herging, ſich plötzlich umwandte, mich grüßte und ſprach: „Ha! Sie ſind es, Herr Bruder? Es iſt doch etwas Frappantes um eine ſolche Initiation; noch kann ich mich kaum erholen! Wie war es Ihnen zumute, als Sie initiiert wurden?“ Seine behende Verſtellung, und die letzte Frage ſetzten mich in einige Verlegenheit, und ich wußte in der Eile weiter nichts vorzubringen, als: „Die Aufnahme iſt nach meinem Sinne immer eine fatale Operation.“ „Nach meinem Sinne auch,“ erwiderte er ſchnell, ſchwieg wieder, nahm Abſchied von mir und trat in ſein Haus.

Je verächtlicher mir, von dieſem Tage an, die Freimaurerei vorkam, weil ſie mir nichts als kahle Tändeleien

darbot, desto mehr gewann der Illuminatenorden in meiner Hochachtung, indem ich so viel Reelles und Nützliches in seiner Einrichtung fand.

Der Orden hatte mich sogleich beim Eintritt in denselben bewogen, eine Reform mit meinen Meinungen vorzunehmen, und noch hörte ich nicht auf, täglich an meinem Gedankensysteme zu ändern. Praktische Philosophie war eine meiner Lieblingsstudien, und ich mußte mich sehr verwundern, warum man ehemals in den katholischen Schulen diejenige Wissenschaft, die mir zur Gründung des Menschenglücks am meisten beizutragen schien, beinahe ganz vernachlässigen konnte, so daß kaum etwas davon unter dem Namen Ethik vorgetragen wurde, und es jedem Studenten freistand, diese Ethik nach Belieben zu hören oder nicht zu hören. Dergleichen Bemerkungen gaben meiner vorteilhaften Meinung von dem guten Willen der Jesuiten, durch ihre Lehren der Welt zu nützen, welche bisher nur gewankt hatte, den letzten Stoß und ich fing an zu begreifen, daß herrschsüchtigen Leuten daran liegen könnte, das Volk über gewisse Punkte vorsätzlich in Unwissenheit zu erhalten und sorgfältig jeden Anlaß beiseite zu räumen, damit dasselbe ja nicht über seine Rechte und Pflichten aufgeklärt würde. Um so strenger und eifriger musterte ich die Grundsätze, die ich in den Schuljahren eingesogen hatte, und fand mit Vergnügen, daß alle Veränderungen, die ich mit meiner Denkensart vornehmen müßte, nur die Dogmatik, nicht die Sittenlehre beträfen. Alle Antriebe zur Tugend blieben mir, und ich genoß des Vorteils, die vornehmsten praktischen Wahrheiten gleichsam selbst erfunden und aus meinem eigenen Innern entwickelt zu haben, weswegen sie nun doppelt starken Eindruck auf meine Seele machten.

Nie empfand ich so innig die Größe des Schöpfers, als da ich Astronomie studierte und die Sternbilder kennen

lernte. Einſam, in warme Kleider gehüllt, hielt ich mich nachts im Gartenhauſe meiner Koſtwirtin auf, hatte eine Himmelskugel, ein Dollondiſches Fernrohr und Baiers Sternkarten auf dem Tiſche ausgebreitet vor mir und verglich die Abbildungen mit den Geſtirnen am Firmament. Manchmal, wenn ich mich ſatt geſehen hatte, überließ ich mich meinen Betrachtungen. Am liebſten zog ich von meinem Standpunkte aus, als aus einem Mittelpunkte, in Gedanken Linien nach allen Richtungen hin, verfolgte eine und die andre mit den Augen und mit meiner Phantaſie und bemerkte die vielen Sterne, an denen ſie hinlief. Dann nahm ich das Fernrohr zu Hilfe und erblickte neben den ſichtbaren Lichtern in eben dem Raume, der dem unbewaffneten Auge leer ſchien, noch viele entfernte Sterne und dachte ſie als ebenſoviel Sonnen, um die ſich, der Analogie gemäß, ſo wie um unſere Sonne mehrere Planeten bewegen würden. Endlich verlängerte ich die Linien, ſoweit ich in Gedanken vermochte, und fragte mich: „Warum ſollen ſie eben da aufhören, wo meine Vorſtellungskraft ermüdet? Und wo iſt das Ende des Raums?“ Mein Verſtand faßte dann alle Linien zuſammen und konnte mit aller Anſtrengung nichts weiter denken, als eine unermeßliche Kugel, die ſich bei jedem Verſuche, ſie größer zu denken, in den unendlichen Raum weiter ausdehnte und wieder weiter ausdehnte und doch nie an Grenzen gelangte. Ich dachte dann alle dieſe Geſtirne bevölkert, dachte an die unendliche Menge von Geſchöpfen, denen täglich ein gewiſſes Maß von Glückſeligkeit zufloſſe, an die Gnade und Größe Gottes, ſank in Anbetung hin, empfand meine Nichtigkeit tief und dankte unter Tränen ſeiner allumfaſſenden Huld, die auch das geringſte Geſchöpf zum Freudengenuſſe beſtimmte und mich verſchwindenden Punkt im Unermeßlichen nicht nur nicht vergäße, ſondern täglich mit Segen freigebig erquickte und mich

fähig machte, so große, entzückende Gedanken zu denken. Dann fühlte ich's recht, wie klein und wie groß der Mensch ist, und ward überzeugt, ein Wesen, das soviel von der Unendlichkeit des Schöpfers begreifen könne, müsse demselben für sein Dasein, auch wenn es im höchsten Grade unglücklich würde, dennoch danken.

Bis jetzt hatte Beda mit mir ununterbrochen Briefe gewechselt, aber in der Fastnacht 1783 befahl mir der Prälat, diese lustige Zeit im Kloster bei Schmaus und Spiel zu verleben und meine Kostfrau mitzubringen. Da machte sich Beda an diese gute Frau, fragte ihr manchen Umstand meines Lebens ab, erfuhr so, daß mich sehr oft Leute besuchten, die man für Freimaurer halte, daß ich manchmal Zusammenkünfte und Trinkpartien im Gartenhause mit ihnen veranstaltete und abends wirklich auch in Häuser ginge, wo vermutlich Logen gehalten würden. Von dieser Zeit an schrieb mir Beda keine Zeile mehr, entzog mir seine Freundschaft ganz und wandte alles an, um mich bei meinen Mitbrüdern in Mißkredit zu bringen. —

Schon im Jahre 1782 erhielt ich in Eichstädt die zweite der größern Weihen, nämlich das Diakonat. Da ich nun mein 25. Lebensjahr bereits angetreten und also das gehörige Alter zum Priestertum hatte, bewarb sich mein Prälat um einen Entlassungsbrief, das heißt, um eine schriftliche Bewilligung des Bischofs von Augsburg, zu dessen Sprengel ich gehörte, daß ich vom Bischofe in Eichstädt zum Priester geweiht werden dürfte. Dies geschah durch den Weihbischof Felix von Stubenberg, den 19. April 1783. Zu dieser Zeit hegte ich bereits vom Priestertum eine Meinung, die schwerlich mit derjenigen übereinstimmte, welche die katholische Kirche von ihren Neugeweihten erwartet. Manchmal konnte ich nur mit Mühe ein Lächeln verbergen, das mir die seltsamen Zeremonien und Sprüche ablockten. Schon der feierliche Vorruf anfangs der Prie-

sterweihe, daß derjenige, der irgend etwas Wichtiges wider einen von uns Einzuweihenden vorzubringen wüßte, kühnlich hervortreten und sprechen sollte, indes die Kapelle doch sorgfältig verschlossen blieb, damit ja niemand außer uns dem Akte beiwohnen möchte, — befremdete mich und schien mir mit Recht ganz zwecklos zu sein. Das schnelle und unehrerbietige Herbrummen der Gebete, bei denen man nur immer bald ans Ende zu kommen trachtete, dünkte mir beinahe zu beweisen, der Bischof halte nicht viel mehr von der Sache, als ich selbst. Als mir die Altardiener die Stola über der Brust verschränkten und dann ziemlich unsanft und verächtlich das hinten bis an den Nacken aufgerollte Meßgewand über meinen Kopf rissen, indes der Bischof sprach: „Empfange das Joch des Herrn, denn sein Joch ist sanft und seine Bürde leicht!" und wieder: „Empfange das priesterliche Kleid, unter welchem die Liebe verstanden wird, denn Gott vermag dich in der Liebe und Vollkommenheit zu stärken", so konnte ich teils der sinnlosen Anwendung biblischer Sprüche, teils der nachlässigen Behandlungsart halber, die den an sich selbst faden Zeremonien alle Wirksamkeit vollends benehmen mußte, meine Mienen kaum genug hüten, daß sie meine Gedanken nicht durch irgendeinen verzogenen Muskel verraten möchten. Die Salbung der Hände mit dem geheiligten Öle, als die Haupthandlung des ganzen Aktes, nahm der Bischof ängstlich nach gewissen vorgeschriebenen Strichen vor, indem er sprach: „Würdige, o Herr, seine Hände durch diese Salbung und unsern Segen zu weihen und zu heiligen, damit alles, was sie segnen, gesegnet sein und, was sie weihen, geweihet und geheiliget werden möge, im Namen unsres Herrn Jesu Christi. Amen." Dann mußte ich mir die beiden Hände mit einem Tüchlein enge zusammenbinden lassen, damit ja die heilige Zauberkraft des Öles tief hineindringen und nichts verdunsten möge. Alles dies schien

mir von so rohen Begriffen abzustammen, daß ich nicht umhin konnte, zu seufzen und ein Volk zu bedauern, welchem seine Geistlichkeit weismachen darf, sie könne durch einige Sprüche und das Bestreichen mit Öle jedem Manne die Gewalt mitteilen, aus einem kleinen, sichtbaren Stückchen Brot einen unsichtbaren, eßbaren Gott zu machen und etwas zu leisten, was nicht nur die Vernunft, sondern jeder Sinn als unmöglich angibt.

Man wird vielleicht fragen, warum ich bei diesen Überzeugungen mich zum Priester weihen ließ? Allein man bedenke, daß ich damals, bei meinen noch nicht genug befestigten Grundsätzen, zum Teil noch dachte, wie Rousseaus geistlicher Savoyarde: „Wir begreifen vielleicht nicht, was durch Gottes Kraft alles möglich ist", daß ich mich also der Leitung der Vorsehung blindlings überließ, indem ich zu mir selbst sagte: „Gott wird durch die Einweihung zum Priestertum dennoch das in dir wirken, was seiner Gnade gemäß ist, obschon du es jetzt nicht fassen kannst", und daß es mir zur selben Zeit noch gar nicht einfiel, es gebe einen Ausweg, den unauflöslichen Fesseln des Mönchsstandes zu entrinnen. Dies letzte war gewiß die Hauptursache. Ich folgte daher den Umständen, wohin sie mich zogen.

Ein Exjesuite in Eichstädt unterrichtete mich, wie ich die fast unzähligen zeremoniösen Vorschriften der Messe mit Anstand und kritischer Genauigkeit in Ausübung bringen sollte. Dies kam mir in meiner Laufbahn als Priester so gut zu statten, daß mir die geistlichen Kenner sowohl als die andächtigen Matronen überall nachrühmten, ich lese eine schöne Messe. Im Grunde hing alles davon ab, daß ich die vorgeschriebenen Formeln vernehmlich, aber sehr schnell hersagte, alle Bewegungen aber mit einer gewissen Bedächtlichkeit machte, so daß ich mit der Messe, ohne unanständig zu fuchteln, bald endigte, welches allen, auch den frömmsten Leuten, vorzüglich im Winter, gar lieb war.

Am Sonntage nach Ostern las ich die erste Messe, (primizierte) in der Klosterkirche zum heil. Kreuze in Donauwörth. Der Kanonikus, Bruder Moses, hielt mir die Primizpredigt, hatte mir aber versprechen müssen, nichts zu meinem Lobe, wie es sonst gewöhnlich war, einfließen zu lassen. Ich hatte bereits von Eichstädt aus meine Eltern und Brüder, meinen Taufpaten, Minchen mit ihrem Manne, Malchen samt ihren beiden Eltern und ein paar Illuminaten von Eichstädt, die ich dem Prälaten als meine Freunde vorstellte, nebst noch andern Verwandten und Bekannten, die aber nicht erschienen, zu Gaste gebeten und war nun von der Feierlichkeit des Tages, von der Menge des Volkes, das meinen Segen erwartete, von dem prächtigen Kirchengeschmeide, in dem ich steckte, von der hallenden Musik und dem Pomp, der mich umgab, so betäubt, daß ich kaum wußte, wie mir zumute war. Nur wenn auf dem Chore ein Musikstück lange dauerte, hatte ich Zeit, meine Gedanken zu sammeln. Noch erinnere ich mich, wie ich während des sogenannten Benediktus, eines rührenden Solos, das sogleich nach der Wandlung gesungen ward, mit inniger Empfindung und nassen Augen zu Gott rief: „Du weißt es, Allgütiger, warum du mich in diesen Stand gesetzt hast, du siehst, daß all dieser Pomp meinem Herzen ein Tand ist! Aber was soll ich tun? Ich allein vermag die Götzen nicht umzustoßen. O, füge du es so, daß sie fallen müssen! Weihe mich zum Priester der Wahrheit, zum Lehrer der Tugend! Erleuchte mich, daß ich die Wahrheit erkenne und stärke mich, daß ich sie überall verkündige!"

In rotbekleideten Kirchenstühlen knieten nicht fern vom Altare rechts die männlichen, links die weiblichen Primizgäste. O, wie zitterte mir die Hand, als ich meinen lieben Eltern, denen die Freudentränen über die Wangen strömten, und meinem sittsamen Minchen das Abendmahl reichte!

Es ist gebräuchlich, daß die Katholiken sich vor einem neugeweihten Priester, wo sie ihn immer antreffen, auf die Knie werfen und ihn um den heiligen Segen bitten. Da legt ihnen denn der junge Geistliche beide Hände einen Augenblick auf das Haupt, schlägt dann mit der rechten ein Kreuz über sie und spricht in lateinischer Sprache: „Allen Himmelssegen gieße Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist über dich aus!" Diese Segenssprechung, die man für kräftiger hält, als die eines ältern Priesters, war anfangs für mich eine wahre Plage. Es schmerzte mich innig, die Leute in so abergläubischer Erniedrigung vor mir kriechen zu sehen. Erst nach und nach machte mir die Gewohnheit diese Zeremonie erträglicher, und am Ende beruhigte mich die Bemerkung einigermaßen, daß ich doch den Bittenden allen Himmelssegen aufrichtig wünschen könnte. Und ich wünschte ihn jedem von Herzen.

Bei der Tafel mußte ich, wie gewöhnlich, den Ehrensitz zur Rechten des Prälaten einnehmen. Wäre es mir aber freigestanden, meinen Platz nach Belieben zu wählen, so hätte ich mich zwischen meine Mutter und Minchen gesetzt. Um diesen beiden und meinem Vater, der mich schon lange gern öffentlich auf der Violine spielen gehört hätte, eine Freude zu machen und — ich will es nur gestehen — auch um meine Kunst ein wenig vor ihnen sehen zu lassen und ihren Beifall zu ernten, spielte ich ein leichtes Violinkonzert. Dann ging es ans Gesundheittrinken. Bei Primizen ist es gebräuchlich, daß der Primiziant als geistlicher Hochzeiter sich eine Braut erkieset, welche meistens ein kleines Mädchen aus seiner Verwandtschaft von etwa sieben bis zu zwölf Jahren ist. Ich wollte keine Rücksicht auf diese Gewohnheit nehmen und sagte Minchen, als ich sie zur Primiz mündlich einlud, im Scherze: Wenn sie schon nicht mehr Jungfrau sei, so sehe ich sie doch als meine Braut an. Aber der Prälat hatte noch verschiedene Gäste

gebeten, unter denen ſich ein hübſches Fräulein von 18 Jahren, ſeine nahe Verwandte befand. Auf einmal ergriff er ſein Trinkglas und ſagte: „Herr Primiziant, wo iſt denn Ihre Braut, daß wir auf ihre Geſundheit trinken?“ Ich ſtockte ein wenig und blickte an der Tafel hin nach Minchen. Er glaubte, ich ſuche ein Mädchen, um ſie zu meiner Braut zu erklären. Flink deutete er auf das hübſche Fräulein und ſprach: „Die wird es wohl ſein müſſen, Sie könnten nicht leicht eine ſchönere wählen. Soll ich ſagen: Fräulein Braut! Auf Ihre Geſundheit?“ „Die Braut, die Sie mir wählen möchten, iſt wirklich recht ſchön,“ erwiderte ich, „aber ich habe in meinem Herzen ſchon eine zu dieſem Poſten ernannt, vergeben Sie! der kann ich nicht untreu werden!“ Dann ſagte ich laut: „Auf die Geſundheit meiner Braut, die ich in petto habe!“ Und beugte mich gegen Minchen hin. Jedermann glaubte, es gelte ihrer Schweſter Malchen, die in eben der Reihe ſaß. Nur Minchen, die lieblich errötete, und meine Freunde verſtanden mich. Ich hätte es für eine Art Hochverrat gehalten, mein Minchen in dieſem Augenblick zu verleugnen und eine andre als ſie zu meiner Braut zu erklären. Aber der Prälat ſtutzte und nahm es nicht wenig übel, daß ich die Kühnheit hatte, die Braut zu verſchmähen, die er mir anbot, und die noch dazu ſeine nahe, geliebte Verwandte war. Von dieſer Stunde an forſchte er nach, was ich mit Minchens Familie für Bekanntſchaft hätte, erfuhr gar bald von dienſtfertigen Religioſen, daß wahrſcheinlich ſchon lange eine Liebſchaft zwiſchen einem der beiden Mädchen und mir ſtatthaben müßte, rief mich in die Abtei und nahm mich auf die ſtrenge Frage. Offenherzig erklärte ich ihm das ganze Verhältnis, in dem Minchen und ich gegeneinander ſtanden. Ernſt und ſtrenge verbot er mir allen ferneren Umgang mit meiner Geliebten und ihrem ganzen Hauſe. Eifriger und kühner, als ich

sonst zu sprechen wagte, nahm ich nun alle mir möglichen Vorstellungen, Erörterungen, Widerlegungen, Bitten und Rednerkünste zu Hilfe und ruhte nicht, bis er endlich nach langem Kämpfen und Weigern sich ergab und erkannte, meine Bekanntschaft sei unschuldig und könnte nicht getrennt werden. „So sei es denn!" sprach er gerührt; „wenn Ihre Neigung so rein und unüberwindlich ist, wie Sie mich glauben machen, so will ich ihr nichts in den Weg legen! Aber lassen Sie sich warnen! Geben Sie den Leuten kein Ärgernis! Nicht jedermann kann wissen, in welchem Verhältnis Sie mit dieser Frau stehen, wie ich es jetzt weiß. Hüten Sie sich, daß keine Klagen kommen, sonst muß ich wider Willen strenger sein!" „Damit soll es keine Not haben, gnädiger Herr!" antwortete ich, „Sie werden nie Anlaß finden, Ihre Güte zu bereuen."

So entließ er mich, und ich reiste in Gesellschaft meiner drei Gäste vom Illuminatenorden nach Eichstädt zurück, wo ich meine Studien mit Ausgang des Heumonats endigte und dann von meinen Freunden und Ordensbrüdern mit Wehmut Abschied nahm.

Achtes Kapitel:

Wieder im Kloster.

Tagesordnung und Beschäftigung im Kloster — Mönchischer Parteigeist — Beichtsitzen und Predigen — Mathematische Studien und Feldmessen — Ungnade des Prälaten und die Folgen — Illuminaten-Verfolgung — Tod meines Bruders und meiner Mutter — Eine schreckliche Entdeckung und Entschluß zur Flucht — Vorbereitungen zu derselben — Verzögerungen und List.

Es hielt schwer, mich wieder an die mönchische Lebensart zu gewöhnen. Der Chorgesang und andre klösterliche Verrichtungen, auf welche die Mönche so hohen Wert

legen, ekelten mich an, und da ſie mir ſchon bei meiner vorigen Denkensart beſchwerlich fielen, ſo ſchienen ſie mir nun vollends unſinnige, quälende Beſchäftigungen. Wie hätte ich auch Geſchmack an einem Quodlibet von unzuſammenhängenden Schriftſtellen und geiſtlos überſetzten, größtenteils unverſtändlichen Pſalmen uſw. finden ſollen? Statt den ganzen Tag meinen Lieblingsarbeiten widmen zu können, wie ich es nun ein paar Jahre lang gewohnt war, mußte ich morgens um halb vier Uhr aus den Federn, nicht um zu ſtudieren, welches ich gern getan hätte, ſondern um in dem Chor zu erſcheinen und bis fünf Uhr in Unmut und zweckloſem, die Bruſt angreifendem Geſchrei die beſten Kräfte zu verzehren. Man kann denken, wie angenehm es mich dünkte, täglich eine Art Schreierkrieg mit anzuhören oder gar mitzuführen. In unſerm Konvente (vielleicht in allen Klöſtern) waren immer zwei Parteien, der Alten und der Jungen. Die Alten gaben ſich immer gern die Miene von Eiferern für die Ehre Gottes, denn die Jahre ſelbſt ſchienen ſie zu Heuchlern gebildet zu haben; unter dem Vorwande, das Lob Gottes müſſe mit Würde und Anſtand abgeſungen werden, in der Tat aber, um die übrigen ihre Superiorität fühlen zu laſſen, dehnten ſie im Chor alle Worte abſichtlich ſo, daß ſie jeden Pſalmenvers ſpäter endigten als die übrigen. Die Jungen, denen raſcheres Blut in den Adern rollte, ſangen die Verſe lieber etwas munterer ab und endigten ſie alſo merklich früher als die Zögerer. Dies veranlaßte täglich mehr als einmal eine Art von Stimmenkampf; beide Parteien ſuchten einander mit gräßlicher Anſtrengung zu überſchreien und die Oberhand zu gewinnen, abſcheuliche Mißtöne, Murren, Gezänke, Erbitterung und wohl gar Leibſchäden waren die ſchönen Wirkungen dieſer religiöſen Übungen. Öfters vernahm ich's, wie meine Nachbarn neben und hinter mir das „Ehre ſei Gott dem Vater uſw." ſangen und während

der Zwischenpausen Verwünschungen murrten. Größtenteils schwieg ich, wenn dergleichen Wettgefechte begannen; manchmal aber, wenn es gar zu bunt ward und mein Herz von Unmut überfloß, nahm ich die Partei der wenigen Gemäßigten und schrie mit, so gut es meine Brust eben leiden mochte.

Von fünf bis halb sechs Uhr hatten wir freie Zeit. Ich wandte sie meistens an, mein Bett zu machen und andre häusliche Kleinigkeiten in Ordnung zu bringen. Mehrere weihten dieselbe einem kurzen Morgenschläfchen.

Um halb sechs Uhr läutete man zur geistlichen Betrachtung; da mußten alle im Meditationszimmer erscheinen und bis sechs Uhr an ihrem Platze stille knien. Dies schien mir die bequemste Zeit, ein erbauliches, herzerhebendes oder meine Religionsbegriffe berichtigendes Buch zu lesen. Dazu wählte ich Jerusalems Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, zuweilen wohl auch Klopstocks Messiade und ein andermal Mosheims Kirchengeschichte, über die ich meine Betrachtungen sorgfältig anstellte usw.

Um sechs Uhr wanderten wir alle in den Chor, um die Prim zu singen, welche um dreiviertel vor sieben Uhr geendigt ward.

Dann hatte jeder bis halb neun Uhr Muße, seine Messe zu lesen oder anzuhören, zu frühstücken, wenn er etwas erhaschen konnte, und andre Geschäfte zu besorgen. Wenn ich nicht einen besondern Auftrag vom Prior hatte, zu einer gewissen Stunde oder zu einer von ihm angegebenen Intention die Messe zu lesen, so unterließ ich es. Manchmal wurden mir Meßstipendien angetragen, das heißt, man wollte mir für eine bestimmte Anzahl Messen, die ich nach der Meinung des Zahlenden lesen sollte, eine Summe Geldes geben, so daß jede Messe 20 oder 24 Kreuzer eingebracht hätte. Allein da diejenigen, welche diesen Preis bezahlen sollten, meistens arme, gutherzige

Leute waren und meine Überzeugung vom Werte der Meſſen gar nicht zuließ, daß ich jemandem Geld dafür abnähme, ſo verſprach ich gewöhnlich allen dergleichen Bittenden, die Anzahl der verlangten Meſſen umſonſt zu leſen. Allein ich erfuhr manchmal mit Verdruß, daß ſie mir nur ſchwachen Glauben beimaßen, ihr Geld einem andern Religioſen zu ebendemſelben Zwecke zuſtellten und wohl gar fürchteten, unbezahlte Meſſen möchten weniger kräftig ſein als die bezahlten. Wenn ich zu einer beſtimmten Intention leſen mußte, betete ich oft: „Gott! Du ſiehſt den guten Willen dieſer Treuherzigen! Sie glauben, durch Meßopfer dir zu gefallen und Erhörung zu erlangen! O gib den Flehenden, was ihnen am beſten iſt!“. Minchen kam oft meine Meſſe zu hören, wenn ſie die Stunde wußte, in welcher ich leſen würde. Allein ich wagte es kaum, wenn ich mich am Altare umwandte, einen flüchtigen Blick auf ſie zu tun, weil ich mich ſcheute, durch zu kühnes Umherſchauen den Leuten Ärgernis zu geben.

Um halb neun Uhr begann der Chor wieder; es ward erſt die Terz, dann ein Hochamt meiſtens mit ſehr beſchwerlichem Choralgeſang zur Orgel und am Ende die Sext und Non abgeſungen. Den Beſchluß machte die Gewiſſenserforſchung, die — während alle ſchwiegen — kniend von jedem einzeln vorgenommen und mit Abbetung der ſinnloſen Lauretaniſchen Litanei beſchloſſen ward. Ein wenig vor zehn Uhr endigte der vormittägige Chor und ließ uns bis elf Uhr ein Stündchen zur Arbeit frei. Ich merke mit Fleiß an, wie unſer Vormittag, ſonſt unſtreitig die beſte Zeit zum Studieren, eingeteilt war, um zu zeigen, daß einem gemeinen Mönche allzu wenig Zeit übrig bleibt, um in den Wiſſenſchaften etwas Beträchtliches zu leiſten. Man rechne noch dazu die Ermüdung, welche das langwierige Chorſchreien zurückläßt, ſo wird ſich niemand mehr wundern, warum oft die hoffnungsvollſten jungen Männer

in Klöstern allen Geschmack für literarische Beschäftigungen verlieren und am Ende den bequemen Weg der Untätigkeit einschlagen, auf welchem sie bereits so viele Vorgänger erblicken.

Täglich hatte ich gegen die Trägheit, als gegen einen immer wieder aufstrebenden Feind neue Kämpfe zu bestehen. Aber die Ehrbegierde half mir siegen. Ich dichtete unter dem Titel: der erste Fischer eine Robinsonade nach meiner Art und mehrere Idyllen.

Nachdem man den Pater Cölestin und mich im Herbste 1783 nach Augsburg geschickt hatte, um uns dort pro cura animarum examinieren zu lassen oder um die Erlaubnis zu erhalten, alle Verrichtungen eines Seelsorgers vornehmen zu dürfen, wurden wir angehalten, sowohl zu predigen, als Beicht zu sitzen. Ehe ich die Kanzel zum erstenmal betrat, ging ich auf den Kirchenboden und übte mich allein im Vortrage und in der Geberdensprache, dann ersuchte ich den Pater Maurus, mich anzuhören und meine Fehler zu rügen, welches er auch sehr freundschaftlich tat; mein Hauptfehler war, daß ich im Eifer allzu schnell sprach. Hierauf hielt ich meine Predigt, die ich ängstlich von Wort zu Wort auswendig gelernt hatte, ohne Anstoß, so daß nachher manche mich ermunternde Rede fiel. Als mir das erste Wagestück nicht mißlungen war, ging ich in der Folge viel mutiger auf den Predigtstuhl. Nur einmal fügte es sich, daß ich ein wenig stockte. Zum Glücke aber war es dort, wo eine neue Abteilung anfing. Ich zog meinen Aufsatz so behende aus dem Busen, warf hinter dem Kanzelbrett einen so schnellen Blick darauf und ließ ihn so geschwinde fallen, daß ich glaubte, niemand habe es gemerkt, außer den Leuten auf dem hohen Musikchor, die meine versteckten Geberden von oben herab sehen konnten. Allein ich betrog mich, denn die ganze Kirche hätte meine kurze Verwirrung beobachtet, und einige Leute sagten mir

dann, es ſei ihnen ordentlich bange für mich geweſen. Was mich aus dem Texte brachte, war — Minchen, die ganz unverhofft zur Kirchentür hereintrat, als eben meine Blicke dorthin fielen. Auf einmal waren alle Gedanken wie weggewiſcht, und es ſchwebte mir einen Augenblick blau vor den Augen.

Ehe mich der Prior in den Beichtſtuhl ſchickte, dachte ich oft: „Es muß doch nicht unangenehm ſein, inne zu werden, wie ſich die Leute bei einer ſo beſchwerlichen Handlung benehmen und was ſie mir alles ſagen werden.“ Mit geſpannter Neugier ſetzte ich mich auf meinen geiſtlichen Thron, horchte mit geſpitzten Ohren und erfuhr, daß die meiſten ſehr alltägliche, unintereſſante Dinge ſagten, andre erregten mein innigſtes Mitleiden, ich hätte mit ihnen weinen mögen, und wieder andre ſchwatzten ihre Vergehungen ſo unempfindlich und beinahe ſelbſtgenügſam her, daß mir die Galle ſtieg. Den Zuſtand der meiſten Beichtenden lernte ich bald aus der Art des Vortrages ziemlich richtig erraten, andre machte ſelbſt der üble Geruch ihres Atems kenntlich. Zur Menſchenkenntnis trägt der Beichtſtuhl unleugbar ſehr viel bei. Aber das Angenehme, das ich mir verſprochen hatte, fand ich nicht. Zuweilen fügte es ſich freilich, daß etwas ſo Närriſches auf die Bahn gebracht ward, daß ich nicht umhin konnte, meinen Mund mit dem weißen Beichttuche zu verſtopfen, um wenigſtens das laute Lachen nicht ausbrechen zu laſſen. Dafür aber wurden mir Herz und Sinn durch Erzählung der häßlichſten Zoten, durch Anhörung des langweiligſten Gewäſches, durch Vorbringung ſehr verwickelter Gewiſſensfälle, durch grobe Begegnung der abgewieſenen Gewohnheitsſünder, durch beſchwerliches Abfragen begangener Fehler bei übel unterrichteten Leuten uſw. ſchmerzlich genug gepeinigt, nichts von der Unbequemlichkeit zu ſagen, von morgens fünf Uhr bis mittags 12 Uhr gebückt auf einem

Flecke zu ſitzen. Deshalb ging ich immer mit einer Art Scheu in den Beichtſtuhl, und nur die Hoffnung konnte mich tröſten, meine herzlichen Zuſprüche, meine Warnungen und eindringlichen Vorſtellungen würden doch manches noch nicht ganz verdorbene Herz rühren und vielleicht zur Tugend zurückführen. Wirklich hatte ich ein paarmal die Freude, daß die Beichtkinder wieder kamen und mir für die Rettung aus verderblichen Gewohnheiten dankten, obſchon ich nichts andres dabei getan hatte, als daß ich ihnen das moraliſche Unheil, noch mehr aber den phyſiſchen oder politiſchen Schaden, den ſie ſich durch ihre Vergehungen zuzögen, recht lebhaft vor Augen ſtellte, ihnen einige Räte gab, wie ſie ſich in gefährlichen Augenblicken benehmen ſollten, und ſtatt der Buße, die ſonſt bei den meiſten Beichtvätern in mechaniſcher Herbetung gewiſſer Formeln beſteht, ihnen auftrug, unter Tags ihr Gemüt manchmal in kurzen Anrufungen zu Gott zu erheben, ihre guten Vorſätze zu erneuern und öfters wieder zu kommen, um ſich durch treffende Ermahnungen und Betrachtungen ihres Zuſtandes zur Beharrlichkeit zu ſtärken.

Mit mathematiſchen Arbeiten beſchäftigte ich mich ziemlich viel. Der Prälat hatte mir aufgetragen, eine große Viehweide des zum Kloſter gehörigen Dorfes Zuſum zu meſſen und einen geometriſchen Riß davon zu verfertigen. Man bezahlte mir einen Taglöhner, den ich zum Kettenziehen und andern kleinen Dienſten nötig hatte. Ich wanderte denn, wenn es die Witterung zuließ, einige Tage lang morgens um vier Uhr aufs Feld und maß die verſchiedenen Teile der weitzerſtreuten Weideplätze; nachmittags um zwei Uhr kam ich, vom Hunger getrieben, nach Hauſe. Anfangs fand ich einige Schwierigkeiten, die kleinen Krümmungen und unregelmäßigen Zickzacklinien der Grenzen genau in meinen Riß einzutragen. Aber ſowie ich mehr Übung erhielt, ward mir auch die Arbeit leichter. Wenn ich heim-

kam, aß ich geſchwind, was noch zu haben war, und ſetzte mich ſogleich hin, um meine trigonometriſchen Berechnungen und Zeichnungen, ſolange ich alles friſch im Gedächtnis hätte, zu verfertigen. Allein der Prior ſchien mich um das Glück, eine beſſere Beſchäftigung gefunden zu haben, zu beneiden und ließ mich um drei Uhr immer durch einen abgeſchickten Frater unter dem Vorwande in die Veſper holen: „Es ſeien zu wenig Religioſen im Chor, als daß er ordentlich pſalliert werden könnte, ich ſollte alſo kommen und aushelfen!“ Anfangs hielt ich dies nur für indiskret, aber als ich den Chor betrat und alle Stühle voll Mönchen erblickte, ſah ich wohl ein, daß es etwas mehr als Indiskretion war. Als ich dem Prälaten meinen erſten Riß brachte, bezeigte er mir ſeinen Beifall und ſagte: „Er hätte im Sinne, alle Kloſtergüter auf dieſe Art von mir meſſen und im Grundriſſe darſtellen zu laſſen.“ Da bat ich ihn, er möchte mich, ſolange ich daran arbeiten würde, ausdrücklich vom Chor freiſprechen und erzählte ihm die Begegnung des Priors. Ich ſah, daß er damit unzufrieden war, aber er ſagte nur: „Meſſen Sie das ſeinem großen Eifer für den Gottesdienſt bei und laſſen Sie ſich dadurch gar nicht abhalten, etwas Nützliches zu arbeiten. Ich werde Ihnen alle Erleichterung zu verſchaffen ſuchen. Nächſtens wollen wir wieder nach München gehen, halten Sie ſich nur bereit!“ Wirklich nahm er mich dahin zum zweitenmal mit, welches mir bei andern Mönchen, die gern meinen Platz eingenommen hätten, nicht wenig Neid und Mißgunſt zuzog. Ich ſchrieb ſogleich meinem Freunde und Ordensbruder Vinzenz Caraffa nach Freyſing, er ſollte auf den beſtimmten Tag in München eintreffen. Wir genoſſen da einige der glücklichſten Stunden, beſuchten miteinander unſre Brüder vom Illuminatenorden und beſahen alles, was uns ſehenswürdig ſchien.

Wir logierten zu München in der Wohnung eines

Halbbruders des Prälaten, des Arztes Schwemmer, der vor kurzem gestorben war und seinen Herrn Bruder zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannt hatte. Bald zeigte es sich, daß der Arzt den besten Teil seines Vermögens zu einem Stipendium verwandt wissen wollte, welches die studierenden Kinder der leiblichen Schwester unsers Prälaten zu genießen haben sollten. Als diese Geschäfte berichtigt waren, kehrten wir wieder ins Kloster zurück. Es ward nach einigen Wochen Kapitel gehalten, der Prälat trug vor, er glaube, es sei für das Kloster vorteilhaft, wenn dasselbe die Stiftungsgelder als ein ewiges Kapital aufnehmen und jährlich mit vier vom Hundert verzinsen würde. Er wußte die Sache auf einer so guten Seite darzustellen, daß bei der Umfrage die meisten Stimmen der Alten zugunsten seines Vorschlags ausfielen; nur wenige hatten etwas dagegen einzuwenden, aber das wenige schien mir doch treffend genug. Der Prälat ward über dergleichen Einwendungen aufgebracht und erinnerte mich an den Spruch des Momus, der dem zürnenden Jupiter bei Lucian zurief: „Vater Jupiter, du hast gewiß unrecht, denn du zürnest." Die wahre Ursache, warum der Prälat das Geld durchaus wollte, und warum es einige Mönche ebenso ernstlich nicht wollten, hatte noch keiner zu berühren getraut. Sie war im Grunde die, daß der Prälat eben des Geldes sehr bedurfte und die Schwemmerschen Stiftungsgelder mehr als wahrscheinlich bereits angegriffen hatte, denn eine ungezähmte Spielsucht verleitete den übrigens mit vielen guten Eigenschaften begabten Herrn zu stetem Reisen, zur Vernachlässigung seiner Geschäfte, zum Aufsuchen teurer Lustpartien und zu allerlei unnützem Aufwand, und es war noch nicht lange, daß sich das Kloster gedrungen sah, ein paar schöne Bauernhöfe zu verkaufen, um dem Prälaten wieder einige Barschaft in die Hände zu geben. Aus allen Umständen ließ sich nun abnehmen,

daß der Kaufschilling für die Höfe von ihm bereits aufgebraucht sei, und daß er die Schwemmerschen Gelder nur darum als ewig verzinslich in seine Hände nehmen wollte, damit er wieder Mittel hätte, seine Leidenschaft für das Spiel zu befriedigen. Alles das stand so klar vor meinen Augen, daß ich nur wartete, bis die Reihe zu votieren auch mich treffen würde, um die Akzeption rückgängig zu machen. Zwar hatte ich vorher noch mit mir selbst zu kämpfen, ob ich meine wahre Meinung offenbaren sollte oder nicht, und ob es nicht undankbar wäre, einem Obern, der mir so viel Gutes getan hatte, in seinem angelegensten Verlangen zuwider zu sein? Allein ich dachte, es würde zu seinem wahren Glücke gereichen, wenn er nicht mehr so emsig spielen könnte wie bisher, und entschloß mich, die Partei seiner Gegner zu ergreifen. An den Einfluß, den dieses Benehmen auf mein ferneres Schicksal haben könnte, dachte ich gar nicht. Mit Verdruß hatte er eben ein paar der kühneren Sprecher zum Stillschweigen gebracht, und noch waren die meisten Stimmen seinem Zwecke günstig. Jetzt hätte die Umfrage auch an mich und meine Mitprofessen kommen sollen. Aber der Prälat sprach etwas verächtlich: „Die jungen Herren werden wohl mit mir einverstanden sein.“ Eine kurze Pause folgte, mir wurmte die Rede des Prälaten im Kopfe, und ich sprach mit halbunterdrückter Heftigkeit: „Erlauben Sie, gnädiger Herr! daß ich Ihnen sage, ich könnte mit der Aufnahme dieser Gelder nicht zufrieden sein, denn erstens genießt das Kloster gegenwärtig glücklicher Zeiten, in welchen alle seine Einkünfte fließen und also zur Notdurft hinreichen sollten, ohne sich erst die Last einer ewigen Abgabe aufbürden zu müssen; zweitens ist der Zins, der von diesen Stiftungsgeldern zu ewigen Zeiten unablöslich gegeben werden soll, zu hoch; drei vom Hundert wären genug, vier sind nach dem allgemein angenommenen Gebrauche zu viel.“ „Ach,“

ſagte der Prälat mit zürnendem Stolze, „was verſteht ſolch ein junger Menſch von Geldſachen?“ Das hieß eine kaum vernarbte Wunde meines Herzens mit Diſtelköpfen reiben. Ich hatte ja in Eichſtädt ſchon dieſes Vorurteils wegen darben müſſen. „Gnädiger Herr!“ erwiderte ich kühn und vielleicht trotzig, „hier hat jeder ſein Votum abzugeben, ſo gut er's verſteht und ich bitte, wenn Sie Ihren Verwandten etwas zu Gefallen tun wollen, es auf eine ſolche Weiſe zu tun, daß das Kloſter dadurch nicht mit einer unabwerflichen Laſt beladen wird!“ Die letzte Rede reute mich, ſobald ſie mir über die Lippen gekommen war, aber es war unmöglich, ſie wieder zurückzunehmen. Der Prälat ſchwieg zwar, doch ſeine Augen funkelten, und ich wagte es nimmer, ihm ins Angeſicht zu ſehen. Ein paar Patres, die nach mir folgten, hatten den Mut, meiner Meinung beizutreten, und ſo zählten beide Meinungen am Ende gleich viele Stimmen. „Damit man mir keine Parteilichkeit ſchuld geben könne,“ ſagte der Prälat mehr als ernſthaft, „ſo will ich auf mein Recht, die Sache zu entſcheiden, für diesmal Verzicht tun und verlange, daß jeder Kapitular noch einmal ſein Votum gebe.“ Aber, anſtatt daß nun ſeiner Meinung mehrere beitraten, wie er hoffen mochte, fielen die meiſten Stimmen gegen die Akzeption aus und mancher ſagte: „Anfangs ſah ich die Sache nicht von dieſer Seite an.“

Dieſes Kapitel brachte mich, wie begreiflich, im Angeſichte aller ganz um die Gunſt des Prälaten. Vom Feldmeſſen war keine Rede mehr, und ich ſah mich auf einmal allen Neckereien der Mönche bloßgeſtellt, ohne von meinen Obern Hilfe erwarten zu können. Denn in Klöſtern geht es beinahe wie an Höfen, wer in Ungnade fällt, iſt der Ball jedes Buben und ein Scheuſal für jede kriechende Seele. Trieben Neid und Scheelſucht bisher nur hinter meinem Rücken ihr Spiel, ſo wagten ſie ſich

jetzt dreist, mir unter das Angesicht Hohn zu sprechen. Der Prior behandelte mich beim geringsten Vergehen strenger als gewöhnlich, P. Beda spottete beim Abendtrunk und bei andern Gelegenheiten herzhafter über die jungen Vielwisser, die sich erfrechten, ohne tiefgründende Theologen zu sein, verführerische philosophische Schriften zu lesen, und jeder, dem es einfiel, mir einen Tort zu tun, konnte es ungestraft wagen. So verdrängten sie mich durch stete Neckereien auf dem Musikchor von der ersten Violine und schämten sich doch nicht, sobald ein Solo zu spielen war, mich von der zweiten, wohin ich mich des Friedens wegen gestellt hatte, mit Gewalt abzurufen, um Solo zu spielen.

Sprach ich während der Rekreation im besten Vertrauen mit meinen Nachbarn, so fielen mir auf einmal andre, die mich behorcht hatten, in die Rede, wollten aus meinen Äußerungen, so sehr ich mich hütete, dennoch etwas Heterodoxes oder philosophisch Anmaßliches oder Freidenkerisches herausdrehen und verscheuchten mich von jeder gesellschaftlichen Unterhaltung. Aber wie ekelhaft würde es sein, wenn ich alle die nichtswürdigen, einzeln ziemlich unbedeutenden Neckereien der Reihe nach aufzählen wollte! Sie gleichen der Tortur jenes Tyrannen, der seinen Schlachtopfern nur schwache Schläge, aber immer auf eben dasselbe Plätzchen unausgesetzt geben ließ, bis der Schmerz endlich unerträglich und das verlangte Geständnis erpreßt ward.

Es war für mich ein großes Glück, daß mein Herzensfreund nicht mehr Professor in Freysing blieb, sondern wieder ins Kloster zurückkam. Nur in seiner Gesellschaft und am Klavier des P. Gregor, der mir allerlei Phantasien vorspielte, fand ich Unterhaltung und Trost. Wir richteten es so ein, daß mein Freund meine und ich seine Zelle nach Belieben betreten konnte. Zu diesem Ende holte ich verschiedene alte Schlüssel aus der Kanzlei und feilte

ſie ſo, daß ſie beide Türen öffneten. Dies gewährte uns den Vorteil, daß jeder im Notfalle die geheimen Papiere des andern retten und daß wir, ohne ſo leicht beobachtet zu werden, zuſammenſchleichen konnten, weil keiner lange klopfen oder zögern durfte, um eingelaſſen zu werden. Auch hatte ich mir durch einen vertrauten Tiſchler einen Schreibtiſch machen laſſen, in dem mehrere geheime Schubladen angebracht waren, ſo daß ich mein geheimes Archiv, ſowohl Schriften als verbotene Bücher enthaltend, füglich darin verbergen konnte.

Unſre freundſchaftlichen Unterredungen hielten uns, wie vormals, für alle Unannehmlichkeiten unſres Standes ſchadlos und hatten nun durch den Illuminatismus neues Intereſſe gewonnen. Ein Beamter in der Nähe, mit dem Ordensnamen T. O. Flaminius, war auch Illuminat, beſuchte uns von Zeit zu Zeit und ſetzte uns in den Stand, die Korreſpondenz mit den geheimen Obern zu unterhalten. Durchreiſende Brüder, die einen von uns kannten, manchmal Herren von Stande und Anſehen, beſuchten uns und ſetzten die Mönche nicht wenig in Erſtaunen, woher wir ſolche Bekanntſchaften hätten. Pater Beda war dann dienſtfertig genug, mit einer geheimnisvollen Miene das Rätſel zu löſen und etwa das Wort „Freimaurer" fallen zu laſſen. Dies machte, daß uns einige mit geheimem Abſcheu anſahen, und daß alle unſre Schritte genauer belauſcht wurden. Einſt wagten wir es, einen jungen, hoffnungsvollen Mönch von Kaiſersheim in meiner Zelle zu initiieren. Wir hatten den Neuling an einem ſchönen Vakanztage, da wir wußten, daß unſer ganzer Konvent ſpazieren gehen würde, nach genommener Abrede mit dem Flaminius, der als Initians gleichfalls zur beſtimmten Stunde eintreffen wollte, nach Donauwörth beſchieden; mein Freund und ich blieben, ich weiß nicht mehr unter welchem Vorwande, vom Spaziergange weg, ich ver-

finſterte mit dichten Vorhängen meine Zelle, zündete die geheimnisvollen drei Lichter an, bereitete das Nötige und führte den Neuling erſt in meines Freundes Zelle, die zur finſtern Kammer umgeſtaltet war, und dann in die meinige, wo Flaminius als Oberer und Caraffa als Sekretär ihn bereits erwarteten. So ward er mit allen gewöhnlichen Zeremonien feierlichſt in den Orden aufgenommen und ſollte unter meiner geheimen Aufſicht zum echten Illuminaten gebildet werden. Das ganze Unternehmen gelang, ohne daß jemand vermutete, was wir getan hatten. Es fügte ſich nachher, daß ſich auch ein Geiſtlicher in Donauwörth niederließ, der unſer Ordensbruder war. Sicher hätten wir in kurzer Zeit Minervalverſammlungen gehalten, wenn nicht das ganze Inſtitut, früher als wir dachten, zerſtört worden wäre. Nachdem die Schrift: Für Freimaurer, erſte Warnung und andre dahin gehörige Blätter erſchienen waren, erhielt ſie Beda ſogleich, las ſie beim Abendtrunk öffentlich vor, deklamierte, mit Seitenblicken auf mich, gegen den Illuminatenorden, erklärte alle Mitglieder ohne Ausnahme für die verdorbenſten Menſchen und gab Liſten herum, auf denen das Perſonale des Ordens, mit vielen falſchen Angaben untermengt, aufgezeichnet war, ebendieſelben Liſten, welche einige Exjeſuiten in Augsburg durch den Ratskonſulenten Fleiner und den Kaufmann Baciochi, um allerlei ihnen mißfällige Leute in böſen Ruf zu bringen, verbreitet hatten. Meines Freundes und mein Name ſtanden zum Glücke nicht darauf. Aber Beda gab Winke, daß noch lange nicht alle geheimen Miſſetäter entdeckt und aufgezeichnet, und daß die verſteckteſten wahrſcheinlich die ſchlimmſten wären. —

Meiſtens verſchloß ich mich zu ſelbiger Zeit in meine Zelle und ſtudierte, was mich eben anzog. So ſchrieb ich in der Abſicht, um mich zum Lehrer der Philoſophie vorzubereiten, als ein Prolegomenon die Geſchichte der Philo-

ſophie, die ich aus allen dazu tauglichen Büchern, ſo gut ich's verſtand, zuſammentrug. Ein andermal kompendierte ich Lavaters phyſiognomiſche Fragmente, kleckſte einige charakteriſtiſche Zeichnungen daraus mit Tuſche nach, ſo gut ich konnte, und unterſuchte, ob denn die Phyſiognomik wirklich zu einer Wiſſenſchaft zu erheben ſein möchte. Aber nirgends fand ich haltbaren Grund, überall mehr Ausnahmen als Regeln und jede Regel unmittelbar aus Empfindungen abgeleitet und unmittelbar wieder auf Empfindungen zurückgeführt, die doch ebenſoviel Verſchiedenheit und hiermit ebenſoviel Schwankendes notwendig haben müſſen, als die Charaktere des Beobachters und des Beurteilten zuſammengenommen.

Mit mehr Befriedigung las ich Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. Kants Kritik der reinen Vernunft fing ich auch zu ſtudieren an, ermüdete aber auf halbem Wege und ſah mich durch wichtige Ereigniſſe abgehalten, dies Studium, ſo bald wie ich wünſchte, fortzuſetzen. Meine Stimmung war damals überhaupt nicht die heiterſte. Zwei wichtige Todesfälle machten ſie noch düſterer. Im Anfange des Jahres 1784 ſtarb mein Bruder Hans Michel, Kantor zu Höchſtädt: ein herumziehender Quackſalber hatte ihm die Gliederſucht in die Eingeweide gejagt, er ſchwoll ſtark auf und ſtarb voll Seelenruhe in den Armen meiner Mutter, die ihn treulich bewachte. Er hatte mich noch zu ſehen verlangt, aber ich kam erſt, da er ſchon ausgeatmet hatte. Lange ſchwebte mir ſein Angeſicht, das mir auch im Tode noch zu lächeln ſchien, lebhaft vor Augen. Die Kälte war überaus ſtrenge, ich beſaß die nötigen Kleider nicht, um mich auf der Reiſe gegen dieſelbe zu verwahren, und nachts legte mich der Gaſtwirt, bei dem ich logierte, in ein eiskaltes Bett. Eine ſo ſchneidende Kolik begann in meinen Eingeweiden zu wüten, daß ich glaubte, man würde am künftigen Tage

meinen Bruder und mich miteinander zu Grabe tragen. Endlich verlor sich der Schmerz, ich stand gesund auf und ging zu allen Ratsherren, um sie zu bitten, daß der Witwe meines Bruders der Dienst gelassen würde. Wirklich wurde meiner Schwägerin ihr Wunsch gewährt mit dem Auftrage, einen geschickten jungen Mann zu suchen, der dem Kantor- und Schuldienste vorstehen könnte.

Im nächstfolgenden Winter starb meine liebe Mutter, ich hatte sie einmal auf ihrem Krankenlager besucht und hoffte immer, sie würde wieder genesen. Bald ließ sie mich von neuem rufen, der Bote meinte, es stünde eben nicht so gefährlich, da zögerte ich einen Tag lang und versäumte darüber ihren letzten Segen. Als ich ankam, war sie schon verschieden. Ich ließ sie auf eine anständige Art zur Erde bestatten und folgte ihrem Leichnam mit Tränen bis zum Grabe. Mein Vater war nicht zu trösten. Er fühlte innigst, wie viel er mit ihr verloren hatte. Mein Bruder Franz Joseph war in die Fremde gewandert und nun wohnte er, mit seinem Kummer allein, im verlassenen Häuschen. Lange währte es, bis er sich in seine Lage fügen lernte. Aber Dank meiner braven Schwägerin und allen den guten Seelen, die seine Leiden so teilnehmend milderten!

So traurig bereits meine Stimmung war, so sollte sie doch noch trauriger werden. Minchens und meines Freundes Liebe wirkten immer noch wie Balsam auf mein Herz. Oft saß ich an seiner Seite mit einem guten Fernrohr im Armario philosophico, dessen Besorgung mir der Prälat übertragen hatte, und weidete mich am Anblicke des lieblichen Weibes, das in einem nicht sehr entfernten Baumgarten saß. Dahin führte Minchen ihr Mann, Malchen aber ihr Vater absichtlich auch deswegen öfters, damit sie uns zuwinken und zutrinken könnten. Zuweilen, wenn die Abendsonne Minchens liebliches Antlitz mit blendendem Lichte beschien, hätte ich hinschweben und die Äste des Baumes, unter dem sie saß,

zur Schattenlaube flechten mögen, um die schönen Augen der Holden vor den beschwerlichen Strahlen zu schützen. Aber auch diese Freude sollte gestört werden.

Ein junger Mönch wohnte, weil er allerlei Sachen zu besorgen hatte, außer der Klausur. Ich kannte ihn von Jugend auf und wußte wohl, daß er bei dem Prälaten viel galt. Manches junge Weibchen wallfahrte auch gern zu ihm, denn seine Gesichtsbildung war hübsch, und nur der Eintritt in die Zellen innerhalb der Klausur ist dem Frauenzimmer verwehrt; ich selbst traf einigemal eine gewisse Frau, die nicht im besten Rufe stand, auf seinem Wohnzimmerchen an. Der Knabe, den Minchen erheiratet hatte, war indessen so groß gewachsen, daß man ihn zur Schule schicken mußte. Minchens Mann lernte also den Pater kennen, der ihn bei jedem Wiedersehen sehr schmeichelhaft empfing. Das alles kümmerte mich wenig. Aber einmal sagte mir der Pater Küchenmeister: „Bonifacius! heute hättest du bei mir frühstücken sollen! Weißt du, wer da war?" Dann erzählte er mir, er habe morgens den Pater — besucht, Minchen dort angetroffen und zum Frühstück eingeladen. Wenn eine Pulvertonne vor mir zerplatzt wäre, hätte ich wohl nicht mehr erschrecken können. Unmöglich war's, meine Verwirrung ganz zu verbergen. Es war Winter, die Stunde des Besuches, sieben Uhr morgens, fiel in die Zeit vor Tagesanbruch; Minchen hatte sich in der Dunkelheit zu dem Mönche geschlichen. Die Eifersucht erwachte in mir mit voller Wut und malte mir die häßlichsten Szenen vor. „Unglücklicher!" sagte ich zu mir selbst, „du dachtest einen Engel zu lieben und liebtest nur ein gemeines, ach vielleicht ein niederträchtiges Weib!" Wie herausgerissen war auf einmal alle Hochachtung für Minchen aus meinem Herzen, mein Herz schien mir zerrissen zu sein. Wie unsinnig warf ich mich auf mein Bett, konnte nur wimmern und mit den Zähnen

knirſchen, keine Träne floß. „Verwünſcht ſei aller Glaube an weibliche Tugend! Die mir die Edelſte ihres Geſchlechtes ſchien, iſt nur eine Buhlerin, o wehe mir! — o ich Tor, ich konnte ſie anbeten, hätte mein Leben für ſie aufgeopfert und hielt dieſe Schönheit, die nur den Wollüſtling leichter anzulocken dient, für den Abglanz einer edlen Seele. Ach! wie ſchmerzlich finde ich mich betrogen. Meine beſten Gedanken, meine ſüßeſten Gefühle ſind zur unausſtehlichen Qual geworden! O, daß ich vergehen könnte!“ Auf dieſe Weiſe klagte ich, ſprang auf, lief wild die Zelle auf und ab und endlich zu meinem Freunde. Kaum vermochte ich ihm meinen Jammer zu ſtammeln. Außer mir riß ich Minchens Silhouette, die ich, in ein ſchönes Rähmchen gefaßt, immer an meinem Buſen trug, aus den Kleidern hervor, zerknickte ſie zu Splittern und warf ſie raſend von mir. Zwar tat es mir im Herzen wehe, als ich ſie zerſtörte, aber ich wußte mich nimmer zu faſſen. Meines Freundes Erinnerungen, daß Minchen doch noch unſchuldig ſein könnte, halfen nichts, immer rief eine laute Stimme aus meinem Innern hervor: ſie hat ſich im Dunkel zum wollüſtigen Mönche geſchlichen! Kein Troſtgedanke haftete in meiner Seele. Lange währte es, bis ſich mein Schmerz in Tränen ergoß. Nur zu reichlich floſſen ſie dann. Und ich bedauerte Minchen als einen gefallenen Engel. Mein Freund wandte alles an, mich zu tröſten. Dennoch mußte er geſtehen, Minchen ſei nicht nur einmal, ſondern ſchon öfters bei dem Mönche geweſen; er ſelbſt habe ſie einſt zu ebenderſelben Stunde hineingehen ſehen. Erſt nach einigen Tagen faßte ich mich inſofern, daß ich einen Brief an Minchen zu ſchreiben imſtande war. Unter anderm ſaß mir auch die Beſorgnis im Herzen, Minchen könnte meine Briefe dem Pater verraten. Sie enthielten zwar nichts, worüber ich mich vor edlen Menſchen hätte ſchämen müſſen, aber unter Mönchen wären ſie zahlloſen Mißdeutungen ausge-

setzt gewesen. Ich schrieb also: „Sie würde sich noch erinnern, daß wir auf den Fall, wenn unser gutes Vernehmen jemals gestört werden sollte, einander versprochen hätten, die gewechselten Briefe zurückzugeben; ich bäte sie also, mir die meinigen zu senden, die ihrigen würde sie in beiliegendem Päckchen finden. Seitdem ich wüßte, daß sie das Zimmer eines gewissen Mönches besuchte, hätte mir diese Maßregel unumgänglich nötig geschienen." Zugleich ersuchte ich meinen Freund, er möchte durch seine mündliche Verwendung die Sache so leiten, daß ich alle meine Schriften wieder zu meinen Händen erhielte. Minchen weigerte sich lange, die Briefe herauszugeben, schickte sie aber doch am Ende auf dringendes Anhalten meines Freundes, samt ihren eigenen Briefen an mich, wieder zurück mit einem beiliegenden Schreiben, in welchem sie sagte: „Sie wisse nicht, was ihr meine Zuneigung so plötzlich entzogen habe. Zu dem Pater sei sie gegangen, um ihren Sohn zu empfehlen, und ihr Mann habe es so gewollt. Ihre Briefe verlange sie nicht zurück, sie hoffe, dieselben seien in meinen Händen, auch wenn sie meine Freundschaft verloren hätte, dennoch wohl verwahrt." Von neuem brach ich in Klagen und Tränen aus, als ich diesen Brief erhielt, denn ich fühlte es, wie sehr es Minchen schmerzen würde, wenn ich ihr unrecht täte. Aber die fatale Stimme rief noch immer in meinem Innern: „Sie hat sich im Dunkel zum wollüstigen Mönche geschlichen!" Alles war mir von nun an zum Ekel; wohin ich immer sah, erinnerte mich etwas an Minchen, und Minchen war nun mein schmerzlichster Gedanke geworden, so wie sie vorher mein süßester war. Die klösterlichen Übungen dünkten mich doppelt abgeschmackt, die kleinsten Widerwärtigkeiten drangen tiefer in mein wundes Herz. Ich zehrte ab und fand keine Ruhe mehr an der Stelle, wo ich so viel von Minchen phantasiert hatte, in der Stadt, wo sie wohnte, in einem Stande, den

ich ohnehin für den unnatürlichſten von allen hielt. Auf einmal ſtand der Gedanke in meiner Seele: „Du mußt fort von hier, wenn du nicht ganz verderben willſt!“ Und ich fühlte, daß ich fort müßte und beſchloß zu gehen.

Aber wie gehen? wohin? wovon leben? Das waren nun die großen Fragen. Wollte ich in Augsburg beim geiſtlichen Rate auf dem Wege Rechtens vom Ordensſtande losgezählt werden, ſo hatte ich vor allem eine gute Summe Geldes nötig, um Gebühren, Gönner und hilfreiche Federn zu bezahlen; dies mangelte mir ganz. Dann mußte ich ein förmliches Zeugnis von meinem Vater aufweiſen können, daß er mich unter ſchweren Drohungen ins Kloſter gezwungen habe, und wie hätte ich dieſes erhalten ſollen? Überdas ſollte ich mächtige Fürſprecher gewinnen, die mich im Falle der Loszählung von den Ordensgelübden zu verſorgen bereit geweſen wären, und ich kannte niemanden. Aber hätte ich auch Fürſprecher, Geld und Zeugnis gehabt, ſo wäre es doch zweifelhaft geblieben, ob ich in Augsburg mit der Probe auslangen würde, daß mir bei Ergreifung des Mönchsſtandes Gewalt angetan worden ſei. Nach dem zu urteilen, was mir bereits von der Strenge bekannt war, mit welcher dergleichen Angelegenheiten daſelbſt unterſucht wurden, durfte ich gar nicht hoffen, durch meine Klagen beim Biſchofe etwas andres auszurichten, als daß ich im Kloſter als ein mit ſeiner Obrigkeit offenbar Unzufriedner noch mehr gequält und vom Geiſtlichen Rate nach vielem vergeblichem Umtriebe zur Ruhe verwieſen werden würde. Den Weg Rechtens konnte ich alſo nicht betreten und wandte mich zum Wege der Liſt. Lange ſann ich hin und her. Im katholiſchen Deutſchland konnte ich mein Unterkommen nicht finden, überall würde man mich, ſobald man meinen Namen erfahren hätte, angehalten und wieder in mein Kloſter zurückgeliefert haben. Im proteſtantiſchen Deutſchland glaubte ich nur dann

ſichern Aufenthalt zu haben, wenn ich mich zu einer Religionsänderung verſtehen würde. Dies konnte ich nicht, teils weil mir unter den geduldeten Parteien kein Glaubensſyſtem bekannt war, das mit dem meinigen harmonierte, teils weil es mich immer ſchändlich dünkte, den Konvertiten zu ſpielen, teils weil ich meinem Vater das Herzeleid nicht machen wollte, ſeinen Sohn als einen Abtrünnigen beweinen zu müſſen. Das einzige deutſche Land alſo, wohin mir die Flucht offen ſtand, ohne mich zur Religionsänderung bequemen zu müſſen, war die Schweiz. Baſel, als die größte und volkreichſte Stadt darin, voll Betriebſamkeit und Kaufmannsgeiſt, ſchien mir der bequemſte Ort, mein Unterkommen zu finden.

Aber wie ſollte ich dahin reiſen? Und wenn ich dort wäre, wie ſollte ich mich nähren? Man kann nicht glauben, wie lange und emſig ich hin und her ſann, um über dieſe Fragen ins klare zu kommen; es dauerte länger als ein Vierteljahr, ehe ich darüber mit mir ſelbſt einigermaßen einig ward. Wie ich meinen Unterhalt gewinnen wollte, wußte ich mit aller Anſtrengung nicht beſtimmt auszumachen. „Aber," dachte ich, „du kannſt die Violine ſpielen, ſingſt einen leidlichen Tenor, verſtehſt die Mathematik, kannſt in ſchönen Wiſſenſchaften Unterricht geben und bequemſt dich zu allem, was Unterhalt verſchafft. Will es ſich nicht beſſer ſchicken, ſo wirſt du Lehrknabe bei irgendeinem Handwerker, einem Drechsler oder Tiſchler, oder ſuchſt bei einem Kaufmanne angenommen zu werden. Du kannſt nie ganz unglücklich werden, und wo du auch immer biſt, wird es beſſer um dich ſtehen als hier im Kloſter."

Um reiſen zu können, hatte ich Geld, einen Koffer und eine weltliche Kleidung nötig. Wegen des erſten Artikels zerbrach ich mir lange vergebens den Kopf. Endlich fiel es mir ein, meine Bücher, deren ich eine ziemliche Anzahl beiſammen hatte, und die mir doch nach der Ab-

reiſe keine Dienſte mehr leiſten konnten, dem Prälaten um was immer für einen Preis anzubieten. Ich ging zu ihm und ſagte: „Gnädiger Herr! Sie haben mir ſchon lange Ihr Mißfallen bezeigt, daß ich ſo viele verbotene Bücher leſe. Ich muß es bekennen, Sie hatten nicht ganz unrecht, aber nun wollte ich gern dieſelben weggeben, um mir beſſere anzuſchaffen, wenn ich nur einen Käufer dazu wüßte. Laſſen ſich Euer Hochwürden und Gnaden erbitten und nehmen Sie mir dieſe Bücher um die Hälfte des Ladenpreiſes ab, oder erlauben Sie doch, daß ich ſie, ſo gut ich kann, irgend anderswo an den Mann bringe.“

„Woher dieſe ſchnelle Bekehrung?“ ſagte er lächelnd, „ſie ſcheint mir noch nicht ganz aufrichtig zu ſein, ſonſt würden Sie Ihre verführeriſchen Scharteken nicht noch andern verkaufen wollen. Eigentlich hätte ich das Recht, dieſelben ohne weiteres zu konfiszieren, denn ein Religioſe beſitzt ohnehin nichts Eigentümliches. Allein ich fürchte, da Sie Ihre geheime Bibliothek ſo lange verborgen zu halten wußten, ſo möchten Sie mir die ſchlimmſten Bücher verleugnen. Ich will mich alſo dazu verſtehen, Ihnen eine Vergütung zu geben, aber bringen Sie mir erſt einen Katalog mit beigeſchriebenen Preiſen, damit ich weiß, was ich kaufe.“

„Gnädiger Herr!“ ſagte ich und ſchüttelte bedenklich den Kopf, „vergeben Sie, ich fürchte, Sie wollen nur erſt den Katalog haben, um mir dann die Bücher, ohne an eine Bezahlung zu denken, vollzählig abnehmen zu können. Aber — ich ſchreibe keinen Katalog, ſolange Sie nicht ausdrücklich verſprechen, die Hälfte des Preiſes mir dafür zu bezahlen.“

„Das iſt doch eine impertinente Zumutung,“ erwiderte er etwas ernſter, „wollen Sie mir nicht gar ein Handgelübde abfordern? Ich meine, Sie könnten zufrieden ſein, daß ich Ihnen Vergütung verſprach. Erſt muß ich doch

ſehen, was die Bücher wert ſind! Bringen Sie mir das Verzeichnis davon."

„Nun — ich wag' es," ſprach ich, „im Vertrauen auf Ihr Wort, das Verzeichnis redlich und vollſtändig abzufaſſen."

Bald brachte ich es in die Abtei mit beigeſchriebenem Ladenpreiſe. Aufmerkſam durchlief der Prälat alle Titel. Die Namen Rouſſeau, Voltaire, Steinbart und andre ſtachen ihm ſehr in die Augen, ſeine Mienen und noch mehr ſeine Fragen belehrten mich, daß er begierig ſei, die aufgezeichneten verbotenen Bücher in die Hände zu bekommen, worauf mein ganzes Plänchen gebaut war. Ich hatte die Vorſicht gebraucht, nur die beſten aufzuſchreiben, mit wenigen mittelmäßigen untermengt, damit ihm die Luſt zum Ankaufe nicht vergehen möchte. Ganz richtig vermutete ich, daß er längſt dergleichen Schriften gern geleſen hätte, wenn ſie ihm, ohne daß es Aufſehen erregen konnte, in die Hände gefallen wären.

„Wenn die Bücher gut konditioniert ſind," ſprach er, „ſo will ich Ihnen die Hälfte bezahlen, aber ich muß doch vorher wiſſen, wie die Bände ausſehen. Bringen Sie mir dieſelben, ohne jemandem etwas zu ſagen, nach und nach in die Abtei."

Noch immer wußte ich nicht, woran ich eigentlich wäre. Aber ich dachte, ich müßte die Bücher doch größtenteils zurücklaſſen; würde ſie nun der Prälat unbezahlt behalten, ſo verlöre ich nur den Wert derjenigen, die ich unter der Hand an andre hätte verkaufen können, würde er ſie aber bezahlen, ſo gewönne ich eine ziemliche Summe. Alſo brachte ich eine Tracht nach der andern in die Abtei, ſtellte ſie auf einem Nebentiſche in Reihen und erwartete geduldig die Bezahlung. Leſegierig durchblätterte der Prälat eine Weile Rouſſeaus Werke, zählte mir dann etwa vier neue Louisd'or auf den Tiſch und entließ mich mit der

Ermahnung, das Geld an beſſre Bücher zu wenden. Im Priorate hatte ich etwa 15 fl. deponiert, dieſe holte ich ab, um mir einen blauen Reiſerock, wie jeder Benediktiner ihn tragen durfte, machen zu laſſen, wogegen der Prior nichts einzuwenden wußte. Durch Feldmeſſen hatte ich mir vor kurzem auch ein paar Dukaten verdient. Der Verkauf einiger entbehrlicher Geräte aus meiner Zelle brachte etwa zehn Gulden ein. P. Cöleſtin hatte die Erzbruderſchaftskaſſe des heil. Roſenkranzes zu verwalten. Ich bat ihn, mir aus derſelben 7 fl. vorzuſtrecken; den P. Maurus, der eine andre kleine Kaſſe zu verwalten hatte, erſuchte ich um 8 fl., und beide liehen mir, was ich verlangte. Mit Beſchämung geſteh' ich dieſe letzten beiden Poſten. Meine ganze Barſchaft beſtand alſo in etwa 92 fl., wovon ich noch einige Gulden an den Schneider für die Verfertigung eines Reiſekleides abgeben und auf andre kleine Bedürfniſſe verwenden mußte.

Einen blauen Überrock ließ ich mir verfertigen, ohne jemanden ſcheuen zu dürfen. Dem Konventdiener kaufte ich einen runden braunen Hut mit weißem Rande ab. Um Beinkleider und eine Weſte zu erhalten, rief ich einen jungen muntern Schneider zu mir, den ich wohl kannte, und ſagte ihm, daß ich geſinnt wäre, einem meiner Brüder, der genau meine Größe hätte, ein paar Kleidungsſtücke machen zu laſſen. Da nahm er mir das Maß und brachte die fertigen Kleider bald auf meine Zelle. Zwiſchen alten zuſammengehefteten Mönchskutten verbarg ich ſie bis zur Zeit, da ich derſelben bedürfen würde. Damit mich fremdes Getränk nicht krank machen möchte, übte ich mich lange Zeit im Waſſertrinken und genoß beinahe ein halbes Jahr lang weder Bier noch Wein.

Noch mußte ich einen Koffer haben, deswegen beſuchte ich abends nach der Komplet den Kammerdiener. Sein Wohnzimmerchen war hinter dem Gitter, das, mit gol-

denen Zieraten geschmückt, den offenen Gang vor der Abtei verschließt. Hinter diesem Gitter standen immer einige Reisekoffer aufeinandergetürmt, unter denen auch derjenige war, dessen ich mich bei meiner Versendung nach Eichstädt bedient hatte. Öfters ward der Kammerdiener in die Abtei gerufen, und ich befand mich allein. In einer solchen Zwischenpause zog ich den Koffer, zu dem ich noch den Schlüssel besaß, unter den andern hervor, schleppte ihn geschwind und vorsichtig umherspähend in meine Zelle, verbarg ihn in einem großen Kasten und ging wieder zum Kammerdiener zurück, um mit demselben noch einmal zu zechen.

In diesen Koffer packte ich dann ein Reißzeug von Brander, nebst einem Stangenzirkel von ebendemselben, meine Papiere, einige Bücher und die Hälfte meines Vorrats an Leinenzeug. Die andre Hälfte ließ ich zurück, damit die Mönche, die nicht genau wissen konnten, was ich eigentlich besaß, glauben möchten, alle meine Sachen seien unberührt zurückgeblieben. Diese Meinung zu erregen, lag vorzüglich in meinem Plane; zu welchem Zwecke, wird bald klar werden.

Wenn nun ein Bauer an Beichttagen im Konventgange erschien, so fragte ich ihn, ob er schreiben könnte und neckte ihn solange, bis er mir seine Kunst augenscheinlich zu beweisen bereit war. Einst fand ich nun einen, der sich nicht übel auf das Schreiben verstand, er rühmte sich sogar, er wollte mir alles nachschreiben, was ich ihm vorsagen würde. Das war eben, was ich wünschte; ich diktierte ihm also einen Brief etwa folgenden Inhalts: „Lieber geistlicher Herr Vetter! Mein Sohn ist ein Bader (Chirurg) und ist nun in der Schweiz auf der Wanderung, bald wird er nach Basel kommen und verlangt, ich soll ihm seine Instrumente und Kleider dahin vorausschicken, damit er sie dort, sogleich bei seiner

Ankunft, finden möge. Da Sie an einem Orte wohnen, wo ein Postamt ist, so sende ich Ihnen den Koffer und bitte Sie, bei dem Posthalter sich zu erkundigen, wie die Sache anzugehen ist, damit mein Sohn denselben richtig erhält. Verfertigen Sie dann nach Anleitung des Posthalters die Aufschrift dazu! Ich bin

Ihr ergebenster Vetter Neuleben.

Hafenreith, den ..... 1785."

Auf diesen Brief ließ ich von ebenderselben Hand meine Adresse setzen, siegelte ihn mit einem kaiserlichen Sechskreuzerstücke nach Bauernart zu, beschmutzte sein Äußeres, wie wenn er lange in unreinlichen Taschen herumgezogen worden wäre und öffnete ihn wieder, um ihn zu meiner Absicht zu gebrauchen. Ich ersuchte den Posthalter auf meine Zelle zu kommen. Da ich einem seiner Knaben Unterricht in der Musik erteilte, so erschien er sogleich, las den erdichteten Brief und riet mir, eine ganz einfache Aufschrift an Gottlieb Neuleben in Basel auf den Koffer zu setzen mit dem Anhange: „Bei dem löbl. Postamte aufzubewahren, bis ihn der Eigentümer gegen Revers abholen wird." Der Revers aber sollte dem Gottlieb sogleich zugeschickt werden, wozu ich mich gern verstand.

Nun erwartete ich nur einen Tag, da der Postwagen durch Donauwörth gehen und der Prälat eben nicht zu Hause sein würde, um den Koffer auf die Post zu schicken. Sobald diese zwei Umstände zusammentrafen, versprach ich einem Klosterdiener, auf dessen Bereitwilligkeit ich mich verlassen konnte, ein gutes Trinkgeld, wenn er morgens, genau um dreiviertel vor sechs Uhr mit einem Schubkarren an der Klosterpforte erscheinen und mich aus dem Meditationszimmer, wie zu einem wichtigen Geschäfte, herausrufen würde. Alle diese Umständchen mußten genau zusammentreffen, wenn das Unternehmen ganz gelingen sollte. Der Koffer mußte an ebendemselben Tage, an dem er auf

die Post gegeben ward, abgehen, damit er im Posthaus nicht etwa von einem der Klosterdiener, die oft zum Trinken dahinkamen, als ein dem Kloster gehöriger Koffer erkannt würde. Der Prälat mußte in der Stunde, da der Mann mein Gepäck auf seinem Schubkarren den Berg hinauf führte, abwesend sein, sonst würde er denselben von den nahen Fenstern der Abtei aus erblickt und gefragt haben, was er da führe, welches auf jeden Fall zu gefährlichen Erörterungen Anlaß gegeben hätte. Die Zeit des Transports, ein wenig vor sechs Uhr, mußte sorgfältig beobachtet werden, denn nur in dieser Viertelstunde gingen der Pater Großkellerer, der nahe an der Pforte wohnte, zum Messelesen und der Pförtner, um ihm am Altare zu dienen (ministrieren), in die Kirche und ließen die Pforte unbewacht. Und nur in dieser Viertelstunde waren alle Mönche bereits im Meditationszimmer versammelt und konnten meine Handlungen nicht bemerken.

Bei der Ausführung gelang alles nach Wunsch, bis auf eins. Der Diener kam richtig, ich schlich aus der Meditation weg und schleppte den Koffer mit ihm zur Pforte. Wehe aber! da begegnete uns auf dem Wege P. Augustin, der einen Teil der Meditation verschlafen hatte, ein Zufall, der in der Folge meinem ganzen Schicksal eine andre Wendung gab. „Guten Morgen, Bonifacius!“ sagte er verwundert, „was trägst du denn da? Ich glaube gar, du willst in Luthers Land ziehen.“ Mir war innerlich bange, aber ich nahm eine lustige Miene an, setzte den Koffer ein wenig nieder und sprach in scherzhaftem Tone: „Wenn du Lust hast, so komm und pack' auch deine Sachen mit ein!“ Der Diener lud dann die Bürde auf seinen Karren und fuhr unaufgehalten davon; dem Pater aber zeigte ich Neulebens erdichteten Brief, damit er beruhigt sein möchte. Der Posthalter schickte mir einen Empfangsschein, den ich sorgfältig in meiner Brieftasche verwahrte,

und der Koffer gelangte nach Basel vierzehn Tage früher, als ich dort ankam.

Nun bedurfte ich noch einer List, um glücklich zu entkommen. Eben damals las ich in der Jenaischen allg. Literaturzeitung die Rezension der Lebensgeschichte eines Engländers, dessen Name mir entfallen ist. Der Mann wollte die Meinung von sich verbreiten, er lebe nicht mehr, erstach auf der Reise sein Pferd und ließ einige blutige Kleider dabei liegen, so daß jedermann glaubte, er sei beraubt und ermordet worden, indes er unter einem andern Namen sein Glück in der Welt suchte. Auch ich entschloß mich, die Leute glauben zu machen, ich lebe nicht mehr. Dies, hoffte ich, sollte mir den Vorteil gewähren, auf die leichteste Weise unverfolgt zu entfliehen und in was immer für einem Stande unerkannt mein Brot zu gewinnen.

Die Meinung, daß ich tot sei, zu verbreiten, schien mir auf mehrern Wegen tunlich. Eben war P. Corbinian gestorben; er lag manchmal unbewacht im alten Kapitel, und es fiel mir unter anderm ein, seinem Leichnam eine Hand abzuhauen und sie zu meinem Zwecke anzuwenden. Mit ein paar Tauben in der Tasche wäre ich dann in den Wald gegangen, hätte einige blutige Stricke und meine Mönchskleider an einem gangbaren Holzwege von mir geworfen, die Hand dazu gelegt, die Tauben gewürgt und die Kleider nebst dem Rasen umher mit ihrem Blute begossen, so daß jedermann vermutet haben würde, hier wäre ein Mord an mir begangen worden, die Mörder hätten mir eine Hand abgehauen und den entseelten Körper irgendwo im Gebüsche verborgen. Wahrscheinlich wäre von mir dieser Einfall ausgeführt worden, wenn mich das Abschneiden der toten Hand nicht zu gräßlich gedünkt und die Besorgnis übrig gelassen hätte, man möchte durch einen Zufall entdecken, daß dem Leichnam eine Hand fehlte.

Ich entschloß mich also, die Leute glauben zu machen,

ich ſei, als ich in der Donau badete, ertrunken. Um dies auszuführen, mußte ich einen heitern Tag erwarten, an welchem der Prälat eben verreiſt ſein würde. Denn an einem Regentage geht niemand gern zum Baden und, wäre der Prälat zu Hauſe geweſen, ſo hätte mir die Erlaubnis, auszugehen, gar leicht verweigert werden können. Der Auguſt 1785 war aber ein ſehr naſſer Monat, ſo daß ich lange umſonſt auf einen hellen Tag harrte.

Indeſſen leerte ich mein geheimes Archiv und verbrannte Minchens Briefe ſamt den meinigen am Herde. Der Koch, ein Günſtling und Schmeichler des Prälaten, verſuchte, ſobald ich nur den Rücken wandte, die halbverbrannten Schriften aus den Flammen zu ziehen, allein ich entriß ſie ihm ſogleich wieder, warf ſie von neuem ins Feuer und ging nicht von der Stelle, bis alles in Aſche zerfallen war. Lange hatte ich mich beſonnen, ob ich dieſe Briefe nicht auch in den Koffer packen ſollte, denn es ſchmerzte mich, ſie ganz zu vernichten, aber einesteils befürchtete ich, Minchen möchte in eine unangenehme Verlegenheit kommen, wenn mein Koffer, was noch immer möglich ſchien, mir entriſſen werden ſollte, teils war mein Herz noch zu wund, als daß ich Minchens Briefe mit Gleichmut hätte betrachten können, und es dünkte mich am beſten, alle zu lebhafte Erinnerung an die Innigkeit unſrer Verbindung, mit der jetzt ſo viel Schmerz in meiner Bruſt auflebte, ſorgfältig zu verhüten.

Ein Apothekergeſelle, mit dem ich bekannt war, verſchaffte mir einige Gramm Opium, um das ich ihn gebeten hatte. Ich hoffte, es ſollte mir gute Dienſte tun, wenn ich das Unglück haben würde, wider Vermuten auf meiner Flucht verfolgt und eingeholt zu werden. In dieſem Falle würde ich verſucht haben, eine Portion davon den Häſchern beizubringen, ſie ſchlaftrunken zu machen und, während ſie ſchliefen, zu entwiſchen.

Auch trug ich ſo viele Landkarten von Schwaben zuſammen, als ich irgendwie finden konnte, und ſuchte darauf die kürzeſte Reiſeroute nach Baſel mit allen daran liegenden Städten und Dorfſchaften ausführlich zu beſtimmen.

Um als Reiſender bei Brücken und Toren von der Wache nicht angehalten und in Verlegenheit geſetzt zu werden, ſchrieb ich mir ſelbſt ein Atteſtat, ſo wie man es in Klöſtern für die Novizen auszufertigen pflegt, welche den Orden wieder verlaſſen. Ich nannte mich darin Philipp Bernard Benne, einen Studenten aus dem Kanton Schwyz, darum, weil die Anfangsbuchſtaben dieſes Namens, P. B. B. (Pater Bonifacius Bronner) in all mein Leinenzeug eingenäht waren und alſo zugleich als Beweis der Wahrheit meiner Angaben im Notfalle dienen konnten. Daß ich aus dem Kanton Schwyz gebürtig ſei, ließ ich deshalb einfließen, damit mir der Weg dahin weniger verſperrt würde. Als einen aus dem Kloſter getretenen Novizen gab ich mich darum aus, weil man im katholiſchen Deutſchland nur einen geweſenen Novizen mit einem ſolchen abgeſchornen Haar, dergleichen ich hatte, zu ſehen gewohnt iſt, ohne ihn als einen entlaufenen Mönch einzuſtecken. Das Kloſter, in welchem ich das Noviziat verlaſſen haben ſollte, nannte ich geradezu Donauwörth, in der Hoffnung, ich würde längſt in der Schweiz ſein, wenn man auf die Vermutung käme, daß ich mich nur fälſchlich als einen Novizen dieſes Kloſters angegeben hätte. Der Prälat hatte mir nach Eichſtädt eine Carta bianca geſchickt, um darauf die Bittſchrift um die Prieſterweihe an den Biſchof von Eichſtädt zu ſchreiben. Weil er beſorgte, ich möchte etwa das eine Exemplar unnütz verderben, ſo legte er auf dieſen Fall ein zweites bei. Dieſe zweite Carta bianca beſaß ich noch und ſchrieb jetzt mein Atteſtat in beſter Form darauf, ſo daß es niemand für falſch zu erklären imſtande war.

Mit diesen Erfordernissen und allerlei andern Kleinigkeiten ausgerüstet, erwartete ich begierig den Tag, da ich mein Vorhaben ausführen und endlich die Fesseln zerbrechen könnte, in denen ich schon so lange trostlos seufzte.

Neuntes Kapitel:

Auf der Flucht nach der Schweiz.

Abschied vom Kloster — Erster Tag der Flucht — Von Dillingen bis Ulm — Kolik — Beinahe ertappt — Von Ulm nach Riedlingen — Ein Nachtlager — Mit der Post nach Schaffhausen — Angenehme Reisebegleitung — Der Rheinfall — Zu Schiff nach Basel — Ein schöner Empfang — Der Steckbrief — Wirkungen meiner Flucht im Kloster — Meine Mitbrüder — Ein consilium abeundi und Reise nach Zürich.

Erst den 29. August 1785 heiterte sich das Wetter auf, ein schöner Sommertag lockte die Schnitter aufs Feld und der Prälat machte mit dem Bischöfl. Augsburgischen Geistl. Rat und Provikar De Haiden, der sich eben als Gast einige Tage im Kloster aufhielt, eine Spazierfahrt nach Kaisersheim. Da entschloß ich mich, mein Wagestück endlich zu beginnen. Ich ging zu dem Prior und bat um Erlaubnis, nachmittags meine Freunde in Kaisersheim zu besuchen und einige neue mathematische Instrumente, die dort eingetroffen sein sollten, sehen zu dürfen. Er schlug mir's ab, unter dem Vorwande, es wären zu wenige Leute da, um den Chor zu halten. Allein ich wandte dagegen ein: „Der Abgang einer einzigen Person kann nicht wohl in Betrachtung kommen; ich habe von dem Prälaten ausdrücklich die Erlaubnis erhalten, die Instrumente sehen zu dürfen und wollen Sie, Herr P. Prior, auch heute, wie gewöhnlich, meinen Wünschen entgegen sein, so ist's mir leid, daß ich Ihnen sagen muß, ich werde mich durch Ihre Weigerung nicht abhalten lassen, nach Kaisersheim zu wan-

dern und mich dort bei dem Prälaten, so gut ich's vermag, zu rechtfertigen."

„Sie sind heute sehr trotzig," sagte er, „und ich sollte kaum Ihrem Eigensinn nachgeben, jedoch, weil Sie sagen, der gnädige Herr habe Ihnen bereits Erlaubnis erteilt, so mögen Sie Ihrem Kopfe folgen, es wird sich Gelegenheit finden, mit Ihnen abzurechnen. Aber da Sie eben Wöchner sind und im Konvente zu Tische dienen müssen, so werden Sie vorher noch Ihre Schuldigkeit tun."

Ich versprach es, diente zu Tische, aß dann geschwind etwas weniges zu Mittag (denn es wollte mir vor Eile und Unruhe nicht recht schmecken) und schickte mich an, die Flucht zu beginnen. Einem meiner Vertrauten hatte ich schon lange allerlei Winke von meinem Vorhaben gegeben, jetzt rief ich ihn in meine Zelle, kleidete mich ins weltliche Gewand von Kopf bis zu Fuße und fragte den Staunenden: „Nun, Bruder, wie gefall' ich dir?" „Du siehst," erwiderte er scherzend, „genau einem lustigen Schneiderbürschchen ähnlich!" Ich fuhr fort: „Glaubst du nun, daß ich bald nicht mehr Mönch sein werde?" Er ward ernsthaft und sagte: „Ich weiß nicht, scherzest du oder ist es dein Ernst!"

Ich. Wenn es mir Ernst wäre, eine Reise in die Schweiz zu machen, würdest du wohl auch dann mein Freund noch bleiben?

Er. Ach, du scherzest nur; dies Kleid hast du ja deinem Bruder bestimmt. Aber dein Freund würde ich auf jeden Fall bleiben.

Ich. Und versprichst du mir zu schreiben, was sich hier zugetragen hat, wenn ich einst fort bin?

Er. O gewiß! — Es würde mir Bedürfnis sein, dir es zu sagen! Ach, wie isoliert wäre ich dann! — Aber du gehst nicht.

Ich. Freund! Vielleicht sehen wir uns heute zum

letztenmal in unserm Leben. Ich gehe! — Wann — sag' ich dir nicht. Lebe wohl!

Das Herz brach mir, mit Tränen fiel ich ihm um den Hals. „Ach! ist es denn schon so weit?" sagte er, „o, du hättest mir nichts sagen sollen! — „Wie werde ich's nun verbergen, daß ich etwas um dein Vorhaben wußte, wenn es heißt, du seist entflohen? Wie werden die Mönche mich ansehen?"

Ich. O Freund, ich konnte nicht fort, ohne es dir zu sagen.

Er. Aber weißt du auch, wo du deinen Unterhalt finden wirst?

Ich. Die Vorsehung, Freund! hat noch bisher für mich gesorgt, sie wird mich nicht verderben lassen. Du weißt, wie sehr ich litt und daß ich zugrunde gehen müßte, wenn ich bliebe. Ich gehe nicht aus frevelhaftem Leichtsinn weg. — Nur eins bitte ich dich: Beantworte meine Briefe!

Er. Hier hast du meine Hand darauf!

Ich. Lebe wohl, treuer edler Freund! Habe Dank für alle deine Treue und Liebe!

Wir weinten, einander am Halse hängend und schieden. Mit einem seidenen Halstuche band ich meinen braunen englischen Hut um das rechte Knie, mit Bindfaden ein Paar Mönchsbeinkleider um das linke, ein abgetragenes Hemd schlang ich um den Leib, steckte zwei Paar Schuhe nebst Strümpfen und allerlei Kleinigkeiten in die Tasche, zog neue Stiefel an und warf über alles her den langen Mönchshabit samt dem Skapulier. Die weltliche Kleidung darunter verriet sich durch nichts, als daß ich etwas dicker war. So gerüstet schrieb ich noch einen Brief an meinen Bruder, als wollte ich ihm einige Kleidungsstücke übersenden, ließ das Blatt unvollendet auf dem Schreibtische liegen, ergriff Hut und Stock und eilte der Pforte zu. Schon beim Nachtische und vormittags in den Zellen eini-

ger meiner Bekannten hatte ich absichtlich ausgesagt, daß ich heute zum Baden gehen würde; nun begegneten mir auf dem Wege die Religiosen, die mich fragten, wohin ich ginge? Ich sagte wieder „zum Baden". Pater Augustin wollte durchaus mitgehen und bat, ich möchte nur ein Viertelstündchen verziehen. Allein ich beteuerte, daß ich Eile hätte, weil ich nach dem Baden noch in Kaisersheim einen Besuch ablegen und heute wieder zurückkommen wollte, und lief davon.

Um die Leute glauben zu machen, ich habe wirklich den Weg nach Kaisersheim eingeschlagen, ging ich zum Tore hinaus, durch das der Weg dahin führt, wandte mich aber draußen um die Stadt herum und wanderte nach Zusum, wo ich vom Feldmessen her noch alle Plätzchen wußte. Ein sehr gesprächiger Wollenweber von Donauwörth, der sich meinen Vetter nannte, obschon er niemals nähere Bekanntschaft mit mir gepflogen hatte, traf mich auf dem Wege an und wollte mich durchaus auf meinem Spaziergange begleiten. Erst bei der Schwabermühle konnte ich seiner los werden, nachdem ich ihm gesagt hatte, ich müßte in Zusum einige Geschäfte besorgen. Es war hohe Zeit, daß er mich allein ließ, denn der runde, braune Hut, welchen ich um das rechte Knie gebunden trug, wollte sich losmachen und drohte bei jedem Schritte mir vor die Füße zu fallen und mein Geheimnis zum Teil zu verraten.

Aus dreierlei Gründen hatte ich die Gegend um Zusum gewählt, um dort meine Mönchskleider an den Strand zu werfen. Erstens konnte ich da am besten bestimmen, zu welcher Zeit sie gefunden werden sollten, zweitens war ich mit allen Wegen und Stegen dort herum genau bekannt, drittens verbarg ein Wäldchen, das sich an der Donau bis nach Münster hinaufzieht, meine Flucht, so daß es niemand bemerken konnte, wenn ich vom Badeplatze hinwegschlich.

Sobald ich an das erſte Häuschen des Dorfes kam, fragte ich die Hirtin, welche dasſelbe bewohnte, wo ihr Mann heute die Viehherde weide und wohin er ſie morgen treiben werde. Sie gab mir ausführlichen Beſcheid und ſagte, morgen würde auf dem ſogenannten Käseck gehütet. Nun durfte ich nicht ſorgen, heute dem Hirten in die Hände zu laufen, und konnte mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit beſtimmen, meine Kleider würden erſt morgen gefunden werden, denn das Käseck war eine kleine, mit Stauden und Dornen ſtark bewachſene Heide, hart an der Donau, wohin niemand kam, als etwa der Hirt und die Knaben, denen Pferde entlaufen waren. Es mußte mir daran liegen, beiläufig voraus zu wiſſen, wann man mein abgelegtes Gewand finden würde. Denn wäre dies zu ſpät geſchehen, ſo hätte früher, als meine Liſt zu wirken anfing, die Vermutung entſtehen müſſen, ich ſei entwichen. Wäre es aber zu bald geſchehen, ſo hätte auch der Lärm von meinem Ertrinken zu bald begonnen und einige Religioſen eben dadurch auf den Einfall geraten können, mein Ertrinken ſei nur eine Erdichtung, um ſicherer zu entkommen. In beiden Fällen wären mir zu frühe Häſcher und Eilboten nachgeſchickt worden.

Ich ging durch das Dorf, grüßte die Leute ſehr freundlich und ſchlich durch einen Umweg auf's Käseck. Die Uhr ſchlug Zwei, als ich dort anlangte. Sorgfältig durchſuchte ich erſt die ganze Gegend, um zu ſehen, ob ſich niemand hinter dem Gebüſche verborgen halte und mich belauſchen könne. Alles war menſchenleer und ſicher, nur in einiger Entfernung vom jenſeitigen Ufer beſchäftigten ſich mehrere Menſchen mit Einſammlung des Getreides. Hinter einem Buſche, zunächſt am Strande ſtehend, zog ich mein Ordenshabit ab, legte es auf den Sand am Waſſer, die Beinkleider und das Hemd, welche ich umgebunden hatte, dazu, nebſt Schuhen und Strümpfen, Hut und Stock,

mit aller Zugehör, die immer ein Mönch am Leibe trägt, ſo daß jedermann glauben mußte, hier hätte ſich ein Mönch zum Baden entkleidet. Sogar eine kleine Schreibtafel, die ich immer bei mir zu führen pflegte, und ein wenig Münze ließ ich in den Taſchen zurück. In die Schreibtafel hatte ich allerlei Sachen geſchrieben, welche die Leſer in Abſicht auf mein Unternehmen irreführen konnten. Dann band ich mein Halstuch um, ſetzte eine weiße baumwollne Mütze über mein kurzes krauſes Haar, das ich mir, unter allerlei Vorwänden, ſchon ein paar Monate lang nicht mehr hatte abraſieren laſſen und ſchnitt mir einen Stock von einer Haſelſtaude. Jetzt trat ich, wie ein Handwerksburſche gekleidet, hinter dem Buſche hervor, zog meine Stiefeln aus und machte Tritte in den Sand vorwärts bis ans Waſſer, ſo daß ich auf dem Rückwege, hinter mich gehend, meine Füße in die alten Fußſtapfen ſetzte. Dadurch glaubte ich nicht ohne Grund, die Beobachter dieſer Spur würden daraus ſchließen, derjenige, der ſeine Kleider hier ablegte, ſei zwar hinein in den Strom, aber nicht mehr herausgegangen.

Das Kloſter lag prächtig ſchimmernd gegen Norden, nochmals blickte ich es mit einer Art wehmütiger Empfindung an und ſagte zu mir ſelbſt: „Dies iſt der Zeitpunkt, da ſich dein Schickſal entſcheiden muß. Bedenk' es noch einmal! Willſt du jenes prächtige Gebäude, wo du — freilich bei vielen Leiden — ein ſichres Unterkommen haſt, mit einer Ausſicht voll Unſicherheit vertauſchen? Willſt du dich in die weite Welt wagen, ohne zu wiſſen, ob nicht noch größeres Ungemach als im Kloſter deiner wartet? — Ach! Es kann doch nicht größer ſein als die Qual, in einem Stande zu leben, den ich verabſcheue, und ich werde gewiß mit meinen Händen ſo viel gewinnen, als ich zum Leben bedarf. Wohlan, in Gottes Namen will ich es wagen!"

Dann warf ich mich hinter dem Buſche auf die Knie

nieder und sprach mit Inbrunst ein Gebet, worin ich Gott bat, mir auf meinem fernern Wege beizustehen. Dann sprang ich auf, voll Mutes, bedeckte mich, dem Kloster Abschied winkend, mit meinem Hute und wanderte, ohne jemand anzutreffen, getrost durch den Wald an der Donau hinauf bis zu der Brücke bei dem zum Kloster gehörigen Dorfe Münster. Ein Bauer, dem ich vor kurzem einige im Streit befangene Jauchart Ackers gemessen hatte, kam mir mit einem Leiterwagen auf der Brücke entgegen. Mir ward bange, ich fürchtete erkannt zu werden und wußte in der Eile kein besseres Mittel, dies zu verhüten, als daß ich mein Schnupftuch aus der Tasche zog, unter dem großen runden Hute mehr als das halbe Angesicht damit bedeckte und tapfer schneuzte, bis ich am gefährlichen Posten vorüber war. Es half. Der Bauer, der schon des Aufzuges wegen keinen Mönch unter meiner Gestalt vermutete und nun nicht einmal meine Gesichtszüge zu sehen bekam, ließ mich ziehen, ohne etwas zu ahnen. Dieses einfachen Mittels bediente ich mich dann, so oft ich an jemand vorüberwanderte, von dem ich nur irgend vermutete, er möchte mich kennen.

Ohne die Straße zu suchen, ging ich auf einem Feldwege bis ans Reichsstift-Kaisersheimische Dorf Tapfheim. Da ich in der Eile meine Mittagsportion zu trinken versäumt hatte und der Tag sehr heiß war, so zog ich unten am Fuße des Hügels, auf dem das Schloß des Kaisersheimischen Pflegers steht, meinen Hut vom Kopfe, um damit Wasser aus der klaren Quelle zu schöpfen, die da hervorrieselte. Sowie ich trank und die Augen zum Schlosse erhob, bemerkte ich am Fenster unsern Pater Großkellerer Benno und erschrak nicht wenig über diesen unverhofften Anblick. Soviel ich mich noch erinnern kann, war vor etlichen Tagen die Pflegerin verstorben, das Kloster H. Kreuz hatte einen seiner Religiosen zu den Exequien dahin

geſchickt, und nun war das Leichenmahl vollendet, und die Geiſtlichen genoſſen am Fenſter der ſchönen Ausſicht umher. Geſchwind verbarg ich mein Antlitz wieder unter dem großen Hute, ging langſam vorüber und wagte es kaum, durch einen ſchnellen Blick zum Schloſſe hinauf zu erforſchen, ob meine Gegenwart keine Bewegungen verurſache. Aber niemand änderte ſeine Stellung, außer daß einer mit dem Fernrohr auf mich zielte. Bange und ohne mich noch einmal umzuſehen, ſchritt ich durch den untern Teil des Dorfes und ſchlich, als ich mich hinter den Häuſern vor dem Fernrohr im Schloſſe bereits für gedeckt hielt, geſchwind in ein offenes Bauernhaus, bat die Bäuerin um Milch und lauſchte, indes ich ſie verzehrte, ob nicht eine mir verdächtige Nachfrage gehalten oder Späher ausgeſchickt würden. Aber alles blieb ruhig, und ich ging ohne Anſtoß nach Schwenningen und von da auf meine Vaterſtadt Höchſtädt zu. Bei ihrem Anblicke fühlte ich erſt lebhaft, wie ſehr es meinen Vater erſchüttern würde, wenn er vernähme, ich ſei ertrunken oder gar entwichen. Daß ihn das letztere noch mehr als das erſtere ſchmerzen müßte, empfand ich nun deutlich. In dieſem Momente wünſchte ich im Kloſter geblieben zu ſein. Aber ich war nun einmal auf dem Wege und konnte nicht wohl wieder umkehren. Gerührt und ſeufzend bat ich Gott um Segen und Troſt für meinen Vater, wandte mich um das Städtchen herum durch allerlei mir bekannte Gartengäßchen, ging in der Dämmerung durch das Dorf Steinheim und entſchloß mich, im Dorfe Schretzheim, weil es etwa eine Viertelſtunde ſeitwärts von der Straße abgelegen iſt und ein artiges Wirtshaus hat, zum erſtenmal zu übernachten. Nun war ich fünf Stunden Weges von Donauwörth entfernt. Ich ließ mir Eſſen und Trinken ſchmecken und war ziemlich guter Dinge. Da fragte mich der Wirt, der ſich zu einem geſprächigen Gaſte geſetzt hatte, wer ich ſei und woher ich komme. Flink war ich mit

der Antwort da: „Ich bin im Kloſter Blankſtetten Noviz geweſen, aber weil es mir da nicht gefiel, verließ ich wieder den Orden!“ Die Augen und Mienen des Wirtes erheiterten ſich, er bot mir vergnügt die Hand, ſchlug ein und ſagte frohmütig: „Heißa, luſtig, mein Herr! Wenn Sie im Kloſter Blankſtetten geweſen ſind, ſo müſſen wir noch einen guten Schoppen miteinander trinken, ich bin dort viele Jahre lang Konventdiener geweſen! Erzählen Sie mir von meinen alten Bekannten! Was macht der Prälat und der Pater .... und der Pater ...?“ „Verwünſcht!“ dachte ich, „ſoll ich mich ſchon bei der erſten Einkehr verraten? — Laß ſehen, ob es nicht möglich iſt, unentdeckt durchzukommen!“ Aber ich wußte vom ganzen Kloſter Blankſtetten, das im Bistum Eichſtädt liegt, eigentlich nichts weiter, als daß der Prälat einen neuen Garten mit Terraſſen hatte anlegen laſſen, und daß ein junger Religioſe dieſes Kloſters vor ein paar Jahren mit unſerm Pater Cöleſtin in Ingolſtadt ſtudierte. Ich half mir alſo mit Umſtänden durch, die ich aus dem Mönchsleben überhaupt aushob und an dieſe beiden Nachrichten, ſo gut es gehen wollte, anreihte, dabei benutzte ich alle näheren Beſchreibungen und Züge, mit denen mich der Wirt ſelbſt durch ſein fortgeſetztes Geſpräch je länger je mehr bekannt machte, und es gelang mir ſo gut, daß er mich ganz zufrieden in mein Schlafzimmer führte und den andern Tag gleichſam als einen neuen werten Bekannten entließ.

Den 30. Auguſt am früheſten Morgen brach ich auf und wanderte an Dillingen vorüber der Stadt Lauingen zu. Weil ich wußte, daß heute der Neuburger Bote, der mich ſehr wohl kannte, mit ſeinem Wagen auf dieſer Straße mir gerade entgegenkommen könnte, ſpähte ich immer eine große Strecke voraus und flüchtete mich, ſo oft ich glaubte, er komme, beiſeite ins Getreide. Unangefochten kam ich nach Lauingen, machte einen großen Umweg rings um die Stadt herum und ging, ohne irgendeinen Gaſthof zu be-

ſuchen, über Gundelfingen, deſſen Mauern ich ebenfalls umſchlich, auf Günzburg zu. Ich wollte deswegen nirgends einſprechen, damit mich Nacheilende weniger erfragen könnten. Allein die heftige und lange Bewegung, die ungewohnte Koſt und die friſche, etwas feuchte Morgenluft, Müdigkeit, Hunger und Durſt wirkten auf dem weiten Wege über das breite Donauried ſo widrig auf meine Eingeweide, daß mich erſt eine ſchneidende Kolik und dann eine ſo große Übelkeit befiel, daß ich meine Zuflucht in einer etwas entlegenen Kiesgrube ſuchen mußte. Etwa eine Stunde lag ich nicht ohne heftige Schmerzen in der Grube, erholte mich endlich wieder und wanderte meine Straße fort. Allein die Füße waren mir vom ungewohnten Gehen in den Stiefeln ſo ſehr geſchwollen, daß ich es kaum mehr aushalten konnte. Als ich an eine lichte Stelle im Walde kam, wo man eine ſchöne Ausſicht auf das ſehr romantiſch gelegene Schloß Reiſensburg hat, fand ich einen Mann, der die Fahrgeleiſe der Straße ausbeſſerte. Müde ſetzte ich mich an den Straßenrand und bat ihn, mich der drückenden Stiefel zu entledigen, aber es war nicht möglich, ihrer los zu werden, ohne die Nähte aufzuſchneiden. Ich tat es, ſchenkte die Stiefel dem Manne und zog die neuen Schuhe an, die ich aus Vorſorge zu mir geſteckt hatte. Aber auch ſie waren mir zu enge, und ich ging wie auf Glut bis nach Günzburg. Hier hatte ich zum erſtenmal an einer Wache vorüber zu paſſieren. Sorgfältig wiſchte ich den Staub von meinen Schuhen, warf den Haſelſtock weg und ging gerade ſo, wie wenn ich längſt im Städtchen gewohnt hätte und jetzt nur von einem Spaziergange zurückkäme, nachläſſigen Schrittes auf das Tor zu, lehnte mich tändelnd ans Geländer neben dem Wege, blickte in die Stadt, um das Schild eines Gaſthofes auszuſpähen und ihn im Notfalle als meine Herberge angeben zu können, ſpazierte neben ankommenden Kornwagen durchs Tor und ging von

der Wache unbefragt und unbemerkt in das Wirtshaus zum Kreuze. Den Fall, mein Atteſtat vorzeigen zu müſſen, ſuchte ich auf alle Weiſe zu vermeiden, weil ich immer einige Furcht hatte, es möchte dasſelbe ſich durch irgendeine Irrung im Stil oder in der Form als illegal verraten.

Das erſte nun, um was ich die Wirtin bat, war, daß ſie mir ein Paar Schuhe, die für meinen Fuß paßten, verſchaffen möchte. Sie ſchickte ſogleich im ganzen Städtchen herum, aber nirgends wollten ſich dergleichen finden. Sehr freundlich unterhielt ſie mich, indes ich Speiſe und Trank mir trefflich ſchmecken ließ. Es dünkte mich, ich hätte die Frau ſchon irgendwo geſehen. Allein ich dachte: „Viele Leute ſehen einander gleich, du wirſt dich irren!“ „Darf ich fragen,“ ſagte ſie unter anderm, „wo ſind Sie im Kloſter geweſen? Ihr Haar iſt abgeſchoren, wie es die Ordensgeiſtlichen tragen.“ Um nicht mit dem Kloſter Blankſtetten noch einmal in Verlegenheit zu kommen, antwortete ich: „Zum heiligen Kreuze in Donauwörth bin ich Novize geweſen und nun wieder aus dem Kloſter gegangen; meine Eltern haben mir Geld zur Heimreiſe geſchickt, es iſt aber lauter Silbergeld, läßt ſich nicht gut verbergen und ſchlägt mich im Gehen ſehr ſchmerzlich auf die Beine, wollen Sie nicht die Güte haben, mir dasſelbe gegen einige Goldſtücke auszuwechſeln?“ „Geben Sie nur her,“ erwiderte ſie und warf ſcharfe Blicke auf mich, „ich will ſehen, ob mein Mann es auswechſeln will.“ Ich zählte ihr etwa 24 franzöſiſche Laubtaler hin. „Sie kennen alſo den Oberamtmann Walter ſehr wohl?“ fuhr ſie indes fort, „es iſt mein nächſter Anverwandter, und ich dachte ſchon vorher, ich hätte Sie irgendwo geſehen. Was macht der Herr Prälat?“ Die Wirtin müßte keine Frau geweſen ſein, wenn ſie mir nicht einige Verwirrung angeſehen hätte. Schon öfters und erſt vor kurzem war ſie in Donauwörth mit mir an einer Tafel geſeſſen. „Das haſt du wieder gut erſonnen,“ dachte ich, „nun ſetzeſt

du dich aus dem Regen in die Traufe! Aber laß dich nicht irre machen und beantworte unbefangen alles, was sie dich fragt! Sie wird dich hoffentlich nicht mehr so ganz genau kennen." — Ohne Anstoß befriedigte ich nun ihre Wißbegierde, so daß ich glaubte, sie könne keinem Zweifel an meiner Aufrichtigkeit Raum geben. Allein, als sie mich verließ, um das Gold zu holen, blieb sie lange weg. Ich stellte mich unter die Tür. Ihr Mann kam vom Felde zurück; sie hatte wahrscheinlich nach ihm geschickt. Kaum war er zu ihr in die Küche getreten, so hörte ich sie sagen: „Mann, sieh doch zu, was das für ein Mensch ist, der in der Stube sitzt. Er gibt sich für einen Novizen vom heiligen Kreuz aus, aber er scheint mir viel zu alt, und ich meine, ich habe ihn schon vor zwei Jahren in Donauwörth gesehen, und das Noviziat dauert doch nicht länger als ein Jahr! Du sollst ihm Gold für dies Silbergeld geben, er kann jetzt nicht wohl fort, ehe er sein Geld hat. Fühle du ihm vorher ein wenig auf den Zahn! Der Mensch kommt mir etwas verdächtig vor. Vielleicht ist er gar ein verkleideter Pater!". Leise trat ich zurück ins Zimmer; es war mir bei diesem Gespräche in der Tat nicht recht heimlich ums Herz. Der Wirt kam, fragte mich sehr treuherzig aus und ging, als er nichts Ängstliches und keinen Widerspruch in meinen Antworten bemerkte, beruhigt in seine Kammer, um sechs neue Louisd'or zu holen. Freundlich überreichte er sie mir und riet mir, sie in ein Kleidungsstück zu nähen. Ich folgte seinem Rate, nähte sie oben in den Wulst meiner Strümpfe und ward von beiden Eheleuten mit vielen Glückwünschen entlassen. Erst als ich aus der Stadt war, atmete ich wieder recht frei!

Das Gehen ward mir der wunden Sohlen und engen Schuhe wegen so sauer, daß ich froh war, als mich ein Metzger, der mich eine geraume Zeit auf der Straße vor sich herhinken gesehen haben mochte, gutherzig auf seinen ein-

ſpännigen Karren nahm und mich in Geſellſchaft einiger Kälber nach Lipheim transportierte. Auf dieſem herrlichen Fuhrwerke hatte ich Zeit, über die Gefahren nachzudenken, denen ich entgangen war. Am lebhafteſten ſchwebte mir die Verlegenheit vor Augen, in die mich meine Unbeſonnenheit geſtürzt hätte, wenn mir im Wirtshauſe zu Schretzheim mein Atteſtat wäre abgefordert worden. Es lautete von Donauwörth und ich ſprach von Blankſtetten. Ernſtlich nahm ich mir vor, im Falle der Not mich künftig an mein Atteſtat zu halten; ohne dieſe Vorſicht fühlte ich wohl, daß ich dann verloren ſein müßte.

Mit Schmerzen hinkte ich, bis die Sonne hinabſank, nach Unter- und Ober-Fahlheim und wollte müde und matt meine Nachtherberge in einem Wirtshauſe, das am Ende des Dorfes liegt, nehmen. Allein ich verzankte mich mit der Wirtin, bezahlte und ging aufgeregt davon. Dieſen trotzigen Starrſinn mußte ich ein paar Stunden lang teuer büßen, denn es war mir bei jedem Schritte, wie wenn ich auf Dörner und Nadeln träte. Dennoch beſiegte ich den Schmerz, lief in einer Art von verbiſſenem Grimm durch das nächtliche Dunkel dahin, tröſtete mich immer, ich würde bald an ein Dorf kommen, und traf dennoch keins mehr an. Eine Chaiſe fuhr mir ſo ſchnell entgegen, als die Pferde zu laufen vermochten; um nicht überfahren zu werden, trat ich einen Augenblick in den Straßengraben. Eine weiße Figur ſtand in der Chaiſe. „Entweder iſt's ein Mann im Hemde oder ein kaiſerlicher Offizier", dachte ich. Unbekümmert lief ich weiter, achtete der wunden Sohlen nicht mehr und merkte nach etwa dreiviertel Stunden an einigen in der Ferne flimmernden Lichtern, daß ich endlich einem Orte näher käme. Plötzlich warf mich etwas ſo unſanft zurück, wie wenn ich den heftigſten Schlag vor die Stirne bekäme. Ich fiel nach der Länge rückwärts zur Erde. Es war weiter nichts als der Schlagbaum eines

Zollhauſes, wider den ich im Finſtern mit aller Gewalt angelaufen war. Wie betäubt lag ich eine Weile im Staube; als ich zu mir ſelber kam, ſtanden der Zöllner und ſeine Frau mit Lichtern bei mir, bedauerten meinen Unfall, ſagten, ich wäre zunächſt an Ulm, und rieten mir, als ſie mich unbeſchädigt ſahen, ſo ſchnell als möglich zu laufen, um noch vor der letzten Sperre zum Batzentor eingelaſſen zu werden und mich von Schrecken und Müdigkeit in einem guten Gaſthofe erholen zu können. Ich ſtrengte nochmals, ſo ſchwer es mir auch ward, alle Kräfte an und gelangte glücklich, noch zu rechter Zeit, vor 10 Uhr nämlich, ans Tor, ward in die Wachtſtube geführt, von einem alten Feldwebel ausgefragt, mußte zum erſtenmal mein Atteſtat vorzeigen, das er echt und gültig fand und durfte unangefochten in die Stadt wandern. Da ich niemals in Ulm geweſen war, hatte ich Mühe, ſo ſpät in der Nacht als Fußgänger ein Wirtshaus zu finden, wo man mir ein Nachtlager gönnen mochte. Endlich wies man mich zur Sonne, wo ich mit kalter Küche und einem reinlichen Bette wohl bedient ward.

Sobald ich den andern Tag aufſtand und zu den übrigen Gäſten ins Zimmer kam, hörte ich erzählen: Eben ſei auf dem Poſthauſe die Nachricht eingetroffen, geſtern zwiſchen neun und zehn Uhr nachts wäre ein Reiſender in ſeiner Chaiſe von Räubern angefallen worden, der Poſtillon hätte ſich durch die Flucht gerettet, der Reiſende aber, nachdem er bis aufs Hemde ausgeplündert und halb erſchlagen in der Chaiſe verlaſſen worden, hätte ſich wieder erholt, die Pferde ſo ſchnell als möglich angetrieben und wäre, nur mit einem Hemde bekleidet, in Fahlheim angekommen. Ich konnte nicht anders denken, als die weiße Figur, die ich geſtern auf dem Wege antraf, müßte der Beraubte geweſen ſein, und dankte Gott, daß er mich, der ich der Gefahr ſo nahe war, nicht auch in Räuberhände geraten ließ.

Die Kellnerin im Hauſe, die Tochter eines Schuhmachers, hatte außerordentlich viel Ähnlichkeit in der Geſichtsbildung mit Minchen und überdas einen ſo vollen und ſchön gewachſenen Buſen, wie ich noch nie einen geſehen hatte. Als ich ihr geſtern über meine engen Schuhe klagte, riet ſie mir, ſie über dem Leiſten ausſchlagen zu laſſen und erbot ſich ſogleich, ſie ihrem Vater zu bringen. Beim Frühſtücke trieb ſie ſich in einem leichten Nachtkorſettchen immer vor meinen Augen herum und mochte wohl aus meinen Blicken gemerkt haben, daß mir ihr Wuchs nicht mißfiel. Zuweilen ſetzte ſie ſich wohl gar ſcherzend an meine Seite. Ich meinte manchmal, ich müßte ſie umarmen und die anlockenden Halbſphären ſanft drükkend berühren. Aber der Gedanke: „Sie iſt eine Kellnerin!“ und: „Tor, der du kaum dem Kerker entronnen biſt, du wollteſt dich ſchon der Wolluſt überlaſſen? O, ſo würdeſt du vom Himmel wenig Segen auf die Reiſe verdienen!“ dieſe und ähnliche Gedanken hielten mich jedesmal wieder zurück, und ich bat ſchon um halb ſieben Uhr morgens um meine Schuhe. Aber erſt um neun Uhr erhielt ich ſie nach vielem Drängen und Flehen, ſamt einem Verweiſe, daß ich ſo ſehr eilte, da doch die Schuhe länger über den Leiſten geſpannt bleiben müßten, wenn ſie weiter werden ſollten und dergl. Sie waren auch beinahe ſo eng wie geſtern, und ich ſah mich gezwungen, mit Schmerzen wieder meines Weges zu hinken.

Die Straße nach Erbach, einem Freiherrlich von Ulmiſchen Dorfe, ſamt einem auf einer ſchönen Anhöhe gelegenen, weit ſichtbaren Schloſſe, führt eine halbe Stunde von Ulm auf einen kleinen Hügel, auf dem mich die reizende Ausſicht links nach dem Kloſter Söflingen, rechts ins Donautal nach der Reichsprälatur Wiblingen und gerade vor mir hin über die Reichsſtadt Ulm zum Ausruhen einlud. Mitleidig gedachte ich der Schweſter eines meiner Klo-

ſterbrüder, die in Söflingen unter dem Drucke der Kloſtergelübde ſeufzte, und eines jungen Ordensmannes von Wiblingen, mit dem ich zu Eichſtädt im beſten Vernehmen geſtanden hatte; auf einmal ſchreckte mich der Galopp eines heranſprengenden Reiters im blauen Mantel aus meinen Betrachtungen auf. „Jagt er vielleicht mir nach?“ dachte ich und ging erſchrocken einen kleinen Fußweg hinab, der von der Straße abführte, um mich hinter einem Gebüſch am Abhange ſeinen Blicken zu entziehen. Der Reiter lenkte aber ſein Pferd ebenfalls auf den Fußweg, den ich gegangen war. Meine Angſt wuchs. An einem Strauch bückte ich mich nieder, wie wenn das Bedürfnis mich dazu nötigte, in der Abſicht, wenigſtens mein Angeſicht unter dem Hute vor ihm zu verbergen. „Guter Freund!“ fragte er, als er an mir vorüberritt, „iſt das der kürzeſte Fußweg nach Erbach?“ „Mein Herr!“ antwortete ich etwas mutiger, „ich bin in dieſer Gegend unbekannt und wandre zum erſtenmal des Weges!“ Da nahm er ſeine Peitſche und ſchnalzte mir eins über den Hut, indem er aufgebracht rief: „Närriſcher Kerl! du haſt mich irregeführt! Was läuffſt du denn ſo weit von der Straße weg, wenn dich weiter nichts dazu drängt, als was jedermann tun muß?“ Er ſprengte davon. Dieſe Begegnung verdroß mich zwar, aber da der Peitſchenhieb eben nicht ſchmerzte, ſo mußte ich wohl noch froh ſein, daß ſich das Gewitter, welches ich ſchon über meinem Scheitel donnern hörte, ſo unſchädlich entladen hatte.

Der Fußpfad führte mich nahe am ſogenannten Taubenried vorüber. Ich bemerkte dort allerlei ſehr regelmäßig angelegte Gräben und dachte, daraus würde wohl Hafnerton gewonnen, wie in unſrer Viehweide zu Höchſtädt. Aber als ich näher hinzutrat und ſchwärzliche Raſenſtücke, wie Ziegelſteine mit Zwiſchenräumen, um den Durchzug der Luft zu befördern, zum Trocknen übereinander geſtellt ſah, wußte ich gar nicht, was ich aus der Sache machen ſollte,

denn niemals hatte ich etwas dergleichen gesehen. Lange stand ich dabei und zerbrach mir den Kopf, zu was diese Rasenstücke, deren ich noch eine Menge in ordentlichen Schichten an den Seiten der Gräben erblickte, wohl dienen möchten. Bereits hatte ich in Gedanken eine Art Baumaterialien daraus gemacht, da trat ein Mann mit einem Kästchen auf dem Rücken zu mir und fragte lächelnd: „Was ich hier zu bewundern fände? Er hätte mich schon länger beobachtet." Ich gestand ihm, daß ich nicht wüßte, zu welchem Gebrauche diese Rasenstücke verwendet würden. Da lachte er hell auf und sagte: „Kennt Er denn nicht, was Torf ist? Man braucht ihn zum Brennen, wie Holz." Dies verwickelte mich in ein langes Gespräch mit dem Manne und kürzte mir, während wir unsrer Straße zogen, auf eine nicht unangenehme Weise die Zeit. Der Unbekannte war ein Krämer, der mit Federkielen handelte und noch zur Messe nach Zurzach kommen wollte. Er wußte mir ohne Unterlaß allerlei bald schnakische, bald romantische, bald fürchterlich groteske Histörchen zu erzählen, und so kamen wir, so sehr mich auch meine Füße schmerzten, doch früher als ich dachte nach Erbach.

In der Schenke daselbst aß ich zu Mittag und ließ meine wunden Füße eine gute Weile ausruhen. Ein Werber saß bei uns, als ich eben über meine engen Schuhe klagte, nahm dieselben in Augenschein und erbot sich, als er sie neu befand, mir die seinigen dagegen zu überlassen. Sie paßten ziemlich an meine Füße, wenigstens waren sie weit genug. Mein Krämer zupfte mich am Rockschoße, stieß mich an den Ellbogen, räusperte sich und raunte mir endlich, als das alles nicht helfen wollte, ganz leise in die Ohren, ich sollte mich mit dem Werber nicht abgeben, wenn ich einmal seine Schuhe anzöge, müßte ich ohne Gnade dänischer Soldat werden. Ich lächelte über seine Besorgnis, lispelte ihm leise wieder zu: „Ich bin ja zu

klein!" und wechselte mit dem Werber die Schuhe, der sich mit vielem Wohlgefallen an der neuen Bekleidung seines Fußes die Stube auf und ab trug. Mir war auch ganz wohl in den weiten alten Schuhen, und ich ging mit meinem Gesellschafter, dem Krämer, über Donaurieden, ein kleines, der Familie Ulm gehöriges Dorf, nach Tischingen, wo die Herrschaft, ein Graf Schenk von Castell, eben ein Zuchthaus baute. In jeder Schenke sprachen wir ein, denn der Krämer war ein großer Liebhaber von Erfrischungen. Vor den Toren des kleinen österreichischen Städtchens Ehingen, wo er Geschäfte hatte, schieden wir uns, und ich wandelte allein und fröhlich an einigen Dörfchen hin nach Marchtal. Auf einer kleinen Anhöhe, dem Städtchen Munderkingen gegenüber, fingen heranziehende Wolken mich wacker zu netzen an, der ganze Himmel umzog sich mit Regen und ließ mir die Aussicht auf eine sehr nasse Wanderung. Ich fühlte wohl, daß ich deswegen nicht stille liegen dürfte, sondern daß ich, ohne mich zu säumen, täglich weiterreisen müßte, um von keinem nachjagenden Donauwörther Mönche ereilt zu werden. Da nun, nach meiner Berechnung, die ans Ufer gelegten Kleider gefunden waren und im Kloster der Lärm bereits begonnen haben mußte, so dachte ich, morgen sei es Zeit, die offene Landstraße zu meiden und auf Nebenwegen zu wandeln, um auch die Möglichkeit, in die Hände eines Verfolgers zu fallen, aufzuheben. Heute, da es noch nicht wohl möglich war, mich einzuholen, wollte ich etwas früher eine Nachtherberge suchen, um dem Regen zu entgehen, von meiner Ermüdung auszuruhen und meine Kräfte auf die künftige Reise durch etwas Gütlichtun zu stärken.

Als ich zu dem Wirtshause kam, das einsam an dem einen Ende der Donaubrücke steht, an deren anderm Ende das den Freiherren von Späth gehörige Schloß und Dorf Untermarchtal liegt, schallte mir eine lustige Bauernmusik

daraus entgegen. Der Ton lockte mich an, und ich trat in die Stube. Es ward eben die sogenannte Sichelhenke, das Ende der Ernte gefeiert; ein buckliger Mann mit einem Hackbrettchen (einer Art Zembal), ein andrer mit einem Dudelsack, der sich an die Knie Schellen gebunden hatte, um mit den Beinen den Takt zu rollen, und ein großer Bube, der den Baß dazu sägte, reizten hier alle jungen Füße zum Hüpfen; ich nahm Platz am leersten Tische und belustigte mich an der allgemeinen Freude. Einige Alten saßen bei mir, hatten ein großes hölzernes Gefäß voll Birnmost vor sich und ließen sich's tapfer schmecken. Ich ward sogleich mit Essen und Trinken zum Überfluß versehen. Kaum hatte ich abgespeist, so kam ein kurzes, mutwilliges Mädchen herbei und forderte mich zum Tanze auf. „Das ist unmöglich, mein Kind!" sagte ich, „ich habe so wunde Füße und bin so müde, daß ich kaum gehen kann, wie soll ich tanzen?" „Ei, man ist zum Tanzen nie zu müde, wir haben auch bis zum Abend im Felde gearbeitet und sind nun doch lustig! Komm du nur mit!" Ich versuchte aufzustehen, aber meine Sohlen schmerzten mich so sehr, daß ich mich kaum auf den Beinen zu halten vermochte. „Es ist umsonst, du frohes Mädchen! Ich kann dir nicht folgen. Vergib!" „Ei, so bleib' sitzen, du Totentanz!" sagte sie schnippisch und böse, „ich glaubte, du seist ein lustiger Kerl, doch ich sehe schon, es ist kein Leben in dir! Merke dir's aber, wenn du nicht tanzest, so sollst du mir auch nicht ruhig schlafen!" Ich lachte, sah dem Spaße noch eine gute Weile zu und ließ mich endlich zu Bette führen. Das schalkhafte Mädchen leuchtete mir in eine Kammer. „Ich wünsche dir keine gute Nacht," sprach sie; „weil du mich beim Tanze verschmäht hast, so wirst du gewiß nicht ruhig schlafen," und hüpfte davon. Ich dachte: „Das müßte wunderlich sein, wenn ich mit so müden Gliedern nicht schlafen könnte," nahm das Bett in Augen-

ſchein, fand es reinlich und neu überzogen, verriegelte die Tür wohl, löſchte das Licht aus und legte mich zur Ruhe. Sogleich ſchlief ich ein, aber nicht lange, ſo erwachte ich wieder. Es war mir, als wenn rieſelndes Feuer die Haut meines Körpers um und um ſengte. Erſchrocken dacht' ich: „Iſt dies etwa der Anfang eines hitzigen Fiebers, oder iſt es das ſogenannte fliegende Feuer, eine Hautkrankheit, die von innerlicher Schärfe herrührt? O wie unglücklich biſt du, wenn dich auf dem Wege eine Krankheit ins Bett wirft!" Meine Bangigkeit wuchs mit meinen Betrachtungen. Ich ſtand auf und ſchlug ein Licht, denn ich hatte zur Vorſicht Feuerzeug auf die Reiſe mitgenommen, aber ich konnte keine Spur von Krankheit an meinem Leibe finden. Nur die Blattern an meinen Füßen ſchmerzten mich ſehr, ſo daß ich fürchtete, ich würde den kommenden Morgen kaum gehen können. Eine Salzbüchſe ſtand auf dem Tiſchchen neben den Leuchtern. Weil ich einſt im Kloſter eine Wunde am Finger ſchnell heilen ſah, nachdem ich Salz darein geſtreut hatte, ſo entſchloß ich mich, die Blattern aufzuſchneiden; ich öffnete ſie mit einem Scheerchen und ſtreute Salz darein. O, es war ein unleidlicher Schmerz! Winſelnd warf ich mich ins Bett und verwünſchte meine tolle Kurart. Aber noch hatte der Schmerz nicht völlig verwimmert, da goß es ſich wieder wie Feuer über meinen ganzen Leib. Das Licht brannte noch, ſchnell warf ich die Decke von mir, um zu ſehen, was mich ſo quälte. Hu! da war es eine ſolche Menge kleiner, hüpfender und etwas breiter, häßlicher Inſekten, daß ihre Heerzüge die Betttücher bräunten und mir alle Luſt benahmen, länger eine ſolche Schlafſtätte einzunehmen und ihnen zum Futter zu dienen. Flink ſprang ich heraus, verwünſchte das Mädchen, das mich zu Bette geführt hatte und durchſuchte den Saal, durch den ich in meine Kammer gekommen war, ob ich nirgends ein beſſeres Lager vorfinden könnte. Glück-

licherweiſe ſtand dort auf einem ganz einfachen Schragen ein Bett im Winkel, ich unterſuchte ſeine Beſchaffenheit und fand es reinlich. Da ich auf der Reiſe immer zwei Hemden trug, wovon ich das eine, ehe ich ſchlafen ging, ablegte, ſo wechſelte ich jetzt die Hemden, um mich der unwerten Gäſte, die ſich darin einquartiert haben mochten, zu entledigen, und legte mich getroſt im Saale zu Bette. Ich mochte ein paar Stunden geſchlafen haben, da donnerte mich eine fluchende Baßſtimme aus dem Traume, ein ſtarker Arm ergriff meine Schulter und riß mich auf die Erde heraus; ein großer Kerl mit einer Laterne ſtand vor mir, ballte die Fauſt und ſagte wütend: „Des Bett iſt mein, du fremde Kröte, wer hieß dich darein liegen? Gib Antwort oder ich zertrete dich!“ Von Schlaf und Schrecken betäubt, erklärte ich mich, ſo gut ich konnte und ſein Ungeſtüm es erlaubte, aber er fluchte, ſtampfte und drohte ſo lange, bis die Wirtin herbeigelaufen kam, ihn beſänftigte und zu einer andern Schlafſtelle wies. Nun durfte ich endlich ungeſtört ruhen, bis der Tag anbrach.

Ich hörte einen ſtarken Regen plätſchern, als ich erwachte, aber ich ermannte mich doch, verzehrte ein gutes Frühſtück und zog herzhaft meiner Straße. Bald fühlte ich mich ganz durchnäßt; aber die Näſſe plagte mich weit weniger als meine Schuhe. Die Geſchwulſt an den Füßen hatte ſich über Nacht gelegt, und die Schuhe waren mir zu weit geworden. Faſt bei jedem Schritte, den ich auf den weichen Fußpfad ſetzte, blieb mir der Abſatz im zähen Schlamme ſtecken, der Schuh zog ſich von der Ferſe, und ich ſah mich alle Augenblicke genötigt, mich niederzubücken, um ihn wieder anzuziehen. Dies machte mein Fortkommen ſo beſchwerlich, daß ich mich beinahe entſchloſſen hätte, ſolange im Kloſter Marchtal, das mir prächtig entgegenglänzte, einzuſprechen, bis das ſchlimmſte Wetter vorüber ſein würde. Allein die Furcht, dieſer Schritt

könnte zu meiner Entdeckung Anlaß geben, hielt mich zurück, und ich harrte in einer Feldkapelle am Wege, bis der heftigste Regenguß verrauscht war; dort stach ich in das Hinterteil meiner Schuhe kleine Löcher, zog Bindfäden hindurch und befestigte sie so an dem Fuße, daß ich, ohne sie wieder im Schlamme stecken zu lassen, ruhig und bequem gehen konnte. Im Dorfe Dattenhausen trat ich in die Schenke, um meine Kleider zu trocknen, konnte aber nichts zur Erquickung erhalten als Wasser und Brot, denn an dem Kirschenwasser, das mir vorgesetzt ward, hatte ich Ekel wie an allen gebrannten Wassern. Hier erkundigte ich mich, ob kein kürzerer Weg als die Landstraße nach Nieblingen führe. Ein Mann, der schon lange mein volles Branntweinglas, das ich verschmähte, angelacht hatte, erbot sich, mir über die Wiesen hin einen bequemen Weg zu zeigen, wenn ich ihm mein Kirschenwasser abtreten und noch ein kleines Trinkgeld geben wollte. Da die Wahrscheinlichkeit immer größer ward, daß meine Verfolger, wenn sie mir nachkämen, nun bald an meinen Fersen sein würden, so nahm ich dies Anerbieten um so lieber an, da mich der Mann versicherte, man könnte auf dem Pfade, den er mich führen wollte, weder zu Pferde noch im Wagen fortkommen. Als sich das Wetter ein wenig aufheiterte, begleitete er mich durch den Wald und allerlei wilde Gegenden unweit des Dorfes Zwiefalten auf eine Anhöhe, von der wir eine schöne Aussicht das Donautal hinauf hatten. Hier zeigte er mir die Stadt Nieblingen in der Ferne und einen Bauernhof in der Ebene an der Donau, wohin ich mich wenden müßte, um über diesen Fluß und nach Nieblingen zu kommen. Meinem Plane getreu, die Landstraße zu meiden, ging ich, wohin er mich wies, und kam nach langem Wandern endlich auf einer großen Heide zu einer kleinen Kirche mit einem artigen Gärtchen. Meine Füße waren so wund, daß ich kaum mehr auftreten konnte,

und ein schmerzliches Bauchgrimmen stellte sich ein, so daß ich froh war, auf der Bank nahe bei der Kapelle ein wenig ausruhen zu können. Ächzend saß ich da und glaubte mich mit meinen Schmerzen ganz allein, denn ich sah keine besondere Wohnung hier für irgendeinen Menschen und dachte, es müßte in der Nähe ein Dorf sein, wohin die Kapelle und des Mesners Gärtchen gehörte. Die Sonne wollte untergehen, und ich sah noch kein Ende der Heide. Ich brach in laute Klagen aus. Auf einmal rief mir eine freundliche Stimme vom Kirchendache zu: „Guter Freund! was fehlet Ihm? Kann ich Ihm helfen?" Und eine ehrwürdige Figur mit weißem Barte fiel mir in die Augen; es war ein Eremit, der sich hier angesiedelt hatte und mich nun, da ich nichts weiter verlangte, sehr liebreich auf den rechten Weg wies. „Dort drüben ist die Landstraße," sagte er und zeigte mir mit dem Finger die Gegend, „bald wird der Postbube mit dem Felleisen auf einem kleinen Wagen vorüberfahren. Ich sehe, der Herr kann vor Mattigkeit kaum mehr gehen. Setz' Er sich dort an die Straße und verspreche Er dem Jungen ein gutes Trinkgeld, so nimmt er Ihn wohl nach Mengen mit, wenn Er vor dem Tore abzusteigen verspricht." Ich dankte dem freundlichen Greise und wartete an der Landstraße. Der Knabe kam, ließ sich erbitten und setzte mich für einen halben Gulden auf das Felleisen zu seinen Füßen. O, wie wohl war mir da! Wie gern gab ich dem Knaben vor dem Tore von Mengen, wo ich abstieg, mehr als er verlangt hatte! Ohne dies Hilfsmittel hätte ich unter freiem Himmel übernachten müssen, denn ich wäre nicht mehr imstande gewesen, eine Viertelstunde weit zu gehen, so matt hatten mich Grimmen und Durchfall gemacht, und so sehr schmerzten mich meine Füße.

Ich schleppte mich, so gut ich konnte, ins Wirtshaus zum Hirschen, verzehrte mein Nachtmahl und war eben im

Begriffe, zu Bette zu gehen, da trat ein Poſtknecht ins Zimmer und fragte: „Ob niemand zugegen ſei, der ihn auf dem Rückwege nach Mößkirch begleiten wolle? Er verlange weiter keine Belohnung, als daß der Reiſende für ſeinen Kameraden und ihn ſoviel bezahle, als beide bis dahin an Wein und Brot verzehren möchten.“ Da ich hoffen durfte, auf dieſe Weiſe ſchnell weiter zu kommen, ohne ermüdet zu werden, ſo verſtand ich mich gern dazu. Sogleich wurden Flaſchen für die Poſtknechte herbeigebracht, und die Kerle zechten nach Herzensluſt. Ich legte mich indes auf ein Bänkchen am Ofen und ſchlief. Als die Glocke zehn Uhr ſchlug, rüttelten mich die Betrunkenen aus dem Schlafe, ließen mich eine ſchöne Zeche bezahlen, führten mich zu Fuße vor's Tor und ſetzten mich in die Chaiſe; der weniger Berauſchte ſtieg zu Pferde, der andre nahm Platz an meiner Seite. Beide ſchliefen bald ein, und ich mußte den Reitenden alle Augenblicke wecken, damit er die Pferde antreiben möchte. Es war eine ſchöne, ſternenhelle Nacht. Nebel lagen im Donautale, an dem wir auf einer kleinen Anhöhe hinfuhren. Des ewigen Weckens müde, ſchlief ich endlich ſelbſt ein und erwachte erſt, als ich merkte, daß die Pferde mit dem Wagen in einem Bächlein ſtünden und ſtampften, der Poſtknecht an meiner Seite war verſchwunden, der andre hing ſchnarchend auf ſeinem Sattel. Ich weckte und ermahnte ihn, weiter zu fahren, und fragte, wohin ſein Kamerad geraten wäre? „Ach, er hat ein Mädchen dort im Dörfchen und lief hin, um es geſchwind zu beſuchen, aber der Tor bleibt verwünſcht lange aus. Wenn er nur käme! Meine Pferde ſollen den Poſtwagen nach Stockach führen, und vielleicht folgt uns der Wagen ſchon in der Nähe!“ Er harrte noch eine Weile und nickte wieder ein. Die kalte Morgenluft begann mir etwas beſchwerlich zu fallen. Aber was konnte ich tun? Der Entfernte war doch nicht herbeizuzaubern und mußte erwartet werden.

Geduldig drückte ich mich in eine Ecke der Chaise und überließ mich meinen Betrachtungen. Der Knecht auf dem Pferde hing wieder schnarchend auf seinem Sattel, nickte immer tiefer und tiefer zur Linken hinab und fiel endlich, ehe ich's dachte, in den Bach. Ich mußte lachen, indes er fluchend sich aufraffte, seine Kleider, so gut es gehen wollte, auswand und zitternd vor Kälte am Ufer stand. Die erste Dämmerung begann zu grauen, und der Ton eines Posthorns tönte kaum hörbar aus der Ferne. „Nun kommt uns der Postwagen schon nach!" rief er und sprang unter Verwünschungen ins Dorf, um seinen Kameraden zu holen. Den Pferden mochte das lange Stehen im Wasser zuwider sein, und sie trabten, als sie sich so ganz frei fühlten, erst langsam, dann immer schneller ihres Weges. Es währte eine gute Weile, bis ich aus der Chaise auf den Bock kriechen, des Leitseils habhaft werden und sie anhalten konnte. Zankend kamen endlich beide Knechte mir nachgelaufen, nahmen ihre Plätze ein und fuhren, so schnell die Pferde galoppieren konnten, nach Mößkirch, das nicht mehr fern war. Um halb fünf Uhr langten wir vor dem Posthause an und hatten also einen wohlgebahnten Weg von etwa drei starken Stunden in mehr als sechs Stunden zurückgelegt. Kaum waren die Pferde in den Stall gezogen, so kam auch der Postwagen. Es fiel mir ein, ein paar Stationen weit mit demselben zu reisen, indes würde sich die Müdigkeit aus meinen Beinen verlieren. Als ich meinen Wunsch äußerte, fragte mich der Posthalter, wohin ich zu reisen gedächte. Ich sagte „nach Schaffhausen". Da schrieb er mich ohne weiteres ein und forderte mir das Postgeld ab, das meinem Bedünken nach so gering war, daß ich kaum ein paar Stationen dafür mitzufahren hoffte. Allein da ich fragte, „wie weit ich denn eigentlich mitfahren dürfte?" hieß es „bis Schaffhausen." Halb unzufrieden mit dieser Verfügung legte ich mich auf ein Kanapee, das

im Zimmer ſtand und überdachte, ob dieſe Art zu reiſen mich nicht in die Hände eines Nacheilenden liefern könnte. Allein ich meinte, meine Verfolger müßten ſehr ſchnell reiſen, dabei durch ihre Nachforſchungen nirgends aufgehalten werden und gerade den rechten Weg einſchlagen, den ich nach Baſel nahm, wenn ſie mich in einer ſolchen Entfernung einholen wollten. Daß dieſe Umſtände zuſammentreffen würden, ſchien mir nicht wahrſcheinlich. Zudem war der Platz im Poſtwagen bereits bezahlt und ich beſorgte, den Poſthalter ſehr unweislich aufmerkſam auf mich zu machen, wenn ich mein Geld zum Teil wieder zurückfordern und etwa nur bis Engen fahren wollte. Ich ließ es alſo bei der Verfügung bewenden, die der Zufall für mich gemacht hatte, frühſtückte und ſtieg getroſt zum erſtenmal in einen Poſtwagen.

Meine Reiſegefährten waren ein Juriſt, der nichts lieber als Zoten vorbrachte, eine Krämerin, die nach Zurzach zu ihrem Manne, der ein Bein gebrochen hatte, eilte, ein Pärchen, das ſich für Braut und Bräutigam ausgab, ein Kanonikus nebſt ſeiner Schweſter, einer verwitweten Beamtenfrau von Konſtanz, die von ihrer Tochter, einem hübſchen Fräulein, begleitet ward, eine Freundin in hieſiger Gegend beſucht hatte und jetzt nach St. Blaſien zu der Primiz eines Verwandten reiſte. Als man nach einigen Erörterungen ein wenig näher miteinander bekannt geworden war, begann die Unterhaltung ziemlich lebhaft zu werden. Das Fräulein war ſtille und ſittſam, aber meine ganze Munterkeit erwachte in ihrer Gegenwart; immer gab es etwas zu ſcherzen. Wenn wir an einem ſteilen Abhange aus dem Wagen ſtiegen, um eine Strecke zu Fuße zu gehen, bot ich ihr den Arm, und der Juriſt bot ihr den ſeinigen, aber ſie ſchmiegte ſich immer an mich, als wäre ſie froh, wenn ich ſie vor ſeinen Zoten in Schutz nähme. So wurden wir in kurzem vertrauter, und ich

ſetzte mich, ſo oft es anging, im Wagen an ihre Seite, um ſie mit allerlei frohen Geſprächen zu unterhalten. Einmal geriet es dem Juriſten, ſich beim Einſteigen ſchnell an meinen Platz zu ſchwingen, ein allgemeines Lachen verkündigte mir ſeinen Sieg. Da ſpielte ich den Trotzenden, ſetzte mich eine Weile neben den Kondukteur in den vordern Korb und benutzte dieſe Zeit, meine Bemerkungen über die bergige Gegend zu machen, durch die wir hinreiſten, und die an Ausſehen und Kultur ſo ſehr von der Gegend meines Vaterlandes verſchieden war; nur zuweilen ſandte ich ein ſcherzhaftes Wort dem ſchönen Fräulein zu und ihren Gefährten im Wagen. „Komm herein, Benne!“ rief endlich der Juriſt, „ſonſt ſchlafen wir vor Langeweile ein; ſeit du fort biſt, redet das Fräulein kein Wort! Komm nur wieder an deinen Platz!“ Flink ſaß ich wieder neben dem ſchönen Kinde, ſcherzte und lachte wie zuvor. Der Bräutigam und ſeine Braut mußten einander nicht ſehr lieb haben, denn die Braut fand ſich faſt beleidigt, daß man neben dem Fräulein ihrer ganz vergaß, und der Bräutigam ſchien mich zu beneiden, daß ich ſo wohl gelitten war. Die Mutter des Fräuleins und der Kanonikus, die immer zu hinterſt im Wagen ſaßen, machten anfangs finſtere Geſichter oder murrten wohl gar, da ſie ſahen, daß ich meinen Arm zuweilen um die Tochter ſchlang, um ſie auf dem [illegible]r ſchwankenden, aufgehängten Sitze, den wir einnah[illegible], vor den Schlägen an die Seiten der Poſtkutſche zu [illegible]wahren. Allein als ſie merkten, daß meine Kühnheit nicht zu weit gehe, und meine fröhliche Laune nicht feierte, ihren trüben Ernſt in ein Lächeln zu verwandeln, überließen ſie mir ruhig das liebliche Kind. Von Herzen vergnügt genoſſen wir das Mittagsmahl miteinander zu Stockach und tranken, nachd[illegible]m wir abends in Engen angelangt waren, den Abſchiedstrunk. Die Mutter mochte ſich dagegen ſträuben, ſo viel ſie wollte, ich bezahlte, wo wir

einſprachen, für das Fräulein und ſparte nichts, um ihr Vergnügen zu machen. In Engen mußten wir uns trennen, denn hier wechſelten die Poſtwagen von Frankfurt und Augsburg. Ich blieb zurück, um erſt den andern Tag nach Schaffhauſen abzugehen. Meine ſchöne Gefährtin beſchrieb mir ihre Wohnung in Konſtanz ſehr genau, lud mich freundlich ein, ſie dort zu beſuchen und ſchied, als ich ſie an den Wagen begleitete, mit ſo ſanftem Händedruck und ſo gütigem Blicke von mir, daß ich damals nichts ſehnlicher wünſchte, als geſchwinde reich zu ſein, um das liebe Mädchen zu einem Brautfeſte abholen zu können.

So heiter als an dieſem Tage war ich auf der ganzen Reiſe nicht mehr. Es blieb etwas Leeres in meinem Herzen zurück, als ich ſie nicht mehr ſah, und ich fühlte von neuem die Gefahr, von Nachſetzenden ereilt zu werden, die ich an ihrer Seite ganz vergeſſen hatte.

Den 3. September reiſten wir von Engen ab, an mehreren zuckerhutförmigen Hügeln vorüber, von deren Höhe einſt die Bergſchlöſſer Hohenſtoffeln, Hohenkrähen und andre das Land umher beherrſchten, jetzt aber im Schutte liegen, nur die Feſtung Hohentwiel prangt noch unzerfallen auf ihrem gelblichen Felſengipfel. Wir hatten ſie lange im Auge. Der Weg zog ſich über das Dorf Weiterdingen durch manches angenehme Tal in das Schaffhauſer Gebiet. Als wir über die Grenze fuhren, ergriff mich der Kondukteur bei der Hand und ſagte, indem er ſie treuherzig ſchüttelte: „Ich wünſche Ihnen Glück, Herr Benne! Sie ſind in der Freiung! Nun fällt Ihnen gewiß ein Stein vom Herzen, denn wir fahren bereits auf Schweizergrund.“ Die Nachricht gefiel mir, aber daß der Kondukteur mich im Verdacht haben könnte, wäre mir nicht zu Sinne gekommen, und da ich nicht wußte, ob er nur etwas aus mir herauslocken möchte, oder ob wir auch wirklich in der Schweiz wären, ſo ſagte ich: „Es ſei mir lieb, wieder auf vater-

ländischem Boden zu sein." Allein er schüttelte den Kopf und erwiderte: „Verstellen Sie sich nur nicht länger, ich weiß doch so ziemlich, wie es um Sie stehen mag! Im nächsten Dorfe wollen wir eins auf die Freiheit trinken! Sie werden sehen, der Schaffhauser Wein ist gut!" Ich nahm seine Worte als Scherz auf, ließ nichts von meinen wahren Verhältnissen merken und bezeigte meine Freude darüber, daß ich nun bald mit Wein mich erquicken könnte, der im Lande der Freiheit gewachsen wäre. Weil ich besorgte, der Kondukteur möchte etwa an einem deutschen Orte an der Grenze Halt machen und mir zunächst am Ziele meiner Wünsche noch ein böses Spiel anrichten, so streckte ich den Kopf zum Wagen hinaus, besah die schönen Rebhügel voll Trauben, an denen wir hinfuhren und fragte einen Vorübergehenden: „Guter Freund! Gehört dies Gelände schon zum Schaffhauser Gebiet?" Erst als er meine Frage bejahte, war ich beruhigt. Abends trafen wir glücklich in Schaffhausen ein, ich berichtete sogleich an meinen Freund im Kloster ausführlich, welche Schicksale mich betroffen hatten und trug den Brief selbst auf die Post. Öfters schrieb ich in der Folge sehr dringend an ihn. Allein als ich niemals eine Silbe zur Antwort erhielt, besorgte ich, meine Briefe möchten unterschlagen werden, seufzte vergebens nach einem Bericht, was im Kloster nach meinem Verschwinden begegnet sein möchte, und unterließ endlich, ferner hoffnungslos ohne Erfolg Briefe zu schreiben.

Ich wollte am Sonntage den 4. September einen Rasttag machen. Aber als ich vernahm, daß heute das sogenannte Marktschiff nach Zurzach abgehen würde, auf dem ich um den Preis von 15 Kreuzern ganz bequem mitfahren könnte, entschloß ich mich sogleich aufzubrechen. Zuerst besah ich die schöne Brücke über den Rhein, dann ging ich zum berühmten Rheinfall hinab, unter dem wir

zu Schiffe ſteigen ſollten. Schon der kleine Waſſerfall, der durch das Hammerwerk am Felſenabhang vom großen Rinnſal getrennt wird, ergötzte mich ſehr, aber als ich einen Augenblick darauf den Sturz des ganzen Stromes ins Auge faßte, mit den beiden buſchigen Felſen mitten am ſteilſten Rande, an welche die reißenden Fluten einen Hals gefreſſen hatten, da fühlte ich mich vom erhabenſten Schauſpiele entzückt. Bald lief ich hinab ans Ufer, um dem Schaummeere näher zu ſein, bald ſetzte ich mich dem Falle gegenüber oben auf den Rand des Abhangs, um den Fluß, noch ehe er ſtürzte, in ſeinem flachen Laufe zu betrachten und das Ganze der prächtigen Szene mit einem Blicke zu überſehen, bald weidete ich mich an den Felſen um das große runde Becken her, das der mächtige Strom ſich ausgehöhlt hatte, an den Hammergebäuden auf dem einen Ufer und an dem Schloſſe Laufen auf dem andern, das von der Stirne des höchſten Felſens, wie ein Storchenneſt vom Kirchengiebel, in die brauſende Tiefe ſchaut. Am Ausfluſſe des großen Beckens iſt ein Turm ins Waſſer gebaut und mit dem Geſtade durch eine hölzerne Brücke, die Geländer hat, verbunden. Ein Wehr zieht ſich vom Turme gegen das Hammerwerk hinauf, hinter welchem die Schiffe wohl beſchützt am Ufer liegen. Das ſogenannte Marktſchiff beſtand aus mehreren miteinander verbundenen Nachen, voll Kaufmannsgütern, über welche Bretter gelegt und Sitze angebracht waren. Bald hatte ſich ſo viel Volk darin geſammelt, daß der Schiffer mehrere Perſonen abweiſen mußte. Jetzt ruderte man unter der Brücke bei dem Turme hindurch, hielt das Schiff in ſeinem Laufe an, und der jüngſte Ratsherr von Schaffhauſen trat mit einer glänzenden Begleitung von Herren und Damen ans Geländer der Brücke und hielt, einem alten Gebrauche zufolge, eine ziemlich lange Ermahnungsrede an die Schiffer, ſich nicht zu betrinken und vorſichtig zu fahren; an die Rei-

ſenden aber, ſich ruhig zu halten und nicht bei jedem Anſchein einer Gefahr ſich vom Schrecken betäuben zu laſſen uſw. Dann begann unſre Fahrt. Es war lieblich, zwiſchen den abwechſelnden, meiſtens ſehr ſteilen Ufern dahinzuſchweben, bald einzelne Häuſer, bald ein Dorf, bald ein Städtchen in der ſchönſten Lage näherrücken zu ſehen, durch das hellgrüne, klare Waſſer, dergleichen die Donau und unſre Flüſſe nicht führen, bis auf den Grund zu blicken und das leiſe Rauſchen der übereinander gewälzten Kieſelgeſchiebe zu behorchen. Die an den Ufern angebrachten Maſchinen, um Lachſe und Salmen zu fangen, beluſtigten mich ſehr. Anfangs wußte ich nicht recht, was ich daraus machen ſollte, aber ich ließ mir endlich deren Gebrauch von einem jungen Kaufmannsdiener erklären, der in dem bunten Gewimmel ſich vor allen an mich hielt und allerlei Geſpräche anknüpfte. Ich vertraute ihm unter anderm, daß ich in Baſel gern mein Unterkommen bei einem Kaufmann fände, da riet er mir, ich ſollte meinen Namen und mein Begehren uſw. in das Aviſoblatt ſetzen laſſen und malte mir die Gewißheit eines guten Erfolgs und die Leichtigkeit, mein Brot zu verdienen, ſo lebhaft vor Augen, daß die Beſorgniſſe wegen meines Unterhalts, die in meinem Buſen, je näher ich Baſel kam, mehr und mehr aufkeimen wollten, wieder einzuſchlummern anfingen.

Als wir nachmittags, etwa um 1 Uhr, in Zurzach anlangten, ſpeiſte ich im Roten Ochſen und erkundigte mich um allerlei Nachrichten, den Ort und ſeine Meſſe betreffend. Einmütig ſagten die Leute, ſie werde ſeit einigen Jahren bei weitem nicht mehr ſo fleißig beſucht, als in vorigen Zeiten. Jetzt läutete man mit einigen Glocken zuſammen. Ich fragte die Wirtin, was dieſes Zeichen bedeute? Sie antwortete, man läute in die Veſper. Betroffen ſagte ich: „Sind denn hier auch Katholiken? Hier im Berner Gebiete?“ Eine falſche Karte hatte mich betrogen.

Sie erwiderte: „Unſer Flecken gehört nicht zum Berner Gebiete, er liegt in den freien Ämtern und iſt paritätiſch. Sind Sie mit dem Herrn Kanonikus, Pater Weißenbach, nicht bekannt?“ „Nein!“ ſagte ich ganz kleinmütig. Sobald ich von dem Verfaſſer der Vorboten des neuen Heidentums hörte, wollte ich nicht mehr über Nacht bleiben, wie ich anfangs beſchloſſen hatte, ſondern bat, mir die Zeche zu machen und ging, nachdem ich den Markt ein wenig beſehen hatte, auf einem ſchönen Fußpfade am Rhein hinab nach Koblenz, einem Dorfe, bei dem die Aar ſich in dieſen Strom ergießt. An der Schifflände, wo eine Menge Kaufmannsgüter am Strande lagen, ließ ich mich in einem Kahne über den Rhein ſetzen, ging am Fuße ſchöner Hügel hin, zwiſchen denen mancher Bach hervorbrach, nach Waldshut, einer der vier öſterreichiſchen Waldſtädte, kam unangefochten durch beide Tore und wanderte nach Togern, einem ſchönen Dorfe unterhalb Waldshut, nicht weit vom Rheine. Hier trat ich in ein Wirtshaus und bat um eine Nachtherberge. Bis man zu Tiſche ging, beluſtigte ich mich am Fenſter mit Beobachtung der Kleidertracht und der Manieren des Landvolks. Jünglinge und Mädchen trugen weiße, mit Bändern gezierte und viereckige, ein wenig aufgekrempte Hüte; lange Bänder, die bis auf die Erde reichten, flatterten an den doppelten Haarzöpfen der Mädchen, ihre Röcke, meiſtens kurz und ſchwarz, reichten bis unter die Schultern, und rote oder weiße Strümpfe bekleideten ihre derben Waden. Die Jünglinge gingen in ſteifgeſtärkten Hemden mit grün- oder rotſeidenen Hoſenträgern oder hatten, wenn ſie älter waren, eine kurze, tuchene Jacke von unförmlichem Schnitte umgeworfen.

Ein paar Fuhrleute verſtanden ſich mit einem Schiffer, daß er ſie in einem Kahne bis Laufenburg führen ſollte, und geſtatteten, daß ich für 15 Kreuzer ihr Gefährte ſein

durfte. Manchmal, wenn der kleine Kahn an Stellen geriet, wo ein Felsen am andern quer über dem Rinnsal des heftig wogenden Stromes gesät war und wir so schnell wie ein Pfeil zwischen den Klippen hindurchgerissen wurden, fing es mir an zu grauen, aber der Schiffer lenkte das kleine Fahrzeug mit vieler Geschicklichkeit; ich gewöhnte mich in kurzem an das starke Schaukeln, das mir anfangs gefährlich schien, und freute mich am Ende wohl gar, wenn die Fluten rings um uns her recht brausten und schäumten.

Ein wenig unterhalb Hauenstein wurden wir ans Land gesetzt. Dies ist das kleinste Städtchen, das ich jemals sah; es liegt zunächst am Ufer des Rheins auf einer niedrigen und schmalen Ebene, besteht nur aus zwei Reihen ärmlicher Häuser, die gegen den Strom mit einer Mauer, dieser Mauer gegenüber aber mit einer steilen Felsenwand umgeben sind, und zwischen welchen durch zwei Tore die Landstraße hinläuft. Die Länge läßt sich daraus abnehmen: unsre Fuhrleute hatten acht Kornwagen, die eben, von ihren Knechten geführt, hart hintereinander ins Städtchen fuhren, als wir vorüberschifften. Der erste Wagen kam schon wieder zum obern Tore heraus, als der letzte am untern verschwand.

In Mumpf, einem Dorfe unterhalb dem Städtchen Säckingen, das ich von fern auf seiner Rheininsel liegen sah, mietete ich um ein paar Gulden einen Kahn (Weidling genannt), der nur aus drei miteinander verbundenen Brettern bestand, wovon zwei die Seitenwände, das dritte aber den Boden des Fahrzeugs formierten. Der junge Schiffer, der mich darin nach Basel bringen sollte, warf ein Bund Stroh in das Vorderteil, hieß mich darauf liegen, legte ein Brettchen quer über das Hinterteil des Kahns und setzte sich mit seinem Ruder in der Hand darauf. Anfangs wollte ich eine Weile stehen, allein er gestattete es durchaus nicht und hatte gute Ursache dazu, denn das

Schiffchen war so klein, daß wir bei sehr geringem Übergewicht in Gefahr geraten wären, umzuschlagen. Der Lauf des Stroms ist sehr schnell; bald schwammen wir der Brücke bei Rheinfelden entgegen. „Betrüg' ich mich nicht," sagte der Schiffer, „so ist's dem Herrn lieb, wenn er dort nicht aussteigen und sich von den Östreichern examknieren lassen muß. Es sitzt so was Ängstliches in seinen Blicken. Landen wir an und lassen den Weidling, so wie wir sollten, eine Strecke über Land unter die Brücke ziehen, so kommt der Herr vielleicht in Verdruß. Die Fahrt unter der Brücke durch ist zwar ein wenig schauerlich, aber nicht gefährlich; wenn's dem Herrn recht ist, so wagen wir's! Die Wache mag schreien, so viel sie will, wir tun, als hörten wir nichts. Das Wasser rauscht ja ohnehin laut genug zwischen den Jochen." — „Ist's nicht gar zu gefährlich," erwiderte ich, „und können uns die Östreicher nicht wider Willen auffangen, so mag er's versuchen, ich bin's zufrieden, obschon mir auch nicht bange wäre, wenn ich der Wache Rede und Antwort geben müßte." Sowie wir näher kamen, entdeckte ich eine Reihe Klippen, die quer über den Strom gestreut waren, und auf welchen die Joche der Brücke ruhten. Das Wasser brach sich überall mit fürchterlicher Wut an den Felsen und ich sah keine Lücke, durch die wir ohne Gefahr und unbenetzt durchschiffen könnten. Mein Schiffer sprach mir Mut ein, ruderte erst, wie wenn er anlanden wollte, drehte aber schnell den Kahn und fuhr mitten durch die schäumenden Wogen hin, die sich rechts und links brüllend an den Felsen zerschlugen. Das Wasser spritzte von beiden Seiten in das Fahrzeug und benetzte uns von oben bis unten. Die Wache auf der Brücke schrie: „Halt, halt! Land' an! oder ich schieße!" Aber nach wenigen Augenblicken hatte uns der Strom so weit getragen, daß alles Rufen vergebens war. Die Wache schoß zwar ihr Gewehr wirklich auf uns los, doch ohne zu treffen, und der

Schiffer war verwegen genug, unter niedrigen Ausforderungen dem Soldaten das Zentrum zu weisen. Froh, der dreifachen Gefahr des Grenzexamens, Scheiterns und Schießens so glücklich entgangen zu sein, überließ ich mich der Freude, nun bald das Ziel meiner Reise zu erreichen, ergötzte mich inniger am Anblick der schönen Landschaft umher und an der reizenden Aussicht auf Basel hinab und ward etwa um vier Uhr nachmittags an der kleinen Stadt ans Land gesetzt. Nachdem ich einige Gassen durchstrichen hatte, ging ich über die Brücke und suchte das Posthaus, um meinen Koffer abzuholen und in ein Wirtshaus bringen zu lassen. Ich freute mich sehr, mich nun in neue Wäsche kleiden zu können. Man wies mich zuerst auf die Briefpost, und es verfloß seit meiner Ankunft in Basel beinahe eine Stunde, ehe ich mich durch die verschiedenen Gassen endlich zu den Drei Königen fand, wo der Postwagen expediert wird. Sobald ich ins Haus trat, zog ich aus meiner Brieftasche den Empfangsschein hervor, den mir der Posthalter in Donauwörth für den Koffer an Gottlieb Neuleben ausgefertigt hatte, und fragte einen Kellner, der zu mir getreten war, ob ich meinen Koffer nicht gegen Schein und Bezahlung der Fracht erhalten könnte. Kaum las der Kellner den Namen im Scheine, so lief er durch die Küche ins Zimmer, und ich hörte ihn öfters den Leuten zuflüstern: „Sieh doch, der Gottlieb Neuleben ist draußen!" Gäste, Knechte, Köchinnen und Mägde kamen unter die Tür und begafften mit verbissenem Lächeln den neuen Ankömmling. Das dünkte mich sonderbar. Ich stand schüchtern und betroffen da, meinen Hut unterm Arme, mit abgeschornem Kopfe und einer weißen beschmutzten Mütze in der Hand. Jetzt trat ein ältlicher Mann, vom Kellner herbeigeholt, aus dem Zimmer, nahte sich mir mit ernster Miene und fragte in derbem Tone: „Wer sind Sie?" „Ich heiße Gottlieb Neuleben," sprach ich, „und bitte mir gegen die

Gebühren meinen Koffer abfolgen zu laſſen.“ „Sie heißen nicht Gottlieb Neuleben,“ erwiderte der Mann, noch ernſter als zuvor, indem er mich auf die Schulter klopfte und ſcharf ins Auge faßte; „Sie heißen P. Bonifacius Bronner, ſind ein entlaufener Mönch aus dem Kloſter zum heil. Kreuz in Donauwörth und haben geſtohlen!“ Jedermann kann ſich vorſtellen, was ich da für große Augen machte. Stumm blieb ich einige Augenblicke, faßte mich aber ſogleich wieder und ſagte kühn und feſt: „Wie kommt es, daß Sie meinen Namen wiſſen? Ich bin der, von dem Sie ſagen, aber geſtohlen hab' ich nicht!“ „Das wird ſich zeigen!“ ſprach der Mann und fing ein wenig zu lächeln an; „ſehen Sie Ihren Koffer dort? Prüfen Sie, ob das Siegel daran noch unverſehrt iſt!“ Sogleich hob ich das Deckleder hinweg und beſah das Siegel. Aber ich fand noch ein andres neben dem meinigen aufgedrückt. „Was bedeutet das?“ fragte ich erſtaunt. „Es iſt nur unſer Stadtſiegel,“ antwortete der Mann mit kaltem Scherze, „wenn Sie um eine halbe Stunde früher gekommen wären, hätten Sie das Ihrige noch allein gefunden. Eben iſt der Herr Stadtmajor aus dem Hauſe gegangen, der es aufgedrückt hat. Es iſt heute ein Steckbrief angelangt, der Sie nicht als den beſten Menſchen ſchildert, deswegen hat unſre Polizei dieſe Verfügung getroffen. Iſt niemand da, der den Herrn Stadtmajor zurückholen will? Lauf ihm einer nach, er kann noch nicht weit ſein.“ „Herr! ich bin kein Verbrecher,“ ſagte ich mit dem Tone der Wahrheit, „die Not hat mich aus dem Kloſter getrieben. Man wird mich doch nicht gefangen ſetzen und ausliefern?“ „Nur getroſt, mein Herr!“ ſprach er wieder und wurde freundlicher; „ich ſehe ſchon, daß Sie ein gutes Gewiſſen haben. Ausgeliefert zu werden, dürfen Sie nicht fürchten, aber ob Ihnen Ihr Koffer gelaſſen wird, das iſt eine große Frage. Kommen Sie her da! Trinken Sie ein Glas Wein auf dieſen Schrecken und

erzählen Sie mir, wie es Ihnen ergangen ist, bis der Herr Stadtmajor zurückkommt!"

Hiermit führte er mich ins Zimmer, setzte mir eine Flasche vor, nahm Platz an meiner Seite und horchte. Ich hatte aber gar keine Lust zu trinken, erzählte ihm jedoch einen Teil meiner Schicksale und sah bald den Herrn Stadtmajor zur Tür hereintreten. Er nahm mich in ein besonderes Zimmer, tat an mich die allgemein bei jedem Verhör gewöhnlichen Fragen, ließ sich meine Flucht und deren Veranlassung erzählen und notierte alles in seine Schreibtafel. Dann zog er den Steckbrief aus der Tasche und reichte ihn mir zum Lesen. Ich staunte und wußte mich vor Ingrimm kaum zu fassen, da ich mich darin als einen überall berüchtigten Betrüger, der schon mehrere sehr schlimme Streiche gespielt haben sollte, geschildert und des Einbruchs in die Abtei mit Hilfe nachgemachter Schlüssel und noch andrer Diebstähle beschuldigt fand. Daß der Mönchshaß so weit gehen und mich so grober Verbrechen bezichtigen könnte, hatte ich mir nie vorgestellt. Ich sollte die besten Bücher aus der Bibliothek, die teuersten mathematischen Instrumente aus dem Armarium, den größten Teil Münzen aus dem Münzkabinette und weiß Gott welche Kirchenschätze entwendet, mehrere Koffer damit gefüllt und ins Ausland verschickt haben. Die Hauptprobe dieser Beschuldigungen war: als mich meine Laster flüchtig zu gehen drangen und mir das Geld mangelte, um die Reisekosten zu bestreiten, hätte ich alte Schlüssel so lange zugefeilt, bis ich in Abwesenheit des Prälaten die Abtei erbrechen und soviel stehlen konnte, als ich zu nehmen für gut fand; angefeilte und wahrscheinlich mißlungene Schlüssel wären in Menge samt Feilen und andern Schlosserinstrumenten auf meiner Zelle gefunden worden. Punkt für Punkt widerlegte ich diese Beschuldigungen, sagte, daß ich froh sein müßte, einen einzigen Koffer glücklich auf die Post gebracht zu haben,

nie wäre mir zu Sinne gekommen, mehrere wegzuſchicken. Ich leugnete nicht, daß ich Schlüſſel angefeilt hätte, ſondern erklärte, daß ich es tat, um meinem guten Freunde und mir Schlüſſel zu verſchaffen, welche unſre Zellen wechſelſeitig öffneten, damit wir im Notfall einander Hilfe zu leiſten vermochten, und, daß unmöglich einer der gefundenen Schlüſſel bei näherer Unterſuchung tauglich befunden werden könnte, an ein einziges Schloß der Abtei geſteckt zu werden; die Bücher, welche ich mitnahm, ſeien entweder ganz neue, die ich erſt vor kurzem aus meinem Erſparten gekauft hätte, oder ſolche, die mir vom Kloſter ſchon längſt als Lehrbücher meiner Lieblingswiſſenſchaft, der Mathematik, angeſchafft wurden und durch das Studieren ſelbſt mein Eigentum geworden wären. Von mathematiſchen Inſtrumenten würde ſich nichts in meinem Koffer finden, als ein Reißzeug und ein Stangenzirkel, die man mir ebenfalls, als die nötigſten Werkzeuge zum Zeichnen, eigens zu meinem Gebrauche überlaſſen habe. Münzen und Kirchenſchätze ſeien von mir ganz unberührt geblieben; P. Bernard beſitze einen Katalog derjenigen Münzen, die man mir bei der Übernahme des Armariums anvertraute, es müſſe ſich finden, daß keine einzige mangele. Geld zur Reiſe habe mir der Prälat ſelbſt gegeben, indem er mir meine Bücher abkaufte uſw. Nachdem Herr Stadtmajor alles angehört und ſummariſch in ſeine Schreibtafel aufgezeichnet hatte, trug er mir auf, bis zum Ausgang der Sache Hausarreſt zu halten; zeigte mir an, morgen würde über den Einſchluß meines Koffers ein Inventarium verfaßt werden und die Unterſuchung ihren Anfang nehmen, und verließ mich unter troſtreichen und ermunternden Zuſprüchen.

Als ich allein war, überließ ich mich mit einer Art Raſerei dem Verdruſſe über die boshaften Beſchuldigungen des Steckbriefes. Es ſchmerzte mich unausſprechlich, mich

als einen Böſewicht in einem Steckbriefe angeſchwärzt zu ſehen. Mein erregter Zuſtand darüber und über die Skrupelloſigkeit, mit der meine ſogenannten Mitbrüder wiſſentlich Falſches gegen mich angebracht hatten, dauerte noch tief bis in die Nacht hinein fort.

So wenig der Steckbrief von den Umſtänden angab, unter denen die Entdeckung meiner Flucht nach Baſel gemacht worden war, ſo konnte ich doch einiges daraus abnehmen. Allein ſie waren doch nicht hinreichend, um mir eine vollſtändige Geſchichte daraus zuſammenzureimen; ich ſeufzte bange nach einem freundſchaftlichen Berichte von meinem Freunde. Vergebens war all mein Seufzen. Erſt ſpäter, nachdem ich in Augsburg mit Leuten aus dem Kloſter mündlich zu ſprechen Gelegenheit hatte, wurden mir die wahren Umſtände gemeldet. Der Hirt hatte das Vieh aufs Käseck getrieben, die Kühe erblickten die Kleider am Strande, muhten ſcheu um ſie her und lockten den Hirten herbei. Er lief erſchrocken zum Dorfküſter, rief deſſen Frau herbei und zeigte ihr ſeinen Fund. Beide erinnerten ſich, daß man mich geſtern nachmittag in Zuſum geſehen hätte und dachten ſogleich, ich müßte der Ertrunkene ſein; die Bäurin packte die Kleider in einen Korb und trug ſie beſtürzt in die Kloſterkanzlei. Tränen entfloſſen dem P. Großkellerer und andern der weichmütigern Religioſen, die man mit der Miene des Geheimniſſes herbeigerufen hatte. Es würde allzu ſtolz klingen, wenn ich erzählen wollte, welche Lobrede damals einſtimmig von allen dem vermeintlichen Toten gehalten ward. Man hielt Rat, wie man die Trauerbotſchaft dem Prälaten auf die beſte, am mindeſten ſchmerzende Weiſe beibringen könnte, und befahl den Fiſchern, mit Haken und Stangen meinen Leichnam in der Donau zu ſuchen; worauf ſie nach dem Ausdruck deſſen, der mir dieſes erzählte, das ganze Käseck abforſchten. Endlich kamen auch P. Beda und P. Auguſtin in die

Kanzlei. Der erstere horchte eine Weile nachdenkend den Gesprächen seiner Mitbrüder zu, schüttelte stillschweigend den Kopf und sagte leise murmelnd vor sich hin: „Bonifacius ist ein unternehmender Mensch, er äußerte längst manchen kühnen Gedanken vor mir und trachtete des Klosterhabits los zu werden; ich glaube nicht, daß er tot ist!“ P. Augustin vernahm, was Beda sprach, erinnerte sich des Koffers, den er mich fortliefern gesehen hatte und rief auf einmal aus: „Wahrlich, mir geht ein Licht auf! Ich glaube auch, Bonifacius ist nichts weniger als tot; ich sah ihn etwa vor einem Monat einen Koffer wegschicken! Er ist fort! mehr als wahrscheinlich ist er fort!“ „Was? einen Koffer hat er aus dem Kloster geschickt?“ hieß es von allen Seiten her, und die Trauer um mich verwandelte sich zusehends in Zorn. Sogleich rief man den Diener herbei, den der P. Augustin den Koffer abführen gesehen hatte, setzte ihn auf die strenge Frage, ließ den Posthalter kommen, erkundigte sich auch bei ihm um alle Umstände und ließ sich die dahin einschlagende Note aus dem Postbuche vorzeigen, durchsuchte meine Zelle, hörte den Schneider ab und sandte den Pater Augustin ungesäumt nach Kaisersheim an den Prälaten, um ihn nach Hause zu rufen. Kaum langte derselbe in Donauwörth an, so mußte vom Oberamtmann ein Steckbrief ausgefertigt werden, in welchem man mich deswegen als einen Dieb angab, damit ich an das Kloster ausgeliefert werden möchte, denn man stand in der Meinung, Diebe und Mörder würden von den Schweizern ausgeliefert. P. Großkellerer Benno erhielt Befehl, mich sogleich auf dem Wege nach Ulm zu verfolgen; P. Beda aber ging mit gleichem Auftrage nach Augsburg. Man meinte, ich müßte auf einer dieser zwei Reiserouten gewiß zu erfragen sein, und empfahl jedem die möglichste Eile. Der erste erfragte mich auch wirklich in Günzburg und ließ sich von der Wirtin, die es recht sehr bedauerte, daß mich ihr

Mann nicht ſtrenger behandelt hatte, weitläufig erzählen, wie ich gekleidet war, unter welchen Umſtänden und zu welcher Zeit ich abreiſte und ob ich nichts von meinem Vorhaben laut werden ließ. Allein er konnte über Günzburg hinaus keine weitere Spur von mir finden und mußte, ohne den Flüchtling einholen zu können, nach Hauſe kehren.

Nach ihrer Zurückkunft ging's erſt an ein Lärmen; man ſchrie die Perſonen aus, die mir zur Flucht Adreſſen an die Hand geſchafft haben ſollten — man nannte mich den großen Dieb, der einen Koffer, einen großen Verſchlag und noch einen großen Pack — ſchon vom 4. Juli an — unter zweierlei Adreſſen nach Baſel zu liefern gewußt habe, und zuletzt beteuerte man mit großer Zuverſicht: ich würde doch noch bei ihnen ſterben uſw. — Das alles und noch viel mehr wurde gegen mich verhandelt, und man kann ſich denken, daß der Vorfall Anlaß zu wochenlangem Geklatſche gab. —

Es war ſehr gut, daß ich in Baſel von allem dem nichts wußte, ſonſt wäre mein Schmerz auf einen noch höhern Grad geſtiegen. So aber erwartete ich, durch die gütige Teilnahme des Herrn Gaſtwirts zu den Drei Königen, ſeiner angenehmen Gattin und des Herrn Kleindorf, Poſtdirektors (der mich anfangs ſo ſehr erſchreckt hatte) täglich mehr geſtärkt, mit wachſendem Gleichmut die Entſcheidung meines Schickſals. Sogleich den 6. September, morgens, kamen der Herr Stadtmajor und ein Sekretär der Staatskanzlei nebſt zwei Ratsdienern in den Gaſthof, befahlen mir, den arretierten Koffer in ihrer Gegenwart mit dem Schlüſſel zu öffnen, ließen ſich ein Stück nach dem andern daraus vorzeigen und verfaßten das genaueſte Inventarium darüber. Dem Herrn Sekretär entfuhr bei Auszeichnung der Bücher die Rede: „Wenn Sie ſolche Schriften laſen, ſo iſt's begreiflich, warum Sie im Kloſter weder beliebt

noch vergnügt sein konnten.“ Es erquickte fühlbar mein Herz, als ich dieses vernahm. Bald zeigte es sich augenscheinlich, daß die Beschuldigungen von Diebstahl und Einbruch bare Lügen seien. Als auch meine Musikalien und Schriften inventiert wurden, fand sich ein verschlossenes Päckchen, auf das ich äußerlich ein Freimaurerzeichen gemacht hatte. Man zeigte es vor; einer der beiden Deputierten ergriff meine Hand, drückte sie und sagte mit einem freundlichen Blicke ganz leise: „Herr Bruder!“ Am Ende sprachen die Herren mir Trost ein und erlaubten sogleich, daß ich etwas weißes Zeug und ein Buch zu meiner Unterhaltung aus dem Koffer nehmen durfte. Ich wählte Herders Ideen, welche mir die trüben Stunden, die ich allein auf meinem Zimmerchen hinbrachte, sehr angenehm und lehrreich kürzten.

Den 7. September, nachmittags, kam einer der beiden Deputierten wieder in den Gasthof, zeigte mir an, daß mir die Erlaubnis, in Basel zu bleiben, vom Senate verweigert sei, aus dem Grunde, weil man einen Menschen, der Schlüssel anzufeilen pflege, in einer kaufmännischen Stadt nicht wohl dulden könnte, und erlaubte mir, aus dem Koffer alle Schriften, Musikalien und alles Leinenzeug wegzunehmen. Das übrige sollte so lange im Arrest behalten werden, bis das Kloster namentlich anzeigen würde, was ihm von seinen Instrumenten und Büchern mangelte. Ebenderselbe Deputierte tröstete mich, als ich klagte, daß ich nicht wüßte, wohin ich mich wenden sollte, und riet mir, ich sollte nach Zürich gehen, wo viele Leute von Kenntnissen und Wissenschaften anzutreffen wären, bei denen ich vielleicht ein Unterkommen finden könnte, zugleich versprach er, mir ein Empfehlungsschreiben an einen der angesehensten Herren daselbst mitzugeben. Er hielt auch Wort und schickte mir sogleich den andern Tag einen Brief an Herrn Ratsherrn H. H. Füßli in Zürich zu. Nun fühlte ich

mich wirklich aus dem Waſſer gezogen, nähte meine Sachen in ein Bettuch, ſetzte meinen wahren Namen auf die Adreſſe, die nach Zürich lautete und nahm mit ſchwerem Herzen Abſchied von meinen gütigen Hauswirten. Es war eben ein allgemeiner Bettag in Baſel. Der Greis Kleindorf rief mich in ſein Kontor, ſprach mir Mut ein, ermunterte mich zur Tugend, drückte geſchwind ein Papier mit Geld in meine Hand und eilte mit einer Träne im Auge zur Tür hinaus in die Kirche. Gerührt verfolgte ich ihn mit meinem Dank. Im Papier fand ich ein artiges Sümmchen eingewickelt. Herr Iſelin, mein freundlicher Gaſtwirt, wollte anfangs keine Bezahlung von mir annehmen, weil er vermutete, ich leide Mangel an Geld. Erſt als ich beteuerte, daß ich ohne Unbequemlichkeit meine Zeche bezahlen könnte, nahm er mir etwas weniges ab, welches aber kaum die Hälfte des Genoſſenen am Werte betragen mochte. Zum Abſchied wollten ſie mir noch mit einer hübſchen Perücke von Herrn Kleindorf ein Geſchenk machen, um meinen geſchornen Mönchskopf darunter zu verbergen; allein ich fand ſie zu klein und hatte überhaupt einigen Abſcheu vor allen Perücken. Sobald nach dem letzten Abendgottesdienſte die Tore von Baſel geöffnet wurden, ſetzte ich meinen Wanderſtab nach Lieſtal fort, wo ich im Goldenen Schlüſſel übernachtete.

Den 9. September ging ich von Lieſtal durch das ſchöne Tal von Siſſach nach Gelterkinden und Tecknau und ſtieg von dort durch ein waldiges Felſentobel nach Wenslingen hinauf, wo ich zu Mittag ſpeiſte. Dieſen Weg hatte ich deswegen gewählt, damit ich weder durch das Fricktal, noch durch einen katholiſchen Kanton reiſen und mich nicht der Gefahr, angehalten zu werden, ausſetzen müßte. Nachmittags wanderte ich über Oltigen die Schafmatt hinan; es war ein ſehr heitrer Tag, und überall traf ich fröhliche Leute an, die mit der Grummeternte beſchäftigt waren.

Da mir das Bergsteigen noch ganz fremd war, so ergötzte es mich ungemein, neben rieselnden Bächlein durch die Felsentäler emporzuklimmen, an schönen Stellen auszuruhen, auf die niedrigern Gegenstände herabzusehen und den mannigfaltigen, sich immer erweiternden Gesichtskreis mit forschenden Blicken zu bestreichen. Ich hatte meinen Rock der Hitze wegen ausgezogen und trug ihn nachlässig über die Schulter hängend, als ich auf den höchsten Gipfel der Schafmatt kam. Nicht weit von der Stelle, wo ein Markstein die Gebiete von Basel und Solothurn von dem österreichischen Fricktal scheidet, sah ich zwei Pferde auf einem Hügel unter Bäumen angebunden und blickte wundernd umher, ob ich den Eigentümer nirgends sähe, denn es deuchte mich seltsam, auf dieser Höhe Pferde zu finden. Ich sah niemand. Aber nach wenigen Schritten tat sich im Walde ein Tälchen auf, und ich entdeckte eine Bettlergesellschaft von etwa 30 Personen, die um ein großes Feuer saßen, sotten und brieten und scherzten. Schon in Wenslingen hatte man mir gesagt, es sei jetzt nicht ganz sicher über die Schafmatt zu reisen. Ich besorgte, an die Räuberbande, von der ich erst heute viel Schlimmes erzählen gehört hatte, geraten zu sein und ging schüchtern meines Weges. Aber die Freileute mochten mich eher erblickt haben, als ich sie. Eine dicke, alte Frau, die ein Kind an ihrer Hand führte, wälzte sich zu mir heran, und ein paar Kerle stellten sich an die Schranken, wo ich den Wald betreten sollte. „Guter Freund," sagte sie und streckte mir die offene Hand hin, „schenk' Er meinem Kinde etwas! Wo kommt Er her?" „Von Basel," antwortete ich, griff in die Tasche und suchte aus lauter kleiner Münze einen Basler Halbbatzen hervor, den ich ihr darreichte. „Ich dank' Ihm," fuhr sie fort; „aber es scheint mir, der Herr ist in einem Zuchthaus gewesen." „Freilich, — in einem geistlichen", sagte ich. „Das hab' ich mir gleich eingebildet, sobald

ich Seine abgestutzten Haare sah," erwiderte sie lachend, „Er wird wohl froh sein, daß Er wieder los ist?" „Von Herzen froh," sagte ich, „lebet wohl!" „Laßt ihn ziehen, Leute!" rief sie nun den beiden Burschen am Wege zu, „der ist einer unsers Gelichters!" Und ich ging unangefochten in den Wald, erst im gewöhnlichen Schritte, dann, als ich etwas weiter entfernt war, immer schneller, und rannte endlich in vollem Laufe den Berg hinab. In Aarau hörte ich wieder von Angriffen, die in der Gegend umher stattgehabt hätten und war froh, daß ich für einen entlaufenen Züchtling angesehen worden war. Ein Kaufmannsdiener begleitete mich unter allerlei kurzweiligem Geschwätz noch denselben Abend nach Lenzburg, wo ich im Bären neben Handwerksburschen, welche die ganze Nacht durch lärmten, zankten und Possen rissen, übernachtete, ohne ruhig schlafen zu können.

Den 10. September wanderte ich nach Mellingen, erblickte das Schild eines Chirurgen, hielt es für das Schild eines Wirtshauses, trat hinein und verlangte zu essen. Zum Glücke bemerkte ich sogleich an den Heiligentäfelchen, die im Zimmer hingen, daß ich an einem katholischen Orte sei, was ich beim Eintritt ins Städtchen nicht gewußt hatte. Der Hausherr examinierte mich sogleich sehr strenge und beruhigte sich nicht eher, bis ich ihm mein Attestat vorwies. Ohne dies hätte er mich, wie er sagte, bei der Obrigkeit als einen verdächtigen Menschen angegeben, der wahrscheinlich aus einem Kloster entsprungen sei und nun in der Schweiz umhervagiere. Dann ließ er mir, weil es Samstag war, eine Eierspeise kochen, setzte Wein auf den Tisch und ließ mich, als ich richtig bezahlt hatte, ruhig meines Weges ziehen. So war ich noch am Ziele meiner Reise in Gefahr, der Geistlichkeit in die Hände zu fallen.

Auf der Höhe des Heitersbergs setzte ich mich hin und

labte mich recht am Anblick des schönen Tales der Limmat, das wie ein Paradies ausgebreitet vor mir lag. Mit warmer Empfindung grüßte ich den See und die Türme von Zürich, das Ziel meiner Reise und seufzte zu Gott, er möchte mich dort Glück und Ruhe finden lassen. Abends in der Dämmerung langte ich ziemlich müde bei der Sihlpforte an; die Wache wollte mich nicht einlassen, bis ich meinen Brief an Herrn Ratsherrn Füßli vorwies. Ich kam in mehrere Wirtshäuser, aber nirgends ward ich aufgenommen, denn es waren eben des Herbstmarktes wegen bereits alle Gastzimmer besetzt. Endlich wies man mich zum Leuen, wo ich eine günstige Aufnahme fand.

Zehntes Kapitel:
Notensetzer in Zürich.

Besuch bei Lavater — Aussichten auf Broterwerb — Als Notensetzer angestellt — Abkunft mit den Mönchen — Gönner und Bekanntschaften — Salomon Geßner — Aufmunterungen zum Dichten — Idyllen — Kleidung — Brief nach Augsburg — Hoffnungen, vom Mönchsstande dispensiert zu werden — Verhandlungen mit der Geistlichen Obrigkeit in Augsburg — Bedenklichkeiten — Kapitulation — Letzte Beschäftigungen in Zürich und Abschied.

Den 11. September, morgens, suchte ich Herrn Ratsherrn Füßli auf, fand ihn aber nicht zu Hause und gab das Empfehlungsschreiben von Basel ab. Man hieß mich nachmittags wieder kommen. Auf dem Wege durch die Stadt begegneten mir viele Herren mit Baretten, steifen Kragen und altdeutschen schwarzen Staatsröcken geschmückt. „Ich hätte doch nicht geglaubt," dachte ich, „daß die Reformierten eine so große Anzahl von Geistlichen hegten! Es gibt in mancher katholischen Stadt nicht mehrere!" Erst als mir der Wirt sagte, alle diejenigen, welche so gekleidet wären und Degen trügen, gehörten zum großen und kleinen Rat, kam ich ins klare.

Um ungesäumt einen Versuch zu wagen, ob mir nicht der Rat des Herrn Lavater eine heitere Aussicht in die Zukunft eröffnen würde, entschloß ich mich, sogleich nach geendigter Predigt den Mann zu sehen, von dessen Menschenliebe, Toleranz und Weisheit ich seit langem eine hohe Meinung gefaßt hatte. Ich kam in seine Wohnung und wartete schüchtern unten in dem Hausflur, bis jemand kommen würde, dem ich mein Verlangen vortragen könnte. Ein etwas langer und hagerer Mann im geistlichen Kirchenkleide kam die Treppe herab und fragte mich mit ziemlich derbem Tone, was ich wollte. Ich äußerte meinen Wunsch, mit Herrn Lavater zu sprechen. Er hieß mich eine Weile Geduld haben, bis einige Besuche abgefertigt wären und ging ins nahe Zimmer. Die Abschiedskomplimente wurden dort nach einem Viertelstündchen gemacht und man rief mich hinein. Niemand war mehr zugegen als zwei Geistliche. Ich fragte, wo Herr Lavater wäre? Und derjenige, mit dem ich draußen schon gesprochen hatte, gab sich als denselben zu erkennen. Ich war nicht wenig betroffen, daß ich den Mann nicht sogleich kannte, dessen Gesichtsbildung mir schon so oft in Silhouetten, Porträts und Büsten vorgeschwebt hatte. Allein sie glichen, wie ich merkte, seiner wahren Gestalt so wenig, daß es kein Wunder war, wenn ich unter seiner wirklichen Physiognomie, die auffallend mehr Gespanntes, Scharfes und Hageres hatte, als alle Bildnisse von ihm, den sanften Johannes-Charakter Lavaters (wie ich ihn dachte) nicht wieder finden oder auch nur vermuten konnte. Das Rasche in seinen Reden und Geberden stach ebenso sehr gegen die Erwartung ab, die ich von seiner Milde und einnehmenden Freundlichkeit im Herzen hatte. Schüchtern begann ich meine Anrede und sagte ihm: er sehe einen Bedrängten vor sich, der von jeher die größte Achtung für ihn und seine Schriften gehegt habe und nun in einer sehr kritischen

Lage mit Sehnſucht guten Rat von ihm erwarte. Wenn er ſo gütig ſein wolle, mich anzuhören, ſo ſei ich bereit, mein ganzes Herz vor ihm auszugießen. Mit ſtrengem Ernſte fragte er: „Wer ſind Sie denn?“ Immer mehr betroffen antwortete ich: „Vor kurzem war ich noch ein Benediktiner in Donauwörth; Unzufriedenheit mit dem Mönchsſtande überhaupt und allerlei beſondere Leiden zwangen mich, das Kloſter zu verlaſſen und meine Zuflucht in die Schweiz zu nehmen.“ Er ſprach im vorigen Tone: „Sie ſind alſo, deutſch herausgeſagt, ein entlaufener Mönch?“ Es tat mir im Herzen wehe; der andre Geiſtliche, welcher noch zugegen war, ſagte etwas leiſe zu Herrn Lavater: „Freund, Sie behandeln ihn doch zu ſtrenge“, und ich — überlegte, ob es beſſer wäre, zu gehen oder weiter zu reden. Zum letztern entſchloß ich mich, denn es fiel mir ein: „Vielleicht prüft er dich nur.“ Laut erwiderte ich: „Wenn Sie ſo wollen, Herr Diakonus, ja, ich bin ein entlaufener Mönch; aber ich glaube, die gültigſten Gründe gehabt zu haben, das Kloſter zu verlaſſen.“ Er ſprach: „Was waren das für Gründe? Wahrſcheinlich leere Einbildungen! Glauben Sie nur, ich hab' aus Ihrer Gegend ſchon einen Wink erhalten, daß Sie leichtſinnig Ihren Orden verließen und vielleicht hierher kommen würden. Man hat mich gewarnt.“ „Es iſt mir leid,“ ſagte ich, „daß man Ihnen ſchon zum voraus eine üble Meinung von mir beigebracht hat. Sie können daraus abnehmen, wie tätig meine Verfolger ſind, um mich zu verderben. Was mich antrieb, aus dem Kloſter zu fliehen, war gewiß nicht bloßer Leichtſinn.“ Dann malte ich ihm meinen Zuſtand im Orden vor, ſo gut ich eben konnte. Allein er ward nicht befriedigt und riet mir, nach Donauwörth zurückzukehren, der verdienten Strafe mich zu unterwerfen und meinen Gelübden getreu zu bleiben. Ich erklärte, daß ich die Kloſtergelübde nicht für verbindlich hielte, ergoß mich über die Qualen, unter deren

Last im Mönchsstande jede besser unterrichtete Seele seufzen oder wohl gar erliegen muß und endete damit, meine Überzeugungen seien von der Art, daß ich lieber alles Elend erdulden, als wieder ins Kloster zurücktreten wolle. „Was haben Sie denn für Überzeugungen?" fragte er. Da gestand ich ihm unverhohlen meine Unzufriedenheit mit dem dogmatisch-katholischen System.

„Wollen Sie etwa Ihre Religion verändern?" fragte er weiter. „Nein!" antwortete ich, „auch mit den dogmatischen Behauptungen andrer Religionssysteme kann ich nicht einverstanden sein." „So ist wohl Deismus Ihr Glaube?" fuhr er fort, „was wollen Sie denn anfangen? Ich kann Ihnen nicht helfen."

„Ich bin auch nicht da, um Ihnen zur Last zu fallen," erwiderte ich, „nur um einen guten Rat wollte ich Sie bitten."

„Ich weiß Ihnen nicht zu raten. Hätten Sie anders gesprochen, vielleicht wär' es möglich gewesen, etwas für Sie zu tun."

„Herr Diakonus, Sie haben weit ausgebreitete Bekanntschaft, könnten Sie mir nicht bei dem päpstlichen Nuntius in Luzern ein wirksames Vorwort verleihen, daß ich von den Klostergelübden losgezählt würde? Vielleicht darf ich hoffen, als Weltpriester noch einigen Nutzen zu schaffen."

„Ich habe einige Bekanntschaft in Luzern, vielleicht wär' es möglich, durch gute Freunde etwas zu erhalten. Aber es dünkt mich am besten, weil Sie sich doch wieder in ein katholisches Land sehnen, Sie gehen in Ihr Kloster zurück und überwinden das Vorurteil, das Sie gegen diesen Stand eingesogen haben."

„Gern will ich zu allem andern mich verstehen, nur zu diesem nicht! Wenn mir nichts Bessres mehr übrig bleibt, so hab' ich Mut genug, Lehrknabe bei einem Handwerker zu werden."

„Kennen Sie jemanden in der Stadt?“

„Nein, doch hatte ich ein Empfehlungsſchreiben von Baſel an Herrn Ratsherrn Füßli. Aber ich konnte ihn noch nicht antreffen.“

„Nun, ſo verſuchen Sie Ihr Heil, und wenn Sie meinen, daß Ihnen meine Empfehlung in Luzern etwas helfen kann, ſo kommen Sie ein andermal wieder zu mir!“

Da erhob er ſich von ſeinem Stuhle. Der Geiſtliche, welcher alles mit angehört hatte, nahte ſich mir, ſagte etwas Troſtreiches und bot mir freundlich die Hand. Vier Zürcher Vierbatzenſtücke lagen, ehe ich's dachte, in meiner Rechten, und fort war er. Unter der Tür drückte mir auch Herr Lavater ein Vierbatzenſtück in die Hand, und ich wankte beſchämt und verwirrt von dannen.

Das Eſſen wollte mir durchaus nicht ſchmecken. Nachmittags ging ich wieder in die Wohnung des Herrn Füßli; er empfing mich ſehr freundlich, erkundigte ſich genau um meine Umſtände, ließ mich das Herz ausleeren und ſprach mir Troſt ein. Ich ſah's ihm an, daß es ihm ernſtlich leid war, mir nicht ſogleich zum nötigen Unterhalt verhelfen zu können; ſein ganzes Betragen zeugte, daß es ihm wehe tat, mich ohne beſtimmte Ausſicht auf einen ſichern Broterwerb entlaſſen zu müſſen. Allein er hieß mich am nächſten Dienstag wiederkommen; indeſſen wollte er ſich beſinnen, auf welche Weiſe mir aus der Not zu helfen wäre. „Doch,“ ſagte er, „mir fällt etwas bei; „Sie bedürfen einiger Ermunterung; es muß Ihnen lieb ſein, einen Mann zu finden, der mit Ihnen ähnliche Schickſale erfahren hat. Der Verfaſſer des deutſchen Zuſchauers, Herr Winkopp, iſt Ihnen vielleicht bekannt; er wohnt nur ein halbes Stündchen von hier im Dorfe Wipkingen, beſuchen Sie ihn! Ich hoffe immer, Sie ſollen nicht ohne einiges Vergnügen zurückkehren. Am Dienstag, morgens zwiſchen ſieben und acht Uhr, kommen Sie wieder zu mir, vielleicht — da Sie

ſo genügſam und bereitwillig ſind, auch die geringſten Dienſte ſich gefallen zu laſſen — vielleicht gelingt es mir unterdeſſen, etwas aufzufinden, womit Sie Ihren Unterhalt gewinnen können."

Mit leichterm Herzen nahm ich Abſchied von dem edlen Menſchenfreunde und ſuchte den Weg nach Wipkingen. Als ich in die Weinſchenke kam, in deren oberm Stockwerke Herr Winkopp ſich einige Zimmer gemietet hatte, meldete ihm die Wirtin, daß ein junger Mann ihn zu ſprechen wünſche. Ich ſtand an der Treppe und vernahm jedes Wörtchen.

Er. Wer iſt er denn?

Die Wirtin. Er ſcheint mir, dem geſchornen Haare nach zu urteilen, ein katholiſcher Geiſtlicher zu ſein.

Er. Was T.... will der Pfaff bei mir?

Die Wirtin. Er ſagte nur, er wünſchte Sie zu ſprechen.

Er. Er ſoll hingehen, wo der Pfeffer wächſt; was kümmert mich all das Geſchmeiß?

Die Wirtin. Ich glaube, er ſagte, Herr Ratsherr Füßli habe ihn hergeſchickt.

Er. Wer weiß, ob der Kerl nicht lügt! Die Schwarzröcke ſind mir ohnehin alle ſpinnefeind. Wie ſoll ich ihm trauen?

Jetzt ſtreckte die Wirtin den Kopf aus der Zimmertür, zog ihn zurück und ſagte etwas leiſer, doch ſo, daß ich's deutlich vernahm: „Herr Winkopp! Sehen Sie doch, er ſteht da unten an der Stiege und hört gewiß alle Worte." Herr Winkopp ſah nun auch mit halbem Kopfe zur Tür hinaus, kam mir endlich mit einem ſeiner Freunde auf der Treppe entgegen und führte mich in ſein Zimmer. Der Freund war Herr Peter Philipp Wolf, der Verfaſſer der Jeſuitengeſchichte und des Lebens Pius VI. Beide, als ſie nun aus meiner Schüchternheit und allerlei Äußerungen erſahen,

daß ich nichts minder als ein Verräter wäre, gaben ſich alle Mühe mich aufzuheitern und kürzten mir durch die Lebhaftigkeit ihrer Geſpräche die Zeit ſo angenehm, daß ich abends mich wunderte, wie die Dämmerung ſo frühe eintreten könnte. Mutiger und vergnügter, als ich bisher in Zürich geweſen war, begleitete ich Herrn Wolf in die Stadt.

Den 13. September beſuchte ich zur beſtimmten Stunde Herrn Ratsherrn Füßli wieder. Er empfing mich mit ebenderſelben einnehmenden Leutſeligkeit, die mir ihn ſchon das erſtemal ſo ehrwürdig gemacht hatte. „Ich habe mich hin und her beſonnen," ſprach er freundlich, „wie Ihnen zu helfen ſein möchte, aber es iſt ſchwer etwas aufzufinden. Den Einfall, der mir heute durch den Kopf ging, getrau ich mir kaum zu ſagen, die Beſchäftigung iſt gar zu gering für Sie." „O, mir iſt nichts zu gering," unterbrach ich ihn mit Eifer, „wenn es mir nur Brot gibt, gern bequeme ich mich zu allem." „Sie verſtehen ſich auf Muſik," fuhr er fort, „wie ich neulich aus Ihrem Geſpräche merkte. Eine hieſige Buchhandlung, an der ich Anteil habe, richtet eben eine Notendruckerei von neuer Erfindung ein; noch mangelt ein Setzer; glauben Sie, Geduld genug zu haben, um ſich mit dieſer langweiligen mechaniſchen Arbeit abzugeben?" „An der ſoll es nicht fehlen!" erwiderte ich freudig, und er ſprach ferner: „Vielleicht gelingt es mir, Ihnen durch Empfehlung dieſe kleine Stelle zuzuwenden. Es iſt mir leid, Ihnen nicht ſogleich eine beſſere Verſorgung verſchaffen zu können, aber es iſt doch indeſſen eine geringe Nothilfe. Kommt Zeit, kommt Rat! Zuerſt ſuchen Sie nun Herrn Amtmann Heidegger auf, der gegenwärtig die Handlung dirigiert; ſtellen Sie ihm Ihre Umſtände vor und bitten Sie ihn um die Aufnahme. Sogleich will ich hingehen und vorläufig zu Ihren Gunſten reden."

Als ich in die Orelliſche Buchhandlung kam, traf ich meinen Gönner wirklich ſchon in vollem Geſpräche mit

Herrn Erni, dem Kaſſierer der Handlung, an, dem er mein Schickſal erzählte und auftrug, dem Herrn Amtmann, der eben heute abweſend war, davon zu ſagen und ihn ſoviel möglich für mich zu gewinnen. Scheu und ſtille, in Erwartung der Dinge, die über mich beſchloſſen werden ſollten, ſtand ich im Büchergewölbe. Herr Erni ſuchte mich durch freundliche Geſpräche zu ermuntern, fragte mir noch mehrere Umſtände meines Lebens ab und hieß mich abends wieder kommen. Indeſſen ſprach er mit dem Herrn Direktor und erhielt den Beſcheid, welchen er mir abends getreulich anzeigte: „Man habe bereits einem jungen Zürcher verſprochen, ihn zum Setzer anzunehmen; wollte ſich aber derſelbe nicht gefallen laſſen, Noten zu ſetzen, ſo ſollte ich an ſeiner Statt eintreten.“ Zugleich machte mir Herr Erni alle Hoffnung, daß der Knabe, von dem die Rede war, vermutlich ſchon ein andres Handwerk ergriffen hätte und wahrſcheinlich nicht kommen würde.

Weil ich den 14. September Herrn Heidegger wieder nicht traf, ſo riet mir ebenderſelbe Kaſſierer, ſogleich nach Tiſche Herrn Winkopp zu beſuchen, wohin zur nämlichen Zeit Herr Amtmann kommen würde. Wirklich fügte es ſich ſo: Herr Winkopp vereinigte ſeine Empfehlung mit meiner Bitte und Herr Heidegger verſprach, mich als Notenſetzer anzunehmen. Ich hätte hüpfen mögen vor Freuden, als ich ſein Jawort hatte und lief vergnügt und ſingend nach Zürich zurück.

Den 15. erhielt ich mein Päckchen mit Schriften und Leinenzeug von Baſel und ging zum erſtenmal in die Orelliſche Buchdruckerei, um Buchſtaben und Noten ſetzen zu lernen. Herr Erni nahm die Mühe über ſich, mir einen wohlfeilen Tiſchort zu ſuchen und fand einen ſolchen bei dem Schlächter Johann Meiſterhans, deſſen Knabe in Dienſten der Handlung ſtand. Als mich Meiſterhanſens Frau erblickte, machte ſie ein recht klägliches Geſicht, konnte

meinen geschornen Kopf nicht ohne Widerwillen ansehen und flüsterte ihrem Knaben in die Ohren, so daß ich's verstehen mochte: „Heinrich, was bringst du mir denn da für einen Pfaffen? Den hätt' ich nicht angenommen, wenn ich ihn vorher gesehen hätte!" Die Verschiedenheit unsrer Dialekte machte, daß wir einander nur zur Hälfte verstanden, und brachte etwas Komisches in unsre Unterhaltung. Es kostete einige Tage, bis sie durch meinen Frohsinn mit meinem Aussehen versöhnt ward. Viel besser gelang es mir, den Beifall ihres Mannes zu erhalten, mit dem ich gleich anfangs bei Tische ganz vertraulich plauderte. Bald wurden aber beide mit meiner Denkungsart näher bekannt und gewannen mich lieb. Ich lernte mich in meine neue Lage fügen und lebte mit wenigem heiter und froh. Die kleinen Vorteile beim Setzen der Schriften sowohl als der Noten zeigte mir Herr Wachtmeister Frymann mit gutherziger Bereitwilligkeit und ich begriff sie ohne Anstand, nur mangelte es mir noch lange Zeit an Geschwindigkeit und Übung. Herr Amtmann Heidegger hatte die Güte, mich samt meinem Notenkasten aus dem Tumulte der großen Druckerei hinweg in ein besonderes Zimmer zu stellen, welches mir die Arbeit sehr erleichterte und mich allerlei roher Szenen enthob.

Ich mochte etwa ein paar Wochen am Notenkasten gestanden haben, da kam ein reisender Benediktiner, P. Dominikus Beck, Lehrer der Mathematik in Salzburg, nach Zürich, besuchte die Orellische Handlung und kam, indem er die Druckerei besah, auch in mein Zimmer. Herr Amtmann machte ihn scherzend mit mir als einem ehemaligen Mitbruder bekannt, nahm mich auf einen Spaziergang mit und wollte, ich sollte dem Professor von meinem Schicksal erzählen. Mitleidig hörte mich der gute Mann an, äußerte das Verlangen, mich mit meinem Prälaten zu versöhnen und wunderte sich sehr, als

ich ihm ſagte, daß er für mich viel mehr Glückwünſche als Bedauern in Bereitſchaft halten ſollte, denn ich lebe nun offenbar glücklicher als im Kloſter. Auf ſeiner Rückreiſe nach Salzburg beſuchte er die Abtei zum heil. Kreuz in Donauwörth und brachte die erſte zuverläſſige Nachricht von meinem Zuſtande dahin. Es war ein Jubel unter den Mönchen, daß es mir ſo übel ginge. Lange wußten ſie gar nicht, was aus mir geworden war, denn man hatte ihnen von Baſel aus nichts vom Orte meines Aufenthaltes gemeldet, ſondern nur angezeigt, daß mein Koffer in Beſchlag liege und vom Kloſter gegen Bezahlung der Koſten und des Poſtgeldes bezogen werden könne. Sie hatten in ihrer Zuſchrift an den Magiſtrat daſelbſt das Anſuchen geſtellt, daß man mich zum Bekenntnis zwingen möchte, ob ich keine andern Verſchläge gemacht hätte und wo dieſe wären? Allein man beantwortete ihnen, wie mir mein Korreſpondent berichtete, das Wort „zwingen" auf eine Art, die ihnen die Luſt vertrieb, ihr Anſuchen zu wiederholen. Meine Freunde in Zürich hatten mir geraten, an meinen gütigen Verteidiger in Baſel zu ſchreiben, daß ich den Koffer dem Kloſter freiwillig überlaſſen wollte, wenn es alle Koſten zu tragen bereit wäre. „Mit Büchern können wir dich zur Genüge verſehen," ſagten ſie, „das Geld iſt dir nötiger, und die Gerichtskoſten nebſt der Fracht mögen ſich hoch genug belaufen, um dich deines kleinen Vorrats zu berauben. Noch dazu haſt du den Vorteil davon, auf einmal aus aller Verbindung mit dem Kloſter zu kommen und kannſt dann hier unter einem fremden Namen ruhig und unangefochten leben, ohne daß ſie dich einmal auskundſchaften." Der Vortrag gefiel mir; ich ſchrieb ihrem Rate gemäß nach Baſel und erhielt die obige Nachricht; zugleich nahm ich den Namen Johann Winfried an und bat alle meine Freunde in Briefen, mir unter dieſer Zuſchrift ihre Antworten zu ſenden. Weil ich meines Vaters

Zunamen ablegte, wählte ich ſeinen Taufnamen, und weil der engländiſche Mönch Bonifacius, der die Deutſchen zum päpſtlichen Chriſtentum bekehrte, ehemals Winfried hieß, ſo nannte ich mich ebenfalls Winfried.

Lange kannte man mich in Zürich nur unter dieſem Namen, und es hielt ſchwer, die Leute in der Folge glauben zu machen, daß ich anders heiße.

Mein Freund Wolf machte mich mit Herrn Stubenverwalter Keller auf dem ſchwarzen Garten bekannt, der mich ſchon bald zu einer Abendluſtfahrt auf dem See einlud. Es war das erſtemal, daß ich auf einem See fuhr, und es erregte in mir ein ganz neues, angenehmes Gefühl, über eine ſo große Waſſerfläche ſanft gewiegt hinzugleiten, die paradieſiſchen Ufer zu beiden Seiten mit meinen Blicken zu beſtreichen und eine zweite blendende Abendröte in der Tiefe hängen zu ſehen. Doppelt lieblich dünkte mich der Ton der Waldhörner und der vielfache Widerhall; ich genoß einen ſehr frohen Abend.

Eben dieſe Herren machten mich auf dem Muſikſaal und auf der deutſchen Schule als einen Sänger bekannt, und ich durfte bald dieſe beiden muſikaliſchen Geſellſchaften ſowie diejenige, welche ſich auf der Schuhmacherzunft verſammelt, beſuchen und ward mit Zuſicherung eines jährlichen Geſchenkes förmlich als Sänger angenommen. Herr Landvogt Heinrich Lavater, damals Präſident auf dem Muſikſaal, behandelte mich mit vorzüglicher Güte, nahm lebhaften Anteil an meinem Wohlergehen und erwies mir manche Gefälligkeit. Das Singen in öffentlichen Konzerten gab Anlaß, daß ich in der Stadt nicht unbekannt blieb und zu vielen Privatkonzerten gerufen ward.

Einſt ſang ich bei Herrn Zunftmeiſter Bürkli die Partie Abel im Singſpiele „der Tod Abels“ von Rolle. Als die Muſik zur Hälfte war, machte man eine Pauſe, um auszuruhen. Ich ſtand mit meinem Freunde Wolf

und den übrigen Muſikanten am Schenktiſche; da trat ein freundlicher Herr zu mir, ermunterte mich durch einige Reden, die Beifall anzeigten und fragte nach einigen Umſtänden meines Lebens. Ich antwortete fröhlich und offen, und der Herr verließ mich wieder. Ich trank ein Glas Wein und weidete mich in Gedanken an dem Lobe, das ich eben eingeerntet hatte. „Wer war doch der Herr, der mit mir ſprach?“ fragte ich endlich Herrn Wolf. „Kennen Sie den nicht?“ erwiderte dieſer wie ſtaunend, „das iſt der Herr Ratsherr Geßner.“ — „Der Dichter Salomo Geßner?“ fragte ich haſtig. „Kein andrer“, antwortete Wolf, und ich konnte mich nicht enthalten, hoch aufzuhüpfen und durch die lebhafteſten Ausrufungen und Geberden meine innige Freude zu zeigen. Wolf lachte laut und neckte mich meiner übermäßigen Freude wegen; die Umſtehenden und unter denſelben auch Herr Ratsherr Geßner, der nicht ferne war, wurden dadurch aufmerkſam gemacht und herbeigezogen. Der edle Dichter vernahm lächelnd von Wolf die Urſache meines Jubels, ſah mir die Freude noch aus den Augen blitzen, drückte mir gütig die Hand und fragte: „Warum ich ihn nicht ſchon beſucht hätte, wenn es mir doch lieb geweſen wäre, ihn zu kennen?“ Ich geſtand, daß ich es für eine Art unverſchämter Zudringlichkeit gehalten hätte, ihm mit einem nur für mich intereſſanten Beſuche beſchwerlich zu fallen. „Kommen Sie nur, ſobald es Sie freut,“ ſagte er mit einnehmender Freundlichkeit, „es wird mir nie beſchwerlich ſein, jemandem Vergnügen zu machen.“ Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen; ſogleich den andern Tag ging ich hin. Gütig lächelnd führte er mich in ein Zimmer, wo er eben ſechs bis ſieben von ihm vollendete Gemälde auf den Tiſchen und Stühlen umher aufgeſtellt hatte. Hingeriſſen von der Schönheit dieſer Stücke konnte ich nicht müde werden, ſie zu betrachten. Er fragte mich um die nähern Umſtände meiner Flucht, bedauerte, daß er mir nicht ſogleich

ein beſſeres Auskommen zu verſchaffen wüßte und äußerte den Gedanken, er habe in Rußland Freunde, ob ich wohl Luſt hätte, dahin zu gehen, wenn er mich empfehlen würde? Damit war ich ſehr wohl zufrieden; aber ich weiß nicht, wie es kam, daß in der Folge davon keine Rede mehr fiel, weder von ſeiner noch von meiner Seite. Ein Beſuchender, den er oben in ſeinem Wohnzimmer auf einige Augenblicke verlaſſen hatte, kam nun die Treppe hinab, und der vortreffliche Künſtler ging hinaus, um ihn vollends hinab zu begleiten, hieß mich aber bleiben. Dieſe kurze Einſamkeit geſtattete mir Zeit, die Güte und Menſchenfreundlichkeit des großen Mannes recht tief zu empfinden und die Übereinſtimmung ſeines Charakters mit ſeinen Schriften zu bewundern. Bis er wieder kam, war ich ſo gerührt, daß mir Freudentränen in den Augen ſtanden und ich ihm gern um den Hals gefallen wäre, wenn mich nicht Ehrfurcht zurückgehalten hätte. Mit dem Ausdrucke innigen Wohlwollens entließ er mich, gab mir das Geleit, wie wenn ich ein Menſch von Bedeutung wäre, bis zur Tür und erlaubte mir, ihn öfters zu beſuchen.

Heinrich, ſein jüngerer Sohn, gutmütig, offen und fröhlich und ein Freund der Wiſſenſchaften, machte bald nähere Bekanntſchaft mit mir. Oft kam er auf meine Kammer, oft beſuchte ich ihn auf ſeinem Zimmerchen. Wir ſetzten uns gern miteinander auf die flachen Dächer unſrer Wohnungen, labten uns am Anblick der herrlichen Gegenden und ſchönen Hügel um die Stadt her, laſen ſchöne Stücke der beſten Dichter und plauderten und ſcherzten uns müde, oder wir nahmen Abrede, auf einer Anhöhe an der Sihl (beim ſteinernen Tiſche), wo eine ſchöne Laube ſtand, die Sonne aufgehen zu ſehen, oder liefen in den Wald, ſetzten uns an blumige, ausgeſucht reizende, einöde Plätzchen und laſen ſeines Vaters ſchönſte Idyllen.

Noch nie hatte ich's gewagt, eines meiner Fiſcher-

gedichte jemandem in Zürich zu zeigen, obschon ich es nicht unterlassen konnte, manchmal in Winternächten, wenn alles im Hause schlief, oder im Frühling auf dem Hausdache, wo ich sehr gern verweilte, oder im Gebüsche an der Sihl, wo ich am liebsten spazierte, meiner Neigung, etwas zu dichten, nachzugeben. Ich dachte, es sei genug, wenn ich Vergnügen daran fände und meinen Geist einigermaßen übte.

Einst hatte ich mit Heinrich einen fröhlichen Abend hingescherzt; wir standen auf dem Altane hinten an seinem Hause, wo man die schöne Aussicht auf das sogenannte Bürglein hat, einen der angenehmsten Hügel um Zürich her, mit einem Landhause. „Dorthin wollen wir morgen gehen," sagte Heinrich, „und uns am Aufgang der Sonne ergötzen; dann essen wir Milch zum Frühstück und machen uns lustig." Vergnügt mit unserm Entwurfe scherzten wir fort. Herr Ratsherr Geßner, der, ohne daß ich es wußte, im anstoßenden Zimmer malte und unser Spiel im stillen belauscht haben mochte, trat auf den Altan und nahm mit seiner gewöhnlichen Herablassung und Freundlichkeit teil an unserm Gespräche. Ich mußte ihm (wie er öfters verlangte, wenn er mich sah) ein Liedchen singen. Bald kamen auch seine beiden Schwestern, seine Tochter und Gemahlin herbei und setzten sich traulich auf die Treppen, welche vom Altan in ein Nebengebäude führen; ich durfte zu ihren Füßen sitzen und sang, was ich wußte. Gütig behielten sie mich beim Abendessen. Sobald der Morgen graute, weckte ich Heinrich, und wir zogen mit wohlgefüllten Taschen aufs Bürglein. Es begann der schönste Sommertag. Mit Entzücken genossen wir des prächtigen Schauspiels der aufgehenden Sonne und lasen das Morgenlied aus dem ersten Gesange vom Tod Abels. Freudig verzehrten wir unsre Milch und unser Gebackenes, konnten uns an den Reizen der Gegend nicht satt sehen und wurden von der schönen Beleuchtung, in welcher uns der Utliberg erschien, so hinge-

riſſen, daß wir auf der Stelle den Entſchluß faßten, denſelben zu beſteigen. „Bis Mittag ſind wir doch wieder zu Hauſe," ſagten wir, ließen uns in einem Kahn über die Sihl ſetzen und wanderten auf den Kolbenhof zu. Wir hatten aber überall ſo viel zu ſchauen und ſo viele Naturſchönheiten zu bewundern, daß es bereits zehn Uhr ſchlug, als wir anfingen, am Fuße des Berges durch das Gebüſch emporzuſteigen. Bis wir unter beſtändigem Umſehen, Ausraſten und Lobpreiſen der herrlichen Ausſichten bis zum Grate hinanſchlenderten, hörten wir in der Stadt elf Uhr läuten. Da wir den rechten Weg auf die höchſte Spitze nicht wußten, ſo gerieten wir auf einen ziemlich gefährlichen Geißweg. Wir ſahen uns gezwungen, auf allen vieren ängſtlich zu kriechen und uns ſorgfältig an dem Efeu zu halten, der den Felſen umſpann, um nicht auf die Fichten hinabzuſtürzen, die uns unten mit ihren braunen verdorrten Wipfeln zu ſpießen drohten. Glücklich gelangten wir endlich zum Wachthaus; aber die Sonne hatte uns ſo unbarmherzig geſengt, und brennender Durſt quälte unſre Gaumen ſo ſehr, daß wir uns kaum Zeit nahmen, ein wenig herumzuſchauen, ſondern auf der Waldſeite gegen den Kolbenhof hinunter von Staude zu Staude bergab kletterten, um eine kleine Quelle zu finden. Gelbe Dotterblumen, die nur auf waſſerreichem Grunde fortkommen, leiteten uns zu einem Felſen, über den an verdorrten Gräſern tropfenweiſe ein wenig Waſſer herabſickerte. Freudig zogen wir die Reſte unſres Proviants aus der Taſche, ſingen damit das köſtliche Naß auf und labten unſre gedörrten Gaumen. Abgemattet und ruhebedürftig entſchloſſen wir uns, im Schatten ein wenig hinzuliegen. Heinrich ſchlief ein. Ich zog ein Papier aus der Taſche und (wie denn der Hunger manchen zum Dichter macht) ſchrieb eine Idylle nieder, die ich nachher „die Wanderer auf den Berg" nannte. Mehr als halb war ſie fertig, als mein Freund

erwachte und wundernd mich fragte, was ich hier ſchreibe. Ich las ihm mein Machwerk, das ihn zu vergnügen ſchien, und fing an, zum Spaße oben am Felſen wirklich eine kleine Laube über die Tropfquelle zu flechten. Dann ſtiegen wir auf den Gipfel des Bergs, genoſſen nach Herzensluſt der ſchönen Ausſicht, ſuchten die angenehmſte Stelle zum Sitzen und überließen uns frohen Gefühlen. Heinrich ruhte, bis ich mein Gedichtchen vollendet hatte. Der Hunger fing an, uns läſtig zu werden: wir ſpähten umher, ob nirgends eine Wohnung in der Nähe ſei, erblickten des Hochwächters Haus und liefen hinab, um uns mit Käſe und Brot und Wein zu laben. Wohlgenährt hüpften wir den Berg hinab und kamen abends in der Dämmerung nach Hauſe, wo man Heinrich ſchon mittags, nicht ohne Bangigkeit, vermißt hatte. Luſtig erzählten wir unſer Abenteuer; Heinrich verriet, daß ich etwas geſchrieben hätte; ich ſollte es zeigen, aber ich ſchämte und ſträubte mich, denn wie konnte ich ſolche Tändeleien ohne Scham vor Geßners Augen auskramen? Am Ende nahm ich zur Ausrede, mein Aufſatz ſei ſo bunt durchkreuzt, daß ihn niemand, auch ich ſelbſt nicht fertig leſen könnte. Sogleich mußte ich verſprechen, ihn ins reine zu ſchreiben und am folgenden Tag zu bringen, ſo ungern ich auch daran ging. Dann fragte Herr Ratsherr, ob ich ſchon öfters etwas gedichtet hätte, und ich geſtand es mit Schüchternheit. Den andern Tag kam Heinrich auf meine Kammer, hielt mich an, den Aufſatz abzuſchreiben und durchblätterte, indes ich ſchrieb, meine Papiere, die, weil ich weder Pult noch Kommode hatte, unverwahrt auf dem Tiſche lagen. Ohne weiteres ſteckte er ein Päckchen Idyllen zu ſich, die er darunter fand und gab ſie nicht wieder heraus, als ich ſie ihm abforderte. „Du kannſt ſie mich wohl leſen laſſen," ſagte er, „dann ſollſt du ſie wieder unverſehrt haben." — „Ich fürchte, du möchteſt ſie jemandem zeigen," erwiderte ich, „und

dann werd' ich nur zum Gespötte." — „Dafür sorge du nicht!" und damit ging er fort. Abends, als ich zu Herrn Ratsherrn kam, forderte er sogleich meinen Aufsatz. Mir war bange, wie er mein Geschreibe ansehen würde. Aber er las es bei Tische mit so ausdrucksvollem Tone vor und ermunterte mich durch seinen gütigen Beifall so sehr, daß endlich meine Furcht verschwand und Freude an ihre Stelle trat. Heinrich gestand dann, er habe noch mehrere meiner Idyllen in Händen, und Herr Ratsherr war herablassend genug, mir zu sagen, auch diese wollte er lesen, ich solle nur getrost fortfahren zu dichten. Wenn ich Lust habe, so stehe mir auch der Zutritt in die Gesellschaft offen, die sich Samstags in seinem Hause versammle und aus den vorzüglichsten Köpfen in Zürich bestehe. Ihr Umgang werde mir gewiß lehrreich sein. Schwerlich kann sich jemand vorstellen, wie sehr mich diese gütigen Äußerungen entzückten. In den Klagen bei Geßners Tod hab' ich gesagt, welch eine reiche Quelle von Aufmunterung und Segen für mich von diesem Tage an die Güte des Unvergeßlichen ward.

Neue Lust zur Tätigkeit erwachte in mir: Ich nahm alle Zeit, die mir von meinen Geschäften übrig blieb, zusammen und arbeitete allerlei kleine und größere Gedichte aus, die ich meist auf Spaziergängen oder in den angenehmsten Gegenden am Wasser sitzend, verfertigte. Meine Lieblingsplätzchen waren an der Sihl hinauf oder am Horn, einem Arme Landes, der sich in den See hinausstreckt. Sobald ich ein kleines Stück aufgesetzt hatte, zeigte ich es meinem Freunde Heinrich, und wenn dieser es für gut fand, seinem Herrn Vater, der aber — nur allzu nachsichtsvoll — kaum durch die leisesten Winke die Fehler meines Aufsatzes berührte. Überhaupt kritisierte er einen Aufsatz niemals förmlich, sondern hielt etwa im lauten Lesen ein, wenn der Ausdruck nicht rund genug war, oder wiederholte die Stelle, um mich Horchenden aufmerksam darauf zu machen, oder

brachte seine Bedenken als eine unschuldige Frage vor, wie dies oder jenes gemeint sei? ob es nicht jemand mißverstehen könnte? ob das Ganze, auf diese Art gestellt, wohl die beste Wirkung tun werde? usw. O, wie schätzbar war mir jeder dieser Winke! Wie oft wünschte ich, ihn ganz verstanden zu haben, um mich ganz nach seinem Sinne zu fügen! Manchmal ließ er mich auch zu meiner Belehrung und Ermunterung wissen, welches Urteil über meine Arbeiten andre Gelehrte, die er vorzüglich schätzte, gefällt hätten. Mit vielen derselben, so dem Herrn Archidiakon Tobler, dem Herrn Doktor und Ratsherrn Hirzel, den Herren Professoren Meister und Corrodi usw. machte er mich in der Samstagsgesellschaft bekannt.

Nur mit großer Schüchternheit erschien ich anfangs im Kreise dieser vortrefflichen Männer; teils die Ehrfurcht, die ich vor ihnen hatte, teils das Gefühl, wie tief ich unter ihnen stehe, teils auch meine ärmliche Kleidung machten mich scheu und verzagt. Wegen des letzten Punktes blieb ich jedoch nicht lange in Verlegenheit. Eines Tages nämlich kam ein Bedienter, den ich öfters im Hause des Herrn Zunftmeisters Bürkli gesehen hatte, mit einem Korbe voll Kleider in meine Wohnung, legte einen weißtuchenen Rock, mit rosenrotem Taffet gefüttert und mit Stahlknöpfen geziert, auf den Tisch, eine Weste und Beinkleider von gleichem Tuche dazu, nebst einigen schönen weißen Halsbinden und sagte: ein Unbekannter schicke mir diese Kleidungsstücke und wünsche, daß ich zum Dank dafür, mit denselben bekleidet, jedesmal bei der Musik im Hause des Herrn Zunftmeisters Bürkli erscheine. Den Namen meines Wohltäters wollte mir der Bediente durchaus nicht sagen, so sehr ich auch in ihn drang. Das Kleid stand mir wie angemessen. Der Größe nach zu urteilen, war es von einem gewissen Junker Reinhard, den ich auf verschiedenen Musikfesten kennen gelernt hatte und einige Monate lang auf

seinen Wunsch in Algebra und Geometrie unterrichtet hatte. Des Überbringers und des beigefügten Wunsches wegen riet ich aber auf Herrn Zunftmeister Bürkli. Lange wußte ich nicht, welchem ich eigentlich danken sollte; ich dankte also beiden und beide spielten die Unwissenden.

Die Orellische Buchhandlung bezahlte auch meine geringe Handarbeit gleich anfangs besser, als ich's verdiente, und fuhr in der Folge fort, mich noch großmütiger zu bezahlen. Auch fing ich, nachdem Herr Armbruster die Zürcher Zeitung zu schreiben aufhören mußte, mit Herrn Wolf an, dieselbe zu schreiben, und wir teilten uns in die Arbeit und in das Honorar, so daß ich bald imstande war, mir ein neues schwarzes Kleid machen zu lassen. Warum ich eben die schwarze Farbe wählte, wird sich sogleich aus dem folgenden ergeben.

Als der Weinmonat 1785 zu Ende ging, kam ein fremder Mann nach Zürich, welcher mir aller Orten nachfragte. Da ich aber meinen Namen verändert hatte, so konnte ihm niemand richtigen Bescheid geben. Endlich brachte er doch in Erfahrung, die Orellische Buchhandlung habe einen ausgesprungenen Pater in Dienste genommen. Er meldete sich als einen Mann von Pfäffikon am Zürchersee, den ein Geistlicher, namens Brentano, mit einem Briefe an mich hierher gesandt habe, und bat, man möchte ihm erlauben, mündlich mit mir zu sprechen und den Brief in meine Hände zu legen. Die Leute, welche im Laden waren, fürchteten eine Nachstellung und gingen zu Rate, ob sie mich rufen wollten oder nicht. Einer kam auf mein Zimmerchen und trug mir den Kasus vor. Ich nahm keinen Anstand, den Boten zu sehen und seinen Brief zu lesen, ging in den Laden hinab und sagte ihm, er möge mir nur offenherzig und in Gegenwart meiner Freunde anzeigen, was er mir anzuzeigen hätte. Dadurch wollte ich dem Mißtrauen den Weg abschneiden, das man vielleicht

in mich geſetzt haben würde, wenn ich allein mit dem Manne beiſeite gegangen wäre und mit ihm geſprochen hätte. Er war darüber betroffen, ſchien von Herzen betrübt, daß ich ſeinen Zuſpruch verſchmähte und übergab mir — ohne viel zu ſagen — den Brief, deſſen Aufſchrift mir (überaus ſchmeichelhaft!) das Prädikat „Doktor der Theologie" beilegte. Ich erbrach ihn, las ihn erſt ſtille, dann laut, lachte darüber und verſprach zu antworten. Der Brief iſt zu charakteriſtiſch, als daß ich ihn nicht einrücken ſollte, er heißt von Wort zu Wort alſo:

Freund!

Ein Donnerſchlag war es für mich, da ich vernahm, was Sie vor etwa vier Wochen für einen Schritt wagten. Kein Tag ging von dieſer Zeit vorbei, an dem ich Sie nicht dem Vater der Lichter am Altar empfahl, ganz beſonders empfahl und in ihn recht heftig mit meiner Bitte drang, daß er Ihnen doch beſſre Gedanken geben und Sie durch ſeine ſüßen Triebe wieder an Ihre vorige Stelle zurückführen wolle. Nicht zufrieden hiermit, erkundigte ich mich um Ihren Aufenthaltsort, konnte aber nicht mehr erfahren, als daß Sie ſich etwa in Zürich aufhalten, da man Sie in Baſel gleich nach Ihrer Ankunft abfertigte. — Freund, denken Sie doch zurück, was Sie in Ihrem Knabenalter von mir und Ihren andern Lehrern hörten und im Alter des Jünglings und Mannes wohl überdachten!! — Soll alles dies nun auf einmal und für immer vernichtet ſein? — Sie ſind ein Theologe, und ohne einen Zuſpruch von mir wiſſen Sie, was Ihre Pflicht iſt. Kommen Sie zu mir nach Augsburg, Sie werden an mir einen wahren Freund finden, der Sie Ihres Irrtumes überweiſen und in das Heiligtum zurückführen wird. Ich bin Ihnen Garante, daß Sie von Ihrem hochwürdigſten Prälaten und allen Ihren hochwürdigen Mitbrüdern, die Ihnen eine

gänzliche Amneſtie verſprechen, mit Freuden ſollen empfangen werden. Leben Sie indeſſen, wenn Sie je können, recht von Herzen wohl.

Augsburg, den 17. Herbſtm. 1785.

Ihr ehemaliger Lehrer,
Leonard Bayrer, Bibliothekar bei St. Salvator.

N. S. Ich habe ſchon 62 Proteſtanten der wahren Kirche gewonnen, und ich ſoll einen ehemaligen Schüler, der noch obendrein Ordensmann und Prieſter iſt, zu ihnen übergehen ſehen? — Ach! Herr, laß mich doch ſolch ein Unheil nicht ſehen!“

Ich antwortete den 30. Oktober in einem Tone, der beinahe zu mutwillig war, und ſagte unter anderm: „Das Proſelytenmachen ſei in Zürich weder ſo gewöhnlich noch ſo rühmlich, als in Augsburg; niemand habe ſich bisher die Mühe nehmen mögen, mich dem mir angeſtammten, allein ſeligmachenden, katholiſchen Glauben untreu zu machen, und ich ſelbſt habe den Einfall zu apoſtatieren auch noch nicht gehabt; ſeine Sorge für meine Rechtgläubigkeit ſei alſo ganz eitel, ſowie die Hoffnung, daß ich ſeinem gar freundſchaftlichen Verſprechen ſo leicht trauen und aus meinem Zufluchtsort hervortreten werde. Ich habe hinlänglichen Grund zu fürchten, das Heiligtum, in welches er mich zurückzuführen Luſt bezeige, möchte ein Kerker ſein. Solange ich nicht Siegel und Brief dafür erhalte, daß ich vom Mönchsſtande durch eine päpſtliche Dispenſation feierlich losgezählt, von aller Strafe völlig befreit und noch obendrein mit einer einträglichen Stelle als Weltprieſter verſorgt werden ſolle, ſei gar nicht daran zu denken, daß ich die Schweiz, wo ich mich in ſo behaglicher Sicherheit glücklich fühle, jemals wieder verlaſſe“ uſw. Ich las dieſen Brief öffentlich im Buchladen meinen Freunden vor, die darüber genug zu lachen fanden; in ihrer Gegenwart

versiegelte ich ihn und bat sie, denselben mit andern Briefen auf die Post zu liefern, damit der Verdacht nicht entstehen könnte, ich wollte mit meinen Wohltätern nicht aufrichtig handeln.

Bald erhielt ich ein zweites Schreiben, bei dessen Empfang mich alle warnten, dasselbe mit Vorsicht zu öffnen, denn es sei bekannt, daß Vergiftung durch Briefe möglich sei. Zum Spaße holten wir Glut in einer Pfanne und brieten das Schreiben solange darüber, bis es braun ward. Es enthielt freilich kein Gift, aber etwas, das vielleicht schlimmer auf mich wirkte, als Gift. Pater Bayrer setzte sich über allen meinen Mutwillen hinweg und schrieb mir mit aller Dringlichkeit, daß, wenn Roms Dispensation vom Mönchsstande und ein ehrliches Unterkommen als Weltgeistlicher die einzigen Mittel wären, mich zu befriedigen, so sollte ich eine Bittschrift an den Bischof von Trier aufsetzen, in welcher ich diesen ersuchte, mir den erwünschten Dispens zu Rom auszuwirken; derselbe werde mir sicherlich bewilligt werden. Dieser Brief konnte seine Wirkung auf mich nicht verfehlen. Bayrer öffnete mir auf einmal die Aussicht auf eine anständige Versorgung, die ich noch dazu in Freiheit und, ohne ein Mönch zu sein, genießen sollte. Ich fing an, die Sache reiflicher zu überlegen. Was konnte ich bei aller Behaglichkeit, in die mich das Gefühl der neu errungenen Freiheit und die Gunst meiner Freunde eingewiegt hatte, hoffen, als ewig ein Lohnarbeiter zu bleiben und mein Brot durch handwerksmäßige Beschäftigungen mühsam und notdürftig zu erwerben? Denn in Zürich kann ein Ausländer niemals zum geringsten Amtchen gelangen. Auf der andern Seite sah ich einen ehrenhaften Stand, freiere und angenehmere Versorgung und überhaupt ein bequemeres Leben und mehr gesichertes Auskommen vor mir. Denn ich dachte, wenn mich der Bischof zu versorgen verspräche, so

könnte es nicht lange anstehen, bis ich irgendeine Frühmesserstelle oder eine Pfarre auf dem Lande bekäme, und es würde ihm bald beschwerlich fallen, mich in der Zwischenzeit immer unentgeltlich unterhalten zu müssen. Meine Überzeugungen waren freilich nicht die echtkatholischen, und es machte mir einige Gewissensängstlichkeit, wenn ich mir lebhaft vorstellte, in wie viele Widersprüche meine Grundsätze und meine Amtsverrichtungen, auch im Weltgeistlichenstande, gegeneinander geraten müßten. Allein die Einsicht, daß ich meine Gesinnungen eigentlich doch überall verleugnen müßte, und die Hoffnung, daß ich innerhalb eines äußerlich angenommenen Religionssystems doch viel Gutes in meinem Sinne stiften könnte, bewogen mich, den Anerbietungen der Augsburgischen Geistlichkeit Gehör zu geben. Tausendmal hab' ich mir in der Folge Vorwürfe gemacht, daß ich nicht mehr Beharrlichkeit und Mut zeigte, mich ohne heuchlerische Verstellung, meinen freien, religiösen Grundsätzen gemäß, arm aber redlich durch die Welt zu bringen. Allein mein gewöhnlicher Fehler, Mangel an Festigkeit, stürzte mich auch hier in ein Labyrinth voll Unruhe. Nach dem angeführten Plänchen richtete ich nun alle meine Schritte ein, verhehlte meinen Freunden nichts, widerlegte ihre Einwendungen mit Gegenerinnerungen, die mich ganz überzeugend dünkten und schrieb bald darauf an Bayrer mit mehr Ernst als das erstemal. Dem Briefe legte ich wirklich eine lateinische Bittschrift an den Kurfürsten bei, daß er mir unentgeltlich die Dispensation vom Mönchsstande auswirken möchte. Als ich sie verfaßte, kam ich oft in Verlegenheit, welche Gründe ich anführen sollte, denn die wahren, nämlich den Haß des gesamten Mönchswesens überhaupt, meine Grundsätze von der Nichtigkeit der Gelübde und einige Leiden meines Herzens durfte ich nicht anführen. Meine Klagen waren also ziemlich unbedeutend, schienen aus der Einbildung

gegriffen und hatten ein dürftiges, mitunter kindisches Aussehen. So künstlich und sorgfältig ich auch alles in zierliche lateinische Ausdrücke und geschickte Wendungen einzukleiden bemüht war, so konnte es doch nicht recht gelingen; mein Machwerk war voll seichter, wenig sagender Stellen; der einzige Grund mochte einiges Gewicht haben, daß ich nun, wenn ich wieder ins Kloster zurückkehren wollte, weit mißvergnügter leben würde, als vorher, weil notwendig eine größere Abneigung der Mönche gegen mich statthaben müßte. — Dennoch machte mir Bayrer sogleich die beste Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, nur meinte er, es würde wegen der Versorgung einigen Anstand leiden; in drei Monaten könnte meine ganze Angelegenheit berichtigt sein und wegen meines Unterkommens würde Rat geschafft werden. „Wenn ich kein bestimmtes Brot bekomme," dachte ich, „so ist's besser, hier zu bleiben, als meine Freiheit für kahle Worte hinzugeben"; und entschloß mich, die Korrespondenz nach Augsburg abzubrechen und in meiner neuen Laufbahn auszuharren.

Allein in Augsburg ließ man mir keine Ruhe, und ich ward von neuem in die Sache hineingezogen. Die ganze folgende Zeit war nun für mich mit einer langen Korrespondenz und schier endlosen Verhandlungen ausgefüllt. Denn, obwohl mir eigentlich schon im Anfang alles, was ich wünschte, bereitwilligst zugesagt wurde, hatte ich doch gewichtige Gründe, bloßen Versprechungen gegenüber mißtrauisch zu sein und nicht zu ruhen, bis ich die schriftliche Bestätigung für alles in den Händen hatte, denn ich besorgte mehrmals, man möchte mich, wie einstens Hus, in eine Falle locken und mir nachher übel mitspielen. Zunächst kam wieder ein Brief von P. Bayrer, der mir schrieb, er habe mit dem Generalvikar und Weihbischof Herrn v. Ungelter, mit dem Provikar de Haiden und dem Geistl. Rat Nigg persönlich gesprochen. Diese drei biedern

Männer seien mir durchaus gewogen und wollten sich für mich verwenden. Zugleich meldete er mir einen Brief des Herrn Provikar.

Die Männer, die er da nannte, waren gerade die Hauptpersonen der geistlichen Obrigkeit im Bistum Augsburg. Herrn v. Ungelter kannte ich durch den Ruf als einen unerbittlich strengen Verfolger aller derjenigen Geistlichen, die auch nur den geringsten, an sich ganz unschuldigen Umgang mit irgendeinem Frauenzimmer hatten, als einen Verächter der schönen Wissenschaften und als einen nach dem alten Schlage gebildeten Kasuisten. Den Geistlichen Rat Nigg kannte ich als einen geschickten, in Rom gebildeten Rechtskundigen und als einen in seinem ganzen Betragen schlauen Mann und wußte, daß er wegen einer sehr verwickelten Angelegenheit vom Geistlichen Rat de Haiden eilend abgelöst werden mußte, um weitläufigen Irrungen zuvorzukommen, und seitdem diesen de Haiden, sowie den Prälaten, recht christlich haßte. Sogleich vermutete ich, Herr Nigg hoffe vielleicht allerlei Umständchen, das Kloster betreffend, aus mir herauszulocken, um sich ihrer zum Verdrusse seines Gegners und meines Prälaten zu bedienen. Denn so weit war ich schon mit den Geheimnissen der Dienstfertigkeit bekannt, daß ich wußte, sie sei die größte Seltenheit, insofern sie aus reiner Menschenliebe entspringt. Daß sich de Haiden so eifrig für mich verwenden sollte, schien mir daraus leicht erklärbar zu sein, weil er Niggs Absichten erraten und sie am füglichsten zu vereiteln hoffen mochte, wenn er selbst an mich schriebe und mich auf diese Art von Nigg ab und an sich zöge. Übrigens kannte ich de Haiden schon lange persönlich, denn ich mußte ihn, weil er ein Liebhaber der Musik war und die Violine sowohl als das Violoncello mit Fertigkeit aber ohne feinern Ausdruck spielte, so oft er im Kloster erschien accompagnieren, lernte ihn als einen etwas rauhen,

im Umgange geraden und offenen, in Geschäften aber ziemlich gewandten und verschlagenen Mann kennen und merkte wohl, daß seine Grundsätze nicht die gewöhnlichen pedantischen, sondern jene des aufgeklärteren Katholiken wären.

Etwa in der Mitte des Januars 1786 ließ mich Herr Diakon Lavater zu sich rufen, fragte nach meinen Umständen, überreichte mir einen Brief von de Haiden und erkundigte sich, ob ich Vertrauen zu demselben habe und ihn als einen redlichen Mann kenne. Ich schwieg eine Weile, denn ich war von de Haidens Redlichkeit nicht so ganz überzeugt, sagte aber endlich doch, ich glaube, derselbe möge ein gerader Mann sein, obschon ich seinen Charakter vielleicht nicht völlig richtig zu beurteilen imstande sei. Herr Lavater sprach mir zu, jeden Entschluß, den ich fassen würde, vorläufig wohl zu überlegen, meinte noch immer, da ich doch in ein katholisches Land zurückkehren wollte, so würde es am besten sein, meiner Gelübde eingedenk, wieder ins Kloster zu treten, drang aber nicht sehr in mich und entließ mich viel freundlicher als das erstemal.

De Haidens Brief war in einem sehr vertraulichen aber zugleich sehr künstlichen Tone abgefaßt. Die vielen Ausdrücke von Freundschaft und Zuneigung aus der Feder eines Mannes, der mich selten mehr als eines flüchtigen Blickes gewürdigt hatte, machten mich mißtrauisch. Am Eingang des Briefes setzte er allen Eifer daran, mich noch einmal zur Rückkehr ins Kloster zu überreden, teilte mir aber des ferneren mit, daß mein Gesuch unterwegs sei, und daß der Prälat von Donauwörth, den er persönlich gesprochen habe, bereit sei, mir das erforderliche „Titulum mensae" zu geben. Ich dankte ihm in untertänigen Ausdrücken, entwickelte ihm meine Gründe für die Flucht und erklärte ihm, daß ich den Weltpriesterstand für mich als den zuträglichsten ansehe, teils deswegen, weil ich eine zu große Abneigung gegen das Mönchswesen aus Erfahrung

geschöpft habe, teils auch darum, weil ich die mir zugeteilten Gaben in keinem Stande zum Besten der Menschheit glücklicher als in diesem anwenden zu können glaube.

Um ins klare zu kommen, ob die Augsburgische Geistlichkeit aufrichtig mit mir handle, wäre es mir sehr vorteilhaft gewesen, einen Freund in Augsburg zu haben, der mir von allem, was man vorhätte, zuverlässige Nachricht erteilen könnte. Ich erinnerte mich, daß ich einst mit meinem Klosterfreunde, Vinzenz Caraffa, einen gewissen Bruder vom Illuminatenorden Critolaus besuchen wollte, ihn aber nicht zu Hause antraf. Da er in Augsburg Minervaoberer gewesen war, so dachte ich, seine Denkensart würde aufgeklärt genug und sein Herz wenigstens so gut sein, daß er mich vor dem Verrate, wenn ich einen zu befürchten hätte, warnen würde. Da ich seine Adresse hatte, so schrieb ich ihm und bat ihn um Rat. Bald erhielt ich ein Antwortschreiben, aber es wimmelte so sehr von überspannten religiösen und mystisch-frömmelnden Ausdrücken, daß ich schon deswegen wenig Rücksicht auf die guten Räte nehmen mochte, die mir darin ganz einstimmig mit jenen des Herrn de Haiden erteilt wurden. Herr Ratsherr Geßner warnte mich auch sehr dringend: „Nehmen Sie sich in Acht vor diesem andächtigen Ordensbruder! Wer so spricht, ist entweder ein Heuchler oder ein Phantast!“ Ob eins von beiden und welches in diesem Falle statthatte, wird sich in der Folge zeigen.

Ganz anders schrieb mir an eben diesem Tage mein edeldenkender Freund Bachmayr aus Eichstädt: „Man las mir vor wenigen Tag einen Brief vom heil. Kreuz in Donauwörth vor, in welchem stand, daß Sie sich in Zürich und in harten Umständen befänden, auch durch Herrn von Ungelter suchten wieder zurückgehen zu können, aber der Prälat (Ihr sonst so guttätiger Vater) habe nach Augsburg geschrieben, daß man Sie bei der Ankunft für ihn

in Empfang nehmen möchte. — Eine herrliche Mausfalle! Wenn sie etwa ein Meisterstück des Proselytenmachers Bayrer wäre? — Aber ich hoffe, er werde nicht so unverschämt sein! — Doch, seien Sie nur immer wohl auf Ihrer Hut, lassen Sie sich in nichts ein, bevor die Dispensation nicht hell und klar vor Ihren Augen und in Ihren Händen ist und handeln Sie mit den biedern Männern eigenhändig, deren Namen man Ihnen vorstellt."

Dieser Brief machte, daß ich noch vorsichtiger zu Werke ging. Unverhohlen äußerte ich mein Mißtrauen in einem Schreiben an den P. Bayrer und erinnerte ihn sogar an Hussens Geschichte, dem man das gegebene Wort zu halten sich gar nicht für verbunden hielt. Aber er antwortete mir sogleich: „Er garantiere mir abermals im Namen des hochwürdigsten Ordinariats, daß meine ganze Affäre nach meinem vollen Wunsche ausschlagen werde, und die Grillen von Hussens Geschichte soll ich mir aus dem Kopfe bannen!"

Nach einigen Wochen des Wartens bekam ich endlich von de Haiden die Nachricht, daß die Dispensation für mich, in terminis maxime favorabilibus abgefaßt, wirklich von Rom angelangt sei und mich mit keiner andern Buße belege, als daß ich zehntägige Exerzitien, die wohl ein großer Unterschied von Hussens Scheiterhaufen seien, machen sollte. Ich sollte schleunigst kommen, denn nun stehe ja meiner Anherkunft nicht das geringste mehr entgegen. Allein ich gab mich mit diesen Versicherungen noch nicht zufrieden und verlangte standhaft, die Dispensation im Original zu sehen, die sichere Zusage einer bestimmten Versorgung und etwas Reisegeld zu erhalten. De Haiden antwortete mir beinahe etwas mißmutig über meine ewigen Bedenklichkeiten, schickte mir eine bestätigte Kopie der Dispensation und eine Aufstellung von mehreren Punkten, die er mir zusicherte. Da hieß es:

„Unzweifelhafte Wahrheit ist es also, was ich Ihnen nun sage, nämlich:

a) daß Sie in monachatu dispensiert und
b) von aller nur immer ausdenkbarer Art von Strafe frei sind und wegen Ihrem Austritte von allen Seiten unangefochten bleiben,
c) daß Sie nur zehntägige geistliche Exerzitien an einem anständigen Orte zu machen haben,
d) daß Ihnen Ihr Herr Prälat den Titulum mensae verleihen werde, und daß Sie ihn, wenn er's auch nicht täte, a Serenissimo meo erhalten würden,
e) daß man Ihnen das benötigte Reisegeld hierher vom Ordinariate aus übermachen und
f) bei Ihrer Ankunft den anständigen priesterlichen Unterhalt entweder als Seelsorger oder als Professor in Dillingen, dann
g) seiner Zeit auch eine stabile Versorgung verschaffen, sohin zu solchem Ende
h) die weiters benötigte Dispensation pro habilitate ad beneficia secularia impetrieren werde.

Wenn Sie gegen alle diese Versicherungen, welche ich Ihnen hiermit als Generalprovikar nach der gnädigsten Entschließung und Intention Sr. Kurfürstl. Durchl. mache, annoch ein Mißtrauen schöpfen können, dann bin ich außerstande, Ihr Vertrauen fester zu gründen."

Auf meinen Wunsch schrieb er mir das nächste Mal noch ein Vikariatsdekret, das mir das alles offiziell bestätigte.

Das Dekret lautete also:

„Dem Priester Bonifacius Bronner, derzeit in Zürich, wird hiermit angefügt, daß es mit allem dem, was demselben von des Herrn Geheimen Rats und Provicarii Hochwürden auf den Fall seiner Rückkehr und Ankunft in Augsburg,

in der deswegen gepflogenen Korrespondenz unter Wohldesselben Amt- und Pflichtwort zugesichert worden, im ganzen Umfange seine unbezweifelbare Richtigkeit und Gewißheit habe."

Als ich alle diese Schriften dem Herrn Ratsherrn Geßner und seinen Freunden vorlegte, glaubten sie selbst, daß es nun schändlich wäre, nicht nach Augsburg zu gehen und ich faßte den Entschluß, wirklich abzureisen, zauderte aber doch so lange als möglich, um noch länger das Glück des Umgangs mit so trefflichen Männern, als ich in Zürich kannte, zu genießen.

Da die Sachen nun einmal soweit gediehen waren, so bereitete ich mich zur Abreise vor. Die sorgfältigsten unter meinen Freunden verlangten, ich sollte alle wichtigern Briefe, die ich von Augsburg aus erhalten hatte, in vidimierten Abschriften zu Zürich hinterlegen, damit man wenigstens im Falle einer Wortbrüchigkeit dem Publikum eine dokumentierte Geschichte meines Unglücks vorlegen und jedermann vor den Tücken der Geistlichkeit warnen könnte. Ich schrieb also die Säkularisationsbulle von Rom, de Haidens Briefe samt dem Vikariatsdekret und dem Briefe meines Prälaten ab, ließ sie durch meine Gönner in der Kanzlei kollationieren und vidimieren und übergab sie denselben zur Verwahrung.

Sobald ich dem Direktor der Orellischen Buchhandlung meinen Entschluß, nach Augsburg zu gehen, eröffnete, stellte er mir einen Knaben vor, dem ich im Notensetzen Unterricht erteilen sollte. Erst meinte er freilich, ein schon geübter Setzer würde die Vorteile dieser Arbeit leichter begreifen, aber ich hatte Ursache, an dem guten Willen der Erwachsenen zu zweifeln und brachte ihn selbst auf den Gedanken, einen jungen Knaben zu wählen. In wenigen Tagen lehrte ich ihn soviel von der Rechenkunst und der

Takteinteilung samt den übrigen ersten Anfangsgründen der Musik, daß er nach einem Monat wenig Anstand mehr fand, die Stimmen der Partitur richtig untereinander zu ordnen.

Meinem Wohltäter, Herrn Sal. Geßner, übergab ich alle meine Gedichte, zu deren Herausgabe er mich schon lange ermuntert hatte, und bat ihn, so dringend ich konnte, daran zu ändern, auszustreichen, beizusetzen und zu verwerfen, wie es ihm nur immer gefällig wäre. Gütig versprach er's und übergab sie dem Herrn Amtmann Heidegger, damit mir derselbe ein angemessenes Honorar dafür bestimmen möchte. Ich hatte nie daran gedacht, daß mir jemals mein Geschreibe bezahlt werden sollte und wäre hinlänglich zufrieden gewesen, es unentgeltlich gedruckt zu sehen. Um so mehr staunte ich den Herrn Direktor der Buchhandlung an, als er mich ein paar Tage, ehe ich von Zürich abreiste, in die Schreibstube rief und mir vortrug: „Die Handlung würde mich gern reichlicher belohnen, wenn sie von dem guten Absatze meiner Schriften zum voraus versichert wäre; als ein angehender Schriftsteller aber werde ich hoffentlich zufrieden sein, wenn ich für den gedruckten Bogen etwa einen Louisd'or erhielte; mein Manuskript könnte, seiner Schätzung nach, acht Bogen füllen, ob ich das Honorar lieber überhaupt in einer runden Summe verlange oder abwarten wolle, bis die Bogenzahl durch den richtigen Druck bestimmt werde?" „Ei, Herr Amtmann!" sagte ich freudig, „wenn Sie mir doch etwas geben wollen, so geben Sie mir's sogleich! Wer weiß, ob ich in den Fall komme, nach einigen Monaten noch etwas zu bedürfen? vielleicht sperrt man mich ein." „Das wird, wie ich hoffe, nicht geschehen!" erwiderte derselbe und zählte mir acht blinkende Louisd'or auf den Tisch. Es war ein ganz besondres Vergnügen, solch ein hübsches Sümmchen einstreichen und mir sagen zu können: „Das hast

du ganz unverhofft mit lauter Freuden verdient!" Herr Amtmann versprach mir noch obendrein, meine Kinderchen in einem hübschen Gewande der Lesewelt vorzuführen und Herrn Geßner zu bitten, daß er eine Vignette dazu radiere. „Vielleicht," so meinte er, „wäre derselbe wohl gar zu überreden, daß er eine kleine Vorrede dazu schriebe! Er wolle einmal den Versuch wagen." Ich hüpfte hoch auf über den Einfall, glaubte aber nicht, daß ich so glücklich sein würde, jemals von einem Geßner dem Publikum vorgestellt zu werden und wagte es auch niemals, vor ihm selbst meinen Wunsch zu äußern.

An dem Abend, da der Herr Ratsherr mich zu einem traulichen Abschiedsmahle eingeladen hatte, traf ich ihn auf seinem Zimmer an, als er eben eine schöne Landschaft vollendete. Sein Sohn Heinrich war mein Führer gewesen und sagte, nachdem wir eine Weile gesprochen hatten: „Bronner sollte doch ein Andenken von Ihnen haben, Papa!" „Ist kein gebundenes Exemplar meiner Schriften mehr da?" fragte der gütige Dichter. „Ich glaube nicht, aber —" antwortete Heinrich und lief fort, um sein eigenes, schön gebundenes Exemplar herbeizuholen. Freudig legte er die beiden Bände auf den Tisch seines Herrn Vaters, und der edle Mann nahm sie lächelnd und reichte sie mir mit einnehmender Freundlichkeit dar. „Ich weiß," sagte er, „Sie verstehen und fühlen doch auch, was meine Schäfer sagen und fühlen, wenn Ihre Phantasie schon immer mit Fischern umgeht. Nehmen Sie dies zum Andenken!" O, wie war ich gerührt! Wie schlug mir das Herz vor Freude! Nassen Blickes drückte ich die beiden Bücher an meine Brust und bewahrte sie immer wie einen Schatz.

Bei Tische plauderten wir recht nach Herzenslust und ich äußerte, daß ich im Sinne hätte, ein scherzhaftes Heldengedicht über die Sucht, in geheime Gesellschaften zu

treten und ſich den Kopf durch nichtswürdige Geheimniſſe von Goldmachen, Geiſterſehen, Magnetiſieren und Schatzgraben und dergl. verdrehen zu laſſen, zu verfertigen. Er gab mir ſeinen vollen Beifall, ſtand ſchnell vom Stuhle auf, holte eine Überſetzung des Hudibras herbei und wollte ſie mir in die Taſche ſtecken. O, es waren ſüße Augenblicke, die ich damals an ſeiner Seite verlebte! Wie wehmütig würden ſie geweſen ſein, wenn ich gedacht hätte, daß ſie die letzten wären. Mit Tränen nahm ich Abſchied von dem Unvergeßlichen.

Von den muſikaliſchen Geſellſchaften auf dem Muſikſaale, auf der Chorherrenſtube oder deutſchen Schule und von der Liebhabergeſellſchaft auf der Schuhmacherzunft erhielt ich zum Abſchiede namhafte Geſchenke, ſo daß ſich mein kleiner Kaſſenvorrat in kurzer Zeit anſehnlich vermehrte und mit der Summe, die ich in der Handlung durch meine Arbeiten bereits verdient hatte, ein für mich wichtiges kleines Kapital ausmachte. Soviel Geld hatte ich noch nie als Eigentum in den Händen gehabt, und ich hielt mich wirklich für einen Menſchen, der zwar nicht reich, aber doch ziemlich wohlhabend wäre. „Nun kannſt du deinen Freunden," ſagte ich zu mir ſelbſt, „ſchon ein hübſches Abſchiedsmahl zum beſten geben," ließ Braten, Wein und was ich eben Gutes aufzutreiben wußte, herbeiſchaffen, lud alle ein, denen ich zutraute, daß ſie kommen möchten und war ſo ausgelaſſen luſtig, als wollte ich mich auf mehrere Jahre hin mit Freuden überfüllen. Nur als wir auseinandergingen, ſtimmte ſich mein Herz zur Wehmut herab und ein Vorgefühl, daß es mir nun lange nicht mehr ſo gut werden ſollte, ſchien die Heiterkeit meiner Seele zu trüben.

Mein Gönner, Herr Ratsherr Lavater, der mir das Geſchenk nach dem Muſikſaal überſandte, ſchloß zugleich einen ſehr günſtigen Abſchiedsbrief mit an, welchen ich

füglich allerorten als ein Zeugnis meiner guten Aufführung hätte vorzeigen dürfen. Von ihm und allen übrigen meiner Wohltäter und Freunde nahm ich den 12. und 13. Juli 1786 mit gerührtem Herzen mündlich Abschied und fühlte die Trennung von so edlen Menschen um so schmerzlicher, je näher sie war.

Herr Zunftmeister Bürkli hatte mich noch am 13. abends zu Tische geladen. Herr Leuchsenring, ein Gelehrter und ehemaliger Prinzenerzieher aus Berlin, den ich schon öfters in Gesellschaften gesehen hatte, ward eben in desselben gastfreiem Haus bewirtet und speiste mit uns. Das Gespräch lenkte sich auf die Gründe, die mich bewegen konnten, wieder als Geistlicher in ein katholisches Land zu gehen. Ich legte meine Gedanken aufrichtig dar. Herr Leuchsenring, noch mehr aber die Frau Zunftmeisterin bekämpften meine Meinung, „daß es Fälle gebe, in denen es erlaubt sei, seine wahren Gesinnungen in Religionssachen verborgen zu halten, und daß einer dieser Fälle eintrete, wenn sich jemand nur mit Gefahr, sein ganzes bürgerliches Glück zu zerstören, zu seinen Grundsätzen öffentlich bekennen dürfe." Man begreift leicht, wie viel sich gegen diese Behauptung einwenden ließ, aber ich wehrte mich ein paar Stunden lang mit der Hartnäckigkeit eines Menschen, der bereits einen festen Entschluß gefaßt hat und sich durchaus nicht überweisen lassen will. Mit der Einwendung, daß ich als katholischer Geistlicher bei meiner freien Denkensart notwendig manchmal heucheln und also in hohem Grade unmoralisch handeln müßte, setzten sie mir am meisten zu. Geradezu wußte ich freilich nichts ganz Bündiges dagegen anzuführen, aber ich erwiderte: „Es sei mir leid genug, daß ich meine wahre Meinung verhehlen, Messe lesen, zur Beichte sitzen, Sakramente ausspenden und alle die geistlichen Zeremonien mitmachen müßte, mit welchen das Volk in den Zauberfesseln Roms gebunden ge-

halten würde, allein ich dürfte hoffen, durch kluge Belehrung nach und nach den Schleier fallen zu machen und auf dieſem Wege mehr zu nützen, als wenn ich die große Zahl der öffentlichen Widerſacher des Papſttums vermehren, zweckloſerweiſe ein Märtyrer der Wahrheit werden, meine Glaubensgenoſſen ohne Furcht ärgern, mich alles weitern Einfluſſes auf ſie dadurch berauben und (was mir ſehr am Herzen lag) meinen armen Vater durch ein ſolches Betragen noch unglücklicher machen würde. Wäre ich einmal Pfarrer auf dem Lande, ſo wollte ich alle unnützen Katechismusfragen entweder ganz beiſeite ſetzen oder, wenn dieſes nicht anginge, von den Kindern unerklärt herplappern laſſen, die moraliſchen Vorſchriften aber auf alle Weiſe intereſſant, deutlich und rührend vorzutragen ſuchen, kurz — nichts verſäumen, was aus meinen Pfarrkindern ſittlich gute Menſchen zu bilden mitwirken könnte. Dann malte ich meine glückliche Lage als Landgeiſtlicher mit ſo ſchönen Farben aus, daß endlich die Frau Zunftmeiſterin in die Worte ausbrach: „Ich ſehe, Sie ſind entſchloſſen, auf Ihrem Sinne zu beharren, aber ich ſage Ihnen, es wird Sie reuen! Ihre ſchönen Bilder ſind in den Wind gemalt, und Sie werden bald nach Zürich zurückſeufzen und fühlen, daß Sie ſich in einem höchſt unnatürlichen Zuſtande befinden.“ Herr Zunftmeiſter ermunterte mich: „wenn ich jemals in dieſe Lage geraten und nach Befreiung ſchmachten ſollte, möchte ich nur wieder nach Zürich kommen!“ Er ſagte mir auf dieſen Fall ſeinen tätigen Beiſtand zu und entließ mich unter Äußerungen des innigſten Wohlwollens.

Memoirenbibliothek

Die Irrfahrten des Daniel Elster

Von ihm selbst geschrieben

Zwei Bände, broschiert M. 9.—, in Leinen gebunden M. 11.—, in Halbfranz M. 14.—

Zweite Auflage

■ ■ ■

Frankfurter Zeitung:

Ein deutsches Abenteurerleben, das kühn und knorrig aus den Bubenbeinen, durchs Gymnasium zur Universität wächst, wo das Leben gierig auf den Burschen wartet ..... Der hetzende Rhythmus des Lebens liegt in den zwei umfangreichen Bänden gefesselt, er hallt und schreit aus jeder Zeile, aus jedem Wort, das der kraftvolle Mann niederschrieb, der ein wackerer Lebenskämpfer war. Bilderartig erhellen sich weite Strecken deutscher Entwicklung, unerahnte Einblicke in vergangene Zeiten fremder Völker ergeben sich. Daniel Elsters Irrfahrten sollten in jedes Mannes Herz und Kopf ziehen; denn diese Memoiren sind von einem Reinen, Festen, von einem Idealisten geschrieben, der stets Mann und Mensch blieb, der die edlen Keime der Menschenseele in sich trug und sie im harten Ringen auf der Schaubühne des Seins nicht dorren ließ.

Deutsche Tageszeitung:

Es ist das frisch zugreifende Leben eines echten Mannes, das diese zwei Bände in schier unerschöpflicher Fülle und Mannigfaltigkeit vor uns aufrollen. Wie ein kühler, stählender Bergquell erquickt es die Phantasie .. Wie kostbar sind Elsters Erlebnisse in Griechenland und die griechische Zeit dargestellt! Innerhalb dieser Landschaften bewegen sich die Volksmengen, die Einzelgruppen, tauchen Lieblichkeit und junge Schönheit neben Schmutz und Grauen, Großmut neben bestialischer Grausamkeit, tiefe Tragik neben Humor, kleine verschmitzte Gaunereien und große Erbärmlichkeiten, Räuberwildheit u. Bauernlistigkeit in buntem Wechsel auf, wie zu künstlerisch sich aneinander steigernder Wirkungskraft. Wir werden mitfortgerissen. Wir erleben voll Spannung diese Abenteuer, voll Anteilnahme diese Erkenntnisse, voll Entzückung die Schönheiten dieser Welt mit.

Braunschweig. Landeszeitung:

Ein Leben reich an äußeren Begebenheiten, ernsten und heiteren, aufregenden und beruhigenden, aber der Leser findet auch historisch Interessantes, und all das gespiegelt in einer Persönlichkeit von großem Reiz: aufrecht und tapfer, dabei reich und nicht ohne Sentimentalität, aber immer sympathisch .... Man sollte das Buch vorlesen, um seinen Reiz zu verspüren.

Memoirenbibliothek

Papst Alexander VI. und sein Hof

Nach dem Tagebuch des Burcardus

Geh. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—, Halbfr. M. 8.50

Sechste Auflage

■ ■ ■

Berliner Tageblatt:

Wer auch immer sich mit der furchterregenden Persönlichkeit dieses Meistgeschmähten unter allen bisherigen Trägern der dreifachen Tiara bekannt macht, der wird den Schauder darüber nicht zu überwinden vermögen, daß eine derartig entsetzliche, eine derartig ungeheuerliche Verirrung jemals hat Wirklichkeit werden können. Wir können es jetzt nach beinahe einem halben Jahrtausend kaum mehr fassen, wie es möglich wurde, einem Wesen wie Alexander dem Sechsten aus dem Hause Borgia das seiner Idee nach höchste und verantwortlichste Amt auf Erden zu übertragen.

Wiesbadener Zeitung:

Über das Privatleben des der Familie der Borgia angehörenden Kirchenfürsten ist von Poeten und Kulturhistorikern, von Opernlibrettisten und Pornographen mehr als genug geschrieben worden; unserem Chronisten genügt es, den Orgien von Blut und Wollust, von fäulnisschimmernder Pracht berichtende Worte zu widmen. Doch auch in dieser Trockenheit gewähren sie das farbensatte Bild einer gewaltigen Zeit, die reich ist an verbrecherischen Taten, an kraftstrotzenden Menschen, an leidenschaft-durchglühten Frauen und an höfischem Glanze.

Kölnische Volkszeitung:

Es fällt uns gar nicht ein, Alexander VI. reinzuwaschen oder gegen den Augenzeugen Burchard, dem man Glauben schenken darf, irgendwie verteidigen zu wollen ... Das Leben dieses Genußmenschen von unbezähmter Sinnlichkeit widersprach in allem den Forderungen dessen, den er auf Erden vertreten sollte. Mit vollster Unbefangenheit ergab er sich einem sündhaften Leben bis an sein Ende.

Grazer Tagblatt:

Die Verdorbenheit der ganzen römischen Gesellschaft wird an wenigen, aber besonders starken Fällen in ruhigster Gelassenheit handgreiflich dargetan. Fast tragikomisch sticht von dem sittenlosen Treiben der vornehmen Gesellschaft das spitzfindig-richterische Vorgehen gegen die Verbrecher niederer Sorte ab. Wegelagerer, Dirnen und natürlich Ketzer aller Art werden mit drakonischer Härte gezüchtigt, die hochgeborenen Verbrecher aber erfreuen sich höchsten Schutzes, ist doch das anerkannte Oberhaupt aller dieser Leute der Sohn Sr. Heiligkeit selbst, der Übermensch Cesare Borgia ...

Memoirenbibliothek

Erste Serie Band 1—15

1./3. **General Marbots Memoiren 1789—1815.** 2. Auflage. 3 Bände. Brosch. M. 13.50, in Lwd. geb. M. 16.50, in Halbfrz. M. 19.50

4./5. **Feldmarschall von Boyens Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771—1813.** 2 Bde. Brosch. M. 9.-, in Lwd. geb. M. 11.-, in Halbfrz. M. 13.-

6. **C. F. v. Holten, Vom dänischen Hofe.** (Unter drei Königen.) Mit 4 Porträts. Brosch. M. 4.50, in Lwd. geb. M. 5.50, in Halbfrz. M. 6.50

7. **F. Bourgogne, Kriegserlebnisse 1812/13.** 4. Aufl. Mit 16 Vollbildern. Brosch. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.50, in Halbfrz. M. 8.50

8./9. **Fürst P. Krapotkin, Memoiren eines Revolutionärs.** 6. Aufl. 2 Bde. Mit 3 Portr. Brosch. M. 9.—, in Lwd. geb. M. 11.—, in Halbfrz. M. 13.—

10./11. **Henri Rochefort, Abenteuer meines Lebens.** 2. Aufl. 2 Bde. Brosch. M. 10.—, in Lwd. geb. M. 12.—, in Halbfrz. M. 14.—

12./13. **D. Thiébault, Friedrich der Große und sein Hof.** 4. Aufl. 2 Bde. Mit 6 Porträts. Brosch. M. 9.-, in Lwd. geb. M. 11.-, in Halbfrz. M. 13.

14. **General Gourgaud, Napoleons Gedanken und Erinnerungen.** St. Helena 1815—18. 7. Aufl. Mit 6 Porträts. Brosch. M. 5.50, in Lwd. geb. M. 6.50, in Halbfrz. M. 7.50

15. **Dr. Ryan, Unter dem roten Halbmond.** Erlebnisse eines Arztes b. d. türk. Armee i. Feldzuge 1877/78. Mit Porträt Osman Paschas. Brosch. M. 5.50, in Lwd. geb. M. 6.50, in Halbfrz. M. 7.50.

Zweite Serie Band 1—15

1./3. **General de Thiébault, Memoiren aus der Zeit der franz. Revolution und des Kaiserreichs.** In 3 Bänden. Mit 15 Porträts. Brosch. M. 15.—, in Lwd. geb. M. 18.—, in Halbfrz. M. 21.—

4. **Marschall Macdonalds Memoiren. 1785—1825.** Mit Porträt. Brosch. M. 5.50, in Lwd. geb. 6.50, in Halbfrz. 7.50

5. **Ed. Genast, Aus Weimars klass. und nachklassischer Zeit.** 4. Aufl. Mit 2 Portr. Brosch. M. 4.50, in Lwd. geb. M. 5.50, in Halbfrz. M. 6.50

6. **Helen Keller, Die Geschichte meines Lebens.** 47. Aufl. Mit zahlr. Illustrationen. Brosch. M. 5.50, in Lwd. geb. M. 6.50, in Halbfrz. M. 7.50

7./8. **Herbert Spencer, Eine Autobiographie.** 2 Bde. Brosch. M. 14.—, in Lwd. geb. M. 16.—, in Halbfrz. M. 18.—

9. **W. Debogory-Mokriewitsch, Erinnerungen eines Nihilisten.** 2. Aufl. Brosch. M. 5.50, in Lwd. geb. M. 6.50, in Halbfrz. M. 7.50

10. **Georg Herwegh's Briefwechsel mit seiner Braut.** 2. Aufl. Mit 2 Porträts. Brosch. M. 5.—, in Lwd. geb. M. 6.—, in Halbfrz. M. 7.—

11./12. **E. D. Pasquier, Napoleons Glück und Ende.** 2 Bde. Brosch. M. 11.—, in Lwd. geb. M. 13.—, in Halbfrz. M. 15.—

13. **Erinnerungen der Kaiserin Katharina II.** Von ihr selbst geschrieben. Neu herausgegeben von O. Kuntze. 9. Aufl. Mit 4 Porträts. Brosch. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—, in Halbfrz. M. 8.—

14./15. **Magister Laukhards Leben und Schicksale.** 7. Aufl. 2 Bde. Brosch. M. 11.—, in Lwd. geb. M. 13.—, in Halbfrz. M. 15.—

Verzeichnis der Dritten Serie

und ausführliche Prospekte über sämtliche Werke der Memoirenbibliothek stehen gratis zur Verfügung.

Memoiren Bibliothek

IV. Serie

Zehnter Band

Franz Xaver Bronner

Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit

Zweiter Band

Franz Xaver Bronner

Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit Von ihm selbst erzählt

Zweiter Band

Herausgegeben und eingeleitet von

Oskar Lang

Erste Auflage

Verlag Robert Lutz · Stuttgart

Stuttgarter Setzmaschinen-Druckerei Holzinger & Co.

Ein Mönchsleben
II

Elftes Kapitel:

Reiſe und Empfang in Augsburg.

Antritt meiner Reiſe nach Augsburg — Vorfälle in Konſtanz — Ein Wiederſehen — Fernerer Verlauf der Reiſe — Ankunft in Augsburg — Empfang bei de Halden — Losſprechung vom Bann und die geiſtlichen Exerzitien — Eine unvermutete Zuſammenkunft — Betragen und erſte Beſchäftigung — Die erſten Autorfreuden und -leiden — Schlechte Ausſichten — Jeſuitismus und geheime Geſellſchaften — Zurückgezogenheit — Aufmunterung durch Geßner.

Am Freitag, den 14. Juli 1786 lieferte ich einen Koffer, den ich gekauft und mit meinen wenigen Kleidern und Büchern bepackt hatte, zum Konſtanzer Boten, beſuchte noch einmal den Herrn Ratsherrn Geßner, um bei ihm und ſeiner ganzen Familie, beſonders bei Heinrich, meinen Abſchied zu wiederholen, beurlaubte mich ebenſo bei Herrn Amtmann Heidegger und meinen übrigen Freunden in der Orelliſchen Buchhandlung, dann bei meinen Koſtleuten, die mir unter Tränen allen Segen auf die Reiſe wünſchten, und ging zur Kronenpforte, um den Boten mit ſeiner Kutſche zu erwarten. Als ich dort auf der Bank ſaß, kam Herr Rittmeiſter von Orell, den ich oft im Geßnerſchen Hauſe geſehen und als einen echten Biedermann kennen gelernt hatte, von einem Spaziergange zum Tor herein, ſchritt freundlich auf mich zu, wünſchte mir voll Rührung und Wohlwollen Glück zu meinem mißlichen Vorhaben und gab mir mit naſſen Augen den Abſchiedskuß. Auch dieſen edlen Mann ſah ich zum letztenmal! Ein wohlgewachſenes Frauenzimmer mit einem Knaben ſaß neben mir auf der Bank und wartete ebenſo wie ich, bis der Wagen ankommen würde. Ein Geiſtlicher, ihr Bruder, hatte ſie bis unter die Pforte begleitet. Bald kam auch ein dicker, luſtiger Kaufmann von Genf, der aus demſelben Grunde unter der Pforte verweilte und, ſobald

er erfuhr, daß die hübſche Frau ſeine Reiſegefährtin ſein würde, ſich ſpaßend und mit auffallender Zudringlichkeit an ſie machte und, weil ſie nicht Franzöſiſch verſtand, mit umſchlingendem Arme und andern Geberden ſie von ſeiner Zuneigung zu überzeugen bemühte, ſo daß die gute Frau und der Geiſtliche mich einſtimmig baten, ich möchte doch ſogleich beim Einſteigen neben ihr Platz nehmen, um der allzu kühnen Freundlichkeit des Genfers Schranken zu ſetzen. Dies geſchah. Die Ernſthaftigkeit, mit der ich mich dabei benahm, brachte ihn auf den Gedanken, ich müßte wohl der Mann der jungen Frau ſein, und wir waren noch nicht lange gefahren, ſo tat er ſeine Vermutung durch eine Frage kund. Die Frau war ſchalkhaft genug, ihn auf ſeiner Meinung zu laſſen, und ich drückte ihr zum Beweiſe unſrer langen Bekanntſchaft vertraulich die Hand. Dies gab Anlaß zu einer luſtigen Farce, die wir bis nach Frauenfeld ſpielten, und in die ſich ſogar der muntre Knabe bald fand, der mich einmal ums andre „Vater" nannte. Der Genfer machte den Liebhaber, ich den Eiferſüchtigen und unſre Schöne die furchtſame, verlegene Gattin. Meine Rolle verſchaffte mir die Freiheit, ſtets vertraulich mit ihr zu plaudern, ihre Hände zu drücken, ſie zärtlich anzublicken und wohl gar die Rechte um ſie zu ſchlingen, und wir hatten keine Langeweile beiſammen. Sie bat mich, einige Umſtände meines Lebens zu erzählen und nahm lebhaften Anteil an meinem Schickſal. Wir verfielen nur zu bald in einen etwas zärtlichen Ton. Eben tändelte ſie mit einem Büchlein, das Lavaters Sammlung merkwürdiger Denkſprüche war und ſagte, ſie wollte mir einen Denkſpruch aufſchlagen, der genau zu meinen Umſtänden paßte. Begierig erwartete ich, was ſie wählen würde. Sie bot mir mit der einen Hand das Büchlein hin und deutete mit dem Zeigefinger der andern auf einen Spruch, indes eine Träne in ihrem Auge glänzte. Der

Spruch hieß: dulden und miſſen. Ach, wie ward mir da ſo weich um's Herz! Unwillkürlich zog ich ſie an mich.

Wirklich hielt uns der Wirt in Frauenfeld für Eheleute und erſt, als man uns beiden ebendasſelbe Schlafzimmer anwies, geſtanden wir, daß unſre Ehe nur ein luſtiges Vorgeben war. Zur Strafe führte mich der Wirt in ein Zimmer, wo kein andres Bett ſtand als ein ſolches, das nur eine ziemlich abgeſchabte wollene Decke hatte. Wider Vermuten fing es mich morgens unter dem leichten Flanelle zu frieren an, ſo daß ich vor Tagesanbruch erwachte und von einem ſchmerzhaften Bauchgrimmen geplagt ward, das ſich erſt nach dem Frühſtücken verlor. Zu Pfyn, einem Dorfe an der Thur, wo wir in einer Fähre über den ſtark angeſchwollenen Fluß nicht ohne Gefahr geſetzt wurden, mußte ich mich, leider! von meiner ſchönen Reiſegefährtin trennen, weil ſie ſich ſeitwärts ins Land wandte, um einen Pfarrer, ihren Freund, zu beſuchen. Ich hätte ſie lieber bis nach Augsburg begleitet, denn unſre Seelen ſchienen, beim erſten Anblicke ſchon, miteinander bekannt zu ſein.

Still und wie verſtimmt ſpazierten nun der Genfer und ich, meiſtens zu Fuße, neben der Kutſche her. Beim Goldenen Adler in Konſtanz, wo zugleich die Reichspoſt war, ſtiegen wir ab. Ich ließ mir ein Zimmerchen geben, weil mir der Wirt ſagte, der Poſtwagen nach Augsburg würde erſt am Dienstag abgehen. Seine Neugierde ruhte auch nicht, bis er mir alle meine Geheimniſſe abgelockt hatte. Sobald er wußte, daß ich ein flüchtiger Mönch ſei und nun im Begriffe ſtehe, mich ſelbſt in die Hände der Geiſtlichkeit zu überliefern, machte er große Augen und war redlich genug, mich wohlmeinend zu warnen, ich ſollte ja vorſichtig zu Werke gehen. Selbſt dann noch, als ich ihm meine Briefſchaften vorzeigte, ſchüttelte er den Kopf und blieb bei ſeiner vorigen dringenden Ermahnung. Er ſetzte

mich wirklich in einige Verlegenheit, und ich besann mich ernstlich, ob ich nicht nach Zürich umkehren sollte. Allein ich fühlte, daß ich mich schämen müßte, keinen bessern Grund meiner Rückkehr als diesen angeben zu können und entschloß mich von neuem, den Versuch, mich vor de Haiden zu stellen, kühnlich, jedoch mit der äußersten Vorsicht zu wagen. Am Sonntage, den 16. Juli besuchte ich den Dom, mehr um eine hübsche Musik zu hören, als dem Gottesdienste beizuwohnen. Allein anstatt des erwarteten Vergnügens hörte ich nichts als einen elenden Choral und das gewöhnliche Psalmengeschrei, so daß ich nach wenigen Minuten die Kirche mit Widerwillen verließ. Als ich aus der Kirchentür trat, kam mir ein junger blasser Mensch entgegen, der mich scharf ins Auge faßte, auf mich zulief und freudig: „Willkommen, Bronner!" rief. Es war ein junger Maler, der in Eichstädt mein Nachbar gewesen war, mich damals mit Beihilfe eines Fernrohrs, das er am Fenster befestigte, nach dem Leben abgemalt hatte, wie ich im offenen Gartenhause schrieb und dichtete, und der nun in einem Domherrenhofe in Konstanz wohnte und sein Brot mit Ausübung seiner Kunst verdiente. Er nahm mich sogleich mit, zeigte mir seine Gemälde und rühmte sich eines reichlichen Erwerbs. Mit Ekel sah ich die häßlichen Bilder an; es waren größtenteils Dosengemälde, welche die unsittlichsten Szenen zwischen Kapuzinern und Nonnen und dergl. roh genug vorstellten. Mit sichtbarem Bedauern sagte ich ihm, „es tue mir leid, daß er sich nicht viel mehr geübt hätte, in der Kunst bessre Fortschritte zu machen, und daß er das schönre Feuer seiner Phantasie unter so niedrigen Bildern erlöschen ließe."

Erst war er ein wenig betroffen, faßte sich aber sogleich wieder und erwiderte mit Bitterkeit: „Sie hätten ein Mönch bleiben sollen, da Sie doch so mönchisch denken! Warum suchten Sie die Freiheit, wenn Sie ein Grauen

vor Mädchen haben? Gar recht, daß Sie nach Augsburg gehen, Sie ſind ein Skrupulant und ängſtlich genug für einen Pfaffen. Adieu! wir taugen nicht zuſammen!“ „Sie haben recht!“ antwortete ich, „wir taugen nicht zuſammen, und unſre Begriffe von Freiheit und Luſt ſind ſo verſchieden als wir ſelbſt.“ Er öffnete die Tür und ließ mich allein die Treppe und die Pforte ſuchen. „Ach!“ ſeufzte ich auf dem Wege, „wie übel bin ich daran, wie wenig Achtung werd' ich genießen, wie wenig Nutzen ſtiften, wenn mich jedermann, meiner Flucht wegen, unter die Zahl ſo niederträchtiger, lockerer, verdorbener Menſchen rechnet, wie dieſer Maler tat! Unmöglich hätte er mir ſo häßliches Zeug vorweiſen können, wenn er nicht eine ſchlechte Meinung von mir gefaßt hätte. Und aus welchem Grunde konnte er eine ſolche Meinung faſſen?“ Die leider nicht ungegründete Furcht, mich der Entweichung halber überall mißkannt zu ſehen, malte mir meinen künftigen Zuſtand als Volkslehrer mit ſo ſchwarzen Farben vor, daß ich auch aus dieſem Grunde mich von neuem beſann, ob ich nicht in die Schweiz zurückreiſen ſollte. Allein ich hoffte, meine gute Aufführung würde mich bald über alle dergleichen üble Meinungen der Leute erheben und den Flecken, der meinem guten Namen ankleben möchte, auslöſchen.

Ich erinnerte mich, daß im nahen Kloſter Kreuzlingen ein regulierter Chorherr lebe, der mit mir in Neuburg ſtudiert und in Nebenſtunden meinen Bruder inſtruiert hatte. „Den mußt du doch beſuchen!“ dachte ich, „die Art, wie er dich empfängt, kann dich vielleicht belehren, wie man dich in Augsburg empfangen wird und mit welchen Augen die Mönche überhaupt dich anſehen werden.“ Nachmittags ging ich alſo nach Kreuzlingen; der Chorherr empfing mich freundlicher, als ich erwartet hatte, führte mich erſt zur Muſik in die Veſper und dann in ein Gaſtzimmer,

um mir Wein vorzusetzen. „Wie es doch komme," fragte er mich jetzt, „daß ich in einem weltlichen Aufzuge erscheine, da er doch vernommen habe, ich sei ein Benediktiner geworden?" Sowie ich ihm nun meine Geschichte erzählte, rückte er mit seinem Stuhle weiter von mir weg, betrachtete mich aus weiten Augen und ward ängstlicher in seiner Unterhaltung. Die Loszählung von Ordensgelübden schien ihm eine unmögliche Sache, und er prophezeite mir unverhohlen, „in Augsburg würde mir erklärt werden, man habe mich nur deswegen davon losgezählt, damit ich meinem gefährlichen Aufenthalte bei Unkatholischen und dem ewigen Verderben entrissen werden möchte; da dies nun geschehen sei, so könne man mir nicht bergen, daß ich wieder ins Kloster zurücktreten müsse. Von der Strafe des Kerkers meinte er, würde ich zwar befreit bleiben, aber der Strafe der allgemeinen Verachtung würde ich gewiß nicht entgehen! Jedoch sollte ich, um des Heils meiner Seele willen, die verdienten Folgen meines sündlichen Schrittes geduldig ertragen und Gottes Barmherzigkeit durch ein stetes Bußleben zu gewinnen suchen." „Du hast für deinen Vorwitz teuer bezahlt!" dachte ich, nahm Abschied von dem guten aufrichtigen Manne und wälzte, indes ich nach Konstanz zurücktrabte, allerlei Gedanken im Kopfe herum. „Wie wäre es, wenn der Mönch recht hätte?" fragte ich mich selbst. Aber die Briefe von de Haiden, die Bulle Roms und das Vikariatsdekret von Augsburg beruhigten mich wieder. „Und sollte dich wirklich das angedrohte Schicksal treffen," sagte ich, „so weißt du den Weg in die Schweiz hoffentlich zum zweitenmal zu finden, denn einsperren dürfen sie dich doch nicht!"

In diesen Gedanken ging ich vor die Stadt hinaus, um den See und die schönen Gegenden um ihn her zu besehen. Überall gefiel es mir ausnehmend wohl. Aber als ich auf einer Ebene, gegen Gottlieben zu, mich umsah und

einen Vorübergehenden fragte, was es zu bedeuten habe, daß eine so große Strecke Landes mit Ringmauern eingefaßt sei, und mir derselbe antwortete, daß dies ehemals die Stadtmauern waren, da konnte ich nicht umhin, den Verfall einer so ansehnlichen Stadt zu bedauern und den durch Untätigkeit zerstörenden Mönchsgeist zu verwünschen. Ebenderselbe Mann zeigte mir auch einen Platz, auf welchem der redliche Hus, nachdem ihn der wortbrüchige Sigismund in die Hände der aufgebrachten Geistlichkeit überliefert hatte, verbrannt worden sein sollte. Mit Ehrfurcht und unter Gefühlen eines heiligen Schauers betrachtete ich den Ort, wo ein standhafter Bekenner der Wahrheit seinen Geist als Held unter Martern dem Himmel wieder gegeben hatte, und stellte mir mit Abscheu die Schadenfreude und das Frohlocken des betrogenen Pöbels vor, der um den Scheiterhaufen des vermeintlichen Ketzers her seine religiöse Freude über den Untergang des würdigsten Mannes bezeigte. Die ganze Stelle war beinahe von allem Grase entblößt, und mein Cicerone säumte nicht, mir dies als ein offenbares Wunder anzupreisen. „Freund!“ erwiderte ich ihm, „solch ein Wunder kann jeder Eurer Geistlichen wirken, wenn er jährlich etlichemal mit seinen Taschen voll Salz hierher spaziert und dasselbe auf das Erdreich streut.“ Der Mann schaute mir starr ins Gesicht und sagte: „Ich merke schon, Er ist auch ein Lutheraner oder gar ein Kalvinist. Leb' Er wohl und sorg' Er noch beizeiten, daß Ihn der Schwarze nicht auch hinbringt, wo Hus immer und ewig brennen und braten muß!“ Da ging er, schüttelte den Kopf und ließ mich stehen. Wäre meine Stimmung nicht eben zu traurig und mein Herz weniger gerührt gewesen, so hätte ich sicherlich laut auflachen müssen, aber so blieb es bei einem mitleidigen Lächeln.

Der Wirt schien mich wirklich lieb gewonnen zu haben und unterließ nichts, mich aufzuheitern. Wenn er sah,

daß ich abends nach Tiſche niemand hatte, mit dem ich ſprechen konnte, weil faſt alle Gäſte Franzöſiſch ſprachen, ſo ſetzte er ſich neben mich und kürzte mir die Zeit durch freundliches Geplauder. Bei dieſem Anlaſſe fühlte ich recht das Bedürfnis, Franzöſiſch reden zu können und nahm mir ernſtlich vor, ſobald ich Gelegenheit fände, einen Sprachmeiſter zu halten, um die franzöſiſche Sprache von Grund aus zu lernen.

Als ich am Dienstage abreiſen ſollte, forderte mir der Wirt für alle Verpflegung, die ich reichlich in ſeinem Hauſe genoſſen hatte, nur eine geringe Summe ab, gab mir Unterricht, wie ich mich auf der Reiſe im Poſtwagen zu benehmen habe, um am wohlfeilſten durchzukommen und verſprach, meinen Koffer, obſchon er etwas mehr als 50 Pfunde wog, unentgeltlich nach Augsburg zu liefern.

Beim Frühſtücke ſaß er, unter freundlichem Geſchwätze, neben mir und wollte mich nicht gehen laſſen, als ich aufzubrechen und an Bord des Poſtſchiffes zu gehen im Begriffe ſtand. „Ich bin ja Poſthalter und muß wiſſen, wenn das Schiff abgeht," ſagte er, „bleiben Sie ruhig hier, bis ich Sie mahne!" Ich blieb, bis er mich mahnte, aber als ich an die Lände kam, ſtieß das Poſtſchiff bereits vom Land, und die Schiffer ließen mich, ſo ſehr ich bat und lärmte, nicht mehr an Bord kommen. Lachend ſpotteten ſie meiner und hießen mich ein eigenes Schiff mieten, in Meersburg würde ich ſie wohl antreffen. Etwas aufgebracht ging ich zum Adler zurück; der ehrliche Wirt bedauerte mich, wußte mir aber nichts Beſſres zu raten, als ſchleunigſt über die Halbinſel, auf welcher das Kloſter Petershauſen ſteht, nach dem Dörfchen Stad zu gehen, dort ein Schiffchen zu mieten und nach Meersburg zu fahren. Ungeſäumt folgte ich ſeinem Rate, ging durch ein ſehr fruchtbares Gelände nach einem ſchöngelegenen Weiler Loretto mit einer Kapelle, die auf der angenehmſten Höhe liegt, und von da zum Dörf-

chen Stad hinab. Eben langte mit mir eine Karawane Wallfahrer, die von Einsiedeln kamen, am Ufer an; für einen Gulden durfte ich einsteigen, und das Schiffchen stieß vom Lande.

Scharf blies der Wind von Überlingen her und neigte das Fahrzeug so stark auf die Seite, daß die Wellen hereinschlugen. Alle Bänke, auf denen die Reisenden saßen, mußten an die linke in die Höhe gehobene Seite des Schiffes gesetzt werden, um das Gleichgewicht einigermaßen herzustellen. Einige der Schiffenden schrien, so oft eine starke Welle über Bord schlug: „Jesus, Maria und Joseph!“ Die andern brummten ihren Rosenkranz, erhoben ihre Stimmen stärker oder verstummten, wenn ein neuer Windstoß kam, die Schiffleute fluchten über die Furchtsamen, riefen einander zu Hilfe, schöpften das Wasser hinaus, wollten das Segel einreffen, konnten damit lange nicht zustande kommen und beruhigten sich endlich in etwas, als sie es in eine Lage gebracht hatten, in welcher der Windstrom weniger darauf wirken konnte. Sowie wir dem Gestade näher kamen, legte sich der Wind, und wir landeten glücklich und noch etwas früher als das Postschiff bei Meersburg.

Als ich in das Wirtshaus zum Bären trat, staunte mich ein junger Mensch an, der eben mit einem Mädchen geschäkert hatte, und lief mit offenen Armen auf mich zu. Es war ebenderselbe, der zu Neuburg in der Oper, als Mädchen gekleidet, hinter den Kulissen dem größern Studenten auf dem Schoße gesessen hatte. Nach einigen Erörterungen zeigte es sich, daß er als Musikant in den schwäbischen Klöstern umherziehe und nun in Verlegenheit sei, wo er endlich ein bestimmtes Unterkommen finden möge. Ich wußte dem armen Menschen, der übrigens ganz lustig war, so wenig zu helfen als mir selbst, und wir schieden unter gegenseitigen Wünschen für unser Wohl voneinander.

Über Markdorf fuhr dann der Postwagen nach Ravensburg. Es war ein lieblicher Anblick, rechtshin im angenehmsten Tale das schöne Kloster Weißenau, von der Abendsonne vergoldet, glänzen zu sehen. In der Dämmerung reisten wir durch den Markt Altorf nahe bei der Reichsprälatur Weingarten und kamen, indes der Schlaf mich übermannte, nach Wolfegg, wo wir mitten in der Nacht in einem Wirtshause einsprachen und unter Fluchen und Murren der aufgestörten Wirtsleute Kaffee tranken. Als der Tag anbrach, rollte unser Wagen an einem Walde auf der Leutkircher Heide vorüber; es dünkte mich überaus lieblich, die aufgehende Sonne in dieser einsamen Gegend bei Lerchengesang zu betrachten, und ich labte mich recht an den kleinen Nebelgruppen, die zerstreut auf der Ebene lagen und an dem Funkeln der Bäche, die sich von Süden heranschlängelten.

In Leutkirch nahmen wir ein Frühstück, indes der Postkondukteur von Lindau und der unsrige von Konstanz ihre Fracht auf einen Wagen packten. Dann fuhren wir, von der Morgensonne beglänzt, nicht fern vom Fuße des weit sichtbaren und schönen Schlosses Zeil zwischen Wiesen und fruchtbaren Feldern hin und langten mittags in Memmingen an.

Abends um vier Uhr kamen wir nach Mindelheim, einem kleinen bayrischen Städtchen. Im Wirtshause, wo wir einsprachen, fand ich einen jungen, halbtrunkenen Offizier und vernahm, daß man ihn Herrn Baron R. nannte. Er war einer derjenigen beiden Freiherren, an denen ich im Seminar zu Neuburg vergebens alle meine Erziehungskunst verschwendet hatte, bis mich eine tüchtige Ohrfeige, die ich austeilte, von meiner Plage erlöste. Er faßte mich ins Auge und schien sich zu besinnen, daß er meine Gesichtszüge schon irgendwo erblickt haben müßte, aber ins klare, so glaubte ich, konnte er mit seinem

Gedächtniſſe nicht kommen. Er ging beiſeite, um den Wirt zu ermuntern, daß er mich um meinen Stand und Namen fragen möchte, allein ich war mutwillig genug, allen ſeinen Fragen entweder auszuweichen oder ſie mit einer luſtigen Antwort abzufertigen. Ohne mich zu erkennen, begleitete mich der Offizier an den Poſtwagen und ſagte, als ich einſtieg und Abſchied von ihm nahm: „Ihr Geſicht iſt mir bekannt, es mag ſein, woher es will!“ „Leben Sie wohl, Herr Baron,“ erwiderte ich, „vielleicht erinnern Sie ſich noch mit Widerwillen Bronners, Ihres Inſtruktors in Neuburg!“ — „O, ſchade, daß Sie mir das nicht früher ſagten!“ rief er, aber der Poſtwagen rollte davon.

Die Nacht brach ein, und wir hatten einen Wald vor uns, von dem man uns ſchon im Wirtshauſe nichts Gutes geſagt hatte. Der Kondukteur teilte Piſtolen unter uns aus und ſprach: „Es iſt noch nicht lange, daß ich in dieſem Walde von Räubern angegriffen ward, wir haben uns durchgeſchlagen. Auch jetzt hat man Spuren, daß es nicht ganz ſicher zu reiſen iſt. Hören Sie im Walde pfeifen, ſo bitte ich die Frauenzimmer, ſich niederzubücken, denn die Schüſſe, welche etwa fallen könnten, gehen dann über ihren Köpfen hinweg; die Männer aber erſuche ich, die Hahnen zu ſpannen und jeden, der dem Wagen näher kommt, niederzuſchießen. Der Poſtillon hat Befehl, ſo ſchnell zu fahren, als er vermag. Seien Sie alſo wachſam, ſtille und auf guter Hut!“ Dieſe Anrede wiſchte alle Schläfrigkeit aus unſern Augen: jeder horchte ſtill und aufmerkſam zu. Bald hörten wir pfeifen, da und dort im Walde, wie anzeigend und antwortend. Die Hahnen wurden geſpannt, die Frauenzimmer bückten ſich zitternd und ächzend nieder, und der Poſtillon fuhr im Galopp davon. Glücklich kamen wir aus dem Walde, ohne daß uns ein Haar gekrümmt ward.

In Schwabmünchingen ließen wir uns Erfrischungen geben, so spät es auch in der Nacht war, und schliefen ein paar Stunden. Als die erste Morgenröte am Himmel erschien, fuhren wir die Hochstraße hinab durch schöne Dörfer, an der Grenze einer unabsehbaren Ebene, zu deren Linken wir das Wertachtal mit den Gewinden des Flusses und weiterhin auf schönen Hügeln die Schlösser Straßberg und Wellenburg im Auge hatten. Es war mir sonderbar zumute, als wir durch die schöne Allee von Göggingen uns der Stadt Augsburg nahten, die sich vor unsern Augen weit umher verbreitete. „O Gott!" seufzte ich, „lenke hier alles zu meinem Besten! Rette mich aus allen Gefahren, gib mir Klugheit und Geduld und laß mich nicht zum schlechten, nicht zum unglücklichen Menschen werden!" Eine gewisse Beklemmung und eine unüberwindliche Ängstlichkeit bemächtigten sich meiner, als wir etwa morgens um 8 Uhr durch die Tore fuhren.

Kaum war ich bei dem Posthause aus dem Wagen gestiegen, so bot sich ein Lastträger, der schon bereitstand, zu meinen Diensten an. Ich vertraute meinen kleinen Koffer seinen Schultern und bat ihn, mich in einen nahen guten Gasthof zu führen. Er führte mich zum Goldenen Lamme, wo mir auf meine Bitte sogleich ein Zimmerchen angewiesen ward. Hier überlegte ich noch einmal, wie ich mein Vorhaben am klügsten ausführen sollte. Weil ich dachte, im Gewebe meines ferneren Schicksals könnte manches vom ersten Eindruck abhängen, so ließ ich den Friseur rufen und ersuchte ihn, mein Haar, das zu lang war, erst zu schneiden, so daß ich einem Weltpriester ähnlich sehe, und mich dann zu frisieren. Ein Lohnlakai, den ich anfangs für einen ordentlichen Bedienten im Gasthofe hielt, stand dabei, als ich dem bestäubten Jüngling meinen Auftrag gab. Kaum war ich noch aus der Puderwolke herausgetreten, so stellte sich der Lohn-

lakai vertraulich neben mich, half mir meine Kleider in Ordnung bringen und knüpfte an das, was er gehört hatte, ein forſchendes Geſpräch an. Zuerſt eröffnete er mir ſein Befremden darüber, daß ich erſt wie ein Reiſender vom Bürgerſtande erſchienen ſei und mich nun plötzlich in einen Geiſtlichen umformen ließe. Dies führte zu Erörterungen, die ihm bald begreiflich machten, daß ich ein entlaufener Mönch ſei, der von den Geiſtlichen Räten hierhergelockt wurde, und nun im Begriffe ſtehe, ſich gutherzig vor ihnen zu ſtellen. Er ſchüttelte den Kopf und meinte, ich hätte etwas ſehr Gefährliches unternommen und könnte kaum genug auf meiner Hut ſein. Seine Ängſtlichkeit gewann ihm mein Zutrauen mehr, als wenn er leichtſinnig mein Vorhaben gebilligt hätte. Ich fragte ihm allerlei Umſtändchen, meinen Gönner de Haiden betreffend, ab und er gab mir, wie ich nachher bemerkte, auf jede Frage ſehr aufrichtigen Beſcheid. Dennoch hielt ich es damals, da ich ihn noch nicht hinlänglich kannte, für unbeſonnen, mich ihm gänzlich anzuvertrauen. Nachdem ich zu Mittag geſpeiſt und alles wohl überlegt hatte, ging ich in die Klettiſche Buchhandlung, an die mich meine Gönner in Zürich auf jeden Fall empfohlen hatten und traf mit dem Handlungsdiener, der ſich meiner ſogleich aufrichtig annahm, die Abrede, er ſollte ungeſäumt eine Poſtchaiſe vor dem Laden auffahren laſſen und mir jetzt einen unbekannten Laſtträger mitgeben, der, von mir angeführt, meinen Koffer aus dem Gaſthofe abholen und in den Laden der Handlung bringen möchte. Ich ging mit dem Träger zum Goldenen Lamme, ſagte dem Wirte, „meine Geſchäfte hätten glücklich begonnen und ich ſtehe im Begriffe, mich in einem Privathauſe einzuquartieren.“ Als wir uns der Klettiſchen Buchhandlung wieder näherten, ſtand die Poſtchaiſe ſchon bereit, und ich befahl dem Laſtträger, meinen Koffer darauf feſtzubinden. Nach dieſen Vorbereitungen ließ ich mich in das Haus

des Tabakfabrikanten Pruners führen, wo de Haiden wohnte, mit dem Vorsatze, beim geringsten Anschein von Falschheit oder Nachstellung alle diejenigen, die mich etwa aufhalten oder gefangen nehmen wollten, flink und kräftig zu Boden zu werfen, davonzueilen, in die Postchaise zu springen und zu demjenigen Tore hinauszufahren, durch welches der Weg nach Füssen und weiter nach Tirol führt, um durch die dortigen Gebirge unbemerkt wieder in die Schweiz zu wandern und meine Verfolger, die mich gewiß nicht auf diesem Wege suchen würden, irre zu machen. Ich merkte mir die Gasse, durch die ich gehen mußte, recht wohl, damit ich sie im Notfalle nicht verfehlen möchte. Ebenso prägte ich meinem Gedächtnisse die Treppen und Ausgänge des Hauses, in das ich trat, sehr genau ein und sah mich wohl um, ehe ich den Klöppel an der Tür des Gemaches zog, das de Haiden der Aufschrift zufolge bewohnte.

Auf mein Klopfen kam ein Bedienter hervor, der eben nicht von starkem Gliederbau war, denn deshalb nahm ich ihn sogleich in Augenschein. Kaum hörte er meinen Namen, so lächelte er freundlich und lief in das Zimmer seines Herrn. De Haiden kam mir voll Freuden entgegen, hieß mich herzlich willkommen und führte mich mit dem Ausdrucke ungeheuchelten Wohlwollens in sein Zimmer. „Gut!" sagte er, „recht gut, daß Sie da sind! Fast verzweifelte ich, ob Sie auch kommen würden! Sie waren gar zu mißtrauisch. Aber bald sollen Sie überzeugt werden, daß Sie es mit einem ehrlichen Manne zu tun hatten, und daß Sie nun der heiligen Hermandad*) ganz und gar nicht in die Hände gefallen sind, wie Sie immer zu fürchten schienen! Bald sollen Sie sehen, daß ich Ihr aufrichtiger Freund bin!" In diesem Tone sprach und fragte er noch vieles und wiederholte mündlich jedes seiner schriftlichen

*) Verbrüderung (spanisch).

Verſprechen, ſo daß nach und nach alle meine Beſorgniſſe verſchwanden. Am meiſten tat er ſich darauf zugute, daß er es war, der mich zur Wiederkehr bewogen hatte. „Schon lange," fuhr er fort, „hab' ich Ihnen einen angenehmen Koſt- und Wohnort bereitet; Ihr Freund C. Sch., mit dem Sie bereits in Korreſpondenz ſtanden, ſoll Ihr Hausherr ſein! Er wohnt mit mir unter einem Dache, ſein Gemach ſtößt an das meinige. Dieſe Nähe ſoll uns alle drei inniger zuſammenketten, wie ich hoffe! Auch wohnt ein Weltprieſter bei ihm, mit Namen Clemens Bader, ein junger geſchickter Mann aus München, der hier beim Geiſtlichen Rate als Akzeſſiſt angeſtellt iſt; vielleicht tut es Ihrem Herzen wohl, ſich näher an ihn anſchließen zu können! Kommen Sie nur!" Da führte er mich zu Herrn C. S., der mich gleichfalls mit ſichtbarer Freude empfing und mir ſogleich meinen Aufenthalt in ſeinem Bibliothekzimmer anwies. Es war mir freilich ſehr unangenehm, gerade bei demjenigen Manne wohnen zu müſſen, gegen den ich wegen ſeines Fanatismuſſes und ſeiner Verbindung mit Jeſuiten und Roſenkreuzern eine unüberwindliche Abneigung hatte. Allein ich mußte mich in mein Schickſal fügen und zu einem unangenehmen Spiele willig oder unwillig eine freundliche Miene machen.

Unter dem Vorwande, mich einiger Aufträge zu entledigen, ging ich dann in die Klettiſche Buchhandlung, ſchickte den Poſtillon, der ſich mit Auszahlung des halben Preiſes und eines Trinkgeldes befriedigen ließ, nach Hauſe und ließ den Koffer in meine Wohnung bringen. Als ich in das Zimmer meines Hausherrn trat, fand ich eine wohlgewachſene Frau, die ſich dahin als in einen Freiungsort (Aſyl) geflüchtet hatte, weil man beſorgte, ihr Mann würde ſie als Giftmiſcherin einſtecken laſſen. Sie war eine lutheriſche Wirtin, die ſich ſehr über die Impotenz und üble Begegnung ihres Wirtes beklagte und

alle Luſt bezeigte, zum katholiſchen Glauben überzutreten, der ihr, meinem Bedünken nach, wenigſtens inſofern ſeligmachend ſchien, als er ſie von ihrem verhaßten Ehegatten befreien und mit einem geliebten jungen Domherrnbedienten verbinden ſollte. Die geiſtlichen Religionseiferer, denen an der Bekehrung einer ſo ſchönen Seele gelegen war, gingen unabläſſig ab und zu und ſparten ihre ſalbungsvollen Zuſprüche nicht. Ich fand mich auf einmal wie in eine andre Welt verſetzt und wußte nicht, wie ich mich bei dieſer ganzen Szene benehmen ſollte, die ſo viel Widerliches für mich hatte. Herr Bader entriß mich endlich der Verlegenheit, indem er mich auf ſein Zimmer führte und mir ſeinen artigen Büchervorrat wies.

Abends beſuchte ich noch den P. Bayrer, der mich mehr kalt als freundlich empfing und deutlich merken ließ, wie ſehr es ihn verdroß, daß ich nicht mehr Vertrauen auf ihn geſetzt hatte. Sein Benehmen war ſo zurückſtoßend, daß ich's nur noch ein einzigmal über mich gewinnen konnte, ihn zu beſuchen.

Die Ermüdung vom nächtlichen Fahren machte, daß ich ruhig und lange ſchlief. Als ich erwachte und mich ringsher mit Bücherſchränken umgeben ſah, erwachte zugleich ein angenehmes Gefühl in meiner Seele, das von der Hoffnung belebt ward, unter dieſer Menge von Schriftſtellern wenigſtens einige, die für mich genießbar wären, zu finden und durch ſie nützlichen Unterricht zu erhalten. Ich betrachtete das Zimmer und die Lage, in der ich mich befand, als eine Schule, die zu meiner fernern Bildung beitragen ſollte, und betete zu Gott, „er möchte, wie bisher, mein gnädiger Führer ſein, damit alles, was ich zu erdulden hätte, zu meiner Beſſerung und Belehrung gereiche!“ Am liebſten kettete ich damals meine Bitten an das Vater unſer und meinte durch dieſes Hilfsmittel alle meine Bedürfniſſe nach einer gewiſſen Ordnung leicht und un-

gezwungen darlegen zu können. Zwar glaubte ich nicht, daß eine besondere Kraft in dieser Formel liege, aber ich hatte doch Achtung davor, weil sie ein weiser Mann, der einst die größten Wahrheiten lehrte und allen Nachrichten zufolge selbst tugendhaft lebte, als ein Beispiel eines echten Gebets seinen Jüngern angepriesen hatte, und weil es mir so leicht ward, an diese Formel, die mir von Jugend auf geläufig war, jedes meiner Anliegen anzureihen.

Kaum vernahm man meine Bewegungen im Nebenzimmer, so kam mein Hausherr und führte mich in die schön geschmückte Hauskapelle des Herrn Provikars, in der ein ziemlich prächtiger Altar mit einem überaus reizenden Marienbilde stand. Herr Provikar sagte mir: „es sei notwendig, daß ich zuerst pro foro externo (vor der Welt) von dem geistlichen Banne losgesprochen werde, in den ich wegen meiner Abtrünnigkeit vom Mönchsstande verfallen sei." Dann kleidete er sich in das Meßgewand, setzte sich am Altare hin, hieß mich niederknien und den 50. Psalm mit ihm in abwechselnden Versen sprechen. Hätte er sich strenge an das Ritual des Bistums Augsburg gehalten, so wäre ich indessen von ihm mit einer Rute oder Geißel auf die entblößten Schultern und den Rücken gestrichen worden. Allein dies unterließ er. Am Ende des Psalms erhob er sich und sprach die Absolution. Dann schlug er ein Kreuz über mich, und ich war des Kirchenbannes entledigt, so daß mich niemand mehr als einen Exkommunizierten scheuen oder vermeiden durfte. Aber das galt nur pro foro exteriori; pro foro interiori (im Gewissen) blieb ich gebunden, bis ich gebeichtet haben würde. Hierauf las er die Messe, der meine Hausleute und ich beiwohnten. Es durchkreuzten mich sonderbare Empfindungen, die nichts weniger als angenehm waren, da ich mich dergleichen Zeremonien, auf die ich gar keinen Wert legte, so hingeben mußte. Doch war ich im Grunde noch einigermaßen froh, daß ich so leichten

Kaufes davonkam. Ich hatte immer gefürchtet, es würde wohl gar ein Glaubensbekenntnis von mir gefordert werden, und es war mir ein schrecklicher Gedanke, mich feierlich und eidesmäßig zu Grundsätzen bekennen zu müssen, die ich größtenteils für falsch hielt. Meine ganze Seele bebte vor diesem Betruge zurück. Die erste Frage also, die ich vorbrachte, als de Haiden mir von der Lossprechung vom Banne Meldung tat, war diese: „Ich bin der katholischen Religion niemals ungetreu geworden, muß ich vielleicht doch das Glaubensbekenntnis ablegen?“ „Ganz und gar nicht,“ erwiderte er, „Sie sind ja kein Abtrünniger vom Glauben, sondern nur vom Orden.“ Ein Stein fiel mir vom Herzen. Hätte er ein Bekenntnis von mir gefordert, so wäre ich ohne weiteres aufgebrochen und hätte, ohne meinen Koffer in Sicherheit bringen zu können, Augsburg wieder verlassen.

Nachmittags mußte ich mir eine Tonsur scheren lassen, man gab mir ein Brevier, der Schneider nahm mir das Maß zu einem Talar und Mantel, und Herr Provikar war so gütig, mir die Schande zu ersparen, vom bischöflichen Vikariatspedell wie ein geistlicher Verbrecher durch die Stadt geführt zu werden. Er selbst begleitete mich ins Karmelitenkloster, wo er bereits Anstalten zu meinem Empfange getroffen hatte, denn hier sollte ich die vom Papste auferlegte Buße verrichten, nämlich die zehntägigen geistlichen Exerzitien machen. Der Pater Prior führte uns ins Refektorium, wo uns zum Einstande vom besten Bier vorgesetzt ward, und Herr Provikar empfahl mich diesem Obern so gut, daß man mich wirklich als seinen Günstling und als einen werten Gast immer mit Achtung behandelte. Dem Gebrauch zufolge wurde mir ein Exerzitienmeister zugewiesen, unter dessen Aufsicht und Anleitung ich meine geistlichen Übungen vornehmen sollte. Auf de Haidens Verlangen übernahm diesen Auftrag der Pater Alexander.

ein bejahrter Mann von feinen Sitten und vielen Kenntniſſen, aus ungariſchem Adel entſproſſen, welcher bereits die anſehnlichſten Ämter in ſeinem Orden bekleidet hatte, ein Feind der Jeſuiten war, jetzt die Kirchengeſchichte von Fleury in lateiniſcher Sprache fortſetzte und erſt vor kurzem ein paar Bände gegen die Jeſuiten geſchrieben hatte. Er führte mich in eine artige Zelle, wo ich einer lieblichen Ausſicht in den ſehr geräumigen Kloſtergarten genießen konnte. Eine Menge zahmer Finken flog auf ein Zeichen, das er ihnen gab, in Scharen herbei; die einen hüpften auf das Fenſtergeſimſe, die andern auf den Boden der Zelle, einige auf die Tiſche und wieder einige haſchten in die Luft geſtreute Broſamen im Fluge weg. Sie wurden bald auch mit mir vertraut und aßen Broſamen aus meiner Hand. Ihr vertrauliches Spiel verſchaffte mir, wenn ich mich in der Folge müde geleſen hatte, manches Vergnügen und war mir ſogleich beim erſten Anblick eine Erquickung. Pater Alexander unterredete ſich mit mir, wie ich es mit meinen geiſtlichen Übungen halten wollte, und zeigte ſich als einen ſehr diskreten Mann. „Morgen iſt das Feſt der heil. Magdalena," ſagte er, ſobald wir die Zelle betraten, „ſie war eine große Büßerin! Ahmen Sie ihr nach, und beſtreben Sie ſich, mit Gott ausgeſöhnt und ein tugendhafter Mann zu werden!" Ich hatte mir ſchon während der Reiſe vorgenommen, die Dekade der Exerzitien zur Prüfung und ſtrengen Reviſion meiner religiöſen Grundſätze anzuwenden und auf dieſe Weiſe für mich eine leere Zeremonienſache moraliſch nützlich zu machen. Zu dieſem Ende forderte ich nichts von dem Pater Exerzitienmeiſter als eine Bibel. Er brachte ſie mir und ſchien ſich zu freuen, daß ich kein andres als dieſes Buch verlangte. Seine Direktion ſchränkte ſich gänzlich darauf ein, daß er mich täglich einigemal beſuchte, mich durch Billigung meines ſtillen Betragens und des Eifers, mit dem ich die heilige

Schrift las, ermunterte und mich jedesmal nach dem Mittageſſen, zur Aufheiterung, in die zahlreiche und im Fache der Geſchichte ſehr wohl beſtellte Kloſterbibliothek führte, mir die bequeme Einrichtung und die meiſten Merkwürdigkeiten derſelben wies und überhaupt ſich bemühte, ſeinem Büßenden manche angenehme Stunde zu machen. In Speis und Trank ließ mir der Pater Prior nichts abgehen, man überhäufte mich vielmehr mit guten Faſtenſpeiſen, Fiſchen und Gebackenem, ſo daß ich die Fleiſchkoſt gar leicht vermißte, und reichte mir täglich dreimal einen Krug des beſten Biers; ich wäre berauſcht worden, wenn ich ihn auch nur einmal ganz ausgetrunken hätte.

Am Jakobitage, den 25. Juli, forderte mich P. Alexander zum Beichten auf. „Es iſt nicht recht," ſagte er treuherzig, „daß Sie ſo lange zögern, ſich mit Gott durch ein aufrichtiges Bekenntnis Ihrer Sünden auszuſöhnen." Ich beichtete ihm alſo, obſchon ich weder Neigung dazu hatte, noch mich zu dieſem Bekenntnis für verbunden hielt und zeigte ihm meine Fehler, zwar nicht ängſtlich, aber doch offenherzig an, ſo daß er den Zuſtand meines Herzens ſo ziemlich erkennen konnte; nur von meinen religiöſen Zweifeln und Grundſätzen ſchwieg ich, teils hielt ich es für unrecht, ihn zu belügen, teils hatte ich keine ſo ſchweren Verbrechen auf meiner Seele, daß ich eine Verräterei hätte fürchten dürfen, teils hielt ich meine Zweifel nicht nur für keine Sünden, ſondern glaubte verdienſtlich gehandelt zu haben, als ich meine jugendlich nachgebeteten Glaubenslehren nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen muſterte. Aber es lief doch nicht ohne Falſchheit ab, denn ich ſagte zu mir ſelbſt: „Er wird nicht glauben, daß du aufrichtig gebeichtet haſt, wenn du dich nicht auch wegen Unterlaſſung des Brevierbetens, wegen des Fleiſcheſſens an Faſttagen, wegen Vernachläſſigung der Beichte und Meſſe und dergl. während deines Aufenthaltes in einem unkatholiſchen Lande

anklagst.“ Ich klagte mich also dieser Sünden an, ohne sie für Sünden zu halten, denn mir waren Brevier, Fasttage, Beichte und Messe usw. weiter nichts als unverbindliche, ja größtenteils unweise Priestersatzungen. Nun ward ich auch pro foro interiori von der Exkommunikation und meinen Sünden völlig losgesprochen. Freilich fragte der Beichtvater, als ich mit meinem Bekenntnisse zu Ende war, mit einiger Verwunderung, ob ich mich über alle Fehler angeklagt hätte? Und ich antwortete, ich hätte ihm alles gesagt, was ich für nötig fände zu sagen; allein er schien mit meinem ganzen Benehmen nicht sehr zufrieden. Es lag gewiß in meinen Äußerungen etwas, das meine Zurückhaltung verriet.

Am 26. Juli, als am Geburtstage meines Minchens, mußte ich zum erstenmal wieder in der Karmelitenkirche Messe lesen. Kaum vermochte ich mich sogleich wieder in die unzähligen Zeremonien zu finden, und ich las eine sehr lange Messe. Zum Teil geschah dies auch darum, weil ich während des sogenannten Memento, da der Priester für die Lebendigen beten soll, mich in rührenden Gedanken an Minchen verlor und allmählich durch Rückerinnerung an unsre reine Liebe und die unselige Trennung derselben in eine so zärtliche Gemütsstimmung versetzt ward, daß mir helle Tränen über die Wangen liefen. P. Alexander bemerkte dies auf einem Nebenchörchen, von welchem er mir ins Angesicht sehen konnte, und hielt meine Zähren für eine Wirkung der Buße und herzlicher Reue, so daß er mir, bald nachdem ich wieder in die mir angewiesene Zelle kam, sein Wohlgefallen über mein andächtiges Betragen ausdrücklich bezeigte.

Als Herr Provikar abends, den 31. Juli, um mich abzuholen, im Kloster erschien, entließ mich P. Alexander mit vielen Lobsprüchen und gab mir ein schriftliches Zeugnis meines Wohlverhaltens mit, das ich nach ge-

nommener Abschrift ans bischöfliche Generalvikariat ablieferte.

Ganz unbefangen trat ich den 31. Juli 1786 mit Herrn Provikar in sein Zimmer und dachte an nichts weniger, als daß ich hier meinen Herrn Prälaten mit dem P. Beda finden würde. Beim Anblick seines entflohenen Ordenssohnes war er wenigstens so sehr als ich selbst bestürzt und schien sich anfangs noch weniger fassen zu können als ich. Beide standen wir eine geraume Weile in stummer Verschlossenheit. Endlich nahte ich mich ihm mit gerührtem Herzen, küßte wie ehemals seine Hand und sagte bittend: „Können Sie mir verzeihen, gnädiger Herr?" „Ach! Pater Bonifacius!" erwiderte er, „ich bin froh, daß Sie nur wieder in einem katholischen Lande sind. O, warum setzten Sie sich so großen Gefahren aus? Warum hatten Sie so wenig Zutrauen zu mir? Wenn ich nur das geringste von Ihrem Mißvergnügen gewußt hätte, so würde ich ihm gänzlich abgeholfen haben."

Ich. Was ich immer gesagt hätte, gnädiger Herr, wäre damals vergebens gewesen, denn Sie hätten doch nie geglaubt, daß ich zu solch einem verzweifelten Unternehmen fähig wäre. Höchstens würden meine Äußerungen dazu gedient haben, mich enger eingeschlossen zu halten.

Er. Wenn Sie es versucht hätten, Sie würden das Gegenteil erfahren haben.

Ich. Es war mir gar nicht möglich, da ich keinen glücklichen Erfolg davon, aber wohl Verschlimmerung meines Zustandes vorhersehen konnte.

Er. Sie sind auch gar zu einbilderisch! Noch jetzt, wenn Sie mit mir zurückkehren wollen, soll Ihnen nicht nur kein Leid widerfahren, sondern ich werde alles mögliche tun, um Sie zufrieden zu stellen.

Ich. Ich erkenne Ihre Güte, gnädiger Herr, aber ich kann nicht zurückkehren. Es schmerzt mich sehr, Ihnen

dies auch mündlich sagen zu müssen. Aber ich weiß, nach dem Schritte, den ich gewagt habe, könnt' ich's im Kloster noch weniger aushalten, als vorher.

Er. Sie wollen also Ihre Entlassung? Bedenken Sie wohl, was Sie fordern! Sie vertauschen ein sichres Unterkommen gegen Ungewißheit.

Ich. Ich hab' es bedacht und bitte Sie, mich zu entlassen.

Er. Pater Beda! übergeben Sie ihm den Dimissionsbrief.

Dieser zog ihn aus seiner Brieftasche, reichte mir ihn dar und sprach: „Ihre Mitbrüder haben das Herzeleid und die Schande, die Sie ihnen machten, nicht um Sie verdient! Aber ich sehe, Sie haben einen verstockten Sinn, sonst hätte Sie die Güte des gnädigen Herrn gerührt! Ich bin froh, einen solchen Menschen nicht mehr zum Mitbruder zu haben!" „Euer Hochwürden," sagte ich, „sind mein Lehrer gewesen, dieser Umstand hält mich ab, Ihre harte Rede durch eine härtere zu erwidern." Dann wandte ich mich an meinen Prälaten: „Ich danke Ihnen, gnädiger Herr, für diesen Entlassungsbrief und für alle Wohltaten, die Sie mir jemals erzeigt haben! Es schmerzt mich, Ihnen nicht durch Erfüllung Ihrer Wünsche danken zu können und Ihnen Verdruß gemacht zu haben. Dächten alle Klosterleute wie Sie, so wollte ich Ihnen diese Schrift augenblicklich zurückgeben! Aber — Sie hörten es selbst, sogar mein ehemaliger Freund begegnet mir mit Bitterkeit!"

Der Prälat nahm jetzt das Wort: „Damit Sie sehen, Pater Bonifacius, daß ich keinen Groll gegen Sie im Herzen trage und auch noch jetzt für Ihr Wohlergehen besorgt bin, so habe ich, auf das Vorwort des Herrn Provikars, Ihnen bei meinem Konvent, das Sie so sehr beleidigt haben, den erforderlichen Titulus mensae ausgewirkt. Er mag Ihnen zum Unterpfand dienen, daß der heil. Ordensvater

Benedikt ſeine Söhne nie gänzlich verſtößt, und daß Sie, wenn Sie das Unglück verfolgen ſollte, Ihre Zuflucht wieder unter ſeinen Schutz nehmen dürfen. Ich bin jede Stunde bereit, Sie wieder unter meine Ordensbrüder zu zählen!" „Gnädiger Herr!" erwiderte ich mit naſſen Augen, „dieſe auffallende Güte beſchämt mich! Es tut mir wehe, ſie mit nichts erwidern zu können!"

Er. Sie können es ja! Lieber Ungetreuer! Kommen Sie wieder mit mir!

Ich. Ach! gnädiger Herr, das kann ich nicht!

Ohne die beißende Rede des Paters Beda, die mich einigermaßen verſtimmte, hätte mich gewiß dieſe Treuherzigkeit inniger gerührt, und wer weiß, zu was ich dann fähig geweſen wäre? Mit ſichtbarem Schmerz übergab mir nun der Prälat das Dokument, indem er nicht ohne merkliche Empfindlichkeit ſprach: „Ich ſehe, Sie ſind unbeweglich. Aber es wird Sie in kurzem tauſendmal gereuen! Empfangen Sie dieſe Schrift und ſtellen Sie mir dagegen einen Revers aus, daß Sie von nun an keine Forderung an das Kloſter mehr machen wollen. Wir haben auf dieſen Fall einen Aufſatz entworfen; fertigen Sie ihn in gehöriger Form aus!" Ich las den Aufſatz, der von Bedas Hand geſchrieben war, und zeigte ihn mit einem Winke, ob ich auch ſo ganz trauen dürfte, dem Herrn Provikar. Dieſer verlangte, es ſollte in den Revers die Klauſel eingeſchaltet werden: „Alles dieſes unbeſchadet des Rechtes, das mir der Titulus mensae an das Kloſter gibt", denn er beſorgte vielleicht nicht ohne Grund, der Herr Prälat möchte durch den verlangten Revers ſein Verſprechen, daß mich das Kloſter im Falle der Unfähigkeit, mein Brot zu erwerben, verſorgen wollte (welches der eigentliche Inhalt jedes Tituli mensae iſt) auf eine verdeckte Weiſe unwirkſam machen. Ich ſchrieb alſo mit dieſem Beiſatze den Revers ab und überreichte ihn geſiegelt dem Herrn

Prälaten, worauf mich de Haiden sogleich entließ, um sich mit den beiden Klosterherren allein zu unterhalten.

Als ich den andern Tag auf Herrn Provikars Ermahnung zu den Buchhändlern Rieger kam, wo mein Herr Prälat sein Absteigequartier genommen hatte, um demselben meine Aufwartung zu machen, traf ich ihn am Spieltische, wurde frostig empfangen, mußte von P. Beda ein paar beißende Reden anhören und zog mich bald wieder zurück.

Nach einigen Tagen brachte mir der Schneider einen neuen Talar und Mantel von feinem schwarzem Zeug, ohne mir eine Bezahlung abzufordern. Er sagte mir vielmehr, das bischöfliche Siegelamt würde alles bezahlen. Aber das weite, um mich herschwimmende Kleid wollte mir seiner Form wegen nicht gefallen, und ich hätte lieber ein geringeres getragen, das dem Leibe näher angepaßt und wie zur Tätigkeit gemacht gewesen wäre.

Etwa am 2. August kam der Herr Statthalter des Erzbischofs von Trier, Freiherr von Ungelter, von Dillingen nach Augsburg, und Herr Provikar nahm sich in eigner Person die Mühe, mich demselben vorzustellen. Er empfing mich mit seiner gewöhnlichen, etwas zurückschreckenden Miene, die Ansehen und Würde ausdrücken sollte, im veilchenblauen Talar, mit goldenem Kreuze auf der Brust, den Insignien seiner bischöflichen Gewalt, fragte mich um allerlei Umstände meines Lebens, versicherte mich seiner Gewogenheit, hieß mich öfters abends um fünf Uhr wieder kommen, um ihn zu besuchen und entließ mich in Gnaden. Ich stand schüchtern vor ihm, benahm mich in meinem ganzen Wesen etwas links und schwächte sichtbar den Eindruck von Festigkeit und Mut, den ihm mein schriftliches Benehmen von meinem Charakter beigebracht hatte. Er ließ dies ganz deutlich merken, indem er halblaut zum Herrn Provikar sprach: „Wer sollte glauben, daß dieser furchtsame Mann eine so kühne Feder führte?"

Von nun an war ich ganz mir selbst überlassen. Ich schrieb am 3. August meinem Freunde Heinrich Geßner nach Zürich: „Eine Art Heimweh quält mich hier. Man läßt mir zwar, was das Äußerliche betrifft, bisher noch nichts abgehen, aber an Freuden des Herzens, Freund, bin ich arm, sehr arm. Vielleicht ist's noch Ungewohnheit, was mich so wunderlich anekelt, was mich so sehr befremdet, vielleicht lerne ich mich noch besser darein schicken. Während der Reise war ich gar nicht wohl, saß traurig und stumm in einem Winkel des Postwagens und sann und dichtete und ersann und erdichtete nichts, wenn Sie nicht das für etwas halten wollen, daß ich mir vornahm, eine Klugheitslehre in Fabeln zu schreiben, worin ich alle jetzt gewöhnlichen Klugheitsregeln, die ich mir aus Tatsachen abstrahieren kann, satirisch zu behandeln vorhabe." Wirklich fing ich an, einige dergleichen satirische Fabeln auszuarbeiten. Aber ich fühlte bald, daß sie mir nicht ganz gelingen wollten und gab deshalb mein Vorhaben auf.

Herr Ratsherr Geßner schrieb mir unterm 18. August: „Ihre Idee, gewisse Sätze und Bemerkungen, die Ihnen am Herzen liegen, in Fabeln einzukleiden, gefällt mir sehr. Dieses Fach ist für Sie, es fordert Simplizität in Erfindung und Ausdruck, und wenn man's beleben will, naiven Witz .... Lesen Sie zuerst von Fabeln das Beste, ohne sich eigentlich ein Muster zu wählen, nach den Alten den la Fontaine, Hagedorn, Lichtwer usw.

„Ihre Fischergedichte sind längst schon der Presse übergeben; ich glaube, man wird Ihnen bald ein Exemplar übersenden können; mit der Ausgabe werden Sie vermutlich zufrieden sein, möchten Sie Ursache haben, es auch mit dem zu sein, was ich auf Ihre Erlaubnis dabei getan habe!

„Sie dürfen also mit froher Ruhe Ihr zukünftiges

Schickſal erwarten ....; überſpannen Sie nicht Ihre Wünſche und Pläne! Was Ihnen noch düſter ſcheint, wird heiter werden. Sehen Sie zu, daß Sie durch ein zu feines Gefühl nicht leiden, wir alle müſſen Sachen und Menſchen ertragen; ſie ſind nie ganz gut und ſehr ſelten ganz böſe. Die Zärtlichkeit, mit der Sie an Zürich und an Ihre hieſigen Freunde zurückdenken, iſt uns allen ſehr ſchätzbar. Wenn von uns etwas zu Ihrem Vorteile geſchehen kann, ſo braucht es nur einen Wink von Ihnen ..."

O, wie viele Freude machte mir dieſer Brief! Ich konnte mich lange nicht ſatt daran leſen. Zugleich erhielt ich ſamt einem Schreiben des Herrn Amtmanns Heidegger die erſten gedruckten Bogen meiner Fiſchergedichte. Mit einer überaus angenehmen Empfindung ſah ich mein erſtes literariſches Kind in einem ſo ſchönen Gewande erſcheinen. Ich hüpfte hoch auf vor Freude und labte mich lange nur an ſeiner äußerlichen Zierlichkeit. Als ich aber die Vorrede Geßners zu leſen begann, da wurde mir ordentlich enge ums Herz, und ich fühlte meine Wangen glühen; die vielen Lobſprüche beſchämten mich, ſo ſehr ſie mich auch freuten, und ich dachte, kein Menſch würde ihm glauben, vielmehr müßte jedermann denken, die Freundſchaft hätte ihn verleitet, die Ausdrücke zu überſpannen. Bei der Stelle aber, wo er ſagte, meine Gemälde ſchienen ihm zuweilen an kleinen Umſtändchen zu reich, er habe ausſtreichen wollen, aber ſie doch die meiſten Male ſtehen laſſen, konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: „Ach, hätte der Edle doch ausgeſtrichen, da er einmal ſoviel an mir tun wollte!" Im ganzen freute es mich unausſprechlich, daß er ſich gewürdigt hatte, was ich niemals hoffen durfte, meine Verſuche der Welt ſo gütig zu empfehlen. In meinem nächſten Briefe an ihn wußte ich meinen Dank nicht lebhaft genug auszudrücken.

Sobald ich vollſtändige Exemplare erhielt, brachte

ich dem Herrn Statthalter von Ungelter eines, doch mit der Vorsicht, daß ich ein Blättchen darein legte, auf welchem etwa folgendes stand: „Möchten die Züge von Tugend und Edelmut, von denen ich singe, die etwas freiern Gemälde dieses Büchleins in Schatten setzen!" Denn ich wußte wohl, daß er über das Wort Mädchen schon große Augen machen würde. Was mußte er erst denken, wenn er an die Küsse kam? Er wollte eben in den Reisewagen steigen, als ich ihm mein schöngebundenes Büchlein überreichte; er nahm es beim ersten Anblick sehr gnädig auf und schrieb mir von Dillingen einen Brief, der in allgemeinen Ausdrücken mich seiner Gewogenheit versicherte.

Sobald er aber nach Augsburg zurückkam, machte er mir heftige Vorwürfe, daß ich ein so unzüchtiges Werk geschrieben hätte, riet mir, deswegen Gott täglich um Verzeihung zu bitten und niemals aufzuhören, für dieses Ärgernis strenge Buße zu tun und bald durch die Herausgabe einer heiligern Schrift meinen Fehler zu vergüten. Er konnte mir auch nicht bergen, daß er nötig finde, mich einer längern Prüfung aus eben diesem Grunde zu unterwerfen. Zwar blieb er noch immer, wie anfangs dabei, ich sollte mit Anfang November nach Dillingen kommen, dort im ehemaligen Jesuitenkollegium wohnen, ein eigenes Zimmerchen nahe bei der Bibliothek beziehen, als Unterbibliothekar anstehen, einige Zeit lang die Geschichte studieren und im folgenden Schuljahre als Lehrer derselben an der Universität auftreten. Allein es dünkte mich immer, es sei mit dem ganzen Projekt kein rechter Ernst, und wirklich erfuhr ich nur zu bald, daß mich diesmal mein Vorgefühl nicht getäuscht hatte.

Andre Exemplare meiner Fischeridyllen schickte ich nach Donauwörth und Eichstädt, auch eins an München, ein zweites an meinen Prälaten und ein drittes an P. Beda.

Nach ein paar Monaten ſchrieb mir Beda ſelbſt, dankte mir für das überſchickte Exemplar und hechelte die Erſtlinge meiner Schriftſtellerei ziemlich unſanft und beißend durch. Dies verdroß mich ſo ſehr, daß ich ſchwach genug war, ihm mit Bitterkeit und wenigſtens ebenſo beißend zu antworten; mein jugendlicher Autorſtolz ergoß ſich in beleidigenden Ausdrücken kleinlicher Empfindlichkeit, ſo daß ich mich bei kälterm Blute noch bis jetzt meines offenbar kindiſchen Benehmens herzlich ſchämen muß. —

Ich war noch nicht lange in Augsburg, als Herr von Lütgendorf mit einem großen Aeroſtaten die Luft beſchiffen wollte und ſich mit außerordentlicher Feierlichkeit dem Volke dieſes Schauſpiel zu geben anſchickte.

Die Begierde, den Luftballon ſteigen zu ſehen, hatte eine außerordentliche Menge Fremder nach Augsburg gelockt. Unter andern waren auch die Profeſſoren Sailer und Weber dahin gekommen und pflegten bald mit Herrn Provikar, bald mit meinem Hausherrn Critolaus und andern Herren in Augsburg vertraulichen Umgang. Critolaus machte, ſeiner Geſchäfte wegen als Rechtsfreund verſchiedener Parteien, mehrmals kleine und größere Reiſen, und ich bemerkte, daß ihm Sailer bei ſolchen Anläſſen mündlich oder ſchriftlich öfters einige Aufträge oder Anweiſungen gab. Daß Critolaus noch immer Freimaurer ſei und zwar vom ſogenannten alten Syſtem, und daß er in Augsburg das Amt eines Meiſters vom Stuhl bekleide, verhehlte er mir gar nicht, ſondern nahm ſich vielmehr bei jeder Gelegenheit die Mühe, mich für den damals herausgekommenen Hirtenbrief an die Freimaurer des alten Syſtems, eine Art Roſenkreuzer, für das Buch: Des erreurs et de la vérité, wovon er mir des ehrlichen Claudius Überſetzung mitteilte, und ſogar für ein Büchlein Jakob Böhmes, deſſen Titel ich vergeſſen habe, überhaupt aber für alles Myſtiſche einzu-

nehmen und mir auf Spaziergängen und, wo es immer schicklich war, nach seiner Art vorzudemonstrieren, daß Gott Eines und Alles sei oder einem Zirkel gleiche, dessen Mittelpunkt überall, der Umkreis aber nirgends existiere, daß der Mensch aus drei Wesen bestehe, nämlich aus Geist, Seele und Leib, daß ein tausendjähriges Reich, in welchem die Seligen regieren und glücklich leben werden, stattfinden müsse und dergl. Öfters behauptete er, wir beide sollten gewiß noch Brüder werden, so sehr ich mich auch dagegen sträubte, seine Behauptungen bestritt und beteuerte, daß ich niemals mehr in eine geheime Gesellschaft treten würde. Es konnte ihm nicht entgehen, daß ich eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Mystik und ein sichtbares Mißtrauen gegen alle geheime Wissenschaft im Herzen nährte; dennoch ließ er mir so lange keine Ruhe, bis ich endlich aufgebracht und in derbem Tone erklärte: „Ich wolle mich durchaus nicht mehr am Gängelbande geheimer Obern, vielleicht gar versteckter Jesuiten, führen lassen." Von dieser Zeit an unterließ er zwar, mich mit positiven Zumutungen anzugehen, teilte mir aber doch hin und wieder noch eine Freimaurernachricht oder eine Logenliste mit, in der Absicht, wie es mich dünkte, um das Interesse, das ich an dergleichen Dingen zu nehmen schien, wenigstens nicht völlig erkalten zu lassen. Einst als ich zum Essen ins gemeinschaftliche Zimmer kam, fand ich auf dem Fenstergesimse einen offenen Briefumschlag von Sailers Hand an Critolaus, in welchem nichts eingeschlossen war als ein gedruckter Bogen Papier mit zerstreuten kleinen Punkten unter den Buchstaben. Ich dachte, Sailer habe meinem Hausherrn diesen Bogen wahrscheinlich darum geschickt, damit dieser das mangelhafte Exemplar eines Buches ergänzen könnte. Die Tintenpünktchen hielt ich für Makeln, die ihren Ursprung vielleicht der Unachtsamkeit zu danken hätten, mit welcher der Bogen auf ein neubeschriebenes

Blatt gelegt worden wäre. Eben las ich aus Langerweile einige gedruckte Seiten davon, da trat mein Hausherr ins Zimmer, riß mir entrüstet das Blatt aus den Händen und fragte zankend, „was ich mich in seine Geheimnisse zu mischen hätte?“ Ich wußte nicht sogleich, was er damit sagen wollte, zeigte lächelnd auf den gedruckten Bogen und sprach: „Er werde mir doch keine gedruckten Geheimnisse vorenthalten wollen?“ Mit forschenden Blicken sah er mir starr in die Augen, nahm den Druckbogen und ging davon. Dieser Vorfall erweckte mein Nachdenken, und ich konnte mich des Argwohns nicht erwehren, die Punkte unter den gedruckten Buchstaben möchten Chiffern gewesen sein, deren Wert und Bedeutung durch die Anzahl der dazwischenstehenden Buchstaben bestimmt werden müßte. Allein die Gelegenheit zu dechiffrieren war vorüber, und ich konnte das Blatt nicht wieder zu Gesichte bekommen.

Mein Hausherr betrug sich übrigens als ein überaus frommer Katholik, besuchte die Kirche sehr ordentlich, ließ alle Sonn- und Festtage eine Stelle des Evangeliums über Tisch lesen, kommentierte darüber, kam manchmal in eine Art Extase und diente mir zuweilen sogar am Altare, wenn ich Messe las. Seine Hausfrau war noch viel andächtiger und eine fromme erklärte Verehrerin der Jesuiten, Dominikaner und Franziskaner. Beide behandelten mich übrigens so, daß ich die Sorgfalt, mit der sie mir die kleinen Bedürfnisse des täglichen Lebens herbeischafften, niemals vergessen werde, und daß ich ohne die Furcht, in eine geheime Gesellschaft zu geraten, wahrscheinlich in eine nähere freundschaftliche Verbindung mit ihnen getreten wäre. Aber da ich den Umgang des Mannes mit Goldmachern, Rosenkreuzern und Jesuiten sah, so konnte ich mich unmöglich in ganz enge Vertraulichkeit mit ihm einlassen, ohne meine Selbständigkeit in Gefahr zu setzen

und allmählich in geheime Pläne verwickelt zu werden, vor denen ich gerechten Abscheu hatte.

De Haiden, so wenig er sonst von abergläubischen Dingen zu halten schien, pries dennoch die physische Sympathie an, erzählte von Erfahrungen, die er darüber gemacht hätte, z. B. von Wolfssaiten, mit denen er, sobald sie auf eine Geige gespannt und gestrichen wurden, alle Schafssaiten ohne weiteres Zutun absprengte, und dergl. Er, Pater Beda, Ruosch in Ottingen, Sailer, Gabler in Wemdingen u. a. m. standen in einer sehr engen Verbindung. Sie bestellten sich bald nach Donauwörth, bald nach Dillingen, bald nach Augsburg, um ihre vertraulichen Zusammenkünfte zu halten.

Als ich einst zu der Frau Frings kam, wohin Herr Provikar immer zu Tische ging, unterhielt mich die Tochter derselben, die Freundin des Herrn Provikars, von allerlei gesellschaftlichen Scherzen und kleinen Ereignissen, die ihr im Umgange mit Herrn Sailer, Weber, Beda und Mayr Vergnügen gemacht hatten und ließ sich unter anderm verlauten: „Vor Ihnen darf ich schon offenherziger reden, Sie gehören doch auch zur Harmonie." Ich ward aufmerksamer, lächelte ein wenig, sagte aber kein Wort, um meine Unwissenheit nicht zu verraten. Dennoch mochte etwas in meinem Gesichte sein, was bei der unvorsichtigen Mademoiselle Zweifel erregte, sie stutzte ein wenig und fragte: „Sie kennen doch unsern vertrauten Zirkel, die Harmonie? Machen Sie nur nicht den Unwissenden! Ich gehöre auch dazu, wie noch manches andre Frauenzimmer." Ich nahm die Miene an, als wollte ich mich nicht gern als Mitglied zu erkennen geben und tat noch ein paar Fragen an sie, welche von meiner absichtlichen Verleugnung zeugen sollten. Allein ich konnte nichts aus ihr herauslocken, das mir ein näheres Licht über diese geheime Gesellschaft gegeben hätte. Nur das gestand sie, „daß Herr Provikar viele

Papiere bewahre, welche auf dieſelbe Bezug hätten, und daß ſchon manche ſolche Schrift ſich zwiſchen Akten und Muſikalien verſteckt und verloren haben würde, wenn ſie ſich nicht die Mühe genommen hätte, die Blätter ſorgfältig auseinander zu leſen.“ Herr Provikar trat ins Zimmer, ſtrafte die Demoiſelle, ſobald er merkte, wovon die Rede war, ſogleich mit ernſten Winken und fing von andern Dingen zu ſprechen an.

Dieſe und noch andre kleine Anzeigen, deren ich mich jetzt nicht mehr ſo deutlich erinnern kann, brachten in mir die Überzeugung hervor, daß meiſtens geheime Jeſuiten und Roſenkreuzer oder wie ſich die Herren ſonſt nennen mochten, mich umlagerten, und daß ich nie zu ſehr auf meiner Hut ſein könnte. Wie hätte bei dieſen Umſtänden mein Umgang ganz unbefangen, meine Seele nicht verſchloſſen und meine Unterhaltung nicht etwas ängſtlich ſein ſollen? Nur zu bald fühlte ich das Bedürfnis geſellſchaftlicher Mitteilung mit doppelter Lebhaftigkeit.

Unter den Katholiken kannte ich niemand, mit dem ich gerne Freundſchaft gemacht hätte, nur mit einigen evangeliſchen Lehrern am Gymnaſium zu St. Anna wäre ich gern in engerer Bekanntſchaft geſtanden. Aber ſie zeigten mir zu große Anhänglichkeit an Sailer und Konſorten, mit denen ſie viel Umgang pflegten, ſo daß ich immer einige Scheu empfand; zugleich hätte ich mich der Gefahr ausgeſetzt, von intoleranten, erzkatholiſchen Schreiern als ein Ketzerfreund angefeindet und unterdrückt zu werden. Herr Statthalter von Ungelter bezeigte mir einſt deswegen, weil ich den öftern Umgang mit Lutheranern vermied, viel Beifall und verſprach mir deshalb von neuem ſeine Gewogenheit. Was würde erfolgt ſein, wenn das Gegenteil ſtattgefunden hätte? — In Ermangelung offenherziger Unterhaltung ſuchte ich alſo durch abwechſelndes Studium der Philoſophie und Geſchichte die Langeweile zu entfernen

und lief an den Bächen und Flüssen bei Augsburg fleißig spazieren. Doch hatte mich die Laune zum Dichten fast ganz verlassen. Nur zu einem größern Gedichte, der erste Krieg, machte ich den Plan und sandte ihn an meinen Freund Heinrich Geßner nach Zürich mit der Bitte, er möchte ihn seinem Herrn Vater vorzeigen und dessen Urteil darüber erforschen.

Da ich in einem andern Briefe an Herrn Ratsherrn Geßner die Furcht geäußert hatte, meine Idyllen möchten weder Abgang noch Gnade vor den Rezensenten finden, so tröstete er mich darüber in einem baldigen Antwortschreiben. Was darin seine freundschaftliche Güte zuviel sagt, mag jeder Unbefangene leicht davon abrechnen. Er schrieb: „Ihre Idyllen haben hier allgemeinen Beifall erhalten. Noch immer schweigen die deutschen Journale, sie werden doch einmal etwas sagen müssen. Sie können es ruhig und mit gutem Gewissen erwarten; wenn sie billig sind, so können sie Ihnen Lob und Beifall nicht versagen, oder ich muß meinen ganzen Kopf verloren haben." Zugleich kündigte er mir an, daß eine Übersetzung meiner Idyllen ins Italienische in Vorbereitung sei.

Ob mich ein solcher Brief nicht zehnfach für alle die schmerzlichen Vorwürfe des Herrn von Ungelter schadlos halten mußte?

Meine freundschaftlich gesinnten Herren Verleger schickten mir auch auf meine Äußerung, daß ich Mangel an Büchern hätte, eine Menge ihrer Verlagsartikel unentgeltlich zu, von denen sie wußten, daß ich einmal Lust bezeigt hatte, sie zu besitzen. Durch ihre Freigebigkeit und den Ankauf einiger klassischen Schriften vermehrte sich mein kleiner Büchervorrat so sehr, daß ich bei meiner Abreise nach Dillingen einen ganzen Verschlag samt einem großen Koffer damit füllen konnte.

Zwölftes Kapitel:
Im Konvikt zu Dillingen.

Eintritt in das Konvikt — Die Profeſſoren — Orthodoxie — Art mich zu behandeln — J. M. Sailer — Alumnen und ihre Obern — Kirchenverrichtungen — Der Herr Statthalter — Aufgetragene Arbeiten — Beſuche in der Vaterſtadt, Wiederſehen mit dem Vater — Eine wohltuende Sammlung — Die 50 Gulden — Das geliebte Fräulein — Leeres Verſprechen.

Im November 1786 führte mich Herr von Ungelter nach Dillingen ins Konvikt. Im Wagen ſprach er dem Anſcheine nach ziemlich vertraut mit mir, ſo daß ich anfing, ihn lieb zu gewinnen. Ich mußte ihm aus einem geiſtlichen Buche einige Stellen vorleſen und erhielt, weil ich dies mit Ausdruck und Feuer tat, ſeinen Beifall. Dies war auch in Augsburg unſre gewöhnliche Unterhaltung geweſen, wenn ich ihm meine Aufwartung zu machen in die Dompropſtei kam. Es war mir ſonderbar zumute, ſo oft wir durch ein Dorf fuhren, wenn ich ſah, wie alle Bauersleute auf die Knie fielen und ſeine Exzellenz, der Herr Weihbiſchof, neben mir, bald rechts bald links, mit einer gravitätiſchen Amtsmiene gnädig nickend und Kreuze ſchlagend, ſeinen Segen freigebigſt ausſpendete. Sogleich nach unſrer Ankunft in Dillingen führte er mich ſelbſt ins Konvikt, ein Erziehungshaus junger Geiſtlichen, das an das ehemalige Jeſuitenkollegium, nun das akademiſche Haus genannt, ſtößt. Der Regent wies mir ein dunkles Zimmerchen an, das keine Ausſicht als in einen engen Winkel des Hofraums hatte und zunächſt an die unſaubren Aſyle des Bedürfniſſes grenzte. Ein Tiſchchen, ein Bett, ein Stuhl und ein Waſchgefäß von Zinn waren die Möbel, die zur Bequemlichkeit des neuen Bewohners bereitſtanden.

Zum erſtenmal rief mich nun wieder, wie im Kloſter, das Läuten einer Glocke zum Eſſen. Herr Statthalter hatte befohlen, mich an den erſten Tiſch zu ſetzen, an

welchem der Regent, der Hausmeister, die Repetitoren und einige reichere Alumnen mit bessern Speisen bedient wurden. Die Kost der übrigen Alumnen war sehr geringe und Herr Statthalter besorgte, ich würde dabei in die Länge nicht aushalten. Zudem hatte er mir immer gesagt, ich sollte nicht als ein Büßender betrachtet werden, und nur büßende Geistliche, das sind diejenigen, welche nach dem gewöhnlichen Ausdrucke irgend eines Vergehens halber Kontumaz machen mußten, wurden an den gemeinen Tisch der Alumnen verwiesen. Ich war mit ihm schon damals, als er mir den Vorschlag machte, nach Dillingen ins Konvikt zu gehen, und jetzt von neuem im Reisewagen übereingekommen, daß ich nur insofern an die Statuten dieses Hauses gebunden sein sollte, als nötig wäre, um nicht durch Unordnung jemandem lästig zu werden. Dies beschränkte sich fast allein darauf, daß ich zu rechter Zeit bei Tische erschien und abends nie über die bestimmte Stunde des Pfortenschlusses aus dem Hause blieb.

Die Professoren Sailer und Weber, denen mich de Haiden empfohlen hatte, besuchte ich sogleich nach meiner Ankunft und ward von beiden freundlich empfangen. Sailer hüpfte mir entgegen, umarmte mich, hing sich an meinen Arm, plauderte so teilnehmend und tat so vertraulich, daß ich, hingerissen von seiner schmeichelnden Art, den Jesuiten vergaß und ihm offenherzig alle meine Hoffnungen und Besorgnisse enthüllte. Weber empfing mich mit stiller Freundlichkeit und gewann nur desto sicherer meine Zuneigung.

Ich war noch nicht lange in Dillingen, so warnten mich mehrere Personen, denen ich sagte, wie viel Gutes ich an Herrn Statthalter bemerkt hätte, und wie sehr ich meiner Versorgung wegen auf seine Gunst baute, ich sollte auf meiner Hut sein und nicht zuviel auf ihn vertrauen; mein zu gelindes Urteil würde mich nur zu bald trügen. Ich

dachte „ſie mißkennen ihn," erinnerte mich an einige ſchöne Äußerungen, die ich aus ſeinem Munde vernommen und an die Wohltätigkeit, die ich an ihm bemerkt hatte und konnte nicht umhin, mir zu ſagen: „Iſt er ſchon kein aufgeklärter, geſchickter Kopf, ſo iſt er doch, wenigſtens da und dort, ein guter Menſch und ein tätiger Geſchäftsmann!" Seine Denkensart und ſein Betragen gegen die Alumnen, die ihm als Liebhaber ſogenannter lockerer Bücher verklagt wurden, konnte mir freilich nicht gefallen, allein ich ſchrieb dieſen Flecken ſeines Charakters einer bigotten Erziehung und den heuchleriſchen Eingebungen einiger finſtern Köpfe zu, die ihn umlagerten.

Der Regent war zugleich Lehrer der chriſtlichen Moral an der Akademie, lehrte aber nichts weiter als eine förmliche Kaſuiſtik und zwar im elendeſten Latein und im ſchläfrigſten Vortrage. Er verdankte ſein Amt der Eingeſchränktheit ſeiner Talente, ſeiner frommen Miene und der Anhänglichkeit an den Profeſſor der hebräiſchen Sprache und Hermeneutik,*) ſeinem Landsmann, der einſt Herrn Statthalters volles Vertrauen beſaß. Als ein Pröbchen ſeiner trefflichen Lehrart verdient angemerkt zu werden, daß er auf ſeinem Katheder in vollem Ernſte behauptete, es ſei Sünde, einen Taubenſchlag an die offene Straße zu bauen, weil das Schnäbeln der Tauben und ihre verliebten Spiele die Vorübergehenden zur Unzucht reizen könnten und mehr dergl. Im letztverfloſſenen Schuljahre und jetzt, da ich anweſend war, ließ er auf einen Tag während der Mittagsmahlzeit die Schreibpulte aller Alumnen aufbrechen, um die verderblichen Bücher zu finden, die man bei ihnen vermutete. Der Regent wußte nämlich, daß Sailer, Weber und Hermann manchmal den Studenten deutſche Bücher mitteilten, und hoffte, dieſelben zu finden, um einen Anlaß zu haben, über dieſe Profeſſoren zu klagen, die bei den Alumnen

*) Auslegung.

durchaus in weit größerm Ansehen ſtanden, als er. Wirklich fand man allerlei Bücher, die verdächtig ſchienen. Unter anderm geriet ihm ein Teil von Shakeſpeare in die Hände, der ſogleich für ein Eigentum des Profeſſors Hermann erkannt und dem Herrn Statthalter als corpus delicti ausgeliefert ward. Man nannte das Buch ein gottloſes Machwerk und begleitete die Anzeige mit der Bitte, die noch übrigen ſchädlichen Druckſchriften, die man bei den Alumnen gefunden hätte oder finden würde, ohne weiteres konfiszieren zu dürfen. Dies ward auch ohne Anſtand befohlen; der Profeſſor Hermann bekam einen Verweis, und man nahm Lavaters Predigten, Pfenningers Magazin und was immer von Proteſtanten herrührte, als ketzeriſche, allzu frei geſchriebene und verführeriſche Bücher hinweg. Bürgers Gedichte und alles was Gedicht hieß, ſogar die Werke des guten Asmus (Matthias Claudius) wurden förmlich proſkribiert.

Herr Statthalter verbot mir ſtrenge, irgend eines meiner Bücher einem Alumnen mitzuteilen; er kam ſelbſt auf mein Zimmer, um ſich darin umzuſehen und das Verbot mir kundzutun. Ich machte ihm Vorſtellungen wegen der Enge, Düſterkeit und des üblen Geruches des Zimmers, und er traf Anſtalt, daß ich ein beſſres Gemach beziehen durfte, welches wenigſtens einige freie Ausſicht in den großen Konvikthof geſtattete, obſchon es nie von der Sonne beſchienen wurde. Es wunderte mich, warum man mir kein beſſres Zimmer anwies, da doch mehrere leer ſtanden oder von lockeren Studenten bewohnt wurden. Aber in der Folge, als ich mit dem Regenten vertrauter ward, geſtand er mir, daß er von Herrn Statthalter geheimen Befehl erhalten hätte, mich überhaupt als einen Geiſtlichen zu behandeln, der nur, um Buße zu tun, ins Konvikt verwieſen wäre, und mir durchaus kein Zimmer zu geben, das einige Ausſicht auf die Straße gewährte, da-

mit ich als ein Menſch, der durch ſeine Gedichte bereits ſeine Liebhaberei für ſchöne Geſichtsformen verraten hätte, ſeinen Zerſtreuungen durch die Begierlichkeit meiner Augen ausgeſetzt würde. Aller feierlichen Verſprechungen ungeachtet, belegte man mich alſo dennoch mit einer Buße, die man freilich ſo künſtlich unter einem andern Vorwand verdeckte, daß ich's nicht ſogleich merken konnte.

Es verriet ſich doch nur zu bald, daß man mich geäfft hatte, als man mir ſagte, ich ſollte in Dillingen Subbibliothekar werden, nebenbei Geſchichte ſtudieren und dann als Lehrer anſtehen. Herr Statthalter ſelbſt geſtand mir nachher in einer vertrauten Stunde, daß er dieſe Hoffnung teils darum in mir erregte, um mich durch Eröffnung einer guten Ausſicht ins Konvikt zu locken, wohin ich nie wollte und laut des mir ausgeſtellten Vikariatsdekrets auch nicht zu gehen gezwungen werden durfte, teils damit ich durch das Studium der Geſchichte und andre Beſchäftigungen von den ſchönen Wiſſenſchaften und dem verwünſchten Bücherſchreiben abgezogen werden möchte. Kaum konnte ich's erhalten, daß mir erlaubt wurde, den Schlüſſel bei dem ordentlichen Bibliothekar zuweilen abzuholen und die Bücherſtellen zu durchſchauen. Es dauerte beinahe ein Jahr, bis es mir einmal gelang, in die Kammer zu bringen, wo die verbotenen Bücher aufbewahrt wurden. Sie enthielt größtenteils polemiſche Schriften der Reformatoren zur Zeit der Religionskolloquien.

Sobald ich ſah, daß es mit der Bibliothekarſtelle nur Blendwerk ſei, entſchloß ich mich, meine Zeit zu meinem eigenen Beſten zu verwenden und faßte einmal den Gedanken, eine Legende der Heiligen zu ſchreiben. „An derſelben," ſchrieb ich nach Zürich, „ſoll ſich hoffentlich kein Philoſoph ſtoßen. Ich will lauter ſolche Taten der Heiligen wählen, welche wirklich tugendhafte Handlungen ſind. Es werden ſich doch aus dem großen Schwarm kanoni-

sierter Legendenheiligen 365 gute Taten ausheben lassen, die als moralische Beispiele aufgestellt werden dürfen! Acta Sanctorum, Bollandisten usw. gibts genug in der hiesigen Bibliothek!" Aber kaum hatte ich einige Bände durchlaufen, so verging mir die Lust, aus ganzen Haufen historisch-andächtigen Unrats ein mageres Histörchen herauszuwühlen, das dann erst noch ganz umgekleidet werden mußte, um interessant zu sein. Ich ließ also mein Vorhaben unausgeführt.

Manchmal besuchte ich die Vorlesungen der Professoren, um ihren Vortrag und ihre Denkensart kennen zu lernen. Zimmer, Sailer und Weber waren offenbar die geschicktesten ihrer Kollegen. Einmal hörte ich Sailers Vorlesung über die Moralphilosophie. Er verschrie die Vernunft als einen trügenden Irrwisch und machte es so arg, daß ich's beinahe nicht mehr aushalten konnte. Am Ende teilte er einen gedruckten Bogen als Denkblatt unter seine Zuhörer aus, in welchem ebendieselben Grundsätze, nur etwas milder, gepredigt wurden.

Wenn Sailer Briefe oder Schriften erhielt, die der Meinung günstig waren, die er mir und andern von sich selbst beibringen wollte, so säumte er nicht, mir dieselben mitzuteilen. Aber so freundlich er mich immer empfing, so lächelnd er mir entgegenhüpfte, wenn ich in sein Zimmer trat, so einschmeichelnd er sich an meinen Arm hing, wenn wir miteinander im Zimmer auf und ab gingen, so warnte er doch die Alumnen im geheimen vor dem Umgange mit mir und schilderte mich ihnen als einen Menschen, der allzu freidenkerische Grundsätze hatte und ihres Zutrauens nicht wert wäre. Die bessern Köpfe unter den Alumnen kamen aber fast täglich zu mir, erzählten mir wieder, was ihnen Sailer gesagt hatte, und wunderten sich sehr, wie es doch komme, daß er nicht gut auf mich zu sprechen sei.

Die Anhänglichkeit der jungen Geistlichen an mich war auch dem Regenten und Herrn Statthalter in hohem Grade zuwider, dem erstern, weil er besorgte, ich möchte die Geringschätzung vermehren helfen, mit der ihm viele Studenten begegneten; dem andern, weil er fürchtete, ich würde den Alumnen schädliche Grundsätze beibringen. Einst hatte der Regent einigen der ältern Alumnen in beleidigenden Ausdrücken öffentlich einen derben Verweis gegeben. Sie verfaßten eine Schrift an den Regenten, in welcher sie sich mit vieler Besonnenheit und in sehr bescheidenem Tone über diese Begegnung beschwerten und sich eine minder lieblose Behandlung ausbaten. Von der ganzen Sache wußte ich nichts. Dennoch fing der Regent bei Tische auf mich zu sticheln an, lächelte mir, sobald er in den Speisesaal trat, höhnisch zu und neigte sich vor mir, wie vor einem großen Herrn. Ich wußte nicht, was ich aus diesem bittern Scherze machen sollte. Erst nach dem Essen brachten mir die Alumnen ihre Schrift und sagten, der Regent glaube, ich habe ihnen beim Verfassen derselben geholfen. Die Erbitterung zwischen dem Regenten und den Alumnen stieg auf einen so hohen Grad, daß sie bei jedem Anlasse einerseits in Verweise, anderseits in laute Widersetzlichkeit ausbrach. Ich mußte besorgen, des auf mich geworfenen Verdachtes halber in diese unangenehmen Mißhelligkeiten verwickelt und bei Herrn Statthalter verklagt zu werden, und faßte den Entschluß, den ganzen Hergang aufrichtig, unparteiisch und wahr an diesen Herrn zu berichten. Dadurch hoffte ich auch von meinen Freunden, den Alumnen, ein allzu hartes Verfahren der Obern abzuwenden, das ihnen die übertriebenen Klagen des Regenten, wenn Herr Statthalter unvorbereitet damit überrascht worden wäre, wahrscheinlich zugezogen hätten. Mein Schreiben tat auch eine so gute Wirkung, daß der ganze Handel ohne Geräusch beigelegt ward und Herr von Ungelter in einem

eigenhändigen Schreiben mir sein Wohlgefallen bezeigte. Selbst meine ehemaligen Mitbrüder im Kloster hörten von meinem Benehmen; P. Beda erzählte ihnen, mein Schreiben sei so abgefaßt gewesen, daß auch im Falle, wenn es öffentlich abgelesen worden wäre, weder der Regent noch die Alumnen darüber hätten aufgebracht werden können, und der Prälat ließ sich verlauten: „Bonifacius wird in Dillingen gefürchtet wegen des Herrn von Ungelter, an den er sich hält." Diese Nachrichten sind aus dem Briefe eines Klosterfreundes.

Herr von Ungelter zeigte wirklich einige Neigung zu mir, und auch ich hatte etlicher schöner Charakterzüge halber aufrichtige Hochschätzung für ihn. Seine Wohltätigkeit gegen Dürftige, seine unermüdete Geschäftigkeit und sein guter Wille, etwas Nützliches für das allgemeine Beste zu leisten, hatten ihm mein Herz gewonnen und alle seine übrigen Fehler bedeckt. Er hielt am Namenstage des Kurfürsten, dem Festtage des heil. Clemens, eine Anrede an die Schulkinder im großen Kloster zu Dillingen, die mir nach manchen damit vorgenommenen Änderungen wirklich nicht ganz unwert schien, in ein Journal eingerückt zu werden. Ich hatte die Hauptpunkte in der Kirche unter dem Chorrock mit Bleistift nachgeschrieben und zu Hause alles in Ordnung gebracht, so daß mir die kleine umgearbeitete Rede nicht ganz ungenießbar schien. Ehe ich sie aber an Herrn von Bibra, den Redakteur des Journals von und für Deutschland überschickte, zeigte ich sie dem Herrn Statthalter und gestand, was ich damit beginnen wollte. Obschon er Einwendungen dagegen machte, so dünkte es mich doch, es sei ihm nicht unangenehm, seine Gedanken gedruckt zu sehen. Denn er wünschte offenbar, wegen seines Predigens so berühmt als der verstorbene Fürst von Würzburg zu werden. Als ich aber den Brief an Herrn von Bibra schreiben sollte, fühlte ich einen so leb-

haften Widerwillen, mich als ein elender Schmeichler auszuzeichnen, und empfand das Täuschende und Unedle, das mit einem solchen Betruge verbunden ist, so innig, daß ich's nicht über mich gewinnen konnte, an Herrn von Bibra eine Zeile zu schreiben, und von dieser Stunde an ein solches Vorhaben auszuführen niemals wieder Lust bekam.

Herr Statthalter schien jedoch schon an meinem guten Willen Wohlgefallen zu haben und lud mich einigemale zu Tische ein. Einst hatte er es so eingerichtet, daß wir beim Abendessen ganz allein waren. Er sprach mir (wie ich nachher sah, wider seine Gewohnheit) fleißig zu, tapfer zu trinken und ließ mir am Ende noch eine Flasche Burgunder vorsetzen. Zugleich lenkte er das Gespräch auf meine Flucht aus dem Kloster und auf die Veranlassung derselben, wobei er sich äußerte, er hätte vernommen, daß zum Teil eine Liebschaft daran schuld gewesen wäre. Ich gestand ihm offenherzig meine Bekanntschaft mit Minchen, doch ohne sie zu nennen, und malte ihm meinen damaligen Zustand so treu und lebhaft ab, daß immer ein leises Lächeln um seinen Mund schwebte. Allein er schien doch gar nicht zu begreifen, daß man so rein und doch so herzlich lieben könne. „Sie dürfen mir's wohl gestehen," wiederholte er öfters, „daß es bei diesen geistigen Gefühlen nicht immer sein Verbleiben hatte." Obschon ich eifrig das Gegenteil beteuerte, kam er doch stets wieder darauf und erzählte mir, wahrscheinlich, um mich noch treuherziger zu machen, einige Züge seines Lebens, in denen er zwar als Held der Keuschheit erschien, die mir aber beweisen sollten, daß die Weiber größtenteils nicht eben solche Heldinnen der Enthaltsamkeit seien. Allein ich leerte die Burgunderflasche, soweit ich es für meine Umstände zuträglich fand, und beharrte fest auf meiner ersten und wahren Angabe. Er schüttelte den Kopf, erhob sich von seinem Stuhle und entließ mich unter Zusicherungen seiner Gewogenheit.

Von nun an mußte ich ihm, wenn er in Dillingen war, täglich assistieren, das heißt mit einem weißen Chorhemde angetan, das Amt des Archidiakons versehen, wenn er Messe las. Nur ein Bischof, er mag ein wirkliches Bistum oder eines in partibus besitzen, läßt sich neben dem gewöhnlichen Ministranten zugleich auch von einem Priester während der Messe bedienen. So sauer es mir ward, täglich so viele fade Zeremonien mitzumachen und der langwierigen Andacht des Herrn Weihbischofs, die sich vor, in und nach der Messe meistens in Augenverdrehungen, langen und tiefen Verbeugungen und in allerlei besonderen Grimassen zeigte, geduldig abzuwarten, so mußte ich mich doch dazu bequemen und es sogar für eine Gnade schätzen, Sr. Exzellenz so fromme Dienste erweisen zu dürfen. Bald fanden sich auch Leute, die mich um diese Stelle beneideten. Denn sie dachten nicht an die Beschwerden, die damit verbunden waren, sondern nur an die bequeme Gelegenheit, die sie dadurch erhalten würden, täglich mit Herrn Statthalter, von dem alles abhing, zu sprechen und in allerlei Absichten Einfluß auf ihn zu erhalten. Allein ich hatte keine Absichten, fühlte nur das Beschwerliche dieses Dienstes und ging meiner Wege, sobald die Messe nebst dem sogenannten Rezesse (dem letzten Dankgebete) vorüber war. Wenn er, um die Firmung auszuteilen oder um eine Kirche oder eine Glocke zu weihen auf die umliegenden Dörfer fuhr, mußte ich ihn immer begleiten und seinen Zeremoniarius oder seinen Diakon vorstellen. Jederzeit predigte er bei solchen Anlässen des Tages drei- oder viermal aus dem Stegreife und vermehrte noch durch seine alltäglichen, völlig planlosen, unzusammenhängenden, sehr langen, mitunter sinnlosen Predigten den Ekel, die Langeweile und die Unzufriedenheit, die mich bei diesen Feierlichkeiten immer quälten. Der Inhalt seiner Reden war allezeit eine Abhandlung von der Liebe Gottes und des Nächsten, der zu-

letzt eine Auslegung der Glaubensformel, des Vaterunser und des Ave Maria angehängt wurde: hier fand er ein weites Feld, um ſich auf Gemeinplätzen herumzutummeln, nach Belieben die ganze Moral flüchtig und unordentlich zu durchlaufen und dem Volke im elendeſten Ausdrucke tauſendmal geſagte Dinge noch einmal zu ſagen. Auf der Heimfahrt von einer ſolchen Expedition mußte ich gewöhnlich dieſe Predigten rezenſieren. Anfangs war ich zu ſchüchtern, um gerade von der Bruſt weg zu reden und begnügte mich, da ich das Kunſtwerk nicht loben konnte, wenigſtens den guten Willen und den Seeleneifer des Meiſters zu loben. Als mir aber eine nähere Bekanntſchaft allmählich mehr Mut gab, wagte ich es, meinen Tadel manchmal ziemlich freimütig, obſchon mit ſchonender Höflichkeit auszukramen. Allein ich legte damit wenig Ehre ein.

Meine Äußerungen über die Kirchenzeremonien konnten ihm ebenſowenig gefallen. Nach einer Kirchenweihe in Mörſchlingen z. B. fragte er mich, was ich von dieſer Feierlichkeit hielte, ob die verſchiedenen Gebräuche und dabei üblichen Zeremonien nicht recht zweckmäßig erfunden wären? Ich antwortete: „Sie ſind fein genug erſonnen, um das Volk glauben zu machen, jede Kirche werde durch eine Art heiligen Zaubers mit höhern Kräften, als jedes andre Gebäude, ausgerüſtet.“ „Was meinen Sie mit Ihrem Zauber?“ fragte er weiter. Ich erklärte mich, daß die Zeremonie, nach welcher der Biſchof mitten in der Kirche ein Kreuz von Aſche auf den Fußboden ſtreut und auf den einen Balken des Kreuzes das griechiſche, auf den andern das lateiniſche Alphabet mit dem Biſchofsſtabe ſchreibet, um die Vereinigung der griechiſchen und lateiniſchen Kirche zu verſinnlichen, recht dazu gemacht ſei, den Aberglauben an Zauberei, Zauberkreiſe und Zauberſchrift bei dem Landvolke zu unterhalten. Denn der Umſtand, daß man während dergleichen Zeremonien die Kirchentüre verſchloſſen

hielte, niemand hereinließe und es kaum gestatten wollte, daß einige Vorwitzige auf Leitern durch die Kirchenfenster dem Blendwerk zusehen dürften, müßte das unerfahrene Volk notwendig auf den Gedanken bringen, die Geistlichen in der verschlossenen Kirche gäben sich jetzt mit der Ausübung ihrer geheimen Künste ab; der Anblick einer Handlung aber, die genau das Zeichnen eines Zauberers mit seinem Stabe im Sande nachahmte, könnte nicht wohl etwas andres, als neuen Aberglauben hervorbringen oder den alten bestätigen. Ein bedenkliches Kopfschütteln oder ein förmlicher Verweis meines Herrn und Meisters war die Frucht meiner Freimütigkeit. P. Beda äußerte sich einst in Donauwörth an öffentlicher Tafel: „Meine Lage könne unmöglich die beste sein, denn ich müsse meinen Grundsätzen vollkommen entgegenhandeln." Wirklich war meine Lage unangenehm genug, und ich empfand stets einen quälenden Widerwillen, wenn ich alle die täuschenden Gaukeleien des Zeremonienwesens mitmachen mußte. Man denke sich auch meine Gefühle, wenn ich in der einen Hand den Bischofsstab, in der andern die Bischofsmütze halten und hinter dem Herrn Weihbischof, solange er predigte oder den Gottesdienst verrichtete, ruhig stehen und zusehen mußte. Manchmal ward mir so übel, daß ich halbohnmächtig wegschleichen mußte. Selbst in meiner Vaterstadt Höchstädt mußte ich auf die erwähnte Art hinter Herrn Statthalter auf der Kanzel und am Altare stehen und wagte es kaum, die Augen aufzuschlagen; es war Scham vor mir selbst, denn in den Augen der Leute machte es mir Ehre.

Übrigens beschäftigte mich Herr Statthalter mit mancherlei Aufgaben. Bald mußte ich ihm eine Predigt aufsetzen, bald eine lateinische Rede machen, um sie bei Prälatenwahlen abzulesen, bald einige seiner eigenen Predigten und andre Aufsätze umarbeiten. Dafür tröstete er mich damit, daß er mich versorgen wolle, und verschaffte

mir, auf Rechnung der bischöflichen Siegelamtskasse, nach jedesmaligen vorläufigen Bitten, etwa alle drei Monate zwei neue Louisd'or Taschengeld zur Bestreitung meiner kleinen Bedürfnisse.

Im Juni 1787 schien meine Bestimmung sich näher zu entwickeln. Ich schrieb an meine Freunde in Zürich: „Man überhäuft mich einige Zeit her mit soviel Arbeiten, daß ich kaum weiß, wie ich mit meinen Geschäften schicklich umkommen soll. Noch sehe ich selbst nicht ein, zu was das alles taugen mag; dennoch bequeme ich mich zu allem. Von morgens halb acht Uhr bis zum Tische, dann von halb zwei Uhr bis abends fünf Uhr bin ich täglich in der Registratur der Regierung beschäftigt. So befahl es Herr Statthalter von Ungelter, der mich vor einiger Zeit zu sich kommen ließ und mir sagte, er wolle mich beim bischöflichen Vikariate in Augsburg anstellen, ich werde die Aufsätze verfertigen müssen, die man von mir verlangen werde; übrigens solle ich in der Registratur helfen, um mich in Archivarbeiten zu üben und zu Kanzleigeschäften vorzubereiten. Je fleißiger ich wäre, desto früher und besser sollte ich versorgt werden. Sailer sagte mir zuerst, man habe im Sinne, mich zu Augsburg als Geistlichen Ratsakzessisten anzustellen. Ich traute aber der Nachricht gar nicht, bis mir Herr Statthalter selbst das obige sagte, mit dem Beisatze, er wolle mir eine ordentliche Besoldung auswirken, bis ich irgendein Benefizium, das in der Nähe liege, erhalten könnte."

Die Nähe meiner Vaterstadt Höchstädt, die nur eine starke Stunde von Dillingen entfernt liegt, gewährte mir auch manches süße Vergnügen. Oft ging ich dahin spazieren, um meinen lieben Vater und meine übrigen Verwandten und Freunde zu besuchen; oft kamen sie auch zu mir ins Konvikt. Den 12. November 1786 ging ich zum erstenmal nach Höchstädt, um nach einer so langen

Trennung meinen Vater wieder zu ſehen. Mit laut klopfendem Herzen nahte ich mich den Toren und dann dem Gäßchen, wo unſre kleine Wohnung ſtand. Es war an einem Sonntag, morgens um ſieben Uhr, als ich vor's Fenſter des baufälligen Häuschens kam und anpochte. Er lief herbei. „Grüß Euch Gott, lieber Vater, macht mir auf!" „Was iſt denn jetzt?" ſprach er erſtaunt und ſtand erſchrocken vorm offenen Fenſter. „Ich bin Euer Sohn Xaver, kennt Ihr mich nicht?" — „Ach! ich ſehe nicht recht! — Weiß nicht, ſeid Ihr mein Xaver oder mein Franz Joſeph?" — „So macht mir nur auf, lieber Vater!" Da trat er ſchnell an die Tür und öffnete ſie, und ich flog ihm in die Arme und küßte ihn. Beide weinten wir laut und drückten einander an die Bruſt, als wenn wir uns zerdrücken wollten. Dann ging es ans Erzählen. So oft es mir ſchlimm erging oder ſo oft mir eine auffallende Wohltat von jemand erzeigt wurde, liefen ihm wieder Tränen über die Wangen, und er dankte Gott laut für Rettung oder Gnade. Wir konnten an kein Ende kommen mit Fragen und Antworten. Er erzählte mir von dem Elend, das er bisher ausgeſtanden hätte, zeigte mir, wie er halb blind ſei und ſich dennoch kochen, waſchen, flicken uſw. müſſe. Ich ſah ſeine Speiſen: er hatte ſich eben auf drei Tage gekocht. Es war eine Waſſerſuppe vom ekelhafteſten Ausſehen und ein Hafen voll roter Rüben. Wer hätte es ohne Tränen angeblickt? Dennoch war die Farbe der Geſundheit auf ſeinem Angeſicht. Am meiſten klagte er über die völlige Einſamkeit, in der er ſeine Zeit hinträumen müßte. Die Stube kam mir ſehr enge vor, ſo weit ſie mir auch vor Jahren geſchienen hatte. Alle Winkel ſtanden voll Töpfen, Schüſſeln und allerlei Hausrat. Niemand durfte ihm etwas verrücken, wenn es der alte, halbblinde Mann nicht lange umſonſt ſuchen ſollte. Ich nahm ihn mit zum Eſſen ins Wirtshaus, tröſtete ihn,

ſo gut ich konnte, und verſprach ihm, ſeine Not nach Vermögen zu lindern. „O! wegen meines Vaters allein," ſchrieb ich nach Zürich, „ſollte ich ja eine Pfarre haben!" Faſt alle vierzehn Tage beſuchte ich ihn. Wenn wir am Kirchhofe vorübergingen, wo meine Mutter begraben liegt, beſuchten wir immer ihren Grabhügel und brachen in ihr Lob aus.

Heinrich Geßner las den Brief, in welchem ich dieſe erſte Zuſammenkunft mit meinem Vater beſchrieb, einigen Freunden vor und beſchloß, ſein Rekreationsgeld demſelben zu überſchicken; einige Freunde legten noch ihre Beiträge dazu, und ſo erhielt ich höchſt unverhofft ein hübſches Sümmchen, meinen armen Vater zu tröſten. Ich ging ſogleich den folgenden Tag nach Höchſtädt und beſuchte meinen Vater. Eben war er mit Aufräumen in der Küche beſchäftigt, denn der Kaminfeger hatte ihm ſeine Ordnung verdorben, und nun fand er große Mühe, ſeine Sachen, faſt ohne zu ſehen, an die gehörige Stelle zu bringen. Immer war ſeine Hauptklage geweſen, Gott werde ihn wohl in ſeinem Alter verlaſſen. Dieſe ſtimmte er nun von neuem an, indem er ſagte: er ſehe nun wohl, daß ihn Gott wegen der Verdrießlichkeiten ſtrafen wolle, die er manchmal meiner ſeligen Mutter gemacht habe; er möchte laut wie ein Kind weinen, wenn er ſo ganz allein im öden Hauſe herumtappen müſſe, es gebe keine fröhliche Stunde mehr für ihn uſw. Da ſprach ich ihm Mut ein und verſicherte ihn, Gott ſorge gewiß auch für ihn unendlich väterlich und werde ihm von einer Seite Hilfe zuſenden, von welcher er es gar nicht hoffen könnte: ob er wohl glaube, daß in der fernen Schweiz Leute wären, die ſeiner gedächten und ſein Elend zu heben trachteten? „Ach, wie wäre das möglich!" ſprach er kaltſinnig. „Und dennoch," fuhr ich fort, „finden ſich unter dieſen Euch ganz unbekannten redlichen Schweizern Leute, welche Euch, ohne

daß ſie Euch kennen, Gutes tun. Ich ſchrieb einem jungen Herrn, der mein Freund iſt, wie Ihr mich bei meiner Ankunft empfangen habt, wie ſehr mich Euer elendes, trauriges Leben gerührt hat, und wie kümmerlich Ihr Euch forthelfen müſſet; und ſehet, der junge Herr nahm ſich dies zu Herzen und ſparte ſein Rekreationsgeld zuſammen, um es Euch zu ſenden. Es iſt viel Geld, lieber Vater!" Da zog ich Heinrichs Päckchen aus der Taſche und zählte ihm das Geld vor. Er ſtaunte und ſagte lächelnd, ich wollte gewiß einen Spaß machen ... Ich beteuerte, daß alles, was ich geſagt hätte, Wahrheit wäre, daß der junge Herr, der es ihm ſchicke, Heinrich Geßner heiße und ihm mit dieſem Gelde beſſre Tage verſchaffen wolle. Noch glaubte er's nicht ganz und beſann ſich eine ziemliche Weile. Endlich ſprach er: „Wenn's auch wahr iſt, was Sie ſagen, ſo kann ich das Geld ja doch nicht annehmen." — „Warum nicht?" — „Mein Gott, ich kann ihm ja mit gar nichts danken und darf nicht einmal für die Lutheriſchen beten!" Lange hatte ich zu beweiſen und zu widerlegen, bis er begriff, daß man auch für Nichtkatholiſche beten dürfe. Der Grund, Gott könne Leute, die ſoviel Gutes tun, unmöglich haſſen, indem er keine gute Tat unbelohnt laſſe, wirkte am meiſten auf ihn. Ich ſchob das Geld, das noch auf dem Tiſche lag, näher zu ihm und hieß es ihn aufbewahren. Da traten ihm endlich die Zähren in die Augen und er ſagte: „Nun, mein Gott, ſo will ich denn recht beten, daß du dieſe guten Leute, welche ſo ein großes Werk der Barmherzigkeit an mir tun, recht belohneſt und glücklich macheſt. Hab's doch immer gehört, daß die kalviniſchen und lutheriſchen Leute mehr Werke der Barmherzigkeit verrichten, als die katholiſchen ſelber!" Dann fragte er mich, ob's genug ſei, wenn er alle Tage einen Roſenkranz für ſeine Wohltäter bete? Ich antwortete, daß ihm der Herr gar nichts vorſchriebe, er möchte tun,

was er wollte. Denn ich bemerkte, daß er ängstlich zu werden anfing und glaubte, er würde eine Sünde begehen, wenn er einen Tag das Versprochene zu beten vergäße. Zuletzt mußte ich ihm Geßners Namen noch oft wiederholen. Damit er ihn aber nicht vergessen könnte, schrieb ich ihn mit großen Buchstaben an die Stubentür. Wer dann zu ihm hineintrat, mußte ihm den Namen lesen und das Geschichtchen der empfangenen Wohltaten hören. Beim Abschiede sagte er mir: „Danken Sie dem Herrn doch recht für seine Güte; ich wollt' es selbst wohl tun, wenn ich zum Schreiben noch sähe, wie vormals!" Ich ersuchte Herrn Hübner, in seiner Zeitung etwas von meines Freundes schöner Handlung zu sagen, und er tat es gern. Aber mein Heinrich schrieb mir sogleich einen derben Verweis, protestierte feierlich dagegen, daß er alles Geld allein hergeschossen habe und wollte durchaus, ich sollte das Geschichtchen überall, wo ich es bekannt gemacht hätte, nach seiner Angabe berichtigen, denn ein Lob, das er kaum halb verdiene, an sich kommen zu lassen, dünke ihm, würde seinen Charakter nicht im schönsten Lichte zeigen. Ich wußte aber, er hatte an der Wohltat wenigstens den größten Anteil, und widerrief nicht.

Wenn ich meine Verwandten besuchte, ward ich manchmal bis zu Tränen gerührt, denn viele von ihnen, die während meiner Knabenjahre in einer Art Wohlstand gelebt hatten, waren nun beinahe ganz verarmt, weil das gewöhnliche Fabrikat, sogenanntes Eschwinggarn zu Packsäcken und Talglichtern, keine Abnehmer mehr fand, ein Unglück, das jeden, der sich mit Fabrikation beschäftigt, treffen kann. Besonders rührte mich der Empfang im Hause meines Vetters Waginger, der einst nicht ohne Mittel und mein Wohltäter war, nun aber mit vielen Kindern beladen und durch Unglücksfälle herabgebracht, seine Familie und sich nur kümmerlich als Chirurg ernährte. Kaum trat

ich in die Stube, so liefen seine Kinder, die mich fast alle noch kannten, mit einem großen Freudengeschrei auf mich zu und hingen sich an meine Arme und Kleider, und ihre hochbejahrte Großmutter, die Schwester meiner seligen Ahnfrau, die sonst nie ohne Krücken das Bänkchen hinterm Ofen verließ, lief auch, von der Freude verjüngt, ohne Krücken auf mich zu und drückte mir mit Tränen im Auge die Hände. Wenn ich auch ärmer gewesen wäre, als ich war, hätte ich jetzt doch nicht ans Sparen gedacht.

In Dillingen lebten zwei Schwestern, die Töchter des Zieglers von Höchstädt, der meines Vaters Bruder war. Beide Mädchen standen als Mägde in Diensten; die jüngere, ein hübsches Kind, fand immer ihr Unterkommen in bessern Häusern, indes die ältere, welche weniger artig aussah, sich mit schwerern Arbeiten im Ziegelstadel plagen mußte. Beide Basen hatten jedoch ihre Liebhaber. Die ältere traf ich manchmal auf meinen Spaziergängen mit ihrem Jüngling, einem ehrsamen Schuhknecht, im eifrigen Gespräche an. Sie erschrak, so oft ich sie sah, denn sie mochte glauben, ich könnte, nach der Weise aller Geistlichen, Lust haben, den Sittenrichter zu spielen. Einst fand ich sie allein bei der Arbeit und fragte sie scherzend, warum sie mich immer fliehe, wenn sie an der Seite ihres Lieblings gehe und mich von fern erblicke? Zugleich äußerte ich, daß ich gegen eine Bekanntschaft in Ehren nichts einzuwenden habe. Da ging ihr das Herz auf. „Ach, Herr Vetter!" sagte sie, „ich hätte schon lange gerne mit Ihnen geredet; vielleicht wüßten Sie Rat zu schaffen. Mein Schuster möchte gern ein Häuschen kaufen und mich heiraten. Seine Mutter wäre ganz zufrieden damit. Aber ich habe, wie Sie wissen, gar kein Heiratgut, und im Österreichischen, wo wir uns ansiedeln sollen, muß man 300 fl. Eigentum aufweisen können, wenn man die Erlaubnis zu heiraten erhalten will. Nun gehen uns noch 50 fl. ab, die wir nicht aufzutreiben

wiſſen.“ Zugleich beſchrieb ſie mir die Glückſeligkeit, die ihrer warten würde, ſo lebhaft, daß ich wirklich den Gedanken faßte, ihr zu helfen. „Ich will mich beſinnen“, ſagte ich und ging nach Haus. Noch beſaß ich von dem in Zürich erworbenen Gelde etwa 80 fl., die ich als ein unantaſtbares Depoſitum betrachtete, welches auf jeden Fall bereit ſein müßte, um mich aus der Sklaverei, wenn ſie unleidlich werden ſollte, zu retten. Ich überlegte hin und her, ob ich die 50 fl. dem Mädchen auch geben ſollte. „Gib ſie ihr,“ ſagte die Gutherzigkeit, „ſo haſt du auch einmal in deinem Leben einen Menſchen glücklich gemacht!“ „Aber,“ wandte der Eigennutz ein, „was willſt du machen, wenn dir ein Unglück zuſtößt? Wo wirſt du Hilfe finden?“ „Sorge du nicht,“ ſagte der religiöſe Sinn, „Gott wird dich in einem ſolchen Falle nicht verlaſſen.“ „Aber,“ erwiderte der Argwohn, der ſich ins Gewand der Klugheit verſteckte, „wie wär' es, wenn dich das Mädchen betrügen würde, um mit dem Gelde durchzugehen und ſich mit ihrem Galan einige gute Tage zu machen?“ „Dieſem Bedenken läßt ſich abhelfen,“ ſprach die Klugheit, „du darfſt ihnen nur ein Zeugnis ihres Beamten abfordern, daß ſie heiraten dürfen, wenn ſie die noch abgängigen 50 fl. Eigentum vorzeigen werden.“ „Steckt nicht eine gute Doſis Eitelkeit dahinter,“ warf mir die falſche Demut vor, „daß du eine ſolche für dich beträchtliche Summe verſchenken willſt, um dir ſelbſt ſchmeicheln zu können: ich habe eine ſchöne Tat getan?“ „Mag ſein,“ erwiderte der Geradſinn, „aber ich denke, man muß ſich durch dergleichen Einbildungen, als hätte man nicht ganz reine Abſichten beim Handeln, nie abhalten laſſen, ſeinem Nebenmenſchen Gutes zu tun, ſonſt möchte nie etwas Gutes geſchehen.“ Dabei blieb's, der Schuhknecht ſollte mir ein Zeugnis des Beamten bringen. Aber er bat mich, ihm ein paar geſchriebene Zeilen an denſelben mitzugeben. Ich ſchrieb alſo dem Beamten,

daß ich meiner Base Lenore 50 fl. Heiratsgeschenk geben wollte, wenn es wahr wäre, daß die beiden Brautleute den Heiratskonsens erhalten würden. Als Antwort brachte mir der Bräutigam sogleich den Konsens, und ich übergab ihm die 50 fl. Doch wollte ich mich sicher stellen, daß mir die versprochene Summe nicht zum zweitenmal abgefordert werden könnte, und ließ mir deshalb von ihm einen Empfangsschein ausstellen. Mit einer gewissen Selbstzufriedenheit über eine gute Handlung legte ich den Schein in meinen Koffer, und in der Folge geriet ich einigemal in Versuchung, einem oder dem andern meiner Freunde zu sagen: ich habe 50 fl. verschenkt, gleichsam als hätte ich etwas Großes geleistet.

Die jüngere und hübschere Schwester der Braut, die bei einem Hofrat diente, kam öfters in das Haus eines gewissen angesehenen Beamten, um dort eine Gespielin zu besuchen. Der Herr fragte sie nach ihrem geistlichen Vetter und sagte ihr, sie sollte mich auf einen Besuch zu ihm einladen. Ich kam und fand ihn nebst einem hübschen Fräulein, seiner Tochter, im Zimmer. Genau erinnerte er sich noch der Rollen, die ich als ein kleiner Student auf dem Jesuitentheater gespielt hatte, und unsre Unterhaltung ward lebhaft genug. Das Fräulein zeigte während des Gespräches viel Artigkeit und ungekünstelten Witz. Man hieß mich öfters wieder kommen. Ich kam wenigstens alle vierzehn Tage einmal. Das Fräulein ward mir immer interessanter, unsre Augen antworteten einander bald. Fast täglich erschien sie nun in meiner Messe und kniete in einem Stuhle nicht fern vom Altar, wo ich las. Wenn ich mich der Zeremonie halber umwandte, trafen ihre Blicke gewiß nicht das Gebetbuch; sanft erhoben lächelten sie mir. Als sie mich einst beim Abschiede zur Treppe hin begleitete, legte sie geschwind ein schönes Pfaffenkäppchen in meinen Hut und lief davon. Im Frühling fügte es

ſich, daß ihr Vater, als ich zum Beſuche kam, ausgehen mußte; es war ein ſchöner Abend und das Fräulein ſchlug vor, ich ſollte ſie in den Garten vor die Stadt hinaus begleiten. Gern tat ich es und war nicht wenig vergnügt, an der Seite eines ſo hübſchen Fräuleins zu wandeln. Ich machte ihr meine Freude durch Worte kund, ſo gut ich's vermochte. Sie drückte meine Hand und ſah mich freundlich an. Ihre Mutter ſaß in der Gartenlaube. Wir gingen zwiſchen den Beeten hin, luſtwandelnd und in ſüßes Geſchwätze verloren und ſagten in allerlei Wendungen, daß wir einander lieb hätten. Wenn ich nun nach einem Beſuche Miene machte, Abſchied zu nehmen, wußte ſich das Fräulein immer etwas in ihrem Zimmerchen zu ſchaffen zu machen, das näher an der Treppe war, als der Beſuchſaal, und immer hatte ſie mir dort etwas zu zeigen, oder ſie fing an, mich zu necken, ſo daß ich zu ihr ins Zimmerchen treten mußte. Als ich zum erſtenmal hineintrat, wagte ich's kaum, meinen Arm um ſie zu ſchlingen. Aber ich hatte es kaum gewagt, ſo lächelte ſie mich zärtlich an, verſtand meinen bittenden Blick und kam mit ihren Lippen den meinigen entgegen. Es war lange verhaltene Neigung, was uns ſo ſchnell und ſo feurig zuſammenriß. Innig herzten und küßten wir uns einige Augenblicke, aber ich ward immer ſchnell wieder entlaſſen, damit Papa keinen Argwohn faſſen möchte. Dennoch konnte es nicht fehlen, er mußte nur zu bald merken, daß wir einander aufſuchten. Einſt kam er uns nachgeſchlichen, riß plötzlich die Tür auf und fand uns, eines das andre mit den Armen umſchlingend, mitten im Zimmer ſtehen. „Ich habe mir's doch eingebildet," ſagte er lächelnd, „daß ihr einander gern küſſen mögt, eure Blicke verrieten euch längſt! Macht es nur nicht zu bunt!" Ach, wie erſchrocken ſtanden wir da! Es währte lange, bis wir uns getrauten, einander wieder auf dem kleinen Zimmerchen zu ſehen. Die Mutter des Fräu-

leins ſchien nichts von unſrer Liebe zu bemerken, machte mir aber oft das Vergnügen, von ihrer Tochter allerlei ſchöne Charakterzüge zu erzählen. Vor allem lobte ſie ihre liebreiche Sorgfalt, mit der ſie einſt die beiden Eltern während einer Krankheit gepflegt hatte. Es war rührend zu hören, wie ſich das liebe Kind viele Nächte lang den Schlaf verſagt hatte, um die Kranken von Zeit zu Zeit in eine bequemere Lage zu bringen. Genau wußte ich nun, wann mein Fräulein in den Garten gehen würde. Sie ging zwar nicht allein. Aber es war doch ein Vergnügen für uns, einander ſichtbare Zeichen unſrer Zuneigung geben zu können. Entweder ſtand ſie auf dem Altan am Gartenhauſe und winkte mir, der ich auf der Wieſe ging, mit dem weißen Schnupftuche zu, und ich ſchwang zum Zeichen, daß ich ſie ſähe, den Hut, oder ich ſchlich in der Abenddämmerung an die Gartenhecke und wartete, bis ſie am Buſche, in dem ich mich verſteckt hielt, vorüberwandeln würde: dann küßten wir uns geſchwind über die Hecke hin, oder ich ſchwang mich wohl gar in den Garten, um ſie an meine Bruſt zu drücken. Alle unſere Herzensangelegenheiten teilten wir dann einander mit, aber manchmal unterbrach unſer beſtes Geſpräch das Knirſchen eines Fußtrittes im Sande, und ich mußte ſchnell über die Hecke ſpringen. Ich hatte einſt wirklich in einem Buſch am Zaune eine heimliche Laube gebaut und hoffte, mein Fräulein hier unbemerkt erwarten und bequem durch den Zaun ſchlüpfen zu können, aber kaum erblickte das gute Kind die künſtliche Öffnung zwiſchen den Sträuchern, die ich bei ihrer Ankunft auseinander bog, ſo ſtutzte ſie, ward ſcheu und lief, ſtatt mich zu küſſen, davon. Ich eilte ihr hinter den hohen Bohnenſtöcken nach und fragte ängſtlich: „Ach Geliebte! warum fliehen Sie mich?“ Sie antwortete etwas ſchüchtern: „Ich fürchtete, du möchteſt mich in den Buſch ziehen.“ War dieſe liebenswürdige Schüch-

ternheit nicht der süßesten Küsse wert? — In meiner Lage mußte mir eine Bekanntschaft, wie diese, sehr tröstlich und ermunternd sein, und ich glaubte nicht, daß ich ohne sie ausgeharrt hätte. In einem gleichen Grade von Herzlichkeit dauerte sie fort, bis meine Abreise nach Augsburg uns trennte. Es war ein schmerzlicher Abschied, der uns beiden nicht wenige Tränen kostete. Aber sie verbot mir, allerlei wichtiger Bedenken halber, an sie zu schreiben. Deshalb schrieb ich an ihren Vater, und sie verstand mich doch.

Herr Statthalter hatte mir befohlen, ihm eine Bittschrift an den Kurfürsten zu übergeben und versprach, dieselbe mit seinem Gutachten vorteilhaft zu begleiten und mir den Akzeß beim Geistlichen Rate in Augsburg auszuwirken. Auch Herr de Haiden versprach, das Gutachten des Herrn Statthalters mit dem seinigen zu begleiten. Nach ein paar Monaten sagte mir Herr von Angelter: „Es wundert mich, daß Ihre Bestallung von Koblenz noch nicht da ist, vielleicht wird nichts daraus. Allein ich nehme Sie auf alle Fälle nach Augsburg mit, stelle Sie bei der Registratur auf meine Kosten an, und — nicht wahr? — viel Mehreres, als Speise, Trank und Kleidung werden Sie wohl nicht brauchen?“ Ich zuckte die Achseln, machte eine Verbeugung und ging mißmutig davon. „Bald muß es sich zeigen,“ schrieb ich an Heinrich Geßner, „ob ich betrogen bin oder nicht. Denn ich habe Winke und starke Vermutung, daß nach Koblenz keine Vorstellung und kein Gutachten kam, weil man sich scheuet, einen entwichenen Mönch beim geistlichen Dikasterio anzustellen.“ Winke von einem solchen Betruge hatte mir mein liebes Fräulein gegeben. Und meine Vermutung bewahrheitete sich, Herr Statthalter hatte die Bittschrift gar nicht abgeschickt und nahm mich den 15. Dezember 1787 nach Augsburg mit, nachdem es ihm gelungen war, mich zu bereden, es sollte mir nichts abgehen, und ich dürfte mich um meine Versor-

gung gar nicht kümmern und würde gewiß sehr bald zu meiner völligen Zufriedenheit eine Stelle erhalten. Um seinen Vorstellungen mehr Eingang zu verschaffen, hatte er mir schon seit ein paar Monaten das wenige Taschengeld verweigert, das er mir sonst reichen ließ.

Dreizehntes Kapitel:

Kanzleigeschäfte und Liebschaften.

Anfang des neuen Aufenthaltes in Augsburg — Fräulein Josepha — Eine Visitation — Züge meiner Lebensnot — Die Einsiedelei — Ein Traum, Einladungen Augsburg zu verlassen — Geßners Tod — Klagen über meine Obern — Aufgegebenes Vorhaben zu fliehen — Besuch bei München — Akzeß zur bischöflichen Vikariats-Kanzlei — Das Benefizium — Die Habilitation — Lenchen — Lisette und die Versuchung — Lenore, eine Liebschaft — Das Fernrohr — Lenorens Bruder und ihr erster Liebhaber — Liebhaber um Liebhaber.

Sobald wir abends in der Dompropstei zu Augsburg aus dem Wagen gestiegen waren, wurde ein Bedienter abgeschickt, der den Herrn Kanonikus Löhle herbeiholen mußte. Ein artiger, etwas untersetzter, aber wohlgebildeter Mann erschien, begrüßte mich freundlich und übernahm mich aus den Händen des Herrn Statthalters als seinen neuen Hausgenossen. Sein einnehmendes Betragen gewann ihm sogleich mein Herz und ich sah im Gewölke, das mein künftiges Schicksal umhüllte, wenigstens eine lichte Stelle, das Glück nämlich, einen freundlichen Hausherrn zu haben. Schon auf dem Wege hatte mir der Herr Statthalter gesagt, ich sollte von nun an täglich an seiner Tafel speisen, er möchte in Augsburg anwesend sein oder nicht. Herzlich erschrak ich über dies Anerbieten und fühlte sogleich, daß ich dadurch ganz und gar von ihm abhängig werden und in eine wahrscheinlich drückende Sklaverei geraten würde. In der Hoffnung, daß ich mich

vielleicht noch loswickeln könnte, erwiderte ich: „Unmöglich kann ich's Euer Exzellenz verhehlen, daß es mich schmerzen würde, unverdientes Brot zu genießen; wenn es Ihnen Ernst ist, für mein Glück zu sorgen, so machen Sie mir Gelegenheit, mein Brot zu verdienen!" „Das sollen Sie auch," antwortete er, „ich gebe Ihnen die Kost nicht umsonst, Sie sind von nun an der Schneider, der meinen Geistesgeburten ein artiges Kleid umhängen und mir täglich als Assistent zur Messe dienen soll. Wenn Sie mir diese Dienste erweisen und sich hin und wieder als Sekretär gebrauchen lassen, so verdienen Sie die Kost mehr als hinlänglich, denn ich müßte doch immer jemanden haben, der mir dies leistete und allerlei Aufsätze ins reine schriebe!" „Mit Dank erkenn' ich Ihr gnädiges Wohlwollen," so wandte ich ein, „aber die Kost ist nicht das einzige Bedürfnis, das man hat; täglich brauche ich auch einiges Geld, teils um mir andre kleinere oder größere Erfordernisse zu schaffen. Wenn Sie nicht machen, daß ich ein Amtchen mit hinlänglicher Besoldung erhalte, wie Sie mir bereits zu versprechen die Güte hatten, so darf ich nicht hoffen, zufrieden leben zu können." „Sorgen Sie um nichts," versetzte er lächelnd, „die wenigen Bedürfnisse, die Sie haben, sollen alle befriedigt werden, mein Hausmeister muß Ihnen machen lassen, was Sie immer nötig finden, Sie dürfen mir's nur sagen!" „Eben das Sagen ist schwer," erwiderte ich etwas schüchtern, „und ich muß es gestehen, mein Leben lang hab' ich das Bitten gescheut." „So will ich's Ihnen noch leichter machen," sprach er, „Sie dürfen es nur meinem Hausmeister melden, wenn Sie etwas wollen, ich werde ihm Befehl geben, Ihnen alles auf meine Rechnung zu verschaffen. Er ist zwar ein etwas rauher Mann und (ich muß es Ihnen nur zum voraus sagen, damit Sie etwa nicht befremdet oder erschreckt werden) er knickert zuweilen gar

zu sehr und hat mir erst vor ein paar Tagen einen Brief geschrieben, in dem er sich sehr darüber beschwert, daß ich ihm einen neuen Kostgänger mitbringen wolle. Es ist, wie wenn er eifersüchtig wäre, daß jetzt noch ein andrer Geistlicher neben ihm an meiner Tafel speisen soll. Aber lassen Sie ihn trotzige Gesichter machen, so lange er will, und halten Sie sich an mich! Kommt Zeit, kommt Rat! Wird eine Stelle ledig, so werd' ich Sie nicht vergessen."

Wirklich empfing mich der Hausmeister, Priester Michael Kratzer, ein Exjesuite und Sailers Freund, mit stürmischen Mienen und ließ es mich sogleich im ersten Augenblick empfinden, daß es schwer halten würde, alles, was ich nötig hätte, von ihm zu erbetteln.

Als wir zu Tische gingen, zeigte sich auch die Schwester des Herrn Statthalters, ein altes Fräulein, welches gerade das Gegenteil von dem war, was man schön und artig heißt. Mit einem kupferigen Gesichte, einem Höcker auf dem Rücken, einem nur um eine Kleinigkeit zu kurzen Beine, einem großen Schnurrbarte von Tabak und einem Anzug, der sie beinahe so dick als lang machte, vereinigte sie bald die Reize eines gnädigen Lächelns, bald die hohen Mienen des Adels, als wollte sie jedermann sagen: „Respekt vor der Würde meiner Geburt!" Ihr Herr Bruder zeigte mir an, in seiner Abwesenheit würde ich künftig mit Fräulein Josepha und Herrn Kratzer speisen und empfahl mich in einem ziemlich scherzhaften Tone der Gewogenheit seiner Schwester. Weil sie mich mit herablassender Freundlichkeit bewillkommnete, so ließ ich mich durch ihre Gestalt nicht ganz abschrecken, ihr so höflich als ich konnte zu begegnen, und sie schien große Freude daran zu haben, daß sie jemand mit Achtung behandelte.

Nachts führte mich mein neuer Hausherr, Kanonikus Löhle, mit sich in seine Wohnung, wies mir im dritten Stockwerk ein artiges, mit den nötigsten Möbeln und

einem Bette versehenes Zimmerchen samt einer Nebenkammer an, sprach mir Mut ein, mich in meine neue Lage zu schicken und äußerte sich, er hoffe, ich werde nicht lange ohne ein Amt bleiben, denn Herr Dompropst sei gewiß mein aufrichtiger und mächtiger Gönner.

Als er mich verlassen hatte, warf ich mich auf die Knie und betete, Gott möchte auch auf dieser neuen Laufbahn mein Helfer und Führer sein, und schlief vergnügt bis an den Morgen.

Als ich erwachte und ans Fenster trat, fand ich mich durch die freie Aussicht gegen Süden in geräumige Obst- und Gemüsegärten angenehm überrascht. Jetzt hüpften zwar nur Finken, Emmerlinge und Sperlinge durch die entblätterten Zweige, aber ich versprach mir in der wärmeren Jahreszeit kein geringes Vergnügen davon, über blühende oder fruchtreiche Bäume hin ins Grüne sehen zu können und vom Morgenliede der Vögel aus leichten Träumen geweckt zu werden. Meine Erwartung betrog mich auch nicht. Ich stieg manchmal heiter aus dem Bette, weil mich die Grasmücken aus dem Schlummer gesungen hatten.

Täglich kam nun frühmorgens ein Bedienter, welcher mir die Zeit anzeigte, zu welcher ich in der Kirche erscheinen sollte, um dem Herrn Statthalter zu assistieren. Wenn keine besondere Feierlichkeit vorfiel, so war dieser Dienst in einer starken Stunde vorüber. Aber sehr oft hielt den Herrn Statthalter ein dringendes Geschäft oder ein unvorhergesehenes Hindernis länger als gewöhnlich zu Hause auf, oder er hatte Kindern die Firmung zu erteilen oder Glocken, Kelche und Geistliche zu weihen. Dann dauerte es oft bis zur Mittagsstunde, ehe wir nach Hause kamen. Sein Predigen verlängerte dergleichen religiöse Verrichtungen manchmal um die Hälfte, und es fügte sich ein paarmal, daß mir teils der Dunst, teils die unbequeme einförmige Stellung des Leibes auf kalten Pflastersteinen,

teils die Ungeduld, die mich beim Anhören ſo ſinnloſer Reden uſw. heimlich quälte, eine Übelkeit zuzog, ſo daß man mich wegſchleppen mußte, wenn ich nicht hinſinken ſollte. Nach einem ſolchen Zufalle ſagte mir einſt Herr Statthalter: „Es ſcheint, meine Predigten gefallen Ihnen ſo gut, daß Sie davon ohnmächtig werden.“ Ich war überraſcht und blieb ſtumm.

Eins der unangenehmſten Geſchäfte war mir der Kirchendienſt bei den Weihen junger Geiſtlichen. Da mußte ich den gutherzigen Jünglingen die Dalmatiken, Stolen, Manipeln uſw. anziehen, ſie bei jeder Zeremonie in die rechte Poſitur bringen, ihre Hände nach der geheimnisvollen Prieſterſalbung mit einem Tüchlein zuſammenbinden, ihre Meßgewänder zurechthängen, ihnen die Meßgebete im Miſſale zeigen und dergl. mehr. Alles ſollte mit einer gewiſſen andächtigen Amtsmiene und mit einem Anſchein von Wichtigkeit verrichtet werden, indes ich die Zeremonien lieber ganz abgebracht und für das erklärt hätte, was ſie ſind, für Künſteleien der Hierarchie.

Wenn der Herr Statthalter ſeine Meſſe geleſen hatte, ſo ſollte auch ich die meinige leſen. Allein ich las nur, wenn ich mußte, das heißt an Sonn- und Feiertagen und an andern Tagen der Woche, an denen man mich dazu erbeten oder beſtellt hatte. Zu St. Peter in Augsburg müſſen wöchentlich einige Stiftungsmeſſen geleſen werden, die man aus eigens dazu beſtimmten Einkünften bezahlt. Weil ich gewöhnlich den Mesner und die Miniſtranten mit einem guten Trinkgeld belohnte, ſo trug man mir die Meſſen zu leſen an. Erſt bedachte ich mich, ob ich mich wohl dazu verſtehen ſollte. Doch die Betrachtungen, daß ich ebenſogut, als jeder Prieſter, Meſſe leſen könnte und müßte, daß man das Geld für ebendieſelbe Zeremonie einem andern geben würde, wenn ich es nicht verdienen wollte, und daß niemand ein Schaden zuginge, wenn ich es an-

nähme, bewogen mich, die Meſſen nach Verlangen zu leſen und mir dadurch ein kleines jährliches Einkommen von etwa 50 Gulden zu verdienen. Sonſt, wenn ich füglich ausweichen konnte, vermied ich es, Meſſen um Geld zu leſen.

Die Zeit von der Meſſe an bis zum Mittag konnte ich entweder auf meine eigenen Studien verwenden, oder ich mußte (was ſehr oft geſchah) für Herrn Dompropſt allerlei Aufſätze teils verfertigen, teils ausbeſſern. Bald gab er mir Viſitationsprotokolle zum Kopieren, bald mußte ich ſogenannte Viſitationskarten (weitläufige geiſtliche Zuſprüche und Rügen) jetzt lateiniſch, jetzt deutſch konzipieren, je nachdem er in Manns- oder Frauenklöſtern viſitiert hatte, bald trug er mir auf, ein Faſtenpatent zu verfaſſen oder eine geiſtliche Anrede bei Kloſterwahlen zu ſchreiben und mehr dergl. Gar oft entwarf er eine Skizze, nach der ich arbeiten ſollte. Anfangs hielt ich es für notwendig, in jeden Period, in dem ich keinen Sinn fand, Sinn zu bringen oder, wenn die ganze Anlage nichts taugte, ſie ſo lange zu drehen, bis ſie genießbarer würde. Allein da kam ich übel an: meine gutgemeinten Verbeſſerungen fanden faſt niemals Beifall, und ich mußte den Aufſatz drei- bis viermal umändern und immer von neuem wieder ins reine ſchreiben, ehe er einigermaßen gefallen wollte. Nach und nach merkte ich, daß ich am beſten wegkäme, wenn ich mir am wenigſten Mühe gäbe, meine Sache gut zu machen. Ich hielt mich ſo nahe als möglich an die Ausdrücke der mir vorgezeichneten Skizze, ließ myſtiſchen Unſinn Unſinn ſein und wiſchte größtenteils nur die auffallendſten Fehler wider die Sprachlehre, Wortfügung und den regelmäßigen Periodenbau weg, und ſo erntete ich ſicher und leicht den Beifall meines Meiſters ein, der dann nicht unterließ, die neue Arbeit dem Herrn Hausmeiſter zur Prüfung zu übergeben, ſie ein paar alten Damen und ſeiner Fräu-

lein Schweſter zur Erbauung vorzuleſen und mich als ſeinen literariſchen Hof- und Leibſchneider anzurühmen.

Man kann denken, wie ſchwer es mir werden mußte, allerlei dergleichen Schriften nach Grundſätzen zu verfaſſen, die oft geradezu mit meiner Überzeugung im Widerſpruch lagen, und wie ſehr es mich anekelte, ſinnloſe oder ganz unwahre Behauptungen als Wahrheiten vorzutragen. Nur die Viſitationskarten verfertigte ich zuweilen mit einigem Vergnügen, weil es mir wohl tat, dieſem oder jenem ſtolzen Prälaten eine derbe Strafpredigt halten und die Liebloſigkeit und unordentliche Lebensart ſeiner Mönche, die ich aus Erfahrung ſo gut kannte, nach aller Strenge rügen zu dürfen. Bei ſolchen Anläſſen unterließ ich gewiß nicht, meine Kenntniſſe vom Kloſterweſen zu benutzen und die Geheimniſſe mönchiſcher Heuchelei und verborgener Ausgelaſſenheit zu enthüllen. Aber Herr Statthalter ſtrich die treffendſten Stellen gar oft weg, weil er ſich fürchtete, irgend jemandem wehe zu tun.

Einigemal nahm er mich als Aktuar zur Viſitation in ein Nonnenkloſter mit. Es dünkte mich luſtig, alle die kleinlichen, nichtsbedeutenden Klagen der Nonnen zu protokollieren, ihre bald kindiſchen, bald neidiſchen Äußerungen anzuhören und den brennenden Eifer zu beobachten, mit dem ſie nach Kleinigkeiten ſtrebten. Ich ward böſe, wenn ſich kreiſchende Alte herausnahmen, mit Bitterkeit und im Tone andächtiger Sittenrichterinnen über ihre jungen Mitſchweſtern loszuziehen, ihre natürliche Munterkeit als Frechheit zu verklagen und den unbefangenen Kindern den ohnehin ſo ſehr beſchränkten Lebensgenuß noch mehr zu vergällen. Dann fühlte ich recht, daß der Geiſt des Hochmuts, der Unverträgſamkeit und der Tadelſucht, der ſo gern in bejahrte Menſchen fährt, die ſchmerzlichſte Geißel jeder Geſellſchaft und der Störer allen Vergnügens iſt. Manchmal, wenn eine ſtille, leidende Seele aus

matten Augen, die sich kaum zu erheben wagten, hervorschaute und doch nicht ein einziger leiser Klageton den blassen Lippen entschlüpfte, indes doch ihr ganzes Wehmut verratendes Wesen die Grausamen anzuklagen schien, die sie in diese unnatürliche Einsamkeit verbannt hatten, ergriff Mitleid und Rührung mein Herz, und ich wünschte, die Hinwelkende retten zu können. Nach der Visitation hatte der Herr Statthalter den Oberinnen gewöhnlich noch besondere Ermahnungen und Räte zu erteilen, und ich durfte die Zellen der Nonnen besuchen. Die jüngern, fröhlichen Kinder umringten mich, zogen mich in ihre reinlichen Kämmerchen, zeigten mir ihre geschmückten Kasten voll schneeweißer Leinwand, mit Blumen und Flittern besteckt und mit Zuckerwerk ausgestopft, die bunten Täfelchen an der Wand und den Bräutigam Jesus im schöngestickten Kinderröckchen, mit Haaren wie Flachs und mit Rosenwangen wie gemalte Pfirsiche. Öfters, wenn die guten Mädchen wegliefen, um bis zu meiner Ankunft auch ihre Zellen in Ordnung zu bringen, und ich dann auf Augenblicke mich mit einer hübschen Nonne allein fand, faßte sie mich zärtlich ins Auge und drückte mir feurig die Hand, als wenn sie Küsse forderte, aber in eben dem Augenblick hüpfte schon wieder eine Mitschwester herein, gerade als wollte jede ihre Gespielin hüten und durchaus nicht zugeben, daß eine mehr als die andre begünstigt würde.

Wenn ich ein Fastenpatent oder eine geistliche Rede geschneidert hatte, so verlangte Fräulein Josepha fast immer, ich sollte ihr den handschriftlichen Aufsatz ihres Herrn Bruders bringen, denn in diesem hoffte sie, würde noch der Geist der Andacht echt und unverfälscht wehen. Was meine Feder hinzugetan hatte, das hielt sie für lutherisches Machwerk. Anfangs stand ich zwar, meiner schüchternen Höflichkeit wegen, bei ihr in gutem Kredit, allein ein Zufall brachte mich bald um ihre vorteilhafte Meinung. Sie

hatte mich gebeten, ich möchte ihr abends bei Tiſche etwas vorleſen. Ich gehorchte ſogleich und blätterte in Gellerts Fabeln, die ich eben in der Taſche trug, um eine Fabel zu finden, die nichts Verliebtes enthielte, denn ſie hatte mir ſchon geſagt, daß ſie dies ſo ſehr haſſe als Tod und Sünde. Mir fiel die Widerſprecherin auf. Geduldig horchte ſie mir zu, bis zu den Worten:

So wie dem welſchen Hahn, dem man was Rotes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Naſ' und Lefzen ſteigt, uſw.
So ſchießt Ismenen auch, da dies ihr Liebſter ſpricht,
Das Blut den Augenblick in ihr ſonſt blaß Geſicht.

Auf einmal platzte der Hausmeiſter, der bisher das Lachen mühſam verhalten hatte, unaufhaltſam los, das gnädige Fräulein erhob ſich vom Stuhle, ſagte mir aufgebracht, ſie könne ſolche Kindereien nicht hören und ſchleppte ſich in ihr Nebenzimmer. Treuherzig hielt ich der Güte meines Schriftſtellers eine Schutzrede und konnte kaum faſſen, wie es zuginge, daß er gar keinen Beifall fände. Denn ich wußte noch nicht, daß der Herr Kratzer ſchon oft mit dem Fräulein in Zwiſt und Zank geraten war und ſie mit einem Truthahn verglichen hatte. Um das Maß der Beleidigung voll zu machen, nahm mir Kratzer das Buch aus der Hand und las mit lauter Stimme, langſam und pathetiſch, Gellerts Fabel die Betſchweſter her. Im Sturm von Unmut trabte das Fräulein wieder aus der Kammer und gebot mir, „das Buch einzuſtecken und in Zukunft nie wieder eine ſo weltliche Scharteke mitzubringen; wenn ich ihr etwas vorleſen wollte, ſo möchte ich nur die Bibel zur Hand nehmen." Ich ſteckte meinen Gellert in die Taſche und brachte am folgenden Abend Luthers Überſetzung des Alten Teſtamentes mit mir, ein Duodezbändchen, das ich in meinen kleinen Koffer gepackt hatte, der mit mir von Dillingen angelangt war. Da ich erſt

einen großen Verschlag mit meinen Büchern von daher erwartete, so konnte ich keine katholische Übersetzung mitbringen. Ich dachte ihr etwas Unterhaltendes vorzulesen und geriet an die Geschichte Daniels mit dem Drachen. Als ich am besten daran war, fing der Hausmeister wieder zu lachen an und setzte mich von neuem in Verlegenheit, denn mir war gar nicht eingefallen, daß er Daniels Drachen und ein böses Weib in einem Begriffe vereinigen könnte. Das Fräulein verstand ihn sogleich, riß mir meine Bibel aus der Hand, besah den Titel, fand Luthers Namen darauf, warf das Buch von sich, wie wenn sie eine Natter gefaßt hätte, und sprach mit aufbrausender Hitze: „Ich möchte mir's vergehen lassen, sie zu verführen, sie wollte durchaus keine lutherischen Schriften weder lesen noch vorlesen hören, und ich sollte mich nicht mehr unterfangen, ihr mit meinen gottlosen Büchern beschwerlich zu fallen." Es war mir unmöglich, diesmal das Lachen zu unterdrücken; sie ward dadurch noch mehr aufgebracht und lief vom Tische weg. Sobald ihr Herr Bruder nach Hause kam, klagte sie mich an. Aber er lachte über ihre Empfindlichkeit, zog ihre Beschwerden in Scherz und gab mir einen leisen Wink, künftig ihrer Schwachheit zu schonen.

Es hielt jedoch schwer, mit dem Fräulein in gutem Vernehmen zu stehen, obwohl ich mich selten in einen Wortwechsel mit ihr einließ. Wenn mir von ungefähr im Gespräche ein Wort, wie Kindbett oder Beschneidung, entfiel, so ärgerte sie sich höchlich über die grobe Unverschämtheit, daß ich durch solche Ausdrücke ihre keuschen Ohren zu beleidigen wagte, wollte mit einem so unflätigen Menschen nicht mehr an einem Tische speisen und eilte aus dem Zimmer, sobald sie bereits satt genug war, um dies Opfer ohne Unbequemlichkeit ihrer englischen Reinigkeit bringen zu können. Sogar bei ihrem Bruder verklagte sie mich, als hätte ich Zoten geredet, und er hätte ihr ge-

glaubt, wäre der Hausmeister nicht Zeuge meiner Unschuld gewesen. Denn Herr Dompropst, obschon er ihre schwachen Seiten kannte, war doch in hohem Grade für sie eingenommen und ließ sich vom Schimmer ihrer Heiligkeit blenden. Sie hatte aber auch seinen Charakter überaus gut studiert, wußte ihn so geschickt bei seiner Schwäche zu fassen und ihre Absichten so schlau mit einem Anstrich von Gottseligkeit zu verkleistern, daß es mich wundern sollte, wenn ihre Schwätzereien ganz ohne Wirkung geblieben wären. Täglich führte sie dreizehn Gebetbücher, die wir sehr oft zählten, auf einmal in der Tasche, unter denen sogar eins in Quarto war, mit dem Titel: Bedrängnis Christi. Wenn sie dies letzte in der Kirche vor sich nahm, so winselte, murmelte und schluchzte sie so herzzerbrechend, daß niemand neben ihr knien mochte.

Wenn Herr Dompropst in Augsburg war und wir mit ihm an einer Tafel speisten, fielen alle Ungezogenheiten weg; niemand durfte zanken, und aller Unwille verstummte. Nach dem Abendessen mußte Herr Hausmeister gewöhnlich Stellen aus einem geistlichen Buche vorlesen, das er selbst wählen durfte, oder man unterhielt sich in ungezwungener Art.

Unsre Gespräche handelten dann meistens von Schriften, die wir gelesen, von Beobachtungen, die wir im Laufe des Tages gemacht hatten, oder von Vorschlägen, die wir nach unsern Einsichten zum Besten der Menschheit zu tun wußten. Oft debattierten wir lange und ausführlich über allerlei praktische Sätze. Oft scherzten wir in bescheidnem Tone über lächerliche Einrichtungen und die neuesten wunderlichen Vorfälle. Manchmal neckten wir auch unser gnädiges Fräulein, wenn ihre Weisheit über einen Gegenstand, den sie kaum zur Hälfte begriff, abzusprechen wagte. Zwischen ihr und mir hatte stets ein scherzhafter Kampf statt; sie beschuldigte mich der Ketzerei und Freidenkerei,

und ich bezichtigte sie frommer Tücken und klosterfräulicher Schlauheit, was sie durchaus nicht an sich kommen lassen wollte.

Die vielen Geschäfte des Herrn Statthalters und die steten Besuche machten, daß man selten zur bestimmten Stunde zur Tafel gehen konnte; es fügte sich oft, daß wir von 12 Uhr bis nachmittags 3 Uhr warten mußten, ehe wir eine Suppe erhielten. Im Sommer fiel mir dies weniger beschwerlich als im Winter, denn zur wärmern Jahreszeit konnte ich im Garten spazieren oder in einem sonnigen Winkel sitzend dichten; aber solange es kalt war, mußte ich entweder im Bedientenzimmer hinter dem Ofen meine Zuflucht suchen oder, um allein zu sein, mich in das temperierte aber finstre Gewölbe sperren, wo der Gärtner seine Lorbeerbäume aufbewahrte. Das erste hatte die Unbequemlichkeit, daß ich mit den Lakaien und ihren Manieren zu vertraut wurde, das andre machte mir des Dunstes halber Kopfweh und forderte, daß ich am Tage ein Licht anzündete. Dennoch wählte ich sehr oft das letztere, um ungehindert träumen oder schreiben zu können.

Meine einzige Ergötzung fand ich im Spazierengehen und im Genusse der schönen Natur. In Mantel und Talar gekleidet, mit einem großen, runden Hut auf dem Kopfe und ein paar Hündchen hinter mir her, zog ich durch die Stadt und erregte bald, ohne daß ich's vermutete, die Aufmerksamkeit der Leute. „Wer ist doch der junge Geistliche mit den beiden Hunden," fragten sie einander, „der im schwarzen Mantel, mit einem großen Hute bedeckt, wie ein Zauberer durch die Stadt schleicht?" „Das ist des Statthalters Handlanger", antworteten die andern. Lange wußte ich nicht, was man von mir urteilte, bis es die Bedienten in der Dompropstei mir lachend hinterbrachten. Aber da ich bei meiner Obrigkeit täglich und zwar im langen schwarzen Kleide erscheinen mußte, so hätte ich mit dem Um-

kleiden zu viele Zeit verloren und entschloß mich, im geistlichen Staatsrocke spazieren zu gehen. Dabei genoß ich noch die Bequemlichkeit, an meinen liebsten Plätzchen, deren ich immer einige hatte, den weiten Mantel ins Gras breiten und mich recht angenehm darauf hinstrecken zu können. Den runden großen Hut hätte ich durchaus um keinen andern vertauscht, weil er mich beschattete, vor Regen beschützte und meine Blicke schärfte. Die beiden Hündchen gehörten in die Dompropstei; ich tat unserm Fräulein einen Gefallen, wenn ich ihr braunes Pudelchen mitnahm, und ich ließ die Hündchen selbst gern mit mir laufen, weil es mir Vergnügen machte, daß sie so sichtbar sich freuten und mich so munter umhüpften. Oft ging ich ins Gebüsche am Lech, um zu baden, warf meine Kleider von mir und trug die beiden Hündchen, unter jedem Arme eins, mitten in den Strom. Es war lustig, die Geschicklichkeit zu bemerken, mit der sie ruderten und die Ängstlichkeit, mit der sie mir gleichsam zuhilfe schwammen, wenn ich mich eine Weile untertauchte.

Auf dergleichen Spaziergängen entstanden die meisten meiner spätern Gedichte, denen meistens eine Szene zugrunde liegt, die ich wenigstens zum Teile wirklich gespielt habe. Nie war mir in Augsburg so wohl, als wenn ich in der Gegend des sogenannten Pfannenstiels auf meinem ausgebreiteten Mantel saß und dichtete. Einst geriet mir Löwes Handbuch der Kräuterkunde in die Hände und erweckte in mir eine so große Lust, ein Kräuterkenner zu werden, daß ich anfing, manche Stunde mit Aufsuchen verschiedener Pflanzen und mit Erforschung ihrer Kennzeichen zu vertändeln. Öfters machte ich mir Vorwürfe darüber, daß ich damit manche schöne Zeit verlöre. Allein ich hatte unrecht und bin nun überzeugt, daß keine Übung des Geistes unnütz ist, und daß ich ohne diesen Forschungstrieb nie weitere Fortschritte in der Naturgeschichte ge-

macht und in der Folge ein Hilfsmittel meines Unterhaltes weniger gehabt hätte. Das Vergnügen im Grünen war aber auch meine einzige Glückſeligkeit. Denn übrigens mangelte mir beinahe alles, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, ſogar die Ausſicht, daß es bald beſſer mit mir werden ſollte. Denn es zeigte ſich von Tag zu Tag mehr, daß Herr Dompropſt mich nicht ſo bald zu einem Amte befördern würde, welches mich von ihm unabhängig machen könnte. Oft hatte ich keinen Gulden mehr in der Taſche und mußte fürchten, auch ſehr kleine tägliche Ausgaben nicht mehr beſtreiten zu können. Dieſer Mangel und der Druck, unter dem ich lebte, machten meinen Zuſtand ſehr traurig.

In dieſem Zeitpunkt erſchien ein alter Eremit, Frater Anton Hänle, in der Dompropſtei. Er bewohnte auf dem ziemlich hohen Wankenberge bei Neſſelwang im Allgäu eine wohlgebaute Klauſe, bei der eine Wallfahrtskirche ſtand. Schon der Vater des Herrn Dompropſts, als er noch Pfleger zu Neſſelwang war, und ſeine ganze Familie hatten den Bruder Anton liebgewonnen. Alſo ward er als ein guter Bekannter und Freund empfangen. Bei Tiſche malte er mir die ſchöne Lage ſeiner Einſiedelei ſo ſchön vor, und Herr Dompropſt ſtimmte ſo herzlich in das Lob dieſer angenehmen Gegenden mit ein, daß mir der Wunſch entfuhr, ich möchte dort wohnen. Nach Tiſche nahm mich der Klausner beiſeite und ſagte: „Er ſehe mir an, daß ich hier nicht ganz vergnügt ſei; wenn es mir Ernſt wäre, ſo könnte er mich verſichern, daß mich auf ſeinem Berge gewiß das glücklichſte Leben erwarten würde; er hätte ſchon längſt gewünſcht, einen Geiſtlichen zu haben, die Leute würden uns dann mit Geſchenken überhäufen: ich dürfte nur täglich Meſſe leſen, ſo würden uns die Bäuerinnen mehr zuſchleppen, als wir beide bedürften; zudem ſtünde es uns frei, den Garten bei der Klauſe nach Wohlgefallen zu er-

weitern und im Walde ſo viel Holz, als wir immer nötig hätten, zu fällen." Wirklich ſchien mir das Anerbieten nicht verwerflich zu ſein. Wir gingen täglich in den Kreuzgang im Dom, um dort ungeſtört und unbeſorcht die Sache näher überlegen zu können, und wurden eins, ich ſollte in meiner weltprieſterlichen Kleidung den obern Teil der Einſiedelei bewohnen (denn zu der häßlichen Klausnerkutte wollte ich mich nicht verſtehen), täglich Meſſe leſen, den Garten beſorgen und das Holz herbeiſchaffen helfen. Dafür wollte er mir kochen, die Zelle rein halten und auf der Sammlung für einen Wintervorrat ſorgen. Meine Phantaſie malte mir die ſchönſten Ausſichten vor, auf einmal war ich unabhängig, hatte einen guten, alten Vater zum Geſpielen und fand alle mögliche Gelegenheit, meinem Hange zum Dichten und Philoſophieren ungeſtört zu folgen. Schon machte ich Pläne meiner Tagesordnung und wählte ſchon die Gegenſtände meiner literariſchen Beſchäftigungen. Als wir alles, ſogar bis auf das Fortbringen meiner Bücher, ausgeſonnen hatten, eröffneten wir unſer Vorhaben dem Herrn Dompropſt. Aber er lachte laut auf und ſagte: „Wo denken Sie doch hin, daß Sie ein Eremit werden wollen?" Ich ſtutzte ein wenig, fing aber ſogleich an, meinen jetzigen Zuſtand mit dem künftigen in Kontraſt zu ſtellen, und wußte im Feuer der Empfindung meine Lage als Einſiedler ſo reizend und beneidenswert darzuſtellen, daß er wirklich in die Worte ausbrach: „Ich glaube wirklich, Sie könnten dort glücklich ſein. Aber laſſen Sie ſich dergleichen ſchwärmeriſche Gedanken vergehen! Sie ſind zu etwas Beſſerm fähig und müſſen hierbleiben und der Welt nützen!" Ich wußte allerlei einzuwenden und mein Altvater unterſtützte mich treulich, aber Herr Statthalter ſchlug am Ende unſre Verſuche, ihn zu überreden, damit nieder, daß er ſagte: „Machet nicht viel Worte! ich laſſe den jungen Schwärmer durchaus nicht fort von hier, und wenn er ohne meinen

Willen davonzieht, wie er mir drohet, so weiß ich Mittel, den neuen Anachoreten mit Gewalt wieder hierher zu bringen." Zugleich versprach er mir zu wiederholten Malen eine baldige Versorgung. Gegen meine Neigung mußte ich also dem schönen Projekte entsagen.

Meinen Züricher Freunden gab ich von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Schicksale, mit welchem ich zu kämpfen hatte. Ihre Briefe munterten mich lange zur Geduld auf und sprachen mir Mut ein, noch eine Weile auszuharren.

In der Nacht vom 14. bis zum 15. Hornung 1788 machte ein Traum sonderbaren Eindruck auf meine Seele, so daß ich ihn beim Erwachen aufschrieb. Jetzt hab' ich das Blättchen vor mir. Es deuchte mich, ich liege einsam in einem luftigen Gebäude, das auf hölzernen Pfeilern ruhte, bloß einen Lehmboden und gar keine Seitenwände hatte, angekettet in einem ärmlichen Bette. Ein Offizier, der die Bischöflich-Augsburgische Uniform, weiß mit roten Aufschlägen und weißmetallenen Knöpfen, trug, brachte mir, seinem Gefangenen, von Zeit zu Zeit nicht ganz unfreundlich Äpfel an mein Lager. Anfangs aß ich zwar ein wenig von diesen Früchten, aber eine bedenkliche Miene des Gebers machte, daß ich zu besorgen anfing, sie seien vergiftet. Doch der Gedanke: „Das Gift ist vielleicht noch nicht stark genug, um dir zu schaden, weil du nicht viel davon genossen hast", richtete mich wieder ein wenig auf. Da die Luft sehr kalt durch die offene Hütte hinzog, so bat ich den Offizier, der öfters ab- und zuging und mir dem Anscheine nach ziemlich gelinde begegnete, er möchte mich doch nicht über Nacht in diesem kalten Aufenthalte angekettet lassen. Allein er gab mir gute Worte, ohne meine Bande zu lösen. In seiner Abwesenheit suchte ich die eine Kette abzudrehen. Die Gelenke bogen sich leicht und ich sah die Möglichkeit zu entfliehen. Aber ich mochte doch meine Fesseln nicht sogleich ganz zerbrechen, denn die Besorgnis, bei dieser Ar-

heit von meinem Gefangenenwärter überraſcht, vor der Zeit entdeckt und dann noch ſtrenger bewacht zu werden, ſchreckte mich ab, überdas ſagte ich mir ſelbſt zuweilen: „Dein Zuſtand iſt doch nicht völlig unerträglich, du haſt hier wenigſtens ein Bett, in das du dich wickeln kannſt, um gegen die Kälte geſichert zu ſein.“ Allein in die Länge ſtieg meine Ungeduld auf einen ſo hohen Grad, daß ich mich nicht enthalten konnte, einigen Vorübergehenden meine Not zu klagen und ſie um Hilfe anzuflehen. Der Offizier wurde herbeigerufen und ſollte mir die Feſſeln abnehmen. Aber indem er ſich niederbückte, als wollte er mit einem Schlüſſelchen das Schloß eröffnen, ſtach er mich dafür mit einem ſcharfen Meißel in den Fuß, ſo daß das Blut häufig herausfloß. Ich fürchtete, er möchte im Sinne haben, mich mit einem vergifteten Werkzeuge zu morden und rief die Umſtehenden um Hilfe an. Nun ward ich zwar losgemacht zankte aber ſo unartig mit dem Offizier und ſagte ihm ſovie. Bitteres, daß ich mir ſogleich, nachdem es geſchehen war, ſtille Vorwürfe darüber machte und mir ſelbſt meiner unbegrenzten Heftigkeit wegen Verweiſe gab. Frei wanderte ich nun davon.

Dieſer Traum, deſſen erſte Hälfte ſo ganz bildliche Vorſtellung meiner wahren Lage war, wollte mir lange nicht aus dem Sinne. Beinahe hätte ich ihn für eine Vorbedeutung und Ermahnung zur Flucht gehalten. Aber die Vernunft machte wichtige Einwendungen dagegen: „Abergläubiſcher!“ ſagte ich mir, „biſt du ſchwach genug, in einer ſo wichtigen Angelegenheit deines Lebens von einem Traume, von einem eitlen Spiele der Phantaſie dich beſtimmen zu laſſen? Iſt es nicht Schande, das, was von der Neigung deines Herzens zum abermaligen Entweichen, von deinen Überlegungen, die du bereits hierüber anſtellteſt, offenbar herrührt, für eine Vorbedeutung zu halten? Schlage dir ſolche elende Grillen aus dem Sinne und handle vernünf-

tigt." Ich hatte mir ſelbſt hierüber gut predigen. Aber die ſchwärmeriſche Wirkung des Traumes erneuerte ſich doch in der Folge zum öftern wieder.

Unterm 28. Hornung 1788 erhielt ich aus den Händen eines Handlungsbedienten in einer Augsburgiſchen Buchhandlung einen Brief von Zürich folgenden Inhalts: „Sie haben Geßnern und mir ſo viel geſagt, daß ich Ihnen als Freund rate, dem Spaße ein Ende zu machen. Sie ſollen uns noch finden, wie wir geweſen ſind! Als Freunde wollen wir ſolange für Sie ſorgen, bis ſich eine beſſre Ausſicht zeigt. Folgen Sie meinem Rate! Wenn Sie wollen, ſo iſt der Einhändiger dieſes Briefes gebeten, Ihnen 5 Carolins Reiſegeld zu geben. Gehen Sie dem Memminger Poſtwagen ein paar Stationen vor, dann treffen Sie ihn und kommen über Lindau und St. Gallen zu uns."

Dieſes Schreiben wirkte in meiner Stimmung außerordentlich auf mein Herz. Wäre der Traum nicht geweſen, ſo hätte ich mich wahrſcheinlich ſogleich zur Flucht entſchloſſen. Aber nun dachte ich: „In dieſen Augenblicken, da dein Gemüt nicht ganz unbefangen iſt, ſollſt du einen ſo wichtigen Entſchluß gar nicht faſſen, wenn du dir nicht dein Leben lang vorwerfen willſt, du habeſt dich durch Aberglauben dahinreißen laſſen." Dieſer Gedanke, die Rückſicht auf meinen alten Vater und die Hoffnung, ſchließlich doch eine angemeſſene Stelle zu erhalten, hielten mich ab, die vorgeſchlagene Reiſe nach Zürich anzutreten und bewogen mich, meinen Freunden unter vielen Dankesbezeigungen abzuſchreiben.

Den 14. März fand ich zu Hauſe zwei Briefe aus Zürich. Mit froher Wißbegierde erbrach ich ſie und las — ach — Nachrichten vom Tode meines vortrefflichſten Freundes Sal. Geßner. Anfangs wollte ich beinahe meinen Augen nicht trauen. Aber als ich weiter las, da fielen mir die Briefe aus der Hand, ich konnte nicht fort-

fahren, ein nie gefühlter Schmerz zerriß mein Herz, und ich mußte laut aufweinen. Bald legte ich den Kopf auf mein Pult und winselte, bald lief ich im Zimmer auf und ab, schlug mich vor die Stirne und rechnete mir klagend meinen ganzen unersetzlichen Verlust vor. Lange konnte ich mich nicht fassen und das Lesen der Briefe vollenden. So oft ich fortfahren wollte, geriet ich wieder an eine rührende Stelle; ein neuer Erguß des Schmerzes unterbrach mich wieder, und Tränen verdunkelten meine Blicke. „Fassen Sie Mut, Lieber!" so schrieb mir Heinrich, „ich bin's überzeugt, auch für Sie eine schreckliche Nachricht! Mein Vater, Ihr Freund, Ihr — mein Alles ist von uns getrennt, — ist tot! Schon ruht seine Hülle in der kühlen Erde. Standhaft, Bester! Zuerst lesen Sie, dann preisen Sie mit mir die Güte der Vorsehung!" Hierauf beschrieb er mir die Geschichte des tödlichen Schlagflusses und die letzten Stunden des Edlen. „Sonntags, abends um fünf Uhr," so hieß es unter anderm, „entschlief er sanft und ruhig und fühlte keinen Schmerz; noch in der letzten Stunde, auch im Tode, lächelte Seelenruhe auf seinem Antlitz. Wir sahen in seinem Leben so wie im Tode den größten Teil seiner innigsten Wünsche in Erfüllung gehen. Können wir der Vorsehung genug danken?" Alles war so rührend, alles mit so schönen Trostgedanken durchwebt, die mein Herz für Wehmut nur empfindlicher machten, daß meine Tränen nicht aufhören wollten zu fließen. Ich ließ mich entschuldigen und erschien an demselben Tage nicht bei Tische in der Dompropstei. Erst am andern Morgen, als ich etwas ruhiger war, wagte ich es, mich wieder öffentlich zu zeigen. Aber beim geringsten Anlasse erwachte mein Schmerz von neuem und meine Wangen wurden naß. Als ich meinen Verlust dem Herrn Statthalter klagte, nahm er so wenig Anteil daran, daß ich auf den Gedanken geriet, es könnte ihm wohl gar ein heimliches Vergnügen

machen. Denn er wünschte immer, ich möchte in Zürich keine Freunde mehr haben. In der schönen Natur suchte ich Troſt, wanderte einige Tage an Bächen und Hecken umher und verfertigte die gereimte Elegie, Klagen bei S. Geßners Tode.

Im zweiten Schreiben, das ich erhielt, berief ſich Herr Amtmann Heidegger auf Heinrichs Brief, ſprach mir Troſt ein, widerlegte meine letzten Einwendungen wegen der Entweichung von Augsburg und ermahnte mich, doch einen Ort zu verlaſſen, wo Bigotterie, Jeſuitismus, Ränke und Kabalen aller Art herrſchen, und dorthin zu eilen, wo wahre Freundſchaft voll wahrer Sehnſucht mir die offenen Arme entgegenſtrecke. Ich antwortete mit Gegengründen, vor allem mit Zweifeln an einem mir zuſagenden Einkommen uſw. uſw.

Meine Züricher Freunde wiederholten indes ſo oft ihre Vorſtellungen und legten mir neue Gründe zur Flucht vor, welche von der Unzuverläſſigkeit meiner gegenwärtigen Obern und der Möglichkeit, mich bei der Handlungsſozietät in Zürich zu beſchäftigen, hergenommen waren, daß ich endlich nachzugeben beſchloß und das Reiſegeld, welches mir die oben erwähnte Augsburgiſche Buchhandlung ausbezahlen ſollte, wirklich in Empfang nahm. Ganz in der Stille ließ ich mir einen Reiſerock machen und fing an, alles, was ich mitnehmen wollte, in den großen Koffer zu packen, den ich bereits während meines erſten Aufenthaltes in Augsburg gekauft und nun immer in meinem Zimmer ſtehen hatte. Da Herr Statthalter den 23. Mai nach Koblenz abreiſen wollte, und mein Hausherr, ſowie die Hauſerin morgens zu einer beſtimmten Stunde in die Kirche gingen, durfte ich hoffen, den Koffer unbemerkt fortliefern zu können, wenn ich ihn zu rechter Zeit von ein paar Laſtträgern abholen ließe, denn das innere Pfaffengäßchen, in welchem wir wohnten, beſteht nur aus

einer Reihe Häuser, die noch dazu ziemlich weit voneinander abgesondert sind, so daß die Nachbarn nicht so leicht beobachten können, was bei andern Türen, als den ihrigen, vorgeht. Herrn de Haiden, den ich etwas von meiner Unzufriedenheit merken ließ, bat ich um Erlaubnis, in Abwesenheit des Herrn Dompropstes meine Freunde in Donauwörth auf einige Tage besuchen zu dürfen. Er sagte mir furchtsam Urlaub zu, und ich hätte hiermit den schönsten Anlaß gehabt, mich eine kurze Zeitlang, ohne Aufsehen zu erregen, von Augsburg zu entfernen und unbemerkt nach der Schweiz zu gehen. Allein am Pfingstmontage, vormittags um 11 Uhr, als ich eben meine Zimmer wohl verschlossen hatte, um beim Einpacken nicht überrascht zu werden, klopfte unversehens jemand an der Tür; ich glaubte, die Hauserin komme, um das Bett zu machen, denn ich vernahm ihre Stimme. Ich räumte also geschwind meine Sachen so gut zusammen, als ich in der Eile konnte. Wie staunte ich, als ich die Tür öffnete, und mir mein lieber Vater mit aller Freude des Wiedersehens entgegentrat! Kaum wußte ich mich zu fassen. So sehr es mich freute, ihn zu umarmen, so sehr fand sich mein Herz darüber betroffen, daß er eben in dem Augenblicke kam, da ich mich zum Entfliehen bereitete. Einer meiner ersten Gedanken nach dem Bewillkommnungskusse war: „O, mein Vater! wenn du wüßtest, welcher Schmerz dir bevorsteht!“ Zugleich empfand ich einen Vorgeschmack dieses Schmerzes. Als er mir gesagt hatte, daß er dem Verlangen nicht widerstehen konnte, in den schönen Pfingstfeiertagen eine Wallfahrt zum heiligen Kreuze in Augsburg und zu mir zu machen, und daß er von guten Bekannten wohlbehalten hierherbegleitet worden sei, war meine angelegenste Sorge, wie ich ihn mit guter Manier vorbereiten wollte, daß ihn meine neue Reise in die Schweiz nicht zu sehr kränken möchte. Nachdem wir unsre Herzen

über allerlei häusliche Umstände und Familienangelegenheiten ausgeleert hatten, stellte ich ihm vor, daß ich hier nicht nur keine Mittel besäße, um ihm so gut, als ich wünschte, in seiner Armut helfen zu können, sondern daß ich selbst darben müßte und kaum einige Hoffnung hätte, daß sich mein Zustand bald verbessern würde. Mit Bedauern vernahm er meine Klagen und meinte, ich sollte versuchen, an einem andern Orte unterzukommen. Die Notwendigkeit, mich von Augsburg zu entfernen, schien er also einzusehen. Ich rückte allgemach mit dem Lobe jener wohltätigen Schweizer hervor, die ihm vor einem Jahre 24 fl. geschickt hatten, und sagte, daß ich mich oft in ihre Gesellschaft zurücksehnte. Alles das billigte er von Herzen. Endlich gestand ich, daß ich im Sinne hätte, diese meine Schweizerfreunde wieder zu sehen und in einigen Tagen nach Zürich zu reisen. So gut ich ihn vorbereitet zu haben glaubte, so fing er nun doch zu bitten an, ich möchte ihm dies Herzeleid nicht antun. Als ich aber auf meinem Vorsatze bestand und ihm die Notwendigkeit, Augsburg zu verlassen von neuem dringend vorstellte, machte er Miene, sich auf seine Knie niederzulassen. Ich fiel ihm mit nassen Augen um den Hals und setzte ihn wieder auf den Stuhl, aber er beteuerte, er würde nicht aufhören, mich zu bitten, bis ich verspräche, daß ich in einem katholischen Lande bleiben wolle. Ich sagte alles mögliche, um ihn zu beruhigen und ihm meine Flucht weniger anstößig darzustellen, aber er hörte nicht auf, in mich zu dringen und zuletzt gar mit Kundmachung meines Vorhabens zu drohen, bis ich ihm versprach, wenigstens so lange noch in Augsburg zu bleiben, bis alle, auch die geringste Aussicht, meine Zufriedenheit und mein Unterkommen zu finden, verschwunden wäre. Wenn ich ihn mit Hoffnungen von Hilfe und Beisteuern, die ich ihm von Zürich aus schicken würde, zu trösten oder zu bestechen versuchte, so sprach er: „O Sohn!

lieber Hunger leiden, als Sie in einem lutheriſchen Lande wiſſen!“ Ich ſah endlich deutlich ein, daß alle Einwendungen, Gründe und Vorſtellungen gegen ſeine religiöſen Begriffe nichts vermochten, und ergab mich inſofern, daß ich noch eine Weile auszuharren verſprach. Ich packte alſo meine Sachen wieder aus, gab den andern Tag das Reiſegeld zurück und berichtete die ganze Geſchichte an meine Freunde in Zürich. Ehe ich aber das Geld wieder hintrug, ging ich zu Herrn de Haiden, leitete das Geſpräch ſo, daß er fühlen müßte, ich könne nicht anders als unzufrieden mit meinem Zuſtande ſein und geſtand ihm unverhohlen, daß ich wenig Luſt hätte, mich länger unter dieſem Drucke und in ſolcher Dürftigkeit hinzuſchleppen. „Meine Freunde in Zürich,“ ſagte ich dann, „haben mich noch ſo wenig vergeſſen, daß ſie mich gewiß mit offenen Armen empfangen werden, ſobald ich meine Zuflucht wieder zu ihnen nehme. Und ich muß es Ihnen bekennen, kaum vermag ich die Verſuchung zu beſiegen und an einem Orte auszuharren, wo ich ſo künſtlich behandelt werde, denn ich merke, man hält mich hier nur mit kahlen Worten hin und denkt gar nicht daran, die mir ſo heilig getanen Verſprechen zu erfüllen. Wie ſehr ich Urſache habe, unzufrieden zu ſein, iſt Ihnen am beſten bekannt, und ich glaube nicht, daß Sie ſich wundern werden, wenn ich Ihnen im Vertrauen ſage, ich ſei bereits auf alle Fälle mit Reiſekleidern und Geld verſehen.“ Die Wirkung meiner Rede war, daß er mich bat, keinen allzu raſchen Entſchluß zu faſſen, noch eine Zeitlang Geduld zu haben und wenigſtens Herrn Statthalters Verwendung für mich zu Koblenz abzuwarten. Nach einiger Weigerung verſprach ich dies, zog mein Reiſegeld aus der Taſche, zeigte es ihm vor und ſagte: „Hier ſehen Sie, wie weit es gekommen iſt, aber ich will ſogleich hingehen und es noch einmal zurückgeben. Ich hoffe, da ich mich auf Ihr Wort verlaſſe, es

nicht von neuem holen zu müſſen.“ Hiermit ging ich weg. De Haiden gab ſogleich dem Herrn Statthalter von meinen Äußerungen Nachricht, man rief mich zu ihm, er befahl mir, in meinem Reiſekleide zu erſcheinen, denn er mochte noch zweifeln, ob ich mich wirklich damit verſehen hätte. Ich kam, er ſtutzte und fragte, was mich bewegen könnte, auf eine zweite Flucht zu denken, hörte meine unverſtellten Klagen mit Geduld an, verſprach ihnen abzuhelfen, erkundigte ſich, was mich das neue Reiſekleid gekoſtet hätte, zahlte mir die Summe ſogleich bar aus und gab mir noch dazu einen Überſchuß, um bis zu ſeiner Rückkunft von Koblenz damit ausreichen zu können. Zugleich erhielt ich den Auftrag, eine Bittſchrift an den Kurfürſten um eine Verſorgung aufzuſetzen. Herr de Haiden begleitete ſie mit einem überaus vorteilhaften Gutachten, das ich ſelber zu leſen erhielt, und Herr Statthalter verſprach mir noch einmal, als er ſeine Reiſe antrat, das kräftigſte Vorwort und die eifrigſte Verwendung beim Kurfürſten. „Betrügen mich die Herren auch diesmal,“ ſo ſchrieb ich nach Zürich, „abgeredetermaßen, ſo wiſſen Sie, daß ich über kurz oder lang den Mut habe, es ihnen vorzurücken, ſowie ich auch diesmal ihre vielen eiteln Verſprechen und künſtlichen Vorſpiegelungen unbefangen rügte. Sorgen Sie nicht, daß ich dieſe Kühnheit teuer werde bezahlen müſſen! Ich möchte gern, daß man mir auffallendes Unrecht täte; ſo könnte ich mit jedermanns Beifall einen Schritt wagen, zu dem ich ſchon lange geneigt, aber verſchiedener Urſachen halber noch nicht völlig entſchloſſen bin. Loszukommen hoffe ich immer. Aber noch zurzeit will ich, hauptſächlich meines betagten Vaters wegen, noch eine Weile ausharren und indeſſen ein philoſophiſch-poetiſches Sujet bearbeiten, damit ich einſt beim Antritte meines neuen Standes etwas haben möge, was mir Geld verſchaffen und mich vor Not, Sie aber vor Überlaſt ſichern kann.“

Anfangs gab ich freilich nur vor, ich wollte meine Freunde in Donauwörth beſuchen, damit ich einen gültigen Vorwand hätte, ohne Aufſehen zu erregen einige Tage lang von Augsburg abweſend zu ſein. Allein nun erhielt ich einen Brief von meinem Freunde, in welchem er mir ſchrieb: „Michael (ſo nannten wir nämlich Minchen, wenn wir nicht merken laſſen wollten, von wem wir ſprachen), Michael iſt Ihnen immer gut, war dieſer Tage bei mir und lebt von *** (dem Mönche, der mich eiferſüchtig gemacht hatte) ganz getrennt. Dieſer geiſtreiche Mann ökonomiſiert nun glücklich und fruchtbar und hat mehrere Gehilfen. Michael zeichnete ſich ungemein aus, er ſollte mit ökonomiſieren, man machte Vorſtellungen, ſelbſt N. (Minchens Mann) ſuchte ihn zu bereden, aber Michael erſchien doch nicht und gab mir die Zuſicherung, in Ewigkeit nicht zu erſcheinen. Zugleich ſagte er, neulich habe er dem N. ſolche Dinge entdeckt, daß man gewiß nicht ferner in ihn dringe, mitzukommen. Dieſe Berichtigungen mögen Ihnen indeſſen genug ſein, um Sie zu befriedigen. — Ich hätte Ihnen noch vieles zu ſagen, aber durch Briefe geht es nicht an, wir müſſen auf eine mündliche Unterredung bedacht ſein.“ O wie ſehr ward ich gerührt, als ich dies Zeugnis von Minchens Rechtſchaffenheit las! Alle Empfindungen der Reue und Liebe erwachten in meinem Herzen, und hundertmal rief ich aus: „Ach, edles Weib! Wie war's möglich, dich zu verkennen?“ Tränen liefen mir über die Wangen, und meine ganze Seele ſchwebte dankend und um jeden Segen für Minchen flehend zum Himmel. „Ich will hin,“ ſagte ich, „will ſie um Verzeihung bitten und ſehen, ob ich ihre Achtung nicht wieder gewinnen kann.“ Aber allerlei Hinderniſſe kamen dazwiſchen, bald ſchien de Haiden zu beſorgen, ich möchte nicht wieder kommen, wenn er mich gehen ließe, und wußte mich mit dringenden Arbeiten, die doch im Grunde gewiß nicht dringend

waren, zu überhäufen; bald verzögerte eine anhaltende ungünstige Witterung meine Reise, so daß ich erst in der Ernte so glücklich war, dieselbe wirklich antreten zu können. Mit zehn bis zwölf Gulden, meiner ganzen Barschaft, in der Tasche ging ich zu Fuße eine Strecke Weges, aber bald hörte ich den Postwagen hinter mir herrollen, setzte mich hinein und fuhr bis nach Ochsesheim. Dort mußte der Wagen zurückbleiben, denn der lange Regen hatte die Donau so angeschwellt, daß sie gleich einem See die ganze Ebene überschwemmte. Man setzte mich auf eines der Kutschenpferde, ich hielt mich tapfer an der Mähne fest und trottete durch das seichte Wasser dem Postknecht nach. Es war mir sonderbar zumute, als nachmittags um drei Uhr das prächtige Klostergebäude so glänzend vor mir lag und allerlei mir wohlbekannte Gegenstände und die Stadt selbst immer näher rückten und Minchens Haus. Nicht ferne von der Brücke nahm uns ein Schiff auf. Vom Kopf bis zum Fuße betrachteten mich die Fischer, sahen einander wie fragend an und schwiegen doch. Als ich ans Land stieg, flüsterten sie einander zu: „War das nicht der Pater Bonifacius?“ Ich lächelte vor mich hin und ging meines Weges. Stärker schlug mein Herz, als ich durch das Tor schritt, aber noch stärker schlug es, als ich in das väterliche Haus meines Minchens trat. Ihre Mutter staunte mich einen Augenblick an, tat einen lauten Schrei und lief mir mit unverkennbarer Herzensfreude entgegen. „Ist's möglich?“ hieß es, „sind Sie es auch?“ Dann ward ich in meinem neuen Aufzuge um und um betrachtet, bewillkommnet und ausgefragt. Eine Nachbarsmagd mußte sogleich den Vater herbeiholen und Minchen mit ihrem Manne. Minchen kam zuerst an. Ihr Auge strahlte, ihre Hand bebte, als sie die meinige drückte; wir wollten reden und konnten nicht. Ich zog sie mit umschlingenden Armen an mich und stammelte nach langem Bestreben: „O Minchen, können Sie

mir verzeihen?“ „Ach!“ antwortete ſie leiſe und zärtlich, „muß ich nicht ſelbſt bitten? die Schuld war meine. Ich kam wirklich in Gefahr.“ Wie beſchämt barg ſie ihr Antlitz an meiner Seite. Tränen benetzten unſre Wangen. Es waren überaus ſüße Augenblicke. Nun traten ihr Vater und ihr Mann herein und grüßten mich mit dem lebhafteſten Ausbruch der Freude. Dann mußte ich neben Minchen ſitzend erzählen, welche Schickſale mich betroffen hatten, und jedes beſtrebte ſich, mir dagegen das Intereſſanteſte von ſeinen Angelegenheiten mitzuteilen. Abends um halb acht Uhr ſchieden wir innig vergnügt voneinander, und Minchens Vater begleitete mich zu meinem Freunde, der in einem ſchönen, zwei Stunden entlegenen Dorfe Pfarrer war. Meine Geliebte mit ihrem Manne wollte den andern Tag nachkommen. Der Mond ſchien hell, es war angenehm, durch den Wald zu wandern. Aber das trügende Halblicht verſtaltete die kleinen Wahrzeichen an den Holzwegen ſo ſehr, daß mein Begleiter den Weg verlor und wir uns erſt nach langem Umherirren aus dem Dickicht fanden. Es war ſchon ſpät in der Nacht, als wir in .... anlangten. Aber noch ſahen wir, nicht ohne Verwunderung, alle Fenſter im Pfarrhofe beleuchtet und hielten Rat, woher das rühren möchte. „Iſt etwa eine Diebesbande eingebrochen?“ ſagte Minchens Vater. „Ach nein!“ erwiderte ich, „ich höre zu fröhliche Töne und ſehe auch keine Schildwache.“ Als wir ins Haus traten, fanden wir einen Haufen Landleute, welche guter Dinge waren, rings um einen Tiſch ſaßen und den Erntekranz feierten. Der Pfarrer war bereits zu Bette gegangen, nur Malchen, Minchens Schweſter, welche ſein Hausweſen in Ordnung hielt, lief uns entgegen, hieß uns mit der herzlichſten Freude willkommen und lärmte ſogleich an dem Schlafzimmer des Pfarrers: „Stehen Sie auf, Herr Vetter!“ rief ſie immer, „geſchwind ſtehen Sie auf! Es iſt jemand da — ich

ſoll's nicht ſagen! — Ihr beſter Freund iſt da!" Halbangekleidet eilte er nun aus dem Zimmer und fiel mir um den Hals. O, wie küßten und zerdrückten wir uns! Um einen Tiſch gelagert, den Malchen mit allerlei Erfriſchungen beſetzte, goſſen wir dann unſre Herzen aus. Es ſtrömte uns ſo reichlich vom Munde, wie wenn ein lang eingedämmter Bach endlich über die Schranken tritt. Erſt als der Tag graute, ſuchten wir noch für ein paar Stündchen die Ruhe im Bette. Morgens um ſechs Uhr gingen wir Minchen und ihrem Manne halben Weges entgegen. Unter einem ſchönen Baume, zu oberſt am Abhang einer Waldwieſe, ſaßen wir auf bemooſten Steinen und hüteten mit unſern Augen die Spitze der gegenüberſtehenden Anhöhe, wo wir zum erſtenmal die beiden Erwarteten zu Geſichte bekommen ſollten. Endlich ſah ich ſie mit meinem Fernrohre anlangen und konnte mich nicht enthalten, ihnen entgegenzulaufen. Flink war ich im Tale und die Hälfte der Anhöhe hinauf. Minchen lohnte mich mit antwortender Freude, und ihr Mann überließ ſie ſcherzend meinem Arme. Als wir zur Stelle gelangten, wo mein Freund und Minchens Vater uns erwarteten, gingen die Männer in eifrigen Geſprächen vor uns her und ich folgte ihnen mit meiner Teuren in der Entfernung einiger Schritte nach. Es war überaus angenehm, zwiſchen Blumen und Geſträuchen, im Schatten hoher Bäume nach langer Trennung an der Seite der Geliebten zu wandeln. O, wie viel hatten wir uns zu ſagen! wie froh waren wir, ungehindert unſre ganze Seele entfalten zu können. Bald lenkte ſich das Geſpräch auf das Mißverſtändnis unſrer Trennung. „O, lieber Freund," ſagte ſie unter anderm, „du hatteſt wohl Urſache, eiferſüchtig zu ſein; ich glaubte nicht, daß ſich ein Geiſtlicher ſoweit vergeſſen könnte; du warſt immer ſo gut! Aber der andre — ach, mit Abſcheu ward ich gewahr, daß ich mich betrogen hatte. Mit Freuden denk ich immer an deine Liebe,

aber an des Paters Betragen kann ich nie ohne Widerwillen denken. O, wie ſchmerzte es mich, daß du mich mißkennen mußteſt! Es iſt gut, daß du nicht weißt, wieviel es mir Kummer machte, deine Freundſchaft ſamt deiner Achtung verloren zu haben. Aber ſieh, ſeitdem bringt mich niemand mehr zu dieſem Manne, und ich komme gewiß nicht wieder in dieſe Gefahr!" Wie wohl tat das meinem Herzen! Wie ſüß ſchmeichelte es allen meinen Gefühlen! Ich konnte nicht anders, ich mußte das liebe Weib an meine Bruſt drücken und ihr von neuem meine ganze Hochachtung und Liebe zuſichern. Ein froher Tag ſchwand uns hin. Süßes Geſchwätze, Scherz und Spaziergänge beflügelten die Stunden. Mein Freund und Malchen boten alles auf, um uns Freude zu machen. Nach dem Abendeſſen ſaßen wir bis nach Mitternacht beiſammen. Endlich als man, einen kurzen Schlaf zu ſuchen, zu Bette ging, traf mich das Los, in einem Kämmerchen zu liegen, wovon eine Seitenmauer an das Zimmer ſtieß, in welchem Minchen ſchlafen ſollte. Von ihrem Vater und Gatten begleitet, hatten wir unſre beiden Geliebten, nicht ohne zu ſeufzen, an ihre Betten geführt, die ihnen in den zwei Alkoven des nahen Zimmers bereitet waren, kamen wie ſinnend zurück und verloren uns von neuem in traulichen Geſprächen. Sehr ſpät trennten wir uns, um ein wenig auszuraſten. Aber als ich in mein Schlafzimmerchen kam und mein Minchen ſo nahe wußte, da wollte kein Schlummer meine Augenlider ſchließen. Tauſend Gedanken wälzten ſich in meinem Gehirne umher. Jeden Atemzug Minchens glaubte ich zu hören. „Ach, ſie liegt dir ſo nahe," dachte ich, „und doch — o, hüte dein Herz, daß ihm kein unedler Wunſch entfliegt! Gott, wie viel Seligkeit muß ich miſſen! Nie darf ich Gatte ſein, nie Vater! verſagt ſind mir die ſüßeſten Freuden des Lebens." So verlor ich mich in ſchmerzlichen Vorſtellungen. Mein Kopfkiſſen wurde benetzt, mein Gram ward zum

kläglichen Laute; meine Sinnlichkeit ſehnte ſich nach einem Gute, nach welchem Vernunft und Religion mir das Sehnen verboten. Ich kämpfte und ſiegte und konnte doch lange des Kampfes nicht ledig werden. „Wie leicht wär' es jetzt," ſagte ich einmal zu mir ſelbſt, „das ſchöne Weib in ſeinem Kämmerchen zu überraſchen! Wie leicht ließen ſich die beiden Türen unbemerkt öffnen! Malchen ſchläft gewiß tief! Aber — wohin verirr' ich mich! Welche Einfälle erlaub' ich mir! O, ich müßte mich verabſcheuen, wenn ich die Edle zu einer ſchändlichen Handlung verleiten könnte! Die Vorwürfe meines eigenen Herzens müßten mich unſinnig machen! Minchen würde mich haſſen, nach einer ſolchen Tat, wenn ſie ſich auch im Sturme der Leidenſchaft einige Augenblicke vergäße! Und ach, wie könnte ſie ihre Pflichten jemals vergeſſen, die Tugendhafte? Erinnere dich deines Nebenbuhlers und wiederhole dir die Worte, mit denen ſie über ſeine Unart ſich beſchwerte! Sagte ſie nicht: an des Paters Betragen kann ich nie ohne Widerwillen denken? Und ſie ſollte an dich jemals mit Widerwillen denken? O nein, edles Weib! Du ſollſt, wie von jeher, mit Freuden an mich denken! Ich will nicht wünſchen, was ich nicht darf, will mir nie einen unedlen Gedanken erlauben, will — dulden und miſſen." So kämpfte, weinte und ſiegte ich wechſelweiſe und warf mich im Bette umher, bis der Tag anbrach. Sehr frühe ſprang ich aus den Federn, lief ins Grüne hinaus und verſuchte durch die Harmonie der Natur wieder Harmonie in meine müde, verſtimmte Seele zu bringen. Es geriet mir einigermaßen, und der Mesner rief mich bald zum Meſſeleſen in die Kirche, ſo daß ich genugſam zerſtreut und allmählich durch Erhebung des Herzens wieder geſtärkt ward. Denn ich unterließ nicht, während des ſogenannten Memento Gott um Hilfe anzurufen. Beruhigt trat ich wieder in den Pfarrhof. Aber dennoch ſtreifte Minchen, als ſie mich beim

Frühstücken traf, mit forschenden Blicken über mich hin und sagte: „Sie sehen etwas verstört aus, lieber Freund! Schliefen Sie vielleicht nicht gut? Ich glaubte einmal Ihre Stimme zu hören.“ „Ich habe schlimme Träume gehabt,“ sagte ich und drückte ihre Hand, „nun bin ich froh, daß ich wieder erwacht bin!“ Sie blickte mir zärtlich in die Augen und schwieg. Es ward eine Chaise mit ein Paar Pferden bespannt, Minchen und ihr Mann fuhren nach einem freundlichen Abschied ihrer Heimat zu, und ihr Vater und ich, von dem Pfarrer eine Strecke begleitet, traten zu Fuße den Weg nach Donauwörth an. Mit innigster Rührung erneuerten wir, mein treuer Freund und ich, auf einer blumigen Waldwiese unsern Bund und schieden unter den aufrichtigsten Segenswünschen voneinander. Ach, seitdem sah ich den Redlichen nicht mehr! — Als ich gegen neun Uhr mit Minchens Vater in seinem Hause eintraf, erwartete uns Minchen bereits. Weil sie wußte, daß ich noch an ebendemselben Tage nach Augsburg wollte, so hatte man mir ein niedliches Essen zurecht gemacht, wir setzten uns traulich um den Tisch her und hielten ein wahres Liebesmahl miteinander. Wohl und weh war es mir, als ich Abschied von den Guten nahm. Mit nassen Augen küßte ich alle, — auch mein tugendhaftes Minchen, und riß mich behende los. Wunderlich stürmten Gedanken und Empfindungen durch mich hin. Kaum weiß ich, wie ich vors Tor kam. Mit Sehnsucht und tausend Wünschen für das Wohl meiner Lieben sah ich oft nach der Stadt zurück. Sehr müde langte ich abends vor zehn Uhr in Augsburg wieder an und stellte mich am andern Morgen bei Herrn Provikar de Haiden, der mich mit Sehnsucht erwartet und schon angefangen hatte, zu fürchten, ich möchte etwa gar nimmer kommen.

Er hätte mich wahrscheinlich die kleine Reise gar nicht antreten lassen, wenn nicht bereits in der Mitte des Heu-

monats ein mir günstiges Dekret von Koblenz eingelaufen wäre. Obwohl dasselbe mir keine großen Vorteile gewährte, so glaubte er doch, es würde hinreichend sein, um mich für ein paar Jahre zu beruhigen. Das Dekret ward von einem Briefe des Herrn Statthalters begleitet und berichtete mir, Sereniſſimus habe mir den Kanzleiakzeß mit 150 fl. Gehalt gnädigſt zugeſagt. Ich bekenne offenherzig, daß ich bei Durchleſung des Dekrets mehr Mißvergnügen als Freude empfand, teils weil die Summe weit unter meiner Erwartung war, teils weil ich meine Hoffnung, dem Statthalter nicht mehr läſtig ſein zu dürfen, ſcheitern ſah, teils weil ich nie die geringſte Luſt fühlte, ein ewiger Schreiber zu bleiben, wozu mich doch ohne fernere Ausſicht das Dekret zu beſtimmen ſchien.

„Mein künftiges Schickſal," ſo antwortete ich Herrn von Ungelter, „ließe ſich nun, wie mich deucht, ohne prophetiſche Brille ſo ziemlich genau vorausſehen. Ich werde einige Jahre lang mit geringem Gehalt ein erbärmlicher Kanzleiakzeſſiſt, der eigentlich wenig mehr als geſunde Finger nötig hat, bleiben müſſen, und ſollte ich auch eines Kopfes bedürfen, ſo muß dies bei Arbeiten ſein, die man ſonſt von Kanzleiakzeſſiſten zu fordern nicht gewohnt iſt. Während dieſer Zeit verliere ich die beſten Jahre, lerne nichts weiter als Schreiberſchlendrian, muß mich mit Geſchäften abgeben, die mir gewiß nicht die angenehmſten ſind; dieſe Geſchäfte bringen mir weder Ehre noch Ausſicht auf glücklichere Tage, ich ſehe mich zu ewiger Sklavenarbeit beſtimmt. Darüber komme ich zu Jahren, in denen man nicht mehr imſtande iſt, etwas zu unternehmen, wo jeder andre Herr, dem man nicht ſeine erſten Kräfte gewidmet hat, Bedenken trägt, einen müdegearbeiteten Kanzleioffizianten, der noch dazu ſeine Vorurteile mitbringt, in Dienſte zu nehmen. Alſo muß ich dann harren, man mag mit mir anfangen, was man will. Ein ſchlimmer Zuſtand, beſonders

auf einer Stelle, die für mich gar keine Reize hat! Kurz," so äußerte ich mich endlich weiter, „auf diesem Wege gelange ich nie zur Zufriedenheit. Kein Wunder also, wenn ich beizeiten der Kanzlei zu entwischen suche, sobald sich ein Nebenweg findet. Diese Betrachtung enthält zugleich die Gründe, welche mich bewogen, Eure Exzellenz in meinem letzten Briefe mit soviel Vorliebe um Beförderung auf ein ländliches Benefizium zu bitten, nichts von dem zu sagen, daß ich einen armen Vater habe, dem ich gern bessre Tage machte, wenn mich nicht das Schicksal verdammt hätte, gerade zu der Zeit selbst dürftig zu sein, da ich eine geistliche Pfründe am nötigsten hätte, um seiner Dürftigkeit abzuhelfen."

Wegen des Benefiziums oder der Frühmesserstelle in Zusam-Altheim, von der in Herrn von Ungelters Briefe Meldung geschieht, hatte ich ihm folgendes geschrieben: „Der Frühmesser zu Zusam-Altheim starb, Herr Hausmeister sagte mir, der Domkapitelsche Syndikus Schmid habe die Pfründe zu vergeben, ich sollte darum anhalten, vielleicht gelinge es mir, das Jawort zu erhalten. Ich tat es, allein Herr Syndikus hatte sie bereits einem Exjesuiten Hitzler, der von Pfalzbayern eine Pension von 300 fl. genießt, versprochen. Die Idee beherrschte mich, als Frühmesser mit wenigem vergnügt zu leben, nach Herzenslust zu studieren und mich endlich einmal einer Wissenschaft, die meinem Stande angemessen wäre (ich meinte die Philosophie), ganz widmen zu können, ohne befürchten zu müssen, von derselbigen ebenso, wie ehemals von der Mathematik und dann von den schönen Wissenschaften, hinweggerissen zu werden, kurz eine idealische Aussicht in Gefilde voll literarischer Muße und Zufriedenheit hatte in mir ein so lebhaftes Verlangen nach dieser geringen Stelle erregt, daß ich die Nachricht, sie sei schon vergeben, nicht ohne Schmerzen anhören konnte. Doch nur, was sein

ſoll, ſchickt ſich wohl. Ich tröſte mich damit, die Vorſehung und ihr Werkzeug, Euer Exzellenz, haben mit mir etwas andres vor. Ich opfere alſo meinen Sinn, der ein ländliches Benefizium jeder andern Stelle vorziehen würde, gern Ihrem Gutdünken auf. Vielleicht bringen Sie mir von Koblenz eine gute Verſorgung mit oder Sie kommen doch geneigter zurück, mir auf dem Lande eine kleine Pfründe, deren Beſitz immer mein liebſter Wunſch iſt, zu erteilen."

Als er von Koblenz zurückkam, ſtellte er mich in Gegenwart des Herrn Dombechants, Freiherrn v. Reiſchach, wegen meiner Vorliebe für ein Benefizium zur Rede. Ich legte beiden meine Gründe ſo kurz und deutlich dar, als ich eben konnte, und Herr von Reiſchach ſagte mit ſeiner raſchen Art: „Haben Sie nur Geduld! Man kann die Leute nicht totſchlagen, daß ſie Ihnen Platz machen! Wenn einmal ein Benefizium ledig wird, das ich zu vergeben habe, ſollen Sie es unfehlbar erhalten. Dort hinten, nicht weit vom Pfaffengäßchen, wo Sie wohnen, ſitzt ein alter, ſchwächlicher Benefiziat, ſobald dieſer in den Himmel wandert, können Sie an ſeine Stelle treten. Die Pfründe trägt zwar jährlich nur 24 Schaf Getreide, hat aber ein eigenes Haus nebſt einem artigen Gärtchen, und wenn Sie ſich anheiſchig machen, nebenbei im Domkapitelſchen Archiv zu arbeiten, ſo dürfen Sie das auch nicht umſonſt tun. Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort! Ich will Sie nicht vergeſſen, Sie ſollen ein Benefizium haben!"

Von dieſer Zeit an lud mich Herr von Reiſchach hin und wieder zu Tiſche, wiederholte jedesmal ſein Verſprechen und ermahnte mich, die Habilitation zu geiſtlichen Benefizien bald in Rom zu erholen, damit ich im Erledigungsfalle ſogleich eintreten könnte. Wie getroſt war ich ſeitdem! Mit welcher Empfindung ſah ich nun das Benefiziathaus an! Es ſtand in einer Entfernung von etwa 100 Schritten

dem Zimmer, das ich bewohnte, gerade gegenüber; Bäume nahmen es in kühlen Schatten, ein Gärtchen breitete sich an seinen Seiten aus. Ich fühlte bereits das Vergnügen zum voraus, das ich in diesem Aufenthalt der Ruhe genießen könnte, und machte schon Pläne, welches Zimmerchen mein Vater, den ich zu mir nehmen wollte, und welches ich bewohnen sollte, in welche Ecke ich eine Laube pflanzen, wo ich Rosenstauden anbringen, wie ich die Rasensitze verteilen würde usw. Von nun an ward an keine zweite Flucht gedacht.

Meine nächste Sorge war jetzt von Rom aus ad beneficia habilitiert oder für fähig zum Genusse geistlicher Pfründen erklärt zu werden. Da keinem austretenden Mönche (der ungeachtet der erhaltenen Lossprechung von den Gelübden dennoch stets Priester bleiben muß) damit gedient ist, sich ohne Pfründe oder ohne ein geistliches Amt brotlos in der Welt herumtreiben zu dürfen, so ist jeder gezwungen, die Habilitation, manchmal mit großen Kosten in Rom zu erkaufen. De Haiden hatte mir zwar schriftlich versprochen, so wie ich in Augsburg ankommen würde, sollte dieselbe für mich zu Rom impetriert werden. Allein ich habe schon oben gesagt, daß man mich unter allerlei Vorwand hinzuhalten suchte. Um dergleichen Ränken und Einwendungen auf einmal ein Ende zu machen, entschloß ich mich, alle möglichen Versuche zu wagen, um die Habilitation gratis von Rom zu erhalten.

Zuerst wandte ich mich an meinen ehemaligen Exerzitienmeister, Pater Alexander, den ich seither (um das Ansehen zu haben, als ginge ich zur Beichte) von Zeit zu Zeit auf seinem Zimmer besucht hatte. Bald kam von Rom die Antwort, man sollte sich vorläufig erkundigen, ob der arme Bittsteller auch imstande sei, 127 Scudi zu bezahlen, denn dies sei der geringste Preis, um den er die Habilitation, und zwar nur ex gratia, erhalten könnte. Da ich nun

keine 127 Scudi im Vermögen hatte und überhaupt nicht gern Geld für römiſche Papiere ausgeben mochte, ſo ließ ich's dabei bewenden und beſchloß, mein Heil bei dem neuen Nuntius Zoglio in München zu verſuchen, erhielt aber unverweilt auf meine Bittſchrift den Beſcheid: Er ſei mit den hierzu nötigen Fakultäten nicht verſehen, ich ſollte mich unmittelbar nach Rom wenden. Allein da ich wußte, daß in dieſer heiligen Stadt kein Agent einen Schritt umſonſt tut, ſo dachte ich, es würde das beſte ſein, mich erſt nach der Reihe an alle Nuntien Deutſchlands zu wenden und ſetzte eine dritte, ſehr demütige Bittſchrift an den Nuntius Pacca in Köln auf, in welcher ich ſehr kläglich meine vergeblichen Verſuche erzählte, und der ich überdies ein Begleitſchreiben von de Haiden beifügte. Getroſt ließ ich nun meine Schriften nach Köln abgehen und wartete drei Monate lang, bis endlich eine Antwort erfolgte. Sie hieß: der Herr Nuntius finde, nachdem er alles wohl erwogen habe, keine Urſache mehr, mir in meinem Geſuche behilflich zu ſein, beſonders darum, weil das Bistum Augsburg nicht zur Kölner Nuntiatur gehöre.

In großem Ärger darüber erzählte ich dem Herrn Statthalter von meinem Mißgeſchicke. Er ſchien meine Klagen mit einigem Bedauern anzuhören und ſagte endlich: Ich ſollte ihm ſelbſt eine Bittſchrift anvertrauen, er wolle ſie dem biſchöflichen Agenten in Rom überſenden und demſelben meine Sache empfehlen. „Nun, dachte ich, wirſt du endlich gewiß zu deinem Zwecke gelangen!" Sogleich lief ich nach Hauſe, ſetzte die Supplike auf, ſchrieb ſie ins reine, brauchte die Vorſicht, derſelben ein Zeugnis meiner Armut und eine Abſchrift der Saekulariſation beizufügen und überreichte alles dem Herrn Statthalter. Mehrere Monate lang harrte ich geduldig auf die Ankunft der verlangten Urkunde, Herr Statthalter belebte von Zeit zu Zeit meine Hoffnung, die allmählich zu wanken begann.

Der alte Benefiziat, von dem ich oben ſprach, ward indeſſen ſehr krank. Deswegen beſtürmte ich Herrn Statthalter noch mehr mit Bitten. Nach einigen Tagen endlich, als ich ihn von neuem wieder ſehr dringend um ſein Vorwort gebeten hatte, rief er mich nach Tiſche in ſein Kabinett, hielt einen Brief in der Hand und ſprach: „Ihre Sache in Rom hat keinen guten Gang genommen, es tut mir leid! Aber der Papſt iſt ein Feind aller ausgeſprungenen Mönche und will nichts von Ihrem Geſuche hören. Sehen Sie, was der Agent ſchreibt! „Der heilige Vater iſt eben bei übler Laune geweſen, als ich meinen Vortrag für den Prieſter Bronner wagte, und antwortete mir: All dieſe abtrünnigen Mönche ſind entweder Narren oder Schurken.“ Ein verbiſſenes Lächeln ſaß um Herrn Statthalters Mund, als er dieſes, nachläſſig in den Brief ſchauend, mir vorlas. Aufgebracht über dieſe grobe Beſchimpfung, erwiderte ich: „Wenn der Papſt ſo geſprochen hat, ſo ſprach er gewiß nicht ex cathedra und bewies wenigſtens an mir, daß er nicht infallibel iſt. Aber ich zweifle, ob ein ſolches Wort jemals aus ſeinem Munde kam, und — glaube den Erfinder zu kennen: er mag das ſelber ſein, was er mich nennt!“ Scharf faßte ich ihn ins Auge, aber er ließ mich Buonfigliolis, des Agenten, Schreiben doch nicht einſehen und ſuchte mich durch beſſre Worte zu beruhigen. Am Ende ſagte ich dreiſt und kühn, indem ich mit dem Fuß auf den Boden ſtampfte: „Nun iſt es beſchloſſen, ich muß die Habilitation haben, und wenn ſich ganz Augsburg und alle römiſchen Agenten gegen mich verſchworen hätten!“ Er lächelte meiner Ohnmacht und ließ mich gehen. Zu Hauſe ſprach ich zu mir ſelbſt: „Am Geld iſt den Römern alles feil! Wage einmal dein vierteljähriges Einkommen von 50 fl. daran, ſo biſt du des vergeblichen Bettelns los und dein verſtellter Gönner iſt beſchämt!“ Sogleich ſetzte ich eine Bittſchrift an den Nuntius Zoglio auf, erzählte ihm die bisherigen Vorgänge und

teilte ihm mit, daß ich bei meiner Armut nur 50 fl. für die Dienste seines Sekretärs aufwenden könnte. Richtig, schon nach ein paar Tagen hatte ich eine Antwort im Hause, welche nicht vom Nuntius, sondern von seinem Sekretär unterzeichnet war und mich benachrichtigte, daß man sich meiner annehme und die Sache für mich in Rom betreiben wolle. Sogleich ging ich mit dem Briefe zum Herrn Statthalter und verkündigte ihm meine Freude. Aber ich sah deutlich in seinen Mienen, daß ihn diese Nachricht mehr bestürzte als ergötzte. Am Ende erbot er sich, er wolle meine 50 fl. bei seiner nächsten Reise mit sich nach München nehmen und mir dafür die Habilitation zurückbringen. Allein ich fürchtete, er möchte mir entweder ein neues Hindernis in den Weg legen oder die Habilitation in seinen Händen behalten, damit er mich verhindern könnte, mich ihrer im Auslande zur Erhaltung einer Pfründe zu bedienen. Sogleich schrieb ich also an den Sekretär des Nuntius, schickte ihm 52 fl., um mit den überflüssigen 2 fl. ihm seine kleinen Auslagen zu vergüten, und bat ihn, die Habilitation unmittelbar an mich zu senden. Den 6. April hatte ich endlich die langersehnte Urkunde in Händen und durfte nach Herzenslust über das großgeschriebene „Gratis" lachen, das ganz unten am Blatte paradierte. Nun konnte ich jedes einfache Benefizium, es mochte mit der Seelsorge verbunden oder nicht verbunden sein, annehmen und hatte auf einmal die Fähigkeit erlangt, vom Erbgut der Kirche zu zehren, sobald sich ein Großer finden würde, der mir eine Stelle an St. Peters Tische anzuweisen die Güte hätte. Wäre der alte kranke Benefiziat, dessen Pfründe mir Herr Dombechant versprochen hatte, nicht zusehends wieder zu mehreren Kräften gekommen, sobald ich die Habilitation erhalten hatte, so wäre wahrscheinlich mein Wunsch, Benefiziat zu sein, ein eigenes Haus und ein Gärtchen zu haben, bald in Erfüllung

gegangen. Allein der Greis lebte indes wieder auf und genoß des schönen Frühlings wenigstens so gern als ich. Noch lange mußte ich mich mit Hoffnungen trösten.

Bald nach meiner Ankunft in Augsburg führte mich der Zufall in ein Haus, wohin mich in der Folge die Bekanntschaft mit dem Hausherrn und meine Geschäfte sehr oft riefen. Dieser Herr hatte ein armes Mädchen zur Verpflegung angenommen, das nach einiger Zeit an der Lungenschwindsucht sehr erkrankte. Weil das Mädchen sehr vollblühend aussah und niemand ihren wahren Zustand erriet, vermutete man anfangs, ihr Übelbefinden möchte zum Teil Verstellung sein. Selbst der Arzt bestärkte die Leute in diesem lieblosen Wahne. Wirklich erholte die Waise sich zusehends wieder, erkrankte aber bald von neuem und kam dann von neuem wieder zu Kräften. Dieser abwechselnde Zustand dauerte länger als ein Jahr, bis endlich die Ärzte entschieden, der Kranken sei nicht mehr zu helfen. Eben der Wechsel ihrer Gesundheitsumstände verursachte, daß sie vorzüglich von den Mägden im Hause als eine Betrügerin, die durch falsches Vorgeben nur ihre Bequemlichkeit suchte, angefeindet wurde. Auch verlor sich dies Vorurteil gegen sie erst auf ihrem Sterbebette. Der zweifelhafte Charakter des Mädchens, das Verlangen des Hausherrn, ich möchte ihre Sitten etwas näher beobachten, und meine eigene Begierde, über ihre Aufrichtigkeit und Verstellung ins klare zu kommen, bestimmten mich, sie öfters an ihrem Krankenbette zu besuchen. Freundlich setzte ich mich an ihr Lager, erzählte ihr allerlei Geschichten, las ihr angenehme Stellen aus Büchern vor und ließ ihr zum Zeitvertreib verschiedene unterhaltende Schriften zurück. Sichtbar gewann ich dadurch ihr Herz, eine schnelle Röte flog auf ihre Wangen, so oft ich in ihr Zimmer trat, sie erhob sich mit den heitersten Blicken in ihrem Bettchen und streckte mir schon von weitem die Hand zum Gruße entgegen.

Ihr Charakter hatte etwas Frommes, Kindliches, Unschuldiges und Stilles, und ich merkte bald, daß sie keiner Verstellung fähig und im Ernste krank sei. Ich hatte aber zu wenig medizinische Kenntnisse, um entscheiden zu können, welche Krankheit eigentlich ihr Befinden so umschlägig mache. Dennoch teilte ich meine Bemerkungen dem Hausherrn mit, der sie dann gegen alle Bedrückungen der Dienerschaft eifrig in Schutz nahm. Wenn ich der Kranken eine besondere Freude machen wollte, so pflückte ich im Garten einen hübschen Blumenstrauß und legte ihn auf ihr Bett; man kann nicht glauben, mit welchem Entzücken sie ein solches Geschenk annahm und mit welcher Wollust sie den Duft der Blumen in sich sog. Ihr ganzes Wesen, das sich bei solchen Gelegenheiten doppelt zu beleben schien, dankte mir mit einem so unverstellten Ausdruck von Entzücken, daß ich gern alle Gartenbeete ihres Schmukkes beraubt hätte, um dem guten Kinde dieses Vergnügen recht oft zu machen. Einst als ich ihr eben einen Blumenkranz brachte, ergriff sie meine Hand mit einer Zärtlichkeit, die mir an ihr ganz fremd war, und drückte sie mit einer Innigkeit an Mund und Wangen, die mich überraschen mußte. Ihren Augen entfielen einige Tränen, und ich wußte mich nicht sogleich zu fassen. „Lenchen, was machst du?" fragte ich erstaunt, „was ist dir?" Sie ließ meine Hand nicht los, drückte sie noch immer an ihre Wange und sprach: „Ach, Sie sind doch der einzige, der mich nicht mißkennt, der es gut mit mir meint! O, wie dank' ich Ihnen!" „Gutes Kind," erwiderte ich gerührt, „deine Freude ist mir der schönste Dank! Aber laß den trüben Gedanken nicht aufkommen, daß dich alle mißkennen! Glaube mir, der Hausherr schätzt dich und hat dich lieb, wie ein Vater." Ihre Seele hing von dieser Stunde an mit unverstellter Zuneigung an mir. Sie erholte sich wieder ein wenig und versäumte keine Gelegenheit, mir kleine Gefällig-

keiten zu erweisen. Von neuem begann der Wechsel von Übelbefinden und Wohlsein. Ihr Ende nahte. Sterbend drückte sie mir noch einmal die Hand und schien mit gedörrten Lippen etwas stammeln zu wollen. O, welche Wehmut ergriff mich da! Bald ertränkte die Krankheit ihr Herz, und ihr frommer Geist entflog. Gute Waise! Dein Leichnam sank wenigstens nicht in die Grube, ohne daß dir eine Träne floß. —

Mein Betragen gegen Lenchen hatte mir, ohne daß ich es wußte, die Zuneigung eines andern jungen Mädchens gewonnen, welches als Wärterin gewöhnlich zugegen war, wenn ich ans Krankenbett trat. Einst hätte sich Lenchen beinahe mit derselben entzweit, weil ihr Lisette, als ich einen Augenblick weggegangen war, eine Rose genommen und vor ihren Busen gesteckt hatte. Ich kam eben dazu, und Lenchen klagte mir mit kindischem Ernst ihren Verlust. Lisette nannte sie eine Wunderliche und gab ihr die Blume nicht wieder. Ich mußte lachen, ging in den Garten, holte andre Rosen und brachte sie den Mädchen ins Zimmer: „Nehmt hin," sagte ich, „teilt und lernt mir friedlich sein!" Und sie teilten lächelnd die Blumen auf Lenchens Bett! Als die Waise begraben war, traf ich einst Lisetten allein im Zimmer der Herrschaft. Wir plauderten eine Weile von gleichgültigen Dingen. Endlich fielen wir auch auf die Verblichene. Lisette seufzte und sprach mit niedergeschlagenen Augen: „Ach! wenn ich Ihnen nur halb so lieb wäre, als das gute Lenchen!" Ich stutzte, besann mich ein wenig und antwortete, sie wäre mir immer wert gewesen und würde es gewiß so lange bleiben, als ich Achtung für sie haben könnte. Ich wüßte sehr wohl, daß sie ein gutes Herz und viele gute Eigenschaften besäße, und es sei mir recht lieb, daß sie auf meine Freundschaft einigen Wert legte. So oft ich von nun an ins Haus kam, war sie ausnehmend freundlich und erwies mir alle mögliche Aufmerksamkeit.

Um ihre Freundlichkeit einigermaßen zu belohnen, gab ich ihr ein hübsches Gebetbuch, das sie einst bei mir gesehen und mit Wärme gelobt hatte. Sie freute sich sehr meines Geschenkes und zeigte es mir immer mit einer frohen Geberde, wenn sie es in der Kirche an mir vorübertrug. Lange lebten wir so in einem nicht unangenehmen Austausche gegenseitigen Wohlwollens, das sich in freundlichen Blicken und Worten äußerte. Nur selten ergriff ich ihre Hand, um sie zu drücken. Einmal, als ich es eben beim Abschiede mit merklicher Wärme getan hatte, drückte sie meine Rechte feurig mit beiden Händen, drückte sie an ihre Wange, zog mich an den Stuhl, auf dem sie saß, und legte mit einem lebhaften Ausdrucke von Zärtlichkeit in Blicken und Geberden ihr Haupt an meine Brust. Ich konnte mich nicht enthalten, diese Zärtlichkeit zu erwidern, neigte mich hinab und küßte ihre Wange. „Ach, was machen Sie?" rief sie nun aus, „das müssen wir ja beichten! Küssen ist eine Sünde!" „Armes Kind!" sagte ich und konnte mich des Lächelns nicht enthalten, „nimmt denn Ihre Keuschheit Schaden durch einen solchen Kuß? Oder gegen welches Gebot verfehlte ich mich wohl? Aber sorgen Sie nicht! Wenn Sie so ängstlich sind, so will ich Sie nimmer in Verlegenheit setzen!" „Ach!" erwiderte sie ganz naiv, „wenn das Küssen keine Sünde wäre! wenn ich das gewiß wüßte, so möchte ich mich wohl einmal an Ihnen satt küssen! Aber ich kann Ihrer Versicherung nicht trauen! O, gehen Sie nun, gehen Sie! Verlassen Sie mich!" Ihr ganzes Angesicht brannte wie das Morgenrot, als ihr diese Worte entfuhren, ihre Hand schob mich leise von sich, ihre Augen waren schamhaft abgewandt. Ich fühlte Begierden in mir entstehen, die nichts minder als edel waren. Unschlüssig stand ich ein Weilchen. Nur die Gedanken: „Noch ist sie ein schuldloses Mädchen und Magd im Hause deines Freundes", konnten mich zurückschrecken. Seufzend riß ich mich

los und eilte tiefsinnig ins Grüne hinaus. „Wie oft soll ich mich noch geliebt sehen und doch nicht genießen?“ Dieser Einfall drängte sich mir immer von neuem auf. Wenn ich mich durch die Betrachtung des Unrechts, ein noch unverdorbenes Mädchen zu mißbrauchen, oder durch einen Blick auf die möglichen Folgen eines Fehltrittes von dieser Art zum mutigen Vorsatze, meine Hitze zu mäßigen, gestärkt hatte, so riß manchmal die Sinnlichkeit im nächsten Augenblicke meinen ganzen schönen Gedankenbau wieder ein, und ich überraschte mich über Plänen, des willigen Mädchens recht ungestört und gefahrlos zu genießen. Bald merkte ich, daß Vermeidung des Alleinseins mit Lisetten mein einziges sicheres Rettungsmittel wäre, und entschloß mich, der Gelegenheit sorgfältig auszuweichen. Aber ich führte mein Vorhaben nicht immer mit Standhaftigkeit aus und ließ mich von der Leidenschaft mehr als einmal hinreißen, zu einer Stunde in ihr Zimmer zu treten, wo ich vermuten konnte, sie würde allein sein. Mein Verdienst war es also nicht, wenn unsre Bekanntschaft unschuldig blieb. Aber durch eine sonderbare Fügung der Umstände, für die ich nachmals der Vorsehung oft dankte, traf ich sie entweder wider Vermuten in Gesellschaft einer Gespielin oder so verstimmt und mit dringenden Geschäften überhäuft an, daß an die Befriedigung meines sträflichen Verlangens gar nicht zu denken war. Ich machte mir dann freilich Vorwürfe über meinen Wankelmut, aber wirklich mußte ich diese Vorwürfe mehr als einmal wiederholen. Manchmal fühlte ich auch, daß die heftigen Begierden, welche in der Entfernung von ihr die Phantasie entzündet hatte, in ihrer Gegenwart, beim Anblicke ihrer Unschuld und Unbefangenheit, völlig wieder schwiegen und bessern Gefühlen Platz machten. Eine Ebbe und Flut von wollüstigem Verlangen und bessern Vorsätzen wechselten in meinem Herzen ab. Nun erschien ein neuer Diener im Hause. Nach

ein paar Wochen glaubte ich an dem Mädchen etwas Freieres in ihren Blicken zu bemerken. Sonst war sie sittsam und schüchtern gewesen, und aus ihren meisten Äußerungen hatten leise Züge jungfräulicher Zurückhaltung hervorgeleuchtet. Welcher Ursache ich diese Veränderung beizumessen hätte, fiel mir nicht sogleich ein. Aber ihr vertrautes Spaßen mit dem Diener brachte mich bald auf die rechte Spur. Doch dachte ich nicht, daß sie bereits etwas mehr als ein Küßfest gefeiert hätten. Zu eben der Zeit fügte es sich, daß Lisette von ihrer Herrschaft einer Botschaft wegen eilig auf mein Zimmer geschickt wurde. Indem ich sie traulich bei der Hand ergriff, sagte ich in scherzhaftem Tone: „Lieschen, ich merke wohl, daß mich ein andrer abgelöst hat!“ „Ach,“ erwiderte sie mit einem Feuer, das ich nie an ihr bemerkt hatte, „wenn Sie heiraten dürften, so wollte ich nie einen andern lieben als Sie.“ Da umschlang sie mit beiden Armen meinen Hals, überhäufte mich mit brennenden Küssen, sah mich eine Weile zärtlich an und ließ sich wie ermattet auf einen Stuhl nieder, der zunächst an meinem Bette stand. Das Wollüstige, das sich in ihrem ganzen Benehmen verriet, überraschte mich und brachte mich schnell zum Nachdenken. „Ist das Mädchen etwa schon verführt?“ dachte ich. Ihr Schäkern mit dem Bedienten fiel mir ein. Eifersucht stahl sich in meinen Busen. Etwas Kaltes und Zurückhaltendes schlich sich merklich in mein Betragen und kühlte auch des Mädchens Hitze schnell ab. Sie schützte vor, daß sie nach Hause eilen müßte, und verließ mich geschwind mit einem Blicke voll Mißvergnügens. Bestürzt, mit aufglimmender Glut des schmerzlichsten Argwohns im Herzen, folgte ich ihr in meines Freundes Wohnung und nahm mir unterwegs vor, es koste was es wolle, der Wahrheit oder Unwahrheit meiner Vermutung auf den Grund zu sehen. Vor allem suchte ich die Stunde ausfindig zu machen, in welcher der

Diener unbemerkt zu Lieschen schleichen könnte. Mehrere Umstände zeigten an, daß es gewöhnlich dann geschehe, wenn die Herrschaft bei Tische sitze. An einem Herbstabend, als eben ein dicker Nebel alle Gegenstände mit tiefem Dunkel umhüllte, schleppte ich so stille als möglich, eine Leiter, die ich in der Nähe wußte, an Lieschens Kammerfenster, stellte mich in einen abgelegenen Winkel, aus welchem ich die Treppe beobachten konnte, welche der Diener zu steigen hatte, um zu dem Mädchen zu gelangen, und harrte geduldig, was erfolgen würde. Bald sah ich den Diener vorsichtig umherschauend hinaufschleichen. Mit klopfendem Herzen lief ich zur Leiter, stieg leise hinauf und blickte durch eine Lücke zwischen den Fenstervorhängen, die gezogen waren, neugierig hinein. Da saßen die beiden Vertrauten auf dem Bette, schwelgten in Küssen und noch etwas mehr. In meinem Herzen brannte es, mein ganzer Körper zitterte, eine Stange der Leiter war etwas verkrümmt und lag nicht ganz fest an der Wand an, sie zitterte mit und brachte ein Klopfen hervor, das selbst die Entzückten aufmerksam machte. Sie fuhren auf, der Diener lief ans Fenster, ich sprang, noch ehe er mich erblicken konnte, von der Leiter, warf sie um und lief mit ihr im Nebel davon. Es war eine überaus unangenehme Empfindung, die ich nun hatte, so oft ich das Mädchen erblickte. Unmöglich konnte ich mich entschließen, jemals wieder, ohne die höchste Not, auch nur das geringste Wörtchen mit ihr zu reden. Die Eifersucht ließ mich jedoch nicht ruhen, bis ich die Geheimnisse der Verliebten vollständig entdeckt hatte. Um inne zu werden, ob sie auch nächtliche Zusammenkünfte hielten, ersann ich folgendes Mittel: ich hatte bemerkt, daß der Diener abends immer in Filzschuhen umherging, wahrscheinlich, um leiser schleichen zu können. Aufmerksam lauschte ich also, bis ich einmal Gelegenheit fand, ohne von jemandem bemerkt zu werden, seine Filzschuhe

nuten mit Öl bestreichen zu können. Den andern Tag sah ich seine Tritte, mit Öl bezeichnet, deutlich bis zum Bette des Mädchens. „Soll ich die Treulose bestrafen?“ fragte ich mich selbst voll Unmut, Eifersucht und Rachgier, „soll ich meinem Freunde entdecken, was in seinem Hause vorgeht? Lisette hätte zwar keine Schonung verdient, aber nein! Ich will sie nur mit Verachtung bestrafen!“ Gegen den Diener erlaubte ich mir keine andre Rache, als daß ich einst in seiner Gegenwart die List, die ich gebraucht hatte, um hinter seine Tücken zu kommen, dem Hausherrn, meinem Freunde, erzählte, gerade so, als wenn die Sache anderswo vorgefallen wäre. Der Schuldige stand wie auf Kohlen, wagte kein Auge zu erheben und erwartete alle Augenblicke, verraten zu werden. Allein ich ließ es dabei bewenden, daß ich den Herrn in allgemeinen Ausdrücken warnte, ein wachsames Auge auf die Bekanntschaft seiner männlichen Bedienten mit dem weiblichen Gesinde zu haben. Zu dieser Warnung hielt ich mich der Ehre seines Hauses wegen verpflichtet. Meinem Vorsatze, mich nie durch Angabe der Schuldigen zu rächen, aber auch nie mehr ein Wort mit Lieschen zu verlieren, blieb ich mehrere Jahre lang höchst getreu. Das letzte brachte Lieschen und ihren Liebhaber so sehr gegen mich auf, daß sie sich von Zeit zu Zeit sogar Lügen erlaubten, um mich bei ihrer Herrschaft anzuschwärzen und um die Gunst derselben zu bringen. Allein das Vertrauen meines Freundes, der mir immer alle neuen Beschuldigungen sogleich offenherzig entdeckte, setzte mich in den Stand, jede derselben ohne Mühe zu zerstäuben und ihren Untergrund handgreiflich darzulegen. Destomehr gewann mein Vorsatz, mich nicht zu rächen und zu schweigen, an Festigkeit, und ich verließ Augsburg, ohne ihn gebrochen zu haben. Es fiel zwar auf, daß ich mit dem Mädchen, dem ich ehemals im Scherz zuweilen eine Schmeichelei gesagt hatte, nun gar kein Wörtchen sprach, und man

fragte mich öfters um die Veranlassung dazu. Aber ich wich einer genaueren Erläuterung immer mit der Antwort aus, die ich in scherzhaftem Tone vorbrachte: „ich hätte geheime Gründe, die nicht mitteilbar wären." Im Spaße riet man dann wohl gar, ich müßte gewiß einen Korb von dem Mädchen bekommen haben.

Die Gefahr, unedel an Lisetten zu handeln, entsprang größtenteils aus dem Umstande, daß ich zwar wegen ihres Äußern und ihrer Hingegebenheit Neigung für sie empfand, aber wegen ihrer übrigen Gaben nur wenig Achtung für sie hegen konnte. Es war eins von den gewöhnlichen Geschöpfen, die nur da zu sein scheinen, um die Sinnlichkeit eines Mannes zu reizen, ohne sein Herz zu interessieren. Je öfter und ernster ich nach einem gefährlichen Besuche in mein Inneres blickte, desto lebhafter fühlte ich die Notwendigkeit, eine so ganz sinnliche Neigung zu unterdrücken. Ich fiel auf den Gedanken, sie durch eine bessre Liebe zu verdrängen. Die Rückerinnerungen an Minchens unschuldige Zärtlichkeit, an das schöne Fräulein in Dillingen und sogar an das arme Lenchen regten in mir ohnehin eine stille, anhaltende Sehnsucht auf, von neuem in so reinen seligen Gefühlen zu schwärmen. Ich versuchte, die Bilder dieser liebenswürdigen Wesen mit den hellsten Farben meiner Phantasie recht lebendig auszumalen. So oft mir dies gelang, schwiegen die niedrigen Begierden. Hätte die Hoffnung, jemals wieder an ihrer Seite durch zärtlichen Umgang glücklich sein zu dürfen, meinen Bildern Haltung und Konsistenz verliehen, so glaube ich nicht, daß mir Lisette ferner gefährlich gewesen wäre. Aber nur zu bald merkte ich, daß auch die lebhaftesten Gemälde der Einbildungskraft kaum vermögend sind, die Eindrücke zu verdunkeln, welche eine sichtbare und fühlbare reizende Gestalt auf die Sinnlichkeit macht. Zugleich suchte ich überall das liebliche Mädchen, das durch Unschuld des Lebens

und Vorzüge des Geiſtes meine Hochſchätzung und Zärtlichkeit verdienen und mich durch eine edlere Liebe beſeligen könnte. Allein wo ſollte ich das Mädchen finden? Dergleichen edle Weſen ſind große Seltenheiten. „Und wenn ich es fände, würde es mich auch lieben? Dies Glück wäre noch eine größere Seltenheit!“ dachte ich und ſuchte umſonſt hin und her.

Ein geſchickter junger Mann, den ich ſchon in Dillingen ſo genau kannte, daß er mir alle Liebesbriefchen ſeines Mädchens zu leſen gab, beſuchte mich öfters auf meinem Zimmer und ging mit mir aufs Feld ſpazieren. Wenn ich an einem Buſche ſaß und dichtete, ſo bemächtigte er ſich gern meines Fernrohrs, beſtieg eine nahe Anhöhe und genoß dort der Ausſicht über einen Garten hin nach dem Landhauſe einer adeligen Herrſchaft, bei der ſeine Geliebte als Kammerjungfer in Stellung ſtand. Stundenlang konnte er lauſchen und dem antwortenden Mädchen zuwinken. Die Briefe, die ich geleſen hatte, zeugten von dem Witze und der Herzlichkeit Lenorens. Sie hatte ſich nicht wenig durch Lektüre gebildet und wußte ſehr artig zu ſchreiben. So fein und munter ſie übrigens war, ſo zärtlich und aufrichtig hing ſie doch an ihrem Jüngling. Zuweilen nahm ich ſelbſt das Fernrohr zur Hand und beobachtete das Mädchen. Ihr Antlitz war ein ſchönes Oval, lilienweiß, mit einem ſchwachen Anhauch lieblicher Roſenröte, von lichtbraunen Haaren umwallt und von großen, dunkelbraunen Augen belebt, ihr Wuchs ſchlank, kaum mittelmäßig hoch mit einem ſchön gebildeten Buſen und ſchmächtiger Taille. So hatte ſie Reize genug, um meinen Augen nicht ganz gleichgültig zu bleiben. So oft ich ſie erblickte, ſaß ſie am Nähtahmen oder am Fenſter mit irgendeiner weiblichen Arbeit beſchäftigt und plauderte mit ihrer Geſpielin oder trillerte ein Lied, ſo daß der liebliche Ton über den Garten herüber bis zu meinen Ohren drang. Dies gab mir einen hohen

Begriff von ihrer Arbeitſamkeit und vermittels derſelben eine ſehr vorteilhafte Meinung von ihrer guten Gemütsart. Überdas grüßte ſie mich immer ſehr freundlich, wenn mich ihr das Ungefähr auf dem Wege entgegenführte. Denn ihr Geliebter hatte ihr längſt vertraut, daß ich ſein guter Freund ſei, vor dem er keine Geheimniſſe habe. Lenore kam wöchentlich einmal in das Haus einer Bekannten, der ſie von ihren Herzensangelegenheiten erzählte. Dieſe Bekannte hatte aber längſt ein Auge auf Lenorens Geliebten, erwartete eine hübſche Morgengabe und die Anwartſchaft auf ein einträgliches Ämtchen für ihren künftigen Mann, war nicht übel gebildet und wußte ihre Sache, ſelbſt durch Lenorens unvorſichtige Beihilfe, ſo gut zu machen, daß der betörte Jüngling ſeine erſte Geliebte vernachläſſigte und ſich gänzlich der neuen Eroberin hingab. Da ſah ich Lenoren oft traurig im Garten ihrer Herrſchaft umherirren, mit klagenden Geberden ihren Zuſtand ausdrücken und in Lauben oder an Rainen ſitzend, wehmütige leiſe Lieder ſingen. Wie hätte ich dies ohne Mitleid anſehen können? Nur eins wollte mir in ihrem Betragen nicht gefallen: ſie klagte lauter und geberdete ſich trauriger, wenn ſie merkte, daß ich in der Nähe ſei. Überhaupt ſchloß ich aus allerlei kleinen Zügen, es müßte etwas Liſtiges und Kokettes in ihrem Charakter liegen. Wäre dieſe Bemerkung nicht geweſen, ſo hätte ich mich ohne Zurückhaltung, mit vollem Zutrauen, der Liebe des ſchönen Mädchens ergeben. Allein ſo blieb mir bei aller Neigung, die mich zu ihr hinzog, doch noch manche Beſorgnis im Herzen zurück. Die Vorzüge ihres Geiſtes und Körpers und mein Bedürfnis zu lieben, das eben wegen meines bedenklichen Verhältniſſes mit Liſetten ſehr laut ſprach, reizten mich zwar, das ſchöne Kind manchmal halbe Tage lang mit meinem Fernrohr unbemerkt zu belauſchen, aber ich konnte es doch lange nicht über mich gewinnen, ihr von meiner

Neigung etwas merken zu laſſen. Nach langem Beſinnen wagte ich's endlich, ein Liedchen, das ich gedichtet hatte, mit etwas verſtellter Handſchrift abzuſchreiben, einen Kieſel darein zu wickeln und, als Lenore nahe an der Gartenmauer, hinter der ich ſtand, einſam vorüberwandelte, es ihr nahe vor die Füße zu werfen. Welche Verwirrung bemächtigte ſich meiner, als es geſchehen war! Scham, Furcht, Hoffnung und Freude durchbebten mich, als ich zwiſchen den Häuptern der Spalierbäume hin das Mädchen erblickte, wie ſie wundernd das rollende Papierchen aufhob, es bedächtig entfaltete und in eine Laube ſchlich, um es ungeſtört zu leſen. Mich hatte ſie nicht entdeckt.

An einem ſchönen Morgen der nächſten Tage hatte ich von meiner Höhe herab Lorchen wieder belauſcht und warf ihr abends folgende Verschen zu:

Mir wollte heut ein gut Geſchick
Frühmorgens Freude machen;
Ich ſah, o ſüßer Augenblick!
Schön Liebchen beim Erwachen.
Kein böſer Fiſchbeinharniſch barg
Den Wuchs, der mich entzückte.
Nur ſchade, daß ſo kurz und karg
Ihr Anſchaun mich erquickte!
Doch — hätt' ich Augen wie ein Luchs
Und ſäh ſie immer ſtehen,
Ich würd' an ihrem ſchlanken Wuchs
Gewiß nie ſatt mich ſehen!

Geſchwind hob ſie das Blättchen mit dem eingewickelten Steinchen auf, hüpfte zur Gartentür, öffnete ſie ſchnell und überraſchte mich auf der Höhe an der Mauer. „Ha! ſo ſind Sie es wirklich?“ ſagte ſie etwas ängſtlich aber doch freundlich und trat mir ein wenig entgegen, „ich dachte gleich, die Verschen könnten nicht wohl von einem andern

herrühren als von Ihnen, dem Freunde meines Freundes. O, nehmen Sie geschwind dies Briefchen und geben Sie mir bald Antwort!" Bestürzt und verwirrt war ich ihr entgegengegangen, nahm den Brief und sah sie flink und schüchtern in den Garten zurückhüpfen. Sie schrieb:

Hochwürdiger Herr!

Als mir mein Freund noch gut war, erzählte er mir öfters, daß Sie der Besitzer so schöner Bücher seien, und ich wünschte lange vergebens, von Ihnen einige zu erhalten. Denn meinem N. getraute ich nichts zu sagen, weil er mich immer schmähte, so oft er mich lesen sah. Aber nun freue ich mich recht sehr, Sie selbst darum bitten zu können. Lesen ist das einzige, was mich noch aufrecht erhält und mein Schicksal ein wenig vergessen macht. Schon eine geraume Zeit herrscht eine schreckliche Unruhe in meinem Innern. Keinen Freund, keinen einzigen Menschen hab ich, dem ich es anvertrauen darf, um nicht zum Gespötte der Leute zu werden. Sie besitzen ein edles Herz, das weiß ich, aber ach, wie schmerzlich würde es mir sein, wenn Sie etwa durch dieses Schreiben beleidigt werden sollten! O, ich bitte Sie, verübeln Sie mir's nicht, nehmen Sie Anteil und gönnen Sie mir, daß ich Ihnen alles schreibe, was mir auf dem Herzen liegt.

Mein N. war mir gut — o Gott! noch mehr als gut, und nun verläßt er mich und raubt mir meine Ruhe, die ich ohne ihn zeitlebens nicht mehr finden werde. Was mich aber am meisten schmerzt, ist, daß ich nicht einmal die Ursache weiß, warum er mich verläßt. Fast zwei Jahre war ich glücklich und ich zweifelte oft, ob es jemanden gäbe, der glücklicher wäre als ich. Und jetzt — ach wie ist alles um mich her so öde! — Ich traute seinen Versicherungen, glaubte nicht, daß es möglich wäre, so hintergangen zu werden. Aber nun muß ich es wohl glauben,

daß ich ein betrogenes Mädchen bin. Deswegen wünsche ich, vor jedem Menschen mich verbergen zu können, und mir ist nichts angenehmer, als allein im Garten zu spazieren und mich ungestört an die verflossenen glücklichen Augenblicke zu erinnern, zu seufzen und den stummen Bäumen meine Leiden zu klagen. Mitleiden finde ich bei ihnen ebensoviel als bei Menschen. Schwermut befiel mich heute, als mir der alte Hausbediente sagte, N. sei krank.

Vergeben Sie mir! Mein Herz war zu voll, es fühlt sich nun erleichtert, da es sich ausgegossen hat. Ich weiß, daß N. Ihr sehr guter Freund ist und ich zweifle nicht, er wird Ihnen die Ursache seines jetzigen Betragens gegen mich entdeckt haben. Oder hat er niemals etwas von mir gesprochen? Ich bitte Sie, machen Sie mir's doch durch etliche Zeilen zu wissen!

Lenore.

N. S. Solange ich atme, verlange ich keine Liebeserklärungen mehr. Mein N. machte mir Beteuerungen ohne Zahl, und nun — wohin sind sie verschwunden? Ach, die zärtlich liebenden Jünglinge! Sie leiden viel den Mädchen zuliebe — ihrer Aussage nach — sie weinen sogar! Aber mir kommen diese Tränen vor, wie Krokodilstränen. Nur so lange weinen sie, bis sie ein Mädchen im Garne haben, bis dessen Ruhe dahin ist — dann verlassen sie dasselbe. Ich habe eine zu schmerzliche Erfahrung gemacht, als daß ich wieder trauen könnte!

Dies war der Inhalt des Briefes. Wie sehr fand ich mich in meiner Erwartung betrogen! Ich hoffte, sie wenigstens einigermaßen zu interessieren, aber da waren es meine Bücher und vorzüglich die Hoffnung, ich könnte vielleicht ihren Ungetreuen, meinen Freund, noch einmal in ihre Arme zurückführen, was sie zum Schreiben bewog.

Offenbar sollte die Nachschrift für mich ein verdecktes Körbchen sein, und der ganze Brief hatte etwas Gezwungenes und Verkünsteltes an sich, das mir ganz und gar nicht behagen konnte. Dennoch suchte ich ihr, so gut ich konnte, gefällig zu sein, und erzählte meinem Freunde, ich hätte Lenoren belauscht, wie sie ihr Leid ziemlich laut im Garten klagte. Wörtlich mischte ich die Ausdrücke ihres Briefes in meine Erzählung und bemühte mich, die Ursache ihrer Trennung auszuforschen. Allein ich konnte nichts herausbringen als die Äußerung: „Lenore ließ mir gar nichts mehr zu wünschen übrig, sie war allzu zärtlich und ganz ohne Rückhalt hingegeben. Ich hätte sie, wie ich wollte, mißbrauchen können." Aufrichtig schrieb ich ihr dies, packte ein unterhaltendes Buch und meine Antwort zusammen und warf ihr das Buch über die Gartenmauer zu, als sie nach ein paar Tagen wieder einsam daran vorüberging. Sie winkte mir ihren Dank zu, steckte das Päckchen in die Tasche und eilte in ihr Zimmerchen. Bald sah ich sie mit meinem Briefe beschäftigt. Beinahe die Hälfte einiger folgenden Nächte brachte sie mit Lesen des übersandten Buches und mit Schreiben hin. Nach wenigen Tagen bemerkte sie mich wieder auf der Anhöhe am Garten, kam unter die Tür, winkte mir zu und übergab mir geschwinde ein Päckchen. Es enthielt das ihr geliehene Buch und einen Brief, in welchem sie mir dankte und ihr Erstaunen kundgab, daß ich von den Gesinnungen meines Freundes nicht Bescheid wissen sollte.

Ich hatte sie in einem Briefe gebeten, mir meine Liedchen wieder zurückzusenden, weil ich befürchtete, sie möchte mich verraten. Aber sie weigerte sich sehr, es zu tun, beteuerte mir, sie wollte dieselben als einen teuren Schatz sorgfältig aufbewahren und werde mich, der ich nun ihr einziger Freund sei, gewiß nicht verraten, sondern mit der aufrichtigsten Herzlichkeit verehren. Ich sollte sie doch

nicht verlaſſen, ſie in ihrem Zuſtande mit meiner Gewogenheit und durch Überſendung ſchöner Bücher tröſten und nicht zweifeln, daß ſie mich immer hochſchätzen und als ihren wahren Wohltäter betrachten würde. Als ich aber auf meiner Bitte beſtand, ſchickte ſie mir wirklich Lieder und Briefe vollſtändig zurück, wußte aber in einem ſehr kunſtlos ausſehenden Schreiben ſo artig über ihren Verluſt und mein Mißtrauen zu klagen und bewachte von nun an die Anhöhe, auf der ich ſie belauſchte, ſo ſorgfältig mit ihren Blicken, daß ich ihr nur ſelten entging und meine Neigung, die anfangs ſehr abgekühlt wurde, allmählich wiederum wärmer zu werden begann. Ich lieh ihr nach und nach alle Vorzüge des Geiſtes und Herzens, die ich ihr nur irgend ohne offenbaren Widerſpruch mit meinen Bemerkungen leihen konnte. Nur Aufrichtigkeit und Natürlichkeit konnte ich ihr nicht beilegen. Dennoch hoffte ich, ſie würde ſich bei näherer Bekanntſchaft offener und ungekünſtelter betragen. Durch eine ſonderbare Selbſttäuſchung ſchien ſie mir täglich liebenswürdiger. Oft erwartete ſie mich an der Gartentür, drückte mir gütig die Hände und erwiderte faſt jedes freundliche Wort, das ich ihr ſagte, mit ebenſo freundlichen Reden. Sobald ſie mich auf der Höhe ſah, winkte ſie mir traulich zu oder kam wohl gar in den Garten und ſang eine ſchmeichelhafte Strophe, ſo wie ſie aus irgendeinem Liede auf meinen Zuſtand paßte. Ich fing von neuem an, ihr kleine Verſe zuzuwerfen, mit denen ſie immer ſehr zufrieden war. Manchmal küßte ſie dieſelben vor meinen Augen und ſteckte ſie in ihren Buſen. Einſt hatte ſie einen ſtarken Huſten und kam doch abends ſpät, ſobald ſie mich auf meiner Warte entdeckte, in den Garten, obſchon die Herbſtluft bereits etwas rauh zu wehen begann. Ich warf ihr den andern Tag ein Verschen zu, in dem ich mich ſcherzhaft nach ihrem Huſten erkundigte.

Kaum hatte sie das Blättchen gelesen, so spähte sie im Garten umher, ob nirgends ein Lauscher wäre, öffnete die Tür und fing an, die Wegerichkölbchen für ihr Kanarienvögelchen außen an der Mauer zu pflücken. Ich pflückte geschwind, soviel ich deren finden konnte, und bot sie ihr dar. Sie dankte mir mit einer Sittsamkeit und Verschämtheit, die sie noch reizender machte. Niemand war in der Gegend. Es dämmerte.

Ein freundlicher Blick von ihrer Seite, der mich schnell überlief, machte mir Mut ihr rundes Händchen zu ergreifen. Entzückt drückte ich es an meinen Mund. „O, könnt ich's sagen, wie wert du mir bist!" stammelte ich und schlang bald meinen Arm um sie. „Könnt' ich's erklären, wie lieb ich dich habe!" Dann drückte ich sie innigst an mein Herz. Sanft widerstrebend bog sie ihr schönes Gesicht hinweg, aber meine Lippen folgten ihr, und ich küßte sie auf die hocherrötenden Wangen. Mit sanfter Gewalt wand sie sich schließlich aus meinen Armen, sah mich unbeschreiblich freundlich an und floh in den Garten.

Von dieser Zeit an war ich ein sehr fleißiger Beobachter auf dem Hügel hinter dem Gesträuche. Ich schlug mir einen Pfahl in die Erde, schraubte mein Fernrohr darauf und belauschte oft stundenlang das holde Kind. Bald versuchte ich etwas zu dichten, bald sah ich wieder durch das Fernrohr. Hätte nicht hin und wieder der Anstrich von kokettem Wesen, das sich durch manchen kleinen Zug verriet und dessen Bemerkung sich wider Willen mir aufdrang, meine Wärme abgekühlt, so hätte meine Neigung für Lenoren noch schnellere und größere Fortschritte gemacht. Allein ich bemerkte, daß sie, sobald ihr mein Fernrohr zwischen den Zweigen entgegenglänzte, auf einmal eine sanftere Miene annahm, fleißiger strickte oder nähte, mehr Munterkeit affektierte, manchmal die Augen zum Himmel erhob und seufzte, ans Fenster trat und zärtliche Lieb-

chen ſang, in den Garten ging und im Graſe ſitzend mit mancher Pantomime Romane las und ſich dabei immer ſtellte, als wüßte ſie nichts von meiner Gegenwart, indeß doch ihr Auge gar oft unter den Haubenſpitzen hervor ganz insgeheim nach meinem Fernrohr ſchielte. Ich ſteckte zuweilen ein ſchwarzes Rohr von Kartendeckel über das glänzende Meſſing und zog mich tiefer ins Gebüſch zurück, da war ſie flugs natürlicher und ungekünſtelter, affektierte weder Empfindung noch Wehmut noch beſonderen Fleiß und hüpfte ganz unbefangen im Grünen umher. Dergleichen Züge ließen das Mißtrauen nie ganz aus meiner Seele verſchwinden, und ich hielt mich immer in einiger Entfernung.

Als ich nach einiger Zeit wieder auf den Hügel kam und mein Fernrohr auf den eingeſchlagenen Pflock geſchraubt hatte, bemerkte ich ein Päckchen, das an Lenorens Fenſter gelehnt war, mit einer großen, ſehr leſerlichen Aufſchrift an mich. Lenorens Auge ſchien mich von Zeit zu Zeit auf dem Hügel zu ſuchen. Kaum hatte ſie mich erblickt, ſo eilte ſie in den Garten, öffnete leiſe die Tür, winkte mir zu, überreichte mir mit einem traulichen Händedruck das Päckchen, ſagte mit flehender Stimme: „O helfen Sie meinem armen Bruder!" und zog ſich geſchwinde wieder in den Garten zurück. Neugierig öffnete ich das Päckchen hinter dem Geſträuche, fand eine Bittſchrift darin, mit Dokumenten belegt und dabei ein Briefchen von Lenoren, in welchem ſie mich bat, ich möchte ihrem Bruder in ſeinem Geſuche durch ein Vorwort behilflich ſein. Mein Vorwort war im Grunde ſehr unbedeutend, aber ich ſann nach, ob ich ihm nicht durch Nebenumſtände einige Kraft beilegen könnte. Bald gelang es mir, durch Abwägung verſchiedener Charakterzüge meiner Obern ein kleines, ſehr einfaches Plänchen zu erfinden, dem Bruder meiner Freundin mit Erfolg zu dienen. Meine ganze Liſt beſtand darin, daß

ich genau die rechte Stimmung jeder obrigkeitlichen Perſon, von welcher dieſe Gnadenſache abhing, geduldig abzuwarten beſchloß, daß ich dann mit dem unbefangenſten Gleichmut einem nach dem andern meines Freundes Anliegen vortrug und die Einwendungen, die man machen könnte, ſchon zum voraus überdachte, um ſie löſen zu können, ſobald ſie vorgetragen würden. Es geriet mir in der Ausführung nicht übel, und der Bittſteller erhielt, was er ſuchte. Ich hatte ſogar das Vergnügen, die Expedition zu beſorgen und das Dokument Lenoren übergeben zu dürfen. Es war mir, als wenn ich einen großen Sieg errungen hätte, als ich mit meinem Päckchen den Hügel am Garten beſtieg. Sobald ich des Mädchens Blicke auf mich zielen ſah, ſtreckte ich das weiße Papier aus den Geſträuchen empor und winkte ihr, an die Gartentür zu kommen. Nicht lange, ſo erſchien ſie an der Tür. Geſchwind drückte ich ihr das Päckchen in die Hand und ſagte: „Sie werden finden, es iſt alles gut gegangen!“ Sie ſteckte es zu ſich, drückte mir mit feurigem Danke die Hände und zog ſich unter zärtlichen Blicken in den Garten zurück. Ihre Herrſchaft hatte die Ausſicht gerade auf die Tür, deswegen durften wir dort nie lange verweilen, ohne uns ſelbſt zu verraten. Wenn ſie mir ein Buch oder einen Brief abnahm, ſo zog ſie immer die Gartentür ein wenig hinter ſich zu, um ungeſehen das Empfangene in die Taſche zu ſtecken.

Von nun an ſtand ich bei Lenorens Eltern und Brüdern in nicht geringer Achtung. Sie zogen mich beinahe in allen ihren Angelegenheiten zu Rate. Ich mußte ſie in ihrem Hauſe beſuchen, und Lenore verſäumte nicht, mich dort mit der einnehmendſten Freundlichkeit zu empfangen und zu unterhalten. Gewöhnlich ſetzte ſich die ganze Familie um einen Tiſch, und jedes trug mir alles Merkwürdige vor, was es zu ſagen hatte. Lenore ließ ſich nicht von meiner Seite, ſchmeichelte mir ſehr oft, indem ſie

sich glücklich pries, an mir einen so guten, aufrichtigen Freund gefunden zu haben, und sah mir alle Minuten sehr zärtlich in die Augen. Aber es war etwas Gezwungenes in ihrem Betragen, das mir nie ganz gefallen konnte. Genau wußte sie die Zeit, wann ich zur Kirche gehen würde, und legte es immer darauf an, daß sie mir, hübsch geschmückt, auf dem Wege begegnen möchte. Nur selten mißlang es ihr. Und sie grüßte mich allezeit überaus freundlich. Ich will's nicht leugnen, diese Aufmerksamkeit tat meinem Herzen sehr wohl, und auch meine Eitelkeit fand ihre Rechnung dabei, daß ich von einem so schönen Kinde geachtet würde.

Einst an einem Sonntage, da sie meine Anwesenheit kaum vermuten konnte, lauschte ich im Gebüsche auf der Höhe und sah einen Jüngling bei Lenoren im Zimmer, mit dem sie sehr vertraut scherzte. Geschwind steckte ich ein schwarzes Rohr über mein Perspektiv, damit mich der Glanz des Messings im Sonnenschein nicht verraten möchte. Es klopfte mir ängstlich in der Brust. Ich brannte, zu beobachten, was ich nicht zu sehen wünschte. „Sind denn alle Mädchen treulos?" sagte ich entrüstet. Sie saß auf einem Stuhle, er stand neben ihr, die Linke um ihren Hals geschlungen, ihr Haupt ruhte an seiner Brust. Sie blickte lächelnd zu ihm empor. Er neigte sich hinab, sie zu küssen. O, ich hätte erblinden mögen, und doch konnte ich nicht wegsehen! Jetzt stand sie vom Stuhle auf und wiegte sich im Arme des Geliebten tiefer ins Dunkel des Zimmers hin. Ich sah, wie sie sich herzten und küßten und dann verschwanden. Ach, wie viele schmerzliche Empfindungen durchkreuzten sich da in meinem Herzen! Ich riß das Fernrohr vom Pflocke und lief davon. Am Ufer des Lechstroms irrte ich umher. Lange dachte ich nichts Deutliches, düstere Phantasien jagten sich durch meinen Kopf. Bald fühlte ich die Qual, mich in meiner guten Meinung von

Lenoren betrogen zu haben, bald sagte ich: „Der ist ein Tor, der mit ernster Neigung an einem Mädchen hängt, flüchtig ist dies Geschlecht, sein Sinn ist unstet wie Wellen! Sie sind nur zum Scherze und Genusse da! Man muß mit ihnen spielen und ihrer lachen! Achten kann sie nur, wer sie nicht kennt" usw. Hätte mir in dieser Stimmung die Gelegenheit ein Mädchen zugeführt, so hätte ich sein Zutrauen aus einer Art Rachsucht sicher mißbraucht, und wäre mir Lisettens Verbindung mit dem Bedienten nicht schon bekannt gewesen, so würde ihr Niedersinken am Bette gewiß seine Wirkung nicht verfehlt haben. Im Grunde war mein Zustand widernatürlich und schmerzlich, und ich fühlte, daß ein Vorrat süßer Empfindungen vergebens in meinem Herzen schlummerte, ohne Hoffnung, sie jemals durch Erwiderung geweckt und erhöhet zu sehen! Ich mied nun lange den gewohnten Kirchenweg, um Lenoren nicht etwa zu begegnen. Ein paarmal trafen wir einander doch von ungefähr auf dem Wege an, und sie grüßte mich, so kalt ich auch war, mit der artigsten Höflichkeit.

Ihr Bruder, dem ich den obenerwähnten Dienst erwiesen hatte, langte endlich in Augsburg an, kam in meine Wohnung und lud mich ein, ihn in seinem Hause zu besuchen. Er war ein junger Mann von Kenntnissen, voll Lebhaftigkeit, Tätigkeit und geraden Sinnes und hatte bereits viel in der Welt geduldet. Wäre er nicht Lenorens Bruder gewesen, so hätte ich ihn beim ersten Anblick liebgewonnen, aber meine Unzufriedenheit mit seiner Schwester äußerte sich auch in meiner Zurückhaltung gegen ihn, so daß er sich unverhohlen über die Kälte beklagte, mit der ich seine wärmsten Freundschaftsbezeigungen erwiderte. „Wir müssen näher miteinander bekannt werden," sagte er, „wollen Sie mir nicht erlauben, Sie öfters zu besuchen? Schützen Sie nicht Ihre vielen Geschäfte vor! Wenn Sie mir nicht erlauben, zu Ihnen zu kommen, so glaube ich, Sie verachten

mich.“ Er kam alſo und ich ſah mich gezwungen, ſeinen Beſuch zu erwidern. Ich glaubte, meine Stunde ſo gut gewählt zu haben, daß mich ſeine Schweſter gewiß nicht treffen ſollte. Aber kaum hatte ich die Glocke an ſeiner Wohnung gezogen, ſo hüpfte mir Lenore mit ganz unbefangenem Jubel entgegen und rief voll Freuden aus: „O ſchön, daß ich Sie endlich wieder in unſerm Hauſe ſehe! Schon lange wünſchte ich, einmal recht lange mit Ihnen zu reden, nun will ich mich gewiß ſatt plaudern! Ich habe Ihnen gar viel zu ſagen!“ „Ich deſto weniger“, dachte ich. Meine Verwirrung fiel ihr auf, ſie maß dieſelbe meiner Schüchternheit bei und nahm mein düſteres Schweigen und die ſtrafenden Blicke für Ziererei und geiſtliche Amtsmienen. Herzlich, aber mit gemäßigter Freude hießen mich ihre Eltern und ihr Bruder willkommen. Man ſetzte ſich wieder um den Tiſch her und begann allerlei Geſpräche. Lenore drängte ſich, wie ehemals, an meine Seite. Ich blieb gleichgültig. Sie ergriff meine Hand und wollte ſie drücken, aber ich zog ſie nachläſſig zurück. Sie ſah mir forſchend und lächelnd in die Augen, ich blickte ſie ruhig und ernſthaft an. Bald merkte ich, daß ſie ein wenig aus ihrer Faſſung komme. Stiller und nachdenkender ſaß ſie von nun an neben mir. Ich unterhielt mich mit ihrem Bruder und ließ ſie ſitzen. Ein andrer Beſuchender trat herein; als er wieder Abſchied nahm, begleitete ihn beinahe die ganze Geſellſchaft an die Treppe, nur Lenore blieb bei mir. „Was haben Sie doch auf dem Herzen?“ fragte ſie geſchwind mit anſcheinender Ängſtlichkeit, „ich ſehe, Sie zürnen!“ — „Gar nicht,“ erwiderte ich mit angenommenem Gleichmut, „vielmehr bin ich ſehr zufrieden, daß Sie auch mir ſo liebreich begegnen, da Sie doch mehr als einen zärtlichen Verehrer zählen.“ Sie: „Ich verſtehe Sie nicht.“ Ich: „Wenn Sie wüßten, daß ich Ihnen neulich zuſah, als Sie Ihren Liebling herzten und küßten, ſo wäre es leicht, mich zu verſtehen.“ Sie er-

rötete und ſchien nicht ſogleich Worte zu finden. Bald zeigte ſich Trotz, bald Scham auf ihrem Angeſicht. „Sie dürfen ja doch nicht heiraten," ſagte ſie endlich, „und — ich will es Ihnen nur geſtehen — derjenige, den Sie ſahen, iſt mein erſter Jugendfreund, mein erſter Geliebter. Er kam von Wien und hat mich hier auf ſeiner Durchreiſe beſucht, aufrichtig geſprochen, er iſt mir ſehr lieb!" Die Geſellſchaft war indeſſen zurückgekommen. Lenorens Offenherzigkeit hatte mich indeſſen wieder etwas ausgeſöhnt, und ich begegnete ihr mit mehr Höflichkeit als vorher. Aber wenn ich ihr auch alles vergeben wollte, ſo konnte ich ihr nun dennoch die Liſtigkeit nicht vergeben, mit der ſie, durch meinen Beiſtand, den Jüngling, ihren zweiten Geliebten, in ihre Arme zurückzulocken geſucht hatte, nachdem ſie ihn von ihrer Freundin erobert ſah. Als wir während der Unterhaltung Gelegenheit fanden, allein miteinander zu ſprechen, bezeigte ich ihr mein Mißfallen über ihr Betragen und beſchuldigte ſie, daß ſie ſich dadurch an dem erſten Liebhaber als untreu und am zweiten als eine ſchlaue Künſtlerin (Betrügerin wollte ich nicht ſagen) bewieſen habe. Zu ihrer Entſchuldigung antwortete ſie: „Der erſte war lange Zeit in der Ferne und ließ nichts von ſich hören, der andre warb um meine Zuneigung, und ich habe ſie ihm aufrichtig geſchenkt, bis er mich verließ. Hätte ich wohl den erſten abweiſen können, da er nun voll Treue und Liebe zurückkam? Es wäre mir leid, wenn ich deswegen Ihre Freundſchaft verloren hätte und gerade in dem Augenblicke, da ich ihrer am meiſten bedarf. Denn mein alter Freier hat ſich von neuem an meine Eltern gewandt und will ſich nicht abweiſen laſſen. Sie finden die Partie der ſchönen Bedingungen und des Geldes wegen nicht geradezu ſo verwerflich und lächerlich als ich und quälen mich nun, ich ſolle mein Jawort geben oder ihm wenigſtens Hoffnung machen, bis ich einen feſten Entſchluß gefaßt habe. Allein

es ist unmöglich, ich kann ihm keine Hoffnung machen und bin in Gefahr, darüber die Gunst meiner Eltern zu verlieren, wenn Sie nicht, als Freund der Familie, ins Mittel treten und mich aus dieser Verlegenheit retten." Sie bat dann so schmeichelhaft und dringend, daß ich ihr ausdrücklich zusagte, ich wollte versuchen, ihre Eltern auf andre Gedanken zu bringen. Ich tat es wirklich beim nächsten Anlasse, so gut ich's verstand, und fand die Sache weit leichter, als ich vermutet hatte, da Lenorens Mutter sogleich bei der ersten Vorstellung von der ehelichen Unzufriedenheit, die aus der Ungleichheit des Alters entspringt, auf meine Seite trat und die Hartnäckigkeit des kalkulierenden Vaters bekämpfen half. Das Mädchen dankte mir mit der herzlichsten Freude für meine Verwendung und bat mich, ohne Umschweif, ihr den Absagebrief an den alten Freier aufzusetzen, denn sie fürchtete, von ihr geschrieben, möchte er zu herbe werden. Allein ich überließ ihrem Witze das schöne Stück Arbeit und kam weder aufgebracht, noch verliebt, aber wohl abgekühlt, von diesem Besuche zurück. Lenore beobachtete nach wie vor die Stunde, da ich zur Kirche ging, und grüßte mich auf dem Wege so liebreich und unbefangen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Allein ich kam nur selten mehr auf den Hügel, um sie bei ihren Geschäften zu belauschen. Entschuldigen konnte ich sie, aber hochschätzen nicht mehr. Das einzige, was noch einige Gemeinschaft zwischen uns erhielt, war, daß sie von Zeit zu Zeit ein unterhaltendes Buch zum Lesen bei mir abholen ließ.

Nach einigen Monaten kam Collin, der Sohn eines Domkapitelschen Offizianten, in der Nachbarschaft Lenorens zu wohnen. Da er ein Liebhaber der schönen Wissenschaften war, einige Jahre studiert hatte und ganz artige geometrische Zeichnungen verfertigte, so suchte er bald meine Bekanntschaft und erwarb sich meinen Beifall um

ſo leichter, da ihm ſehr artige Sitten, nicht wenig Verſtand und ein nicht gemeiner Forſchungsgeiſt eigen waren, und ich ſeinen Vater als einen rechtſchaffenen Mann ſchon lange in Affektion genommen hatte. Nicht lange, ſo wirkten Lenorens Reize, ohne daß ich es wußte, auch auf ihn mit voller Macht, und er ließ die Gelegenheit, ſie täglich im nahen Garten zu ſehen, nicht unbenutzt. Die Gärten ſeines Vaters und der Herrſchaft, bei welcher Lenore diente, trennte nur ein niedriges Mäuerchen, und Collin konnte, auf einem Schemel ſtehend, zwiſchen den Häuptern der Spalierbäume hindurch, ſtundenlang unbemerkt und ungeſtört mit ſeiner Geliebten koſen und ſcherzen. Anfangs blieb es beim Necken und Scherzen, aber bald wurde der Ton ihrer Abendgeſpräche inniger und ihre Bekanntſchaft zur Liebesangelegenheit. Warum Lenore, beinahe ſo oft ich den Hügel beſtieg, in einer Laube am Mäuerchen oder hinter gewiſſen Bohnenſtöcken verſchwand, konnte ich eine geraume Zeit nicht begreifen, endlich kam ich bei einem einſamen Morgenſpaziergang ſehr frühe auf die Anhöhe und bemerkte, daß hinter Geſträuchen empor öfters kleine Steinchen und Staub zu Lenorens Kammerfenſter hinaufflogen. Den Täter ſah ich nicht, Laub und Zweige verbargen ihn. Die Sonne fing eben an, die Wände des Hauſes zu vergolden und rötlich auf den Fenſtern zu glänzen. Da trat Lenore, nur leicht in Leinwand gehüllt und nachläſſig mit einem Röckchen umgürtet, ans hohe Fenſter, öffnete es mit der einen Hand, indes ſie mit der andern ſich den Schlaf aus den Augen rieb, und neigte ſich hinaus, Morgengrüße winkend und liſpelnd. Dann holte ſie einen Knäuel Zwirn herbei, ließ einen langen Faden an der Wand hinabſinken und zog lachend einen ſchönen Blumenſtrauß daran empor. Lange flüſterten ſie und der Überbringer einander freundliche Wörtchen entgegen. Endlich küßte ſie ihre Hand, indem ſie ihm etliche Küſſe zuwarf,

und verließ das Fenster. Als Collin zwischen den Gesträuchen über das Mäuerchen zurückstieg, konnte ich ihn deutlich erkennen. Nun war es mir klar, warum Lenore so oft in die Laube am Mäuerchen ging und so oft hinter den Bohnen verschwand. Collin besuchte mich noch ebenso fleißig wie vorher. Einst ging ihm der Mund von seinem Mädchen über, und ich nahm Anlaß, mit ihm über die Himmelfahrt seiner Sträuße zu scherzen. Da staunte er und rief: „Können Sie sich denn unsichtbar machen, daß Sie alles so genau wissen?“ Lachend erzählte ich ihm, was ich beobachtet hatte, und gestand ihm, daß auch mir Lenore nicht gleichgültig gewesen sei. „Nun müssen Sie alles wissen!“ rief er freudig aus, „ich wünschte schon lange einen Vertrauten zu haben, aber die Furcht, verraten zu werden, verschloß mir den Mund (er schnalzte mit den Fingern). Gottlob, jetzt hab' ich doch auch einen Freund, mit dem ich ohne Scheu von meinem Mädchen schwatzen darf!“ Dann erzählte er mir ausführlich, wie er Lenoren oft im Garten belauscht, ihren Gesang vernommen und ihren Frohsinn bewundert hatte, wie er sie dann bei einer Nachbarin sah, von ihrem Witz entzückt ward und jede Gelegenheit aufsuchte, ihre Zuneigung zu gewinnen, wie es ihm gelang, ihr in der Laube am Mäuerchen sein Herz zu entdecken und nach und nach ihre Teilnahme auf sich zu ziehen, kurz — er ward nicht müde, mir die Entstehung seiner Liebe und ihre Fortschritte zu enthüllen, und ich mußte ihn anhören, es mochte mir behagen oder nicht. Doch ich bedurfte hierzu nicht vieler Geduld, denn die Angelegenheiten einer Person, die uns einmal teuer war, haben immer etwas Anziehendes für uns. Von nun an kam Collin unter allerlei Vorwänden viel öfter als ehemals zu mir und säumte nie, mir seine Geschichte der vorigen Tage mitzuteilen. Als er zum erstenmal wieder erschien, brachte er mir ein Briefchen von Lenore mit. Sie schrieb:

„Um des Himmels willen! Sollten Sie mich denn wirklich neulich in der Frühe gesehen haben .... in diesem garstigen Aufzug? Ich würde mich zu Tode schämen und wünschte, daß das Sträußchen am Stocke geblieben wäre. Ich ward so in meiner Ruhe gestört und habe fast, zum Fenster hinaus, die Augen noch nicht recht öffnen können. Aber um Vergebung! Dies ist ja sonst Ihre Stunde zum Aufstehen gar nicht, warum denn eben damals? — Aber das böse Fernrohr! Daß es auch alles so gut malen muß! Collin erzählte mir gestern ein langes und breites davon. Kurz, weiß ich's einmal, daß ich so frühe belauscht werde, so will ich das Sträußchenheraufziehen wohl bleiben lassen oder doch nicht so garstig erscheinen. Bleiben Sie mein Freund, so wie ich bleibe Ihre Freundin!"

Collin wußte das angenehme Plätzchen nicht weit vom Ufer des Lechs, wo zwei Bäche zusammenfließen und wohin ich nun gewöhnlich ging, wenn ich dichten wollte. Einsam saß ich dort zwischen Gesträuchen, von Weidenbäumen beschattet, auf dem Zirkel meines ausgebreiteten Mantels; eine frische Quelle sprudelte in einer nahen Vertiefung hervor. gar bequem meinen Durst zu löschen, eine kleine Höhlung unter dem Damme, vor welcher Bachminzen und junge Schilfrohre standen, diente mir zum Kellerchen, wo ich ein Fläschchen Wein und ein Trinkglas verborgen hielt, wenn ich mir einmal recht wohl sein lassen wollte. Öfters überraschte mich Collin mit Lenoren am Arme bei meiner Quelle, dann setzten wir das Mädchen mitten auf den Mantel und lagerten uns rechts und links an ihrer Seite. Zuweilen gab er mir zum voraus einen Wink, daß sie abends kommen würden, dann steckte ich ein paar Flaschen guten Wein in die Taschen, nahm Brot und Gläser in einem Tüchlein mit und trug den kleinen Vorrat unter dem Mantel an den Lech hinaus. Wenn sie dann kamen, holte ich die Flaschen aus dem kühlen Quellwasser im Kel-

lerchen, und wir tranken auf dem Mantel ſitzend und freuten uns inniger als bei dem prächtigſten Mahle.

Einſt kam Lenorens erſter Geliebter wieder nach Augsburg und beſuchte ſie zu eben der Zeit, da ſie mit Collin ſpazieren gehen ſollte. Sie geriet in Verlegenheit, konnte die Freude, ihren erſten Liebling zu ſehen, nicht verbergen, und wollte doch auch den jetzigen nicht beleidigen. Das Spazierengehen ward aber eingeſtellt, und Collin merkte bald, daß er der weniger Begünſtigte ſei. Traurig zog er ſich zurück und ſchlich zu mir, um ſeine Klagen auszuſchütten. Lenore ſchien wirklich, ſolange der Reiſende da war, ihren Nachbar vergeſſen zu haben, und der Vernachläſſigte wußte ſich vor Schmerz über ſeinen Verluſt kaum zu faſſen. Kein Troſt haftete in ſeinem Herzen. Endlich merkte Lenore, daß ihr Günſtling noch ein andres Mädchen außer ihr ebenſo fleißig, wo nicht fleißiger als ſie, beſuche, und die Eiferſucht erwachte in ihrem Buſen. Zwar bemühte ſie ſich mehr als einmal, den Ungetreuen wieder ganz allein an ſich zu feſſeln, aber er ſpottete ihrer und beſuchte ſie nicht einmal zum Abſchied, als er zum zweitenmal auf Reiſen ging. Treuer liebte Collin, noch immer ſeufzte er nach Lenorens Liebe und wandte alles an, ſie wieder zu gewinnen. Folgender Brief Lenorens an mich zeigt die Wendung an, welche dieſe Geſchichte nahm:

„Zu ſehr bin ich von Ihrer Güte überzeugt, als daß ich zweifeln ſollte, daß nicht auch ich meine Zuflucht, wie Collin, zu Ihnen nehmen darf, wenn Sie mich anders des Fehlers wegen, den ich an Collin beging, nicht haſſen. Ich geſtehe es aufrichtig, ich habe den Edelſten beleidigt, aber (ich beteure es Ihnen hoch) nicht aus böſem Herzen. Ich ſah, daß ſeine Liebe zu mir immer heftiger, unzertrennlicher wurde, und bei mir — o! — Kurz ich konnte ihn nicht ſo lieben, wie er mich, und Sonntagsabends kam mir der fatale Gedanke, es ihm zu ſagen. Aber, o Gott!

wie erſchrak ich, als ich ihn in ſolcher Beſtürzung ſah! Das hätte ich mir nie vorgeſtellt! Er weinte, ſchluchzte, ſagte, daß er der unglücklichſte Menſch auf der Welt wäre .... Sie wiſſen, welch ein bedauernswürdiges Gefühl ich habe. So oft ich ihn anſehe, kann ich mich der Tränen nicht enthalten, bei jedem Blick blutet mein Herz. O, ich kannte ſeinen Wert nur halb! Ich bitte Sie, ſagen Sie ihm, daß ich ihn liebe, wie noch nie und (wenn ihm dies ſeine Ruhe wiedergeben kann), daß ich nichts ſo ſehnlich wünſche, als die Seinige zu werden. In ſeinen Armen will ich dann das Glück aller häuslichen Freuden doppelt ſchmecken. Ich bitte Sie, teuerſter Freund, ſagen Sie es ihm, o ſagen Sie ihm noch mehr! Denn an meinem Briefe werden Sie erkennen, wie es in meinem Kopfe und Herzen ausſieht!"

Ehe ich dem guten Jüngling den Brief zu leſen gab, warnte ich ihn, auf ſeiner Hut zu ſein, und forſchte ihn aus, ob er denn die vorige Verſchmähung verſchmerzen und ganz vergeſſen könnte. Er meinte wirklich, das Andenken der Verachtung, mit welcher ihm Lenore bis an den Abend, da ſie ihm ihre Liebe förmlich aufkündigte, begegnet war, würde nie ganz aus ſeiner Seele weichen. Als ich ihn gegen einen allzu raſchen Entſchluß genug vorbereitet zu haben glaubte, zeigte ich ihm Lenorens Schreiben. Tränen liefen dem guten Jüngling über die Wangen, er nahm geſchwind Abſchied und eilte voll Feuers zu Lenoren. In der Laube am Mäuerchen ſchloſſen ſie ein feſteres Bündnis als vormals. Ihre Beſuche bei mir ſetzten ſie von Zeit zu Zeit fort und vertrauten mir ihre Geheimniſſe.

Vierzehntes Kapitel:

Registratur und geistliche Kämpfe.

Anstellung als Registrator — Unannehmlichkeiten — Andere Verdrießlichkeiten und Verdächtigungen — Krankheit — Eine wichtige Entdeckung — Genesung, Schwärmerei und moralische Unarten — Erstes Ausgehen — Fehlgeschlagene Hoffnungen und Entstehung dieser Schrift — Die elektrische Maschine — Besuche in Dillingen und Höchstädt — Geistliche Ehrenkämpfe — De Haiden, Sailer und Ungelter gestürzt.

Mein gesellschaftliches Leben schränkte sich auf einen kleinen Zirkel von Menschen ein. Nur an der Tafel des Herrn Statthalters, bei Herrn Provikar de Haiden, bei meinem gütigen Hausherrn, bei Collin und seiner Geliebten und einigen Büchertröblern bedurfte ich der menschlichen Sprache. Übrigens betrug ich mich mitten in einer ziemlich großen Stadt nicht viel umgänglicher als ein Einsiedler. Meine Gesundheit litt in dieser Zeit, und ich kränkelte oft, ohne einen sichern Grund meiner Unpäßlichkeit angeben zu können. Vielleicht hätte ich dieselbe keiner andern Veranlassung beimessen sollen, als den Umständen, daß ich mittags und abends allzu reichliche Mahlzeiten und mitunter zu sehr gewürzte Speisen genoß, unmäßig viel Wasser dazu trank, nur selten durch eine Freude des Herzens erheitert ward und das Beschränkte, meinen Grundsätzen Widersprechende und Unbehagliche meiner Lage allzu lebhaft empfand.

In dieser Lage machte ich vor meinen geistlichen Obern, den Herren von Ungelter und de Haiden, kein Geheimnis daraus, daß ich kein Mittel unversucht lassen würde, um den Fesseln, in denen ich schmachtete, je eher je lieber zu entrinnen. Ich erklärte überdas mein Vorhaben so unzweideutig und kühn, daß ihnen wegen des Ernstes meiner Äußerungen kein Zweifel mehr übrig bleiben konnte. Herr Statthalter nahm bei solchen Gelegenheiten immer einen sehr freundschaftlichen Ton an, machte mich in unbedeutenden Sachen mit der Miene der Wichtigkeit zu seinem

Vertrauten, suchte mich durch besondere Gunstbezeigungen, die seiner bisherigen Erfahrung zufolge nie ganz an mir verloren gingen, näher an sich zu ziehen und von neuem meinen Glauben an seine tätige Verwendung zu beleben. Herr de Haiden handelte offener und unverstellter mit mir. Bei der Geistlichen Rats- und Vikariatskanzlei war niemals ein Expeditor angestellt, seine Geschäfte besorgte der Sekretär. Man fand aber nötig, teils der genauern Schriftenfertigung halber, teils damit die Taxen richtiger eingetrieben würden, einen Expeditor anzustellen. Herr de Haiden, dem die Kanzleidirektion anvertraut war, hatte über die neue Einrichtung zu referieren und fragte mich, ob ich die Stelle eines Registrators oder Expeditors wählen wollte. Ich wählte die erstere, einmal weil ich in Registraturarbeiten besser bewandert war und dann, weil der Registrator ein eigenes Zimmerchen zu bewohnen hat und also freier ist, als der Expeditor, der seine Geschäfte neben den übrigen Kanzleioffizianten im gemeinschaftlichen Zimmer besorgen muß, schließlich weil ich dabei in keine Geldgeschäfte verwickelt wurde, welche für den Expeditor eine reichliche Quelle von Sorgen und Verdrießlichkeiten sind. Auch Herr von Ungelter ließ sich bereden, mir bei dem Kurfürsten, der eben sein schwäbisches Bistum besuchte, ein wirksames Vorwort zu verleihen, und ich ward unterm 15. September 1789 mit 400 Gulden Gehalt als Registrator bei der Geistlichen Rats- und Vikariatskanzlei angestellt. Meinen Vorgänger ernannte man zum Expeditor.

So hatte ich zwar einen Schritt vorwärts getan, aber freilich sträubte sich mein Herz ein wenig, wenn ich einen Blick in die Zukunft wagte. Da sollte ich nun im Aktenstaube vergrauen, den ganzen Tag über juristisch-kanonischem Unsinne brüten, in ein Chaos durcheinandergeworfener, in großen Haufen liegender Schriften Ordnung bringen, niemals meinen graden Sinn offenherzig äußern,

niemals ein Buch, das frei und kühn geschrieben war, dem Drucke außer unter falschem Namen (und das ist teils gefährlich, teils beleidigt es meine kleine Ehrbegierde) übergeben dürfen und vielleicht, vom beschwerlichen Tagwerk ermüdet, nicht einmal Lust oder Zeit behalten, meinen Durst nach wissenschaftlichen Dingen zu stillen. Da könnte ich denn nach und nach ein Knecht, der um Lohn arbeitet, ein Mietling mit erstickter Kraft und getötetem Gefühle werden, der mechanisch seine Akten durchstöbert und weiter kein Verdienst hat, als daß er richtig nach der Uhr in seiner Schreibstube erscheint, übrigens aber in der Vervollkommnung seiner selbst um keinen Schritt weiterkommt. Das waren häßliche Aussichten, die mich lange sehr bedrückten. Aber ich tröstete mich dann wieder mit dem Gedanken, daß ich doch nirgends eine Stelle finden könnte, die mir Brot gäbe, ohne daß dafür eine Verbindlichkeit gefordert würde, und daß ich zu frühe, was edel, gut, wahr und schön ist, fühlen gelernt habe, als daß ich untätig, sklavisch, abergläubisch, oder an Leib und Seele verkrüppelt, jemals leben könnte. Was mir allerdings am meisten mangelte, war Umgang mit Edeln und Aufmunterung zur Tätigkeit, wenn manchmal Mißmut und Trägheit das Triebwerk meiner Geisteskräfte störten.

Im Anfange des Jahres 1790 betrat ich zum erstenmal die Vikariats-Registratur. Der vorige Registrator hatte gehofft, diesen Posten einst einem seiner Söhne in die Hände spielen zu können, sah sich durch mich zur Expeditorstelle verdrängt und empfing mich — nicht mit Kälte — sondern mit allem Feuer des lebhaftesten Hasses. Nachdem er mir verschiedene Vorwürfe gemacht hatte, prophezeite er, ich würde bei meinem Amte, von dem ich ihn so ungerecht vertrieben hätte, stets mit Verdruß, Not und Schande zu kämpfen haben, hielt dafür, ich sei nicht imstande, eine Registratur zu besorgen, und endigte seine schöne An-

rede mit derben Verwünſchungen. Gelaſſen hörte ich den aufgebrachten Mann an, ließ mir von ihm die Einteilung der Kaſten und Fächer zeigen und prägte mir alles wohl ins Gedächtnis. Das erſte, was ich unternahm, war, daß ich die Zimmer und den Saal des Archives reinigen ließ, denn man hatte ſeit zwölf Jahren weder die Fenſter darin geputzt, noch die Gänge ausgekehrt. In ſichrer Heimat hauſten tauſend Spinnen zwiſchen den doppelten Fenſtern und in allen Winkeln umher. Dann hob ich, ohne Beiſtand irgendeines Gehilfen, einige ſchwere Kaſten vermittels ſtarker Hebel auf Walzen und ſchleppte ſie mit unſäglicher Mühe und einem nicht geringen Aufwande von Kraft an die Stellen, wo ich ſie haben wollte. Denn ich fand mehrere leere Käſten an den Wänden umher verteilt, indes die vollen, nachläſſig aneinander gelehnt, in der Mitte ſtanden und wankten, ſo oft ich an ſie die Leiter anlehnte, um die nötigen Akten zu ſuchen, ſo daß ich in jedem ſolchen Falle ſamt den Käſten umzuſchlagen fürchten mußte. Um dies zu verhüten, befeſtigte ich die vollen an den Wänden umher und verteilte die leeren im mittleren Raume des Gewölbes. Dieſe Veränderung nahm ich deswegen ganz allein vor, weil ich fürchtete, ein Gehilfe möchte mir, ſeiner Bequemlichkeit halber und, um die Laſten leichter zu bewegen, die Akten aus den Fächern ziehen und ſie dadurch in Unordnung bringen. Das Bistum Augsburg beſteht aus einigen vierzig Landkapiteln, deren jedes im Durchſchnitt 24 bis 30 Pfarreien in ſich begreift, und zählt eine große Menge Klöſter, Stipendien, Kollegiatſtifte uſw. Daraus läßt ſich abnehmen, wie weitläufig die Regiſtratur ſein muß und wie nötig es iſt, die Rubriken der Orte landkartenförmig einzuteilen. Ich fand die ältere Einteilung der Regiſtratur nicht ungeſchickt. Auch hatte mein Vorgänger ſehr fleißig darin gearbeitet und die Akten etwas mehr als zur Hälfte unter gewiſſe Generalrubriken

gebracht, ſo daß ſie in ſehr vielen Fällen mit leichter Mühe gefunden werden konnten. Aber wenn eine Schrift, die bayriſchen Landkapitel oder einige Klöſter uſw. betreffend, welche noch gar nicht bearbeitet waren, hervorgeſucht werden ſollte, mußte ich die Akten, welche den Ort betrafen, erſt ganz in Ordnung bringen, ehe ich die verlangte Auskunft geben konnte. Ein großer Fehler war es, daß die neuern Akten ganz abgeſondert von den ältern in eigenen Fächern unter den allgemeinen Rubriken der Landkapitel und nicht in den Schubladen jedes Ortes lagen. Dies verurſachte, daß man immer erſt an mehreren Stellen und unter Stößen ſuchen mußte, ehe man an die verlangte Schrift geriet. — Zudem mangelte ein genaues Namenregiſter der Perſonen; dasjenige, welches ich vorfand, war ſehr unvollſtändig und faßte ohne Rückſicht auf genauere alphabetiſche Ordnung eine außerordentliche Menge Namen durcheinander unter jedem auch noch ſo reichhaltigen Buchſtaben zuſammen. Es wies noch obendrein nicht unmittelbar auf die Stelle und Lade der Regiſtratur zurück, wo das verlangte Aktenſtück liegen ſollte, ſondern gab nur mit einzelnen Buchſtaben und Zahlen das Verzeichnis des Landkapitels uſw. an, in welchem eine kurze Rubrik der Akten zu finden wäre. Ich war alſo gezwungen, ſogleich ein neues Perſonal-Namenregiſter nach beſſern Grundſätzen anzufangen.

Allein mein Amt hatte noch Unannehmlichkeiten, die bei meiner Denkungsart gar nicht davon zu ſondern waren. Um die neueingehenden Akten ordnen zu können, mußte ich ſie größtenteils leſen. Da fand ich denn oft, was ich noch nie erfahren, ja nicht einmal ganz geglaubt hatte: das liebloſeſte, ungerechteſte Verfahren, in die Form ſtrenger Juſtiz vermummt. Bald ſah ich voll Wehmut einen geringen Fehler mit unerbittlicher Härte beſtraft, bald zürnte ich, daß ein Böſewicht vom Parteigeiſt gerettet wurde und

wegen unverdienter Gunst irgendeines geistlichen Patrons, zur Qual der Rechtschaffenen noch länger ungestraft seinen Unfug forttreiben durfte, bald glühte es in meinem Innern, und ich hätte rasen mögen, wenn ich Unschuld und Verdienst als Verbrechen und Laster verfolgt, eingekerkert und ins tiefste Elend gestürzt sah. Nur einige Beispiele! Ein armer Pfarrer, Eisele, den sein Landdechant anfeindete, ward wegen ebendesselben Fehlers fünfmal in Inquisition genommen und immer wieder losgesprochen, ohne doch in Ruhe gelassen zu werden, bis er seine Pfründe, nach welcher ein Freund des Dechants strebte, gegen ein ärmliches Benefizium vertauschte. Sein ganzes Verbrechen war, daß ihm ein schönes Landmädchen gebackene Frösche zugeschickt und denselben ein Zettelchen beigelegt hatte, welches seine eifersüchtige Köchin übel ausdeutete, dem Dechant in die Hände spielte und mit lügenhaften Angaben begleitete, die sie in der Folge feierlich als Lügen zurücknahm. Selbst aus den Akten erhellte, daß der Dechant die Bauern des Dorfes aufgehetzt hatte, gegen ihren Pfarrer, der etwas heftig war und ihnen einige Male derbe Strafpredigten hielt, eine Beschwerdeschrift einzureichen. — Ein andrer junger Geistlicher, H., wurde angeklagt, er habe einem artigen kranken Fräulein, das er mit einem andern Priester besuchte und zu Bette liegend antraf, zärtlich die Hand geküßt; sein Gefährte, der Kläger, war schlau genug gewesen, dies im Spiegel zu beobachten, und lebte eben als Informator bei einem jungen Baron, der das Fräulein gern selbst zu seinem freiherrlichen Gebrauch gewonnen hätte. Der Baron legte also der Anzeige seines Hauspfaffen ein donnerndes Schreiben bei, welches bei Herrn Generalvikars freiherrlicher Exzellenz so gute Wirkung tat, daß der arme Händeküsser sogleich nach Augsburg zitiert und in die sogenannte Kuh (Custodia, geistlicher Kerker) gesperrt wurde. Herr Statthalter war über den

Verbrecher so aufgebracht, daß er ihn bei seiner Abreise nach Koblenz im Kerker vergaß, wie er sagte, und so mußte der arme Jüngling seinen Handkuß mit mehr als vierteljähriger Einkerkerung büßen. Diese Behandlung, mit welcher immer die größte Schande verbunden ist, setzte den Unglücklichen in die schmerzliche Lage, fast überall mit Verachtung oder Abscheu angesehen zu werden, und wirkte auf seinen Charakter so übel, daß er wirklich nachher weniger Achtung vor sich selbst hatte und in der Folge zu unsittlichen Ausschweifungen verleitet wurde. — Ein Kaplan ging auf dem Heimwege von einer Kirchweihe auf einer Waldwiese hinter einem Beamtensohne her, der eben sein Mädchen nach Hause führte. Da er beide kannte, so verdoppelte er seine Schritte, bis er zu dem Paare kam. Aber der junge Herr mochte verdrießlich sein, daß er eben an der angenehmsten Stelle von einem beschwerlichen Gesellschafter ereilt würde, hieß denselben zürnend fortgehen und hetzte, als sich dieser scherzend weigerte, seines Vaters großen Doggenhund, der ihn begleitete, auf den Geistlichen, so daß dieser mit zerrissenen Kleidern, blutend und zerfleischt nach Hause kam. Der Beamte, welcher verklagt zu werden besorgen mußte, hatte noch die Unverschämtheit, den Beschädigten beim Geistlichen Rate zu belangen, und der arme Kaplan mußte zur Strafe (oder vielmehr weil sich der geistliche Referent fürchtete, einen bayrischen Beamten vor den Kopf zu stoßen) seine Stelle verlassen. — Ein sehr verdienter, rechtschaffener Geistlicher namens Fischer, Schuldirektor in Mündelheim, hatte eine Lesegesellschaft errichtet, die von Augsburg aus für schädlich und gefährlich erklärt und aus geistlicher Machtvollkommenheit abgeschafft wurde, weil man das Buch Pierre Charron de la Sagesse, das die Ehre hat, im römischen Index zu parabieren, im Katalog der Lesegesellschaft vorfand. Fischer hatte auch mehrere nützliche

Schulschriften zum Drucke gegeben, in denen die Feinde des Lichtes Ketzereien finden wollten, ohne doch jemals ganz zu ihrem Zwecke gelangen zu können. Die Laurer ermüdeten aber nicht. In ebendem Augenblicke, da er zum Geistlichen Rate in München ernannt werden sollte, strengten die Jesuiten alle ihre Kräfte an, um den edlen Mann zu stürzen. Man wollte wissen, er habe vor sieben Jahren in einem Weinhause unter guten Freunden gesagt, es sei nicht recht, daß auf einem Altare drei Marienbilder zugleich prangten, indes kaum ein einziges Bildnis des Gekreuzigten darauf stünde, und späterhin habe er behauptet, man sei gegen die Illuminaten in Bayern allzu tumultuarisch verfahren. Ein Schreiben von München forderte die Geistliche Regierung in Augsburg auf, die Sache strenge zu untersuchen, man verbat sich aber sehr dringend einen parteiischen Kommissar, der dem Fischer aus der Schlinge helfen könnte. So strenge nun auch der abgesandte Geistliche Rat verfuhr, so konnte er doch gegen den Beklagten kaum einen Schein des Unrechts finden. Die jesuitische Partei fürchtete deshalb, das Opfer möchte ihrer Wut entgehen, und erwirkte zu München einen Kabinettsbefehl, laut dessen der unschuldige Mann nachts aus dem Bette gerissen und von Polizeireitern gleich dem schändlichsten Verbrecher nach München geführt wurde. In jedem andern Falle hätte man von Augsburg aus große Klagen wegen Verletzung der geistlichen Immunität geführt, aber jetzt schwieg man stille und sah ruhig zu, wie der verdienteste Schulmann vom Verfolgungsgeist um Glück und Ruhe gebracht wurde. Seine Ankläger wurden mit Pfründen und Titeln belohnt.

Dergleichen Vorfälle, bei denen ich immer mit dem Verfolgten litt, waren nur zu häufig und konnten durch das seltene Vergnügen, einem Bedrängten etwa durch ein hervorgesuchtes Aktenstück zu helfen, bei weitem nicht

vergütet werden. Die Art, wie man die Prozeſſe leitete, die zögernde Bequemlichkeit, mit welcher über die klarſten Dinge oft erſt nach halben und ganzen Jahren referiert wurde, die Parteilichkeit und Grübelſucht, mit der die lauterſten Angaben entſtellt, und an der gerechteſten Sache eine ſchwache Seite ausfindig gemacht wurde, gründeten in mir die Überzeugung, daß alle juriſtiſchen Formalitäten nichts mehr und nichts weniger ſeien, als Fechterkünſte und -regeln, die dem boshaften Renommiſten und Klopffechter weit beſſer zuſtatten kommen, als dem herausgeforderten unbefangenen Manne. Dieſe Umſtände und die Beſorgnis, wieder eine kränkende Verfügung treffen zu ſehen, machte, daß ich nur mit Widerwillen an meine Geſchäfte ging und gar bald ſehr lebhaft empfand, daß bei der Regiſtratur für mich keine Zufriedenheit zu erwarten ſei. Der Mangel an Zeit zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, die Ermüdung am Abend, welche mich zum Dichten und Philoſophieren beinahe unfähig machte, die Disharmonie meiner Grundſätze mit meinen täglichen Amtsverrichtungen und der völlige Mangel der dazu nötigen Stimmung brachten in mir die Überzeugung hervor, daß für mich in Augsburg kein bleibendes Glück blühe.

Wenn ich mittags und abends in die Dompropſtei kam, ſo trat ich beinahe allezeit vor die Küchentür und fragte, wenn man zu Tiſche ginge. Der Koch las gern die Zeitungen, ich auch. Deshalb ging ich zuweilen durch die Küche, um ſie zu holen, wenn mir derſelbe zuvorgekommen war. Einſt brachte mir mein Vetter Mayrock (der Schuhmacher, welcher meine Baſe in Dillingen geheiratet hatte) ein junges Hündchen, und ich bat das Küchenmädchen mir täglich Knochen aufzubewahren, damit ich für meinen kleinen Rebell Futter hätte. Das tat ſie gern, weil ich ſie dafür mit einem Trinkgeld belohnte. Bei dergleichen Anläſſen war es unmöglich, gar nie ein Wört-

chen mit dem weiblichen Gesinde zu verlieren. Das Küchenmädchen war ein frohes bayrisches Mädchen, das immer sang und scherzte und lustige Einfälle in Bereitschaft hatte. Allen im Hause war sie ihres muntern Sinnes halber lieb und wert. Nie ging ich an ihr vorüber, ohne sie zu grüßen, und gar oft fragte ich im Scherze: „Ew. Schönheit, wie befinden Sie sich?" Stets antwortete sie mir mit schalkhafter unbefangener Offenheit. Die Beschließerin und der Koch, die fast immer zugegen waren, stimmten mit ein, und unser Gespräch ward oft lebhaft und lustig genug. Aber es fiel mir gar nicht ein, daß man dies anstößig finden könnte, da ich mich von jeher wohl gehütet hatte, im Hause eines so kritischen Keuschheitswächters, als Herr Statthalter war, ja doch keinen Anlaß zu einem mir nachteiligen Verdachte zu geben. Ich wußte zugleich, daß das Küchenmädchen einen gewissen Kornmesser Kaspar liebte, der vor kurzem noch in der Dompropstei gedient hatte. Am Katharinafeste fügte es sich, daß ich das Mädchen wider ihre Gewohnheit ganz düster am Herde fand. Sie legte Holz ins Feuer und sprach kein Wort. „Wie so traurig, Eure Schönheit," fragte ich, „heute am heil. Namenstage?" Da fing sie zu weinen an und klagte mir im Beisein der Beschließerin: „Der Herr (ich will ihn Golo nennen) hat mir einen Brief aufgefangen und erbrochen; er ist zwar nur von meiner Schwester und enthält gar nichts Bedenkliches. Aber es ist doch nicht schön, daß man mich in so schlechtem Verdacht hat und mir Briefe erbricht. Golo schleicht mir, seitdem ich mit Kaspar Umgang habe, auf allen Schritten nach und behandelt mich, als wenn ich die ausgelassenste Dirne wäre. Wie soll ich nun nicht traurig sein!" Golo hatte in der Dompropstei sehr viel zu bedeuten, bewachte das Mädchen wie ein Eifersüchtiger und ließ den beiden Liebenden auf dem Kirchwege, auf der Gasse und allenthalben auflauern. Mir selbst er-

zählte er im Vertrauen, er habe dem Mädchen schon öfters wegen ihrer Bekanntschaft mit Kaspar eine derbe Strafpredigt gehalten und beiden vorgestellt, entweder sollten sie nicht mehr miteinander sprechen oder unverweilt einander heiraten. „Ihr kennt einander," sagte er, „was braucht es da noch lange des Besinnens?" Das Mädchen mußte dem Eifersüchtigen von jeher täglich ein Frühstück bringen. Nun wollte sie es aber einige Zeit her nicht mehr tun und sandte an ihrer Statt den Hausdiener mit dem Kaffeezeug hin. Ich dachte, sie meide jede Zusammenkunft mit Golo nur allein, damit sie einer neuen Strafpredigt ausweiche.

Am Ende des Januars 1791 ward das Mädchen kränklich und klagte mir, als ich einst in die Küche kam, sie sei so unruhig und könnte nicht mehr schlafen, der Arzt habe ihr ein paar Lot Salpeter verschrieben. Da kam Golo hinter der Haustreppe hervorgerannt und rief mir mit brennendem Angesichte und sonderbaren Grimassen zu: „Küchenhahn! Küchenhahn!" Ich lachte seiner Torheit und ging scherzend mit ihm in ein Zimmer. Leise hielt ich's ihm vor, daß er dem Mädchen Briefe erbrochen habe. Er antwortete, er hätte es nur zum Spaße getan, es sei nichts Besonderes in den Briefen gestanden. Ich erwiderte, das Erbrechen dünkte mich doch nicht artig, denn er hätte vorläufig nicht wissen können, was die Briefe enthielten. Da brannte er auf, brach zu meinem nicht geringen Erstaunen in laute heftige Vorwürfe aus, beschuldigte mich im Beisein des Hausdieners, der eben hereintrat, ich pflege einen auffallend bedenklichen und vielleicht gar unerlaubten Umgang mit der Küchenmagd und lief zürnend in die Küche, um den Dienstboten zu sagen, sie sollten mit mir in Zukunft kein Wort mehr reden, sonst würde er sie unfehlbar bei Herrn Dompropst verklagen. Dies letzte mußte mich notwendig am meisten aufbringen. Augenblicklich forderte ich ihn auf, seine Klage zu führen, oder ich

würde selbst den ganzen Hergang dem Herrn Dompropst erzählen, denn ich glaubte ganz gewiß, und der Gedanke stand wie ein Gespenst vor mir, eine Beschuldigung von der Art, wenn ich sie auf mir liegen ließe, würde den häßlichsten Schatten auf meinen Charakter werfen. Dergleichen Hirngespenster haben mich oft in meinem Leben auf Abwege geführt. Sie erhitzen das Blut, erregen Schwindel und verwirren die Sehkraft, ein Stein im Wege von geringer Größe erscheint uns dann ungeheuer wie ein Berg, weil er dem Auge zu nahe gerückt wird. Als ich abends nach Tische dem Herrn von Ungelter die Zeitungen, wie gewöhnlich, vorgelesen hatte, trug ich ihm mein Anliegen klar und unverhohlen vor. Zugleich war ich entschlossen, dieses Anlasses mich zu bedienen, um mich seiner Tafel ganz zu entschlagen und auf diese Weise eine meiner schwersten Fesseln zu sprengen, denn Golo speiste seit einiger Zeit täglich mit uns, und ich ergriff diesen Umstand, um ihm zu zeigen, daß es meiner Gesundheit zuträglicher wäre, allein zu essen, als einem Verleumder gegenüber zu speisen, bei dessen Anblicke mir jederzeit die Galle von neuem steigen müßte. Es gelang mir, meine Vorstellungen so gut zu fassen, daß er erkannte, es könnte mir nicht wohl bekommen, wenn ich täglich neben Speise und Trank zugleich mit Verdruß gesättigt würde. Am Ende willigte er förmlich ein, daß ich von nun an anderswo meine Kost suchen dürfte. Beruhigt ging ich nach Haus. Den andern Tag ließ er mich rufen, sagte, er hätte indessen mit Golo gesprochen, hielt mir eine donnernde Strafpredigt über mein Betragen gegen die Küchenmagd und machte es so bunt, daß ich, vom quälendsten Verdrusse, mich ganz verkannt zu sehen, überwältigt, in Ohnmacht sank. Mein Herz war nicht fähig, auf einmal so viel Beschämung und Unrecht zu ertragen, ohne unter dieser drückenden Last zu erliegen. Herr Dompropst schleppte mich selbst auf einen

freien Söller hinaus und ſetzte mich auf einen Stuhl. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, raffte ich mich auf, ging ohne ein Wort zu ſagen davon und eilte ins Freie hinaus. Es tobte in meinem Innern. Ich hatte geglaubt, mich im Hauſe des Herrn Dompropſts in Abſicht auf das weibliche Geſchlecht ganz untadelhaft betragen zu haben, und dennoch wollte man nun ſo viel zu tadeln finden. Dies brachte mich im höchſten Grade auf. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend, wild brauſte der Sturmwind, feuchtes Geſtöber umwehte mich. Ich achtete es kaum und trabte im Gewitter fort. Feſt und unerſchütterlich ſtand nun mein Entſchluß, dem Herrn Dompropſt nie wieder näher zu kommen, außer wenn ich müßte. Als ich nach Hauſe kam, ſchrieb ich an ihn, verteidigte mich mit kühner Freimütigkeit und kündigte ihm meinen Entſchluß an. „Weil ich auch jetzt," ſo ſchrieb ich unter anderm, „noch nicht in der Verfaſſung bin, ein ſolches Übermaß von widrigen Eindrücken auszuhalten, ſo ſtelle ich Ihnen meine Verteidigung ſchriftlich zu ... Sie werden leicht einſehen, daß es mir nach Ihren letzten Äußerungen höchſt ſchmerzlich fallen müßte, ferner an Ihrem Tiſche zu ſitzen. Mein Gemüt iſt nicht ſo beſchaffen, daß es eine ſo niederträchtige Begegnung ertragen könnte. Auf mich kann dies Ereignis keinen Schatten werfen, außer bei Leuten, die mich ſonſt nicht leiden mögen. Ob deren mehrere ſind, weiß ich nicht. Man kennt mich in Augsburg nicht viel, und wer mich kennt, hoffentlich von einer guten Seite."

Er antwortete mir hierauf, er ſei bei ſeinem erſten Vortrag zu mild und bei der zweiten Unterredung zu ſtreng geweſen; Golo habe es nicht ſo übel gemeint, immerhin ſei es unanſtändig, zu Dienſtmädchen ſcherzweiſe „Eure Schönheit" zu ſagen uſw. uſw.

Ich ſetzte ſogleich ein neues Schreiben auf und ſandte es nach München, wohin Herr Dompropſt gereiſt war.

Unter anderm hieß es darin: „Ein Titel, wie Eure Schönheit, einem muntern Mädchen in Gegenwart bekannter Leute vom Hause gegeben, kann nur dem unerträglichsten Rigorismus ein unanständiger Scherz heißen. — Die Küche besuchte ich nie der Unterhaltung halber, wie Sie mir Schuld geben, und Golo hat mir nicht nur mit einer etwa härtern Art das Gemeinmachen untersagt, sondern mich selbst in Gegenwart des Hausdieners beschuldigt, ich habe einen auffallend bedenklichen und wohl gar einen unerlaubten Umgang mit der Hausmagd. Nicht Erinnerung wegen einer mir abgesprochenen Delikatesse im Umgang mit Geringern, sondern öffentliche Beschuldigung gegen meine Ehre und Moralität, die, wenn sie Grund haben könnte, mich als doppelt strafwürdig darstellen würde, weil ich dann selbst auf das Haus meines Wohltäters keine Rücksicht genommen haben müßte — dies ist, wogegen sich mein ganzes Gefühl empört, und wovon mir nur der Gedanke unerträglich ist. Golo hat mich verleumdet, nicht etwa nur etwas rauh ermahnt, wie Sie sagen. Dieser Mann, der nun so genau das Delikate und die feinen Nuancen des Anständigen und Unanständigen abzuwägen wissen soll, hat Ihrem eigenen schon oft wiederholten Geständnis zufolge gar kein Gefühl dafür und ist der roheste Mensch, wie Sie wissen, und hiermit ganz unfähig, mich in dergleichen Dingen zu meistern. — — Ich danke Gott, daß er mir ein leichtes Blut, unbefangenen Sinn und frohen Mut gegeben hat, der sich auch unter solchen Umständen nicht verlor, unter denen er vielleicht bei jedem andern schon lange verloren gegangen wäre. Man hat mir mehr als einmal ins Gesicht gesagt: An Ihrer Stelle könnte ich nicht leben! .... Es ist mir ganz unbegreiflich, wie Eure Exzellenz mir einerseits Ihren Tisch wie vorher anbieten, andrerseits aber alles anführen mögen, was mir immer die Lust, von diesem gütigen Anerbieten dank-

bar Gebrauch zu machen, notwendig gänzlich benehmen muß."

Wirklich konnte ich mich nicht entschließen, die Dompropstei wieder zu betreten. Ohne mich bei jemandem zu beklagen, kaufte ich täglich soviel Brot, als ich verzehren möchte, ließ mir einen Krug Wasser auf die Registratur bringen und begann mutig den Versuch zu machen, mit so wenig Bedürfnissen als nur möglich zu leben. Die Gedanken: „So wirst du ganz unabhängig! Wasser und Brot kannst du überall verdienen! Unabhängigkeit macht den König!" ermunterten mich immer. Nachdem ich etwa vierzehn Tage ohne irgendein Gefühl von Unbequemlichkeit gar nichts Warmes genossen hatte und bereits meine neue Lebensart lieb zu gewinnen anfing, besonders weil sie mir so viele schöne Stunden zum Arbeiten übrig ließ, bemerkte ich ein leises Frösteln, das wie Schauer den Rücken hinauflief und sich im Körper verteilte; ich hielt es für eine Wirkung der kalten Jahreszeit. Um jedoch nicht auf einmal aller tierischen Nahrung zu entbehren und allen Anlaß zum Übelbefinden beiseite zu räumen, ließ ich mir, etwa vom 15. Februar an, täglich ein Mäßchen Milch bringen, bröckelte mein Brot darein und verzehrte es so mit Herzenslust. Bald stellte sich eine hartnäckige Verstopfung ein, die laufenden Schauer vermehrten sich, und ich nahm oft zum warmen Ofen meine Zuflucht. Ich fühlte, daß mir keine Arbeit mehr wie sonst vonstatten gehen wollte und brütete manchmal stundenlang auf meinem Stuhle, ohne recht zu wissen, was ich dachte. „Das ist nur die Wirkung deiner neuen Lebensart," sagte ich zu mir selbst, „laß dich nicht irremachen! Eine so wichtige Veränderung gewöhnt man nicht in einem Tage. Wenn du ausharrst, so wird sich dein Körper allmählich daran gewöhnen, und dann bist du so frei, wie nur wenige Menschen sind!"

In Augsburg wollte ich nicht bleiben, das war ausgemacht, denn Herr von Ungelter würde mich verfolgen, das wußte ich wohl. Also machte ich Pläne zu einer neuen Flucht und sann auf ein leichtes Mittel, mir meinen Unterhalt zu erwerben. An meine Freunde in Zürich schrieb ich: „Erlöst muß ich werden, das fühle ich so lebhaft als niemals vorher. Denn entweder muß ich den Wissenschaften für immer oder der Registratur entsagen. Da entsteht dann die Frage: aber woher soll Nahrung kommen? Diese zu beantworten, überlege, wäge, studiere ich schon lange, und ich glaube nun wirklich, Freund, meine Gedanken sind reif, erwarten Sie also bald sonderbare Nachrichten von mir!" Alle Pläne waren auf die Voraussetzung gebaut, daß ich zum Leben nur Wasser und Brot nötig hätte. Auf die Pfründe, welche mir Herr Domdechant versprochen hatte, setzte ich keine Hoffnung mehr, denn ich fürchtete, Herr Dompropst würde ihn wohl abzuhalten wissen, daß er mir dieselbe nicht konferierte.

Als das Ende des ersten Monats meiner neuen Lebensordnung anrückte, ward mir einst morgens in der Registratur so übel, daß ich mich kaum mehr zusammenraffen und den Weg zum Arzte einschlagen konnte. Auf der Gasse befiel mich eine solche Schwachheit, daß ich mein Haupt an die Häuser lehnen und warten mußte, bis ich mich wieder erholte. Im Zimmer des Arztes mußte man meine weichenden Lebensgeister mit Essig und Schlagwasser wieder zurückrufen. Die Zunge war höchst unrein, und der Arzt verordnete mir auf der Stelle ein Brechmittel; allein ich verstand ihn nicht recht. Anstatt es sogleich zu nehmen, glaubte ich bis den andern Tag morgens damit warten zu müssen. Sehr frühe besuchte mich der Arzt, war böse über den Mißverstand, daß ich die verschriebene Arznei nicht sogleich genommen hatte, und befahl mir, sie ungesäumt zu gebrauchen. Ich tat es, ward müde und matt und mußte

mich zu Bette legen. Am andern Tag war ein galliges Faulfieber, wie der Doktor meine Krankheit nannte, völlig ausgebrochen. Man ließ mir zur Ader und beredete mich, eine Wärterin zu dingen. Während der ganzen Krankheit schwanden meine Kräfte nie völlig, ich konnte immer ohne fremde Beihilfe mich aufrichten, in eine alte Wildschur schliefen (die ich bei einer Versteigerung gekauft hatte und nun als Schlafrock gebrauchte) und vom Bedürfnisse getrieben, in ein Nebenzimmer taumeln. Meine Wärterin schickte ich jede Nacht nach Hause und half mir allein fort. Mein Nachbar, ein Geistlicher, den ich sehr wohl kannte, lag tödlich krank und wurde nach katholischem Gebrauche mit den Sterbesakramenten versehen. Ich hörte das laute Geschrei der Rosenkranzbeter, ward erschüttert und konnte mir alle Zeremonien vorstellen, die man nun mit dem Sterbenden vornehmen würde. Aus einigen Reden, die den Besuchenden entschlüpft waren, merkte ich, daß es auch um mich gefährlich stünde und empfand ganz die Qual, von einem Priester nach der gewöhnlichen Methode ins andre Leben hinübergemartert zu werden. „O Gott!" betete ich dann, „wenn ich nun auch hinwegwandern muß, so gib mir Kraft genug, meine Todesschwäche bis ans Ende zu verbergen, damit mir kein Priester die letzten Empfindungen verbittern möge. Ich habe zwar viel verschuldet, Allgütiger! aber strafe mich nicht so strenge, sondern gib, daß mein Geist ruhig seine Hülle verlasse und sich zu dir hinaufschwinge." Dann prüfte ich meine Grundsätze und glaubte mit Zuversicht, redlich gehandelt zu haben, als ich mein Glaubenssystem untersuchte und neu umformte. „Hab' ich geirret," so sagte ich, „o, so vergib mir, Vater! Redlich bin ich zu Werke gegangen! Nur Fehler des Verstandes, nicht des Willens, können mir hierbei zur Last fallen." So wäre ich in Absicht auf meine Grundsätze ruhig ins Elysium hinübergeschritten. Wegen andrer moralischer

Fehler und Vergehungen hatte ich mir freilich vieles vorzuwerfen. Aber ich hoffte auf Gottes Allgüte und wäre ohne Furcht vor schrecklichen Strafen in die andre Welt gewandert. Oft deuchte es mich, meine Seele müßte zu ihrer Besserung mit einem neuen Körper bekleidet werden. Dann meinte ich, nach mehreren Jahrhunderten würde sich mein Geist wieder in einen irdischen Körper gehüllt finden und unter einer Masse von Menschen, die sich indessen um vieles gebessert hätte, in Situationen versetzt werden, welche ihn immer mehr der Vollkommenheit und Glückseligkeit näherbringen müßten.

Der Arzt verordnete mir täglich eine Fleischsuppe mit allerlei Mixturen. Ich konnte aber nur mit dem äußersten Ekel ein paar Löffel voll Suppe hineinzwingen, gehorchte hierin dem Arzte nicht, so sehr er auch in mich drang, und unterließ es bald ganz, sie zu kosten, so daß ich etwa vierzehn Tage nichts Warmes oder Nahrhaftes genoß. Desto fleißiger und pünktlicher nahm ich die Arzneien, trank täglich drei große Krüge voll Wasser aus und erquickte mich mit Zitronensaft, den ich Tag und Nacht in die vier Wassergläser drückte, welche stets in einer Orgelreihe vor meinem Bette standen. Mein Hausherr hatte dem Herrn Dompropst von meiner Krankheit erzählt und sagte, er habe Befehl erhalten, mir alles Nötige zu verschaffen. Unser gnädiges Fräulein Josepha wollte mich auch mit einem Briefe trösten, den Herr Dompropst von Dillingen aus, wohin er gereist war, an sie geschrieben hatte. Er sagte darin, er hätte vernommen, daß es übel um mich stünde, meinte, es möchte mein Ende herannahen, und erteilte seiner Dienerschaft die Weisung, mir die letzten Liebesdienste nicht zu versagen. Diese Nachricht, anstatt mich zu trösten, schmerzte mich sehr, denn ich glaubte, es leuchte daraus der Wunsch hervor, daß es mit mir ein Ende nehmen möchte. Laut weinte ich deshalb einige Zeit in meiner

Schwachheit. Endlich ermunterte mich mein Hausherr wieder, malte mir die Güte und das tätige Wohlwollen des Herrn Dompropstes mit so lebhaften Farben aus und spornte mich so lange an, ihm meine Dankbarkeit zu beweisen, daß ich mich hinreißen ließ und versprach, so schwer mir auch das Konzipieren ward, einen Brief an denselben zu schreiben. Meine Freunde besuchten mich oft, aber ich war froh, wenn sie mich bald wieder verließen, denn meine Gehörorgane waren so empfindlich, daß mich jeder auch leise Ton schmerzte. Mein liebes Fräulein in Dillingen vernahm, daß ich krank sei und schickte eilig ein Mädchen nach Augsburg, um meiner zu warten. Innig ward ich gerührt und durch diesen Zug lebendiger Liebe erquickt. Aber ich dankte und sandte das Mädchen mit einem Geschenk nach Hause. Auch Lenore ließ sich täglich durch Collin um meine Gesundheitsumstände erkundigen. Meine Wärterin war sehr wohl mit mir zufrieden und lobte stets meine Geduld und ruhige Fassung.

Einst kam das Küchenmädchen aus der Dompropstei, um mich zu besuchen, und erzählte mir im Vertrauen, sie habe den Dienst aufgesagt, denn sie könne nicht hoffen, daß Golo sie in Ruhe lassen werde. Seine Eifersucht verfolge sie bei jedem Schritte. Leider habe er allerlei Versuche gewagt, ihrer zu genießen und sie sei manchmal, wenn sie ihm sein Frühstück brachte, unbesonnen genug gewesen, sich von ihm küssen zu lassen. (Ich machte große Augen.) Weil sie ihm das übrige versagt habe und nun ihrem Liebling Kaspar getreu bleibe, sei Golo in Eifersucht entbrannt und unterlasse nichts, Rache an ihr auszuüben. Wenn sie aus dem Dienst getreten sei, möchte ich nur dem Herrn Dompropst die Ursache vertrauen, ihrer aber bis dahin schonen, damit sie nicht zu Bekenntnissen gezwungen würde, die sie schamrot machen müßten.

Staunend über diese Entdeckung hörte ich ihr aufmerk-

sam zu und sah mich nun auf einmal imstande, mich völlig zu rechtfertigen. Das Mädchen gestand zugleich, daß sie das Geheimnis auch dem Koche des Herrn Dompropsts vertraut hätte. Ich versprach dem Mädchen, wenn ich diese Nachricht dem Herrn Dompropst mitteilen würde, sie wenigstens so lange nicht zu nennen, bis sie sich von Augsburg entfernt hätte.

Bald versuchte ich nun, von der Freude, mich siegreich rechtfertigen zu können, hingerissen, den versprochenen Brief an Se. Exzellenz zu schreiben. Aber ich hatte große Mühe, denn mein Kopf war so geschwächt, daß ich kaum die Begriffe zu Anfang des Redesatzes mit jenen an seinem Ende zusammenzudenken vermochte. Dennoch brachte ich den Brief zustande, bat darin Herrn Dompropst, der mir nun wider Verhoffen dennoch Speise zu reichen befohlen hatte, wegen des Vergangenen um Vergebung und ließ wörtlich folgendes einfließen: „Eine Person aus Ihrem Hause hat mir eine Entdeckung gemacht, die auf einmal volles Licht über Golos Vorwürfe verbreitet und mir nun zeigt, daß ich von Herzen darüber hätte lachen und es ganz und gar nicht ernsthaft aufnehmen sollen. Ich mußte versprechen, diese Entdeckung erst nach der Abreise dieser Person zu offenbaren. Denn sie fürchtet, sie möchte sonst durch Golos Lügen in Verdruß und Beschämung geraten." Indessen hatte auch der Koch dem Herrn Dompropst seine Entdeckungen vertraut und ihm soviel gesagt, daß derselbe höchst begierig ward, der Sache auf den Grund zu sehen.

Meine ehemalige Kostfrau hatte mir ein Gläschen voll in Zucker eingemachter Kirschen gesandt, ich mochte nichts davon genießen und stellte sie mit Ekel beiseite. Aber am 21. Tage meiner Krankheit empfand ich eine so lebhafte Eßlust, daß ich in Abwesenheit der Wärterin das Gläschen öffnete und es nach und nach nicht ohne Furcht, der Genuß der gezuckerten Früchte könnte mir schaden, rein aus-

leerte. Nach einer Stunde, als ich keine ſchlimmen Folgen bemerkte, ſchleppte ich mich zu meinem Schreibtiſche und naſchte ſogar in den gedörrten Pflaumen, die ich im Anfange meiner Krankheit als Vorrat zum Kochen hatte herbeiholen laſſen. Die Wärterin überraſchte mich über dieſem Wageſtücke, hielt mir ſogleich eine derbe Strafpredigt und begrüßte den kommenden Arzt mit Klagen über meine Naſchhaftigkeit. Er lachte, verordnete mir China und tröſtete mich mit der Nachricht, daß ich nun der Gefahr glücklich entgangen ſei. Mit leichten Milch- und Pflanzenſpeiſen ward ich allmählich wieder zu Kräften gefüttert. Aber noch lange konnte ich weder Eier noch Fleiſch genießen, denn ſie ekelten mich unausſtehlich an.

Während ich krank war, ſtarb nicht nur mein ſchwindſüchtiger Nachbar, von dem ich oben ſprach, ſondern auch noch ein andrer Benefiziat (Vierherr) im Domſtift, in deſſen Stelle ein Geiſtlicher, der nicht ferne von uns wohnte, ſogleich eintrat. Das Benefizium, welches durch dieſe Promotion erledigt ward, hatte Herr Dombechant zu vergeben, und ich dachte, es würde ihm wenig darauf ankommen, welche Pfründe er mir erteile, wenn es ihm Ernſt wäre, mich zu verſorgen. Freilich war ich kaum imſtande, während des Fiebers eine ordentliche Bittſchrift aufzuſetzen, aber ich wagte es doch und wollte mir's durchaus nicht zuſchulden kommen laſſen, daß ich von ihm mein Glück zu erbitten verſäumt hätte. Als ich nun wieder ſicher war, mein Erdenleben noch länger fortzuſetzen, und doch die Hoffnung, der Regiſtratur vermittels der Beförderung auf eine Pfründe zu entgehen, ſcheitern ſah, wandte ich mich mit einer Inbrunſt an den Himmel, die bisher nur ſelten in mir aufgelodert war und woran die geſpannte Empfindlichkeit meines Nervenſyſtems gewiß keinen geringen Anteil hatte, und betete um ſchleunige Erlöſung aus einer Lage, die meinen Grundſätzen und der Neigung meines Herzens ſo

ganz zuwider war. Wirklich mischte sich viel Schwärmerei in meine religiösen Empfindungen, und ich glaubte in meiner Schwäche, mein eifriges dringendes Rufen zu Gott müßte sogleich sichtbare Wirkungen in Absicht auf meine künftige bessere Versorgung hervorbringen. Ein Freund in der Schweiz, Herr Landeshauptmann Vd. in W., mit dem ich durch einen Geistlichen aus Augsburg bekannt wurde, hatte mir Hoffnung gemacht, mir eine Frühmesserstelle in seiner Vaterstadt zuzuwenden. Aber der glückliche Erfolg seiner Bemühungen hing noch von manchem kleinen Umstande ab, der zum voraus berichtigt werden mußte; da sagte ich Gott gleichsam, wie er es zu fügen hätte, wenn ich Frühmesser werden sollte, setzte zwar immer bei: dein Wille geschehe, behielt aber doch soviel Eigensinn im Herzen, daß es mir beinahe unmöglich schien, bei einer so gerechten Bitte nicht erhört zu werden, und daß ich ganz und gar nicht gefaßt gewesen wäre, wenn mir eine Stimme gesagt hätte: „Gott will, du sollst noch länger in deiner jetzigen Lage ausharren!" Beinahe glich ich einem Kinde, das mit seinem Spielzeuge unzufrieden ist, eben ein besseres zu erschmeicheln hofft und heimlich denkt: „Papa wäre doch ein harter Mann, wenn er mir nun nicht gäbe, was ich will!"

Herr Statthalter besuchte mich, sobald er von Villingen ankam, und fand mich bereits außer dem Bette, wie ich mich eben am Anblicke der gelbblühenden Kornelkirschensträucher und an dem wiederauflebenden Grün in den nahen Gärten erquickte. Sogleich fragte er mir die ganze Geschichte des Mädchens mit Golo ab. Er hatte schon die meisten Umstände aus des Koches Munde vernommen und schien nun seine Nachrichten zu vergleichen. Die Person erriet er sogleich. So feierlich er mir versprochen hatte, die Magd nicht zur Rede zu stellen, sondern erst ihren Abschied abzuwarten, so nahm er sie doch schon

am andern Tage in die strenge Frage und setzte das arme Kind in solche Verlegenheit, daß sie mir nachher beteuerte, sie wollte lieber sogleich entlaufen, als sich noch einmal einer solchen Beschämung ausgesetzt sehen. Herr Statthalter entschied: da sie sich doch so weit vergessen konnte, dem Golo hin und wieder einen Kuß zu gestatten, und da sie nun seinen Dienst aufgekündigt habe, so nehme er ihre Aufkündigung, sie möge nun ernstlich oder nichternstlich gemeint sein, mit Vergnügen an und werde gern sehen, wenn sie je eher je lieber sein Haus verlasse. Zum guten Glücke fand der Koch dem armen Kinde sogleich einen annehmlichen Dienst und empfahl sie einer Herrschaft auf dem Lande zur Köchin. Golo blieb ungestört wie vorher an seiner Stelle.

Den 18. April, an einem schönen Frühlingstage, wagte ich's zum erstenmal, mit wankendem Tritte einen kleinen Spaziergang ins Grüne zu machen. Ich stand voll süßer Gefühle und blickte um mich. O, wie schön war alles rings umher! Die Bäume begannen teils zu grünen, teils schon zu blühen. Die Wiese kleidete sich mit Maßliebchen, Schlüsselblumen und jungem Grase, die Hecke schmückte sich mit hervorbrechendem Laube. Alles erwachte zu neuem Leben, und ich dankte Gott, daß er auch mich zu neuem Dasein erweckt hatte. Ich schlug den Fußweg nach einer Brücke ein, die mir schon immer lieb gewesen war; dort lehnte ich auf's Geländer, sah vergnügt den langen Teich auf und ab und fütterte, wie früher schon, die Fische mit Brosamen. — Bis ich etwas lesen und schreiben konnte, war die Langeweile meine größte, unausstehlichste Plage gewesen. Aber bald kam wieder hinlängliche Kraft in meine Sehnerven und mein Gehirn zurück, um lesen und sogar dichten zu können. Die allerdringendsten Registraturgeschäfte hatte indes mein Vorfahr, Herr Expeditor, zur Not besorgt. Als ich zum erstenmal wieder die Registra-

tur besuchte, fand ich alle neueingegangenen und täglich gebrauchten Akten ordentlich aufeinandergeschichtet, so daß ich sie ohne viel Kopfzerbrechen mit Zeit und Weile an ihre gehörige Stelle bringen konnte.

Herr Dompropst hatte mir schon von Dillingen aus geschrieben: „In einigen Tagen komme ich wieder zurück, und da Sie ausgehen können, werde ich eigens heraus (im Saale) speisen, um Sie einladen zu können. Ich hoffe, die Aussöhnung mit Golo zu bewirken und also Ihnen wiederum die Kost zu geben." Bei seiner Anwesenheit in Augsburg wiederholte er sein Anerbieten, besuchte mich fast täglich und bewog mich, ihm aufs neue zu versprechen, daß ich an seiner Tafel wie vorher erscheinen wollte. „Solange Sie sich nicht ganz unbefangen wie ehemals an meinen Tisch setzen," sagte er, „solange muß ich noch zweifeln, ob Sie mit mir wahrhaft ausgesöhnt sind. Opfern Sie Ihren gerechten Unwillen gegen Golo der Religion und der Freundschaft zu mir auf!" Eine solche Sprache konnte bei mir niemals ihren Zweck verfehlen, sie drang tief in mein Herz; zu lebhaft erinnerte ich mich auch der Gefälligkeit, mit welcher er mir seit meiner Wiederaufkebung Speise aus seiner Küche reichen ließ; gerührt versprach ich also, alles zu tun, was er wünschte. Mit sichtbarer Freude empfing er mich, als ich den 19. April zum erstenmal wieder an seiner Tafel erschien. Da ich meinen Gegner Golo gedemütigt wußte, so konnte ich gleichmütiger als ich gedacht hatte, mein Essen verzehren und an allerlei unterhaltenden Gesprächen teilnehmen.

Mein neuer Schweizer Freund, Herr Landeshauptmann P. in W. schrieb mir bald, daß es ihm gegenwärtig unmöglich sei, mir die bewußte Frühmesserstelle zuzuwenden, aber es gewinne das Ansehen, als wollte eine kleine Pfarre nahe bei seinem Wohnorte ledig werden, ich sollte ihm also unverweilt ein Zeugnis meiner guten Sitten

und geistlichen Verdienste zusenden und im Falle der wirklichen Erledigung selbst zu ihm kommen, um ein paar Probepredigten zu halten und die Kollatoren zu meinem Vorteile einzunehmen. Herr Statthalter machte große Augen, als ich ihn sogleich bei meiner zweiten Erscheinung in der Dompropstei nebst offenherziger Anzeige meines Beweggrundes bat, er möchte mir ein Testimonium morum ausfertigen lassen. Nicht ohne sichtbares Mißvergnügen bezeigte er mir seine Verwunderung, daß ich so bald eine nicht unwichtige Stelle bei der Vikariatskanzlei verlassen wollte, schloß aber damit, er könnte mir's nicht verdenken, wenn ich mich um etwas Besseres umsehe. Das verlangte Zeugnis ward mir also ohne Weigerung ausgefertigt und darin versichert, daß ich schon acht Jahre lang im Priesterstande gelebt, sowohl durch Beichtsitzen als Predigen mich schon lange mit allem Lobe in der Seelsorge geübt und durch ganz untadelhafte priesterliche Sitten ausgezeichnet habe. Vom abgelegten Mönchsstande ward auf mein Verlangen keine Meldung darin getan. Mein Freund hatte mir die schöne Gegend beschrieben, in der die mir zugedachte Pfarre liegt, ich machte also bereits ganz hübsche Pläne, wie ich dort aller der anziehenden Naturschönheiten usw. auf die angenehmste Weise genießen wollte. Aber bald erhielt ich von Herrn B. die Anzeige, der Pfarrer, welcher zu resignieren gedachte, habe sich entschlossen, noch länger auf seiner Pfründe auszuharren, und der Geistliche von Augsburg, mein Bekannter, habe plötzlich seine Informatorstelle im B.'schen Hause verlassen, ich sollte also nur sogleich aufbrechen und die erledigte Informatorstelle antreten. Die Reisekosten würden mir die Eltern meiner Eleven willig vergüten, und ich sollte nicht lange als Hauslehrer ausharren dürfen, so müßte ich eine Pfründe haben usw. Meines Freundes, des vorigen Informators plötzlicher Aufbruch, der mich wenig Gutes ahnen ließ,

die Nachrichten, welche ich bereits eingezogen hatte, daß ich die Aufsicht über viele, zum Teil nicht sehr gutartige Kinder führen sollte, die Empfindung, daß ich zu wenig Geduld zum häuslichen Unterricht hätte, die Ungewißheit, ob ich auch so bald, als man mir's versprach, von der Plage des Schulhaltens befreit werden würde, das gänzliche Stillschweigen von dem bestimmten Salär, der Mangel an genauerer Bekanntschaft mit dem Stipulanten usw. erzeugten in mir die Furcht, ich möchte einen bessern Zustand, der mir auf alle Fälle wenigstens sichern Unterhalt verschaffte, mit einem schlimmern und beschwerlichern vertauschen, der mir noch dazu keine bestimmte Aussicht auf eine baldige, gewisse Versorgung gewährte. Deswegen weigerte ich mich geradezu, die angebotene Informatorstelle anzunehmen und durfte hiermit von dieser Seite her ferner auf keine Erlösung hoffen.

Eine Ursache mehr, nicht als Hauslehrer nach W. zu gehen, war das von neuem beginnende Kränkeln des alten Benefiziaten, dessen Pfründe mir Herr Dombechant versprochen hatte. Wirklich starb der Greis im August 1791 und ich säumte keinen Augenblick, da mein Gönner verreist war, mich in Briefen an ihn zu wenden. Es hielt schwer, den Ort ausfindig zu machen, wo er sich damals eigentlich aufhielt. Die Dienerschaft in seinem Domherrnhofe sagte mir, er befinde sich in Ellwangen, andre meinten er sei in Eichstädt, und einige gnädige Fräulein aus dem Damenstifte raunten mir ins Ohr, er belustige sich inkognito bei seiner Geliebten, einem Fräulein S. zu H., und habe einem gewissen Geistlichen Anweisung hinterlassen, ihm alle Briefe nachzuschicken. Folglich schrieb ich, um meiner Sache recht sicher zu sein, drei Briefe, wovon einer nach Ellwangen, der andre nach Eichstädt und der dritte durch die Hände des Geistlichen nach H. lief. Dem letzten legte ich ein Empfehlungsschreiben des Herrn

Dompropſts bei, das mir derſelbe auf mein Bitten ſchleunigſt von Dillingen aus zugeſandt hatte. Als ich es erhielt, fragte ich mich öfters: „Iſt's nicht etwa ein Uriasbrief?“ Die Wißbegierde reizte mich, ſeinen Inhalt zu erforſchen, und es wäre mir ſehr leicht geweſen, das Schreiben unvermerkt zu öffnen und wieder zu ſchließen, allein ich gab mir meines Mißtrauens halber ſelbſt Verweiſe und ließ den Brief ungeleſen ſamt dem meinigen abgehen. Kaum zweifelte ich mehr an dem glücklichen Erfolge meiner Bemühungen und erwartete mit Sehnſucht die Ankunft des Herrn Domdechants. Im September traf er endlich in Augsburg ein, und einer ſeiner Hausbedienten, den ich darum erſucht hatte, zeigte mir dieſes augenblicklich an. Mit klopfendem Herzen eilte ich hin, um die Entſcheidung meines Schickſals zu vernehmen. Aber Se. Exzellenz waren ſchon ausgegangen, um Beſuche zu machen. Geduldig wartete ich lange. Endlich verließ ich mißmutig ſeinen Hof. Sieh! da kam er mir eben entgegen. Ich trat voll Ehrfurcht und Zuverſicht zu ihm, wünſchte ihm zu ſeiner Ankunft Glück und bat, er möchte nun ſeiner gütigen Äußerungen eingedenk ſein und mir die erledigte Pfründe verleihen. Trotzig blieb er ſtehen, ſchoß zornige Blicke auf mich und ſprach bitter und raſch: „Überläſtiger Menſch! Wollen Sie mich auch hier mit Ihrem Ungeſtüm quälen? War's nicht unverſchämt, mich allenthalben mit Briefen zu beſtürmen? Wiſſen Sie denn, daß Sie wegen Ihrer beleidigenden Zudringlichkeit das Benefizium gewiß nicht haben ſollen, es iſt bereits an einen andern vergeben.“ Da ging er, und ich zog bitter lachend davon. So ſehr mich ſeine Wortbrüchigkeit ſchmerzte, ſo hatte doch ſeine rauhe Art und der Vorwand ſelbſt etwas Lächerliches. Wirklich war das Benefizium ſchon einem jungen geiſtlichen Muſiker verliehen, der ihm von einer Kaufmannsfrau, einer bekannten Domherrnfreundin, empfohlen worden war. Als

ich dem Herrn Statthalter die schöne Geschichte nicht ohne beißenden Spott erzählte, lachte er zwar mit, ermahnte mich aber, Herrn Domdechant nicht ferner lächerlich zu machen und benahm sich überhaupt so, daß in mir der Verdacht erwachte, ob er wohl den Kollator nicht selbst angetrieben hätte, mich so schnöde abzuweisen. Beinahe reute es mich nun, sein Empfehlungsschreiben nicht geöffnet zu haben. Nie setzte ich von nun an Vertrauen auf das Versprechen irgendeines Großen und beschloß, Heil und Rettung nur in meinen eigenen Kräften zu suchen.

Mein lieber Freund, Heinrich Geßner, hatte mich schon im vorigen Jahre ermuntert, ich sollte ihm eine kurze Geschichte meines Lebens aufsetzen, um sie einem bekannten großen deutschen Mäcenaten zu überreichen, dem es ein leichtes gewesen wäre, mir entweder unmittelbar durch sich selbst oder durch seine Vorsprache oder per primas preces eine annehmliche Stelle zu verschaffen. Ich gehorchte sogleich Heinrichs Winke und sandte schon im August 1790 den Grundriß meines Lebens an ihn ab. Getreulich stellte er ihn dem berühmten Herrn zu, der ihm versprochen hatte, sich meiner anzunehmen und erwartete von ihm schleunigere Hülfe als ich selbst; aber noch jetzt dürften wir warten. Die einzige bleibende Wirkung, welche meine Bemühung hatte, war die Lust, die in mir aufgeregt ward, mein Leben ausführlich zu schreiben. Ich bemerkte also von Zeit zu Zeit jeden Zug aus meiner Jugendgeschichte, der mir beifiel, mit einzelnen Worten, aber so vollständig als möglich, auf einem besonderen Blatte, reihte dann die Vorfälle genau nach der Zeitordnung und brachte die ausführliche Erzählung derselben im Jahre 1791 nach Muße zu Papier. So entstand gegenwärtige Schrift.

Sobald die Sonne aufging, schien sie durchs Fenster gerad in mein Bett und weckte mich aus meinen Träumen. Ich sprang auf und ging eine Zeitlang täglich mit Kants

Kritik der reinen Vernunft und mit Reinholds Verſuch einer neuen Theorie des menſchlichen Vorſtellungsvermögens im Taue ſpazieren und ruhte nicht, bis ich beide zu verſtehen glaubte. Der Verſuch, Kants Kritik ganz durchzuſtudieren, war mir ſchon mehr als einmal mißlungen; meine Aufmerkſamkeit ermüdete, die Phantaſie fand zu wenig, woran ſie ſich halten konnte, und öfters ward ich des Grübelns ſchon ſatt, noch ehe ich das Buch zur Hälfte durchleſen hatte. Jetzt aber empfand ich zu ſehr die Notwendigkeit, mir wenigſtens eine hiſtoriſch-pragmatiſche Kenntnis der neuen Philoſophie zu erwerben, als daß ich es länger hätte verſchieben können, ihre Sätze von Grund aus kennen zu lernen. Ich glaubte einen Sieg errungen zu haben, als ich mich durch die Kritik durchgearbeitet hatte. Die Gewißheit, daß ich nun alle Sätze meines Gedankenſyſtems an unleugbare Axiome und feſt beſtehende Wahrheiten der Vernunft anreihen könnte, erfüllte mein Herz mit unausſprechlicher Freude. Nachdem ich auch die Kritik der praktiſchen Vernunft mit weit mehr Leichtigkeit als jene der reinen durchſtudiert hatte, war ich armer Zweifler wie ein müder Schwimmender im Meere, der endlich das Glück hat, ans feſte Land geworfen zu werden. Ich nahm Anteil an einer Leſegeſellſchaft und genoß des Vergnügens, die Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung, die Göttinger Anzeigen, den deutſchen Merkur, die Berliner Monatſchrift, Schlözers Staatsanzeigen und nachher auch die deutſche Monatſchrift uſw. um einen ſehr geringen Preis leſen zu dürfen. So oft ich nun einen philoſophiſchen Aufſatz über Moral, Naturrecht, Theodizee, radikales Böſe in der menſchlichen Natur und dergl. fand, hatte mein Geiſt ein Feſt. Ich las, prüfte, verglich und ließ mich ſehr oft weder Schlaf noch Mühe gereuen, die intereſſanteſten, da und dort zerſtreuten Gedanken und Abhandlungen auszugsweiſe oder vollſtändig abzuſchreiben.

Ich bemerkte ſehr oft, daß durch dieſe kleine Bemühung die Sätze der kopierten Schrift ſich meiner Seele deutlicher darſtellten und tiefer in mein Gedächtnis prägten. Fand ich Einwendungen zu machen, ſo unterließ ich's nur ſelten, ſie auf kleinen Blättchen zu notieren und der Schrift beizulegen. Manchmal verſuchte ich auch, abgezogene intereſſante Lehren durch populären Vortrag für weniger geübte Denkende genießbarer zu machen oder ſie wohl gar im Idyllentone anzupreiſen. So weihte ich alle Stunden, die ich dem Schlafe und meinen Regiſtratur- und andern Berufsgeſchäften entziehen konnte, der Philoſophie und der Dichtkunſt und verſäumte nebenbei nicht, mich zur Erholung im Violinſpielen zu üben und einige leichte Stückchen und Lieder auf dem Klaviere zu lernen. Auch eine elektriſche Scheibenmaſchine verfertigte ich mir, an der ich ſowohl den Handgriff als die vier Reibezeuge iſoliert hatte, ſo daß ich mich ſelbſt, auf dem Iſolierbrett ſtehend, bald poſitiv, bald negativ elektriſieren konnte. Die Maſchine tat ſo gute Wirkung, daß ich bald, von meinen Bekannten verraten, keinen geringen Zugang neugieriger Leute gefunden hätte, wenn mir nicht dergleichen Beſuche ganz zuwider geweſen wären. Kaum hatte ich die Scheibe eingeſetzt, ſo ſandte mir der Drechsler, welcher nach meiner Angabe das meiſte Holzwerk verfertigt hatte, einen erſt vor kurzem während des Schlafes gelähmten Bauersmann zu; ich ſetzte ihn ſogleich auf die Inſel und zog aus den gelähmten Gliedmaßen mit einer Drahtſpitze oder mit Holz die Elektrizität ab, ſo lange bis der Mann ſeine Arme und Finger wieder bewegen und mit vollem Troſte einer nahen gänzlichen Geneſung nach Hauſe gehen konnte. Auch die Fräulein des adeligen Damenſtifts, ſamt ihrer Abtiſſin, erwieſen mir bürgerlichem Elektriſierer die Ehre, einſt ſämtlich auf mein kleines Zimmerchen zu kommen, freilich nicht weil ſie gelähmt waren, ſondern um allerlei Verſuche mit

anzuſchauen und einzeln auf der Inſel ſtehend mit Lachen zu ſehen, wie ihre fliegenden Haare ſich megärenartig emporſträubten, oder wie ihnen beim ſcherzhaften Annähern zu ſchweſterlichen Küſſen Funken aus den Naſenſpitzen fuhren. Bei dieſer Gelegenheit verſäumte ich nicht, den Preis der Schönheit und Artigkeit in Gedanken der Verdienteſten geben zu wollen, allein ich konnte damit zu keinem förmlichen Entſchluſſe kommen.

Als ich nach meiner Krankheit wieder zu Kräften gekommen war, äußerte ich vor Herrn Statthalter den Wunſch, ihn wieder einmal nach Dillingen begleiten zu dürfen. Ich ſehnte mich herzlich, meinen lieben Vater in Höchſtädt beſuchen und meinem treuen Fräulein in Dillingen für die zärtliche Aufmerkſamkeit danken zu können, mit der ſie für meine Verpflegung im Krankenbette geſorgt hatte. Herr Statthalter erlaubte mir willig, ihn beim nächſten Anlaſſe in mein Vaterland zu begleiten. Bald nach unſrer Ankunft in Dillingen gelang es mir loszukommen. Sogleich eilte ich zu meinem geliebten Fräulein und überraſchte ſie am Nähtrahmen. Entzückt hüpfte ſie mir entgegen und drückte mir die Hände, als wenn ſie mir dieſelben zerdrücken wollte. Ihre Mutter war im Zimmer. Unſre Blicke redeten eine feurige Sprache. Kaum ging die gute Frau einen Augenblick weg, ſo flogen wir einander in die Arme und küßten und herzten einander, wie wenn wir alle Zärtlichkeit in einem Kuſſe und in einer Umarmung vereinigen wollten. Es waren echte Idyllenſtunden, die ich an der Seite meiner Trauten verlebte. Am Morgen nach unſrer Ankunft ging ich nach Höchſtädt und weckte meinen lieben Vater aus ſeinen Träumen. Er empfing mich viel heiterer als ehemals, denn frohe Geſellſchaftlichkeit hatte indes ſein Gemüt erheitert. Eine gutgeſinnte Nachbarsfamilie duldete ihn in ihrer Mitte wie einen Hausfreund und ließ ihn ſteten Anteil an ihren Unterhaltungen

nehmen. Dies munterte den guten Greis so merklich auf, daß er mir vergnügt entgegenkam und selbst durch die gesunde Farbe seines Angesichts den innern Frieden seines Herzens bewährte. Wir verlebten einen sehr frohen Tag miteinander, und ich säumte nicht, ihn auf mein Vorhaben, von dem ich bald reden werde, allmählich vorzubereiten. Den andern Tag, nachdem ich die nötigen Besuche abgestattet hatte, eilte ich wieder nach Dillingen in das Haus meines geliebten Fräuleins, hütete mich aber wohl, meine Ankunft dem Herrn Statthalter oder der akademischen Geistlichkeit durch irgendein Merkmal zu verraten. Ungestört konnte ich also in Gesellschaft meiner Geliebten und ihrer Eltern einen glücklichen Abend hinplaudern. Sie hatte mir auch da und dort im Hause so mancherlei zu zeigen, daß es uns an Augenblicken, einsam zu sein und uns unbemerkt zu küssen, gar nicht fehlen konnte. Erst als die Dämmerung das Ende meines süßen Vergnügens herbeiführte, schieden wir sehr gerührt voneinander, und ich zeigte mich im Konvikte, wo ich mein Absteigequartier genommen hatte, als käme ich erst jetzt von Höchstädt zurück. Am folgenden Tag reiste ich mit Herrn Statthalter wieder nach Augsburg ab. Zum letztenmale hatte ich mein liebes Fräulein gesehen. Das Schicksal machte sie nach ein paar Jahren zur Braut.

Auf dem Wege merkte ich wohl, daß Herr Statthalter mit Sailer und de Haiden gar nicht zufrieden sei, besonders fiel ihm Sailers Herrschsucht auf. Um allein zu glänzen, hatte derselbe alle älteren Professoren, die ihn nicht als das Haupt ihrer Partei verehrten, entweder durch Intrigen unterdrückt oder durch ausgesprengte Anekdoten verächtlich gemacht. Schon damals, als ich im Reisewagen etwas vertraulicher als sonst mit Herrn von Ungelter sprach, merkte ich die geheimen Feindseligkeiten der geistlichen Spitzen untereinander und verspürte die ersten Vor-

zeichen des großen Kampfes, der bald danach unter ihnen ausbrechen sollte.

Sailer zog jährlich die besten Köpfe aus den Alumnen des Weltpriesterstandes an sich, verschloß sich mit etwa zwölf bis zwanzig derselben von vier bis sechs Uhr abends in sein Zimmer und hielt ihnen religiöse Vorlesungen, in welchen er sie ganz nach seinem Sinne bildete. Anfangs lernten die jungen Geistlichen noch genug Nützliches in diesen geheimen Unterweisungen, so daß ich gar nicht fürchtete, es könnte dadurch der guten Sache der Vernunft einiger Schaden zugehen. Aber Sailer affektierte von Jahr zu Jahr einen heiligeren Ton, bildete seine Auserwählten allmählich zu traurig-andächtigen Frömmlern, verdrehte ihnen mehr und mehr den Kopf mit pietistischer Mystik, lehrte sie nach dem Thomas a Kempis herzzerbrechend seufzen und weinen und erstickte in ihnen alle vordringende Denkkraft. Der Jesuitismus fährt freilich am besten, wenn er seine Herrschsucht hinter Andächtelei und Mystik versteckt. Solange er die Maske der Aufklärung vorhält, läuft er doch immer Gefahr, auf der einen Seite die Jugend klüger und nachdenkender zu machen, als er sie haben will, auf der andern, vom unerfahrenen Haufen mit den wahren Aufklärern vermengt und verfolgt zu werden. Offenbar handelt er also klüger und geht sicherer, wenn er sich im Heiligenscheine der Mystik Jünger wirbt, als wenn er mit der Leuchte der Aufklärung Anhänger sucht.

Die meisten Jesuiten in Augsburg gehörten in die Klasse der Schulmänner und Mitarbeiter, ich möchte sagen, zur niedrigern Stufe der Werkzeuge. Nur wenige Auserwählte unter ihnen standen hinter dem Vorhange und gehörten zur höheren Klasse der Dirigenten oder Führer. Beförderung der Ehre Gottes (Omnia ad majorem Dei gloriam) war von jeher, wenn man sie sprechen hörte, ihr letzter Zweck. Einige der gutherzig-

ſten, ſeeleneifrigen Werkleute der Obern, die im Hinterhalte ſtecken, nicht der öffentlich ernannten Rektoren und Adminiſtratoren (die eben nicht immer die Schlaueſten, aber wohl die Pünktlichſten ſein müſſen und meiſtens ſelbſt nur Handlanger ſind) — mochten wohl im Ernſte, ihrem geringen Faſſungsvermögen und ihren beſchränkten Einſichten gemäß in fanatiſcher Einfalt nach dieſem Zwecke aufrichtig hinſtreben, die Eingeweihten unter ihnen waren wenigſtens ganz überzeugt, daß man, um zur Ehre Gottes mit glücklichem Erfolge zu wirken, ſich Gewalt und Einfluß verſchaffen, das heißt herrſchen müſſe. Was Wunder, wenn der ſchlauere, am Irdiſchen hangende, für die Zukunft weniger als für die Gegenwart intereſſierte Kopf unter ihnen, manchmal im eifrigen Streben nach dem Mittel, des Zweckes vergißt? Herrſchen iſt dann das große Ziel, nach dem er aus allen Kräften ſtrebt. Leicht beredet er ſich dann, je unumſchränkter er herrſche, deſto mehr werde die Ehre Gottes befördert. Seine Sache iſt alsdann Sache Gottes, und er findet, wenn jemals der Grundſatz, „der Zweck heiligt die Mittel," anwendbar ſei, ſo müſſe er es in Anſehung ſeines Zweckes ſein. Denn — kann es je einen höhern geben, als Gottes Ehre? Deutlich erhellt hieraus, wie es zugeht, daß der Jeſuit ein ſo geſchickter Heuchler iſt; er betrügt ſich ja ſelbſt, indem er ſich beredet, er arbeite für den Himmel; da er doch nur ſein eigenes wertes Ich zu erheben ſtrebt, wie ſollte er andre nicht mit ſeiner frommen Miene täuſchen, welche durch eine ſo gute Meinung von ſich ſelbſt einen Anſtrich erhält, der den Zügen der Wahrheit ſo ähnlich läßt? Hieraus und in der Überzeugung, daß er zu einem Korps gehöre, welches ſchon wirklich eine große Macht an ſich geriſſen hat, dieſelbe aber ohne die Gnade der Großen nicht beibehalten kann, läßt ſich auch die ſtolze Zuverſicht des Jeſuiten bei all ſeiner Unwiſſenheit, ſowie ſein Kriechen vor den Gro-

ßen und ſeine Geneigtheit, jeden, der es nicht mit ihm hält, zu verleumden, verächtlich zu machen und durch alle mögliche, redliche oder unredliche Mittel zu unterdrücken uſw., ohne Umſchweife herleiten.

Strenge Orthodoxie nach der finſterſten katholiſchen Dogmatik iſt der ſichere Rückhalt, den ſich der Jeſuit aus theologiſchen und politiſchen Gründen erkieſt hat. Wer wagt es, hinter dieſem Bollwerke ihn anzugreifen? Sobald er hinter demſelben hervortritt, iſt er verletzbar. Orthodoxie iſt die magiſche Kraft, die ihn, wie einſt den Achilles, mit Unverletzbarkeit umhüllet und gleich dem harten Überzuge des gehörnten Ritters Siegfried jeden Kämpfer hindert, dem bezwingbaren Teile ſeines Gegners beizukommen. Hinter der Orthodoxie verſteckt, trifft er jeden Schriftſteller, der nicht nach ſeinem Sinne ſchreibt, mit Bann und Interdikt und jede Schrift, die ſeinen Beifall nicht hat, mit den ſchimpflichen Prädikaten der Verdammung. Was kann der Beeinträchtigte tun? Sicher im Hinterhalte der Rechtgläubigkeit, lacht der Jeſuit der ängſtlichen zappelnden Bewegungen des Vögelchens, das er einmal zur Beute auserſehen und nun im Garne hat.

Freilich war es bei den Großen für kurze Zeit Mode, Aufklärung, Toleranz und freiere Denkungsart zu affektieren, und der Jeſuit, um ſeinen Einfluß beizubehalten und nicht unausſtehlich zu werden, ſah ſich genötigt, einige ſeiner Brüder in den Modeton, *ſo viel als eben nötig war* (nicht mehr und nicht weniger), mit einſtimmen zu laſſen. Aufklärung war ihm nur die Maske und der Modelehrer auch nur *Werkzeug* zu einem höheren Zwecke, der *Macht*, nur ein falſcher Würfel in der Hand des geheimen Obern. Das ganze Korps hütete ſich wohl, in dieſem Tone zu lehren, es kannte ſeinen Vorteil zu gut; der größte Haufe ſeiner Helfer (Prediger, Volkslehrer und Beichtväter) donnerte deſto feuriger auf die ver-

derblichen Aufklärer los, indes der kleinere aber geschmeidigere Teil der Brüder (Hofprediger, Professoren und Geistliche Räte) eine Weile die Toleranten, Glaubensreiniger, Helldenker machte. Einige derselben drangen sogar in geheime Gesellschaften ein und zeigten sich als Kleriker, Adepten, Mystagogen, Magier, um — allen alles zu werden. Aber es ergab sich bald, besonders nach Ausbruch der französischen Revolution, daß die Aufklärer unter ihnen bei der Rolle, die sie spielten, ihre Rechnung nicht fanden. Der herrschende Ton hatte sie gezwungen, den Schild der Orthodoxie wenigstens um etwas zu wenden. Nun waren sie verletzbar. Ihre blinden Brüder von der finstern Klasse lehrten, predigten, schrieben und intrigierten durch einen Mißverstand und aus Unbekanntschaft mit dem Ganzen selbst gegen sie. Es war nun das Reich, das in sich selbst getrennt ist. Sie mußten einander selber verderben, um fortwährend Einfluß zu haben und herrschen zu können. Hätten sie sich auch einander zu schonen verstanden, so wären sie doch niemals vor dem Anfalle orthodoxer Eiferer, die nicht Jesuiten waren, sicher gewesen. Die Jesuiten nach der Mode befanden sich also diesmal in einer nicht sehr behaglichen Lage, und man darf sich nicht wundern, wenn in diesem Zeitpunkte Jesuiten von Jesuiten bekämpft und verfolgt wurden. Beide Teile liefen nach ebendemselben Ziele, der Herrschergewalt, aber notgedrungen auf verschiedenen Wegen. Orthodoxie mußte ihnen immer die bewaffnete Führerin, Minerva, Aufklärung nur die Magd ihrer Herrschsucht sein. Im Falle eines Konflikts ward die zweite ganz natürlich immer der ersten aufgeopfert. Die Unmöglichkeit, zugleich orthodox und aufgeklärt zu sein, und die Notwendigkeit, welche die Neudenker unter ihnen zwang, zugleich beides dennoch zu scheinen, brachte sie in diese Klemme, aus der sich Sailer

selbst nicht unbeschädigt retten konnte, so sehr er auch eilte, vermittels mystischer Frömmelei aus dem Tone der Aufklärung in das Unisono der Orthodoxie allmählich wieder einzufallen.

Ich muß, um die Entwicklung dieser Vorgänge zu verfolgen, in der Zeitrechnung vorspringen und den Faden meiner Geschichte einen Augenblick verlassen. Sailer hatte in Dillingen allmählich unumschränkte Autorität erlangt und es durchgesetzt, daß de Haiden, den er geschickt zu seinem Verbündeten machte, zum beständigen Visitator der Universität ernannt wurde. Ja, es schien sich die Vormacht dieser beiden noch gewaltig zu vermehren, indem sie einen Versuch machten, das Priesterhaus zu Pfaffenhausen in ihre Gewalt zu bekommen, als plötzlich ein Ereignis dem Ganzen ein Ende setzte und die Strengst-Orthodoxen unter den Jesuiten, die vortrefflich ihr Mäntelchen nach dem neuen Winde zu drehen wußten, ans Ruder brachte. Als nämlich die Franzosen gegen Trier vorrückten, flüchtete sich der Kurfürst von Koblenz nach Augsburg. Man kann denken, daß er weder zur Klasse der Demokraten noch der Moderierten gehörte. Wer nur immer eine freie Äußerung von der Kraft eines frischerwachten Volkes sich erlaubte, ward als ein Neuerer und Jakobiner mit scheelen Augen angesehen und von allen Hofleuten als ein Raubtier betrachtet, das sie, wie ihre Vorfahren Bären und Wölfe, ausrotten müßten. Bald wurden — dank der treuen Beihilfe der Jesuiten! — die Prädikate: ein heller Kopf, ein Aufklärer, Illuminate, Jakobiner und Aufrührer, bei Hofe gleichbedeutende Worte (Synonymen), und niemand durfte es wagen, klüger zu scheinen als der Läufer des Kurfürsten, dessen Hauptvorzug darin bestand, mit seinem Herrn immer einerlei Meinung zu sein. Wer es versah und sich's merken ließ, daß er mehr als Predigten und sein Gebetbuch lese, ward ohne weiteres unter die Verdächtigen

gezählt. Eine solche Stimmung gab den Jesuiten zu St. Salvator die schönste Gelegenheit, ihre Pläne durchzusetzen und jeden zu verderben, der ihnen im Wege stand. Sie hatten auch nichts Angelegneres, als sich an den Minister Dominique zu halten, ihn beständig zu umlagern und seine ohnehin sehr exaltierte Phantasie, die vom Umsturze aller Throne träumte, noch mehr irrezuleiten: so ward er in ihren Händen ein brauchbares Instrument, ihr Vorhaben auszuführen. Der Geistl. Rat Nigg, als ihr treuester Anhänger, sollte das apostolische Rüstzeug werden, mit dem sie alle diejenigen niederkämpfen wollten, die es nicht ganz aufrichtig mit der heil. Religion, das heißt, mit ihrem Ordensreste, meinten. Alle älteren Geistlichen Räte und Professoren wurden ins Mittel gezogen, um die jüngern außer Wirkung zu setzen. Die Rollen waren zu gut ausgeteilt und die Stimmung des Hofes zu günstig für sie, als daß ihr Spiel mißlingen konnte.

Mit de Haiden hofften sie zuerst fertig zu werden. Der sonst verschmitzte Mann konnte nicht immer den Hauptzug des bayrischen Charakters, gerade Offenheit, verleugnen und hatte in einem Anfalle unpolitischer Schreibsucht eine Schrift verfaßt und herausgegeben, welche in Rom einige Sensation und noch mehr Ärgernis erregte. Der Verfasser schlug darin einen Vergleich der deutschen Bischöfe mit dem Papste vor und stieß durch mehrere, wenn auch größtenteils gerechtfertigte Angriffe die römische Kurie gewaltig vor den Kopf.

Dies hieß nun freilich die Unvorsichtigkeit weit treiben. Die römischen Nuntien, die sich im Vertrauen und in der Stille des Gemachs gegen einzelne Männer von jeher manches Geständnis entwischen ließen, um sie desto zuverlässiger zu ködern und auszulocken, können es unmöglich mit gleichgültigen Augen ansehen, wenn dergleichen Vertraulichkeiten ins Publikum gebracht und sie dadurch

in Verlegenheit gesetzt werden. Von nun an zählte der römische Hof auch den allzu offenherzigen de Haiden unter die Embser Copronymen und ließ mit allem Nachdruck gegen ihn arbeiten und intrigieren. Der Nuntius und der Exjesuit Geistl. Rat Stattler zu München leiteten es so ein, daß der Kurfürst von Bayern in allen Jurisdiktionsstreitigkeiten mit dem Bistum Augsburg, die sonst de Haiden als bischöflicher Kommissar zu schlichten pflegte, sich es ausdrücklich verbat, denselben ferner zu dergleichen Geschäften gebraucht zu sehen. Denn Nigg trat nun zu rechter Zeit auf und beredete den Kurfürsten, de Haiden habe Se. Durchlaucht absichtlich verleitet, sein unkanonisches Machwerk zu approbieren, um eine Entzweiung mit dem römischen Hofe anzuzetteln und sich selbst bei den daraus erfolgenden Streitigkeiten notwendig zu machen. Ungelter half treulich dazu, seinen alten Antagonisten zu stürzen, ohne zu vermuten, daß die Reihe bald auch an ihn kommen würde. Er sammelte alle skandalösen Anekdötchen, die er von de Haiden aufbringen konnte, erzählte sie entweder dem Kurfürsten selbst oder doch denjenigen, die immer mit demselben umgingen, so daß er sicher sein konnte, sie würden im Kabinette wieder erzählt werden. Die Geistlichen Räte von seiner Partei ermangelten nicht, ihm in dergleichen gewissenhaften Operationen treulich beizustehen.

De Haiden hatte die Unvorsichtigkeit begangen, seitdem er sein neues Haus bewohnte, das ihm nach dem Tode des Provikars Herz vom Hofe angewiesen ward, die Mademoiselle Frings als Haushälterin zu sich zu nehmen. Dies gab den schwachen Seelen seiner Herren Mitkollegen und den übrigen wohlbestellten Sittenwächtern des geistlichen Zions ein so großes Ärgernis, daß sie ihr Bedauern allerorten laut werden ließen und alle frömmelnden Seelen zum Seufzen bewogen. Man säumte nicht, diesen Umstand dem Kurfürsten als einen schreienden Skandal an-

zuzeigen, ihm vom Konkubinat zu ſprechen und wegen der Unmöglichkeit, die jungen Geiſtlichen zur engliſchen Reinigkeit wirkſam anzuhalten, ſolange ſie bei einem Obern ein ſo verführendes Beiſpiel des Gegenteils ſahen, dringende Vorſtellungen zu machen. Er ließ ſich endlich bewegen, den Provikar zur Rede zu ſtellen und ihm nach einem derben Verweiſe aufzutragen, ſeine Haushälterin zu entlaſſen. Damit er vor dem Publikum nicht zu ſehr beſchämt würde und die Sache doch unter einem ſcheinbaren Vorwande verdeckt bliebe, ſollte Mademoiſelle Frings zu ihrem Bruder, einem Pfarrer, für einige Zeit aufs Land reiſen, um ihm ſein Hausweſen in Ordnung zu bringen und dann nach Augsburg nicht mehr zu Herrn Provikar, ſondern in die Wohnung ihrer Mutter zurückkehren. Aber das Siegesgeſchrei der Gegner tönte zu laut, als daß dieſer Vorfall den Ohren des Pöbels hätte entgehen können, und die Geiſtlichen Herren ſparten aus chriſtlicher Liebe keine Worte, die Nachricht davon bald in Umlauf zu bringen, es verſteht ſich, nur damit das gegebene Ärgernis durch Bekanntmachung der Strafe wieder einigermaßen gehoben würde. Nun feierte die ſiegreiche Bande nicht mehr, den Beſchimpften vollends zugrunde zu richten. Man ſtellte dem Kurfürſten vor, de Haiden habe längſt wegen ſeiner Aufführung und nun auch wegen verhängter Ausſchaffung ſeiner Haushälterin alle Achtung und Liebe des Klerus verloren und ſei unfähig, nachdem er ſelbſt keinen untadelhaften Wandel geführt habe, ferner mit gutem Erfolge den Geiſtlichen Obern und Sittenrichter zu machen. Man ließ es auf Koſten des Geſtürzten nicht an Spott und läſterlichen Geſchichten fehlen. Von den Augsburger Jeſuiten geſtimmt, trug der Miniſter Duminique das Seinige reichlich dazu bei. De Haiden mußte das Provikariat reſignieren und dann auch vom Geiſtlichen Rat ausgeſchloſſen und auf das Kon-

sistorium eingeschränkt, gleichsam im Inkognito, als Vize-Offizial leben, und erhielt selbst am Domherrn von Palmer, der bald darauf zum Offizial ernannt ward, einen Obern.

Kaum war es den Obskuranten gelungen, den Meister zu stürzen, so schickten sie sich schon an, auch seine Werke zu zerstören. Nichts war ihnen so verhaßt gewesen, als seine fortwährende Aufsicht über die Universität in Dillingen. Von daher, fürchteten sie, könnte am leichtesten zu viel Licht kommen und ihren hierarchischen Pfuhl beleuchten. Sie machten also de Haidens Verfügungen verdächtig, und der Regent und Professor Lumper, ein Anhänger Niggs und Schnellers, sammelte in der Stille Anzeigen und Beweise gegen Sailer, der als erster Urheber und Verteidiger der neuen Einrichtung bekannt war, klagte, derselbe werbe jährlich mehrere junge Leute zu einem geheimen Konventikel an, das in seinem Zimmer, bei verschlossener Tür gehalten werde und stellte vor, wie gefährlich für Staat und Religion es sei, so viele angehende Volkslehrer durch Illuminaten-Grundsätze verderben zu lassen. Man wußte dem Kurfürsten ein so schreckhaftes Bild von den Unternehmungen dieser Aufklärer vorzuzaubern, daß er die Geistlichen Räte Nigg und Rößle, de Haidens geschworenste Feinde, als Kommissarien dahin absandte, um dem Unfuge auf den Grund zu sehen.

Bei den Jesuiten trat nun der Fall ein, die Magd der Geliebten aufopfern zu müssen. Sie ließen den einzelnen aufgeklärten Ordensbruder Sailer sinken, um dem Ganzen und der Orthodoxie einen vollständigern Sieg zu sichern. Was lag ihnen daran, daß eines ihrer Werkzeuge beiseite geschoben wurde, das nun doch, seitdem die Aufklärung an den Höfen aus der Mode zu kommen begann, an dem jetzigen Platze für sie nicht mehr so recht brauchbar war? Sailer war ja anderswo auch zu gebrauchen und

mochte ohne Schwierigkeit gut versorgt werden. Die ernannte Kommission stattete ihren Bericht ab, und der berühmteste Lehrer an der Universität Dillingen ward entlassen, dem Dekret nach in Gnaden, insgeheim als des Illuminatismus verdächtig.

Bald darauf kam, was eigentlich niemand vermutet hatte, auch an Herrn v. Ungelter die Reihe. Das trug sich folgendermaßen zu: Im Juli d. J. war im Bistum Augsburg ein — Jubiläum. Ungelter setzte sich dagegen, und als es dennoch von Rom verschrieben ward, hielt er's nicht, obgleich der Kurfürst selbst fünfzehn Tage vier Kirchen besuchte (dies war die Vorschrift). Ungelter hatte sich wirklich erklärt, so etwas sei heidnisch, nicht christlich, indem hier, gerade wie bei den gewöhnlichen Wallfahrten, der Wert des Gebetes an das Äußere und nicht an das Innere (im Geist und in der Wahrheit) geknüpft werde und dergl. Der Kurfürst drang öfters darauf, Ungelter sollte sich der aufgeklärten Leute nicht mehr annehmen, denn sie seien gewiß böse gefährliche Menschen. „Aber wenn sie sich doch gut und ordentlich aufführen?" — „Ja, so machen's die Aufklärer, die feineren Illuminaten, sie können sich gar leicht verstellen und viele Jahre lang das rechtschaffenste Leben führen, bloß um sich und ihren verderbten Grundsätzen Eingang zu verschaffen." Also das hatten sie, die Jesuiten und ihre Anhänger dem Kurfürsten eingebildet! Allein das wäre alles noch nicht so schlimm gewesen. Woraus ihm jedoch der Strick gedreht wurde, das war, daß er sich entschlossen hatte, ein deutsches Brevier herauszugeben. Neben all seiner Strenge unterstützte er nämlich, soweit er die Sache einsah, mit Wärme jede Unternehmung, die zum Besten wahrer Frömmigkeit abzuzwecken schien. Es war dies eine der Eigenschaften, die mich immer wieder an ihn kettete. So begriff er unter anderm, daß es widersinnig sei, dem Volke,

das kein Wörtchen Latein verſteht, eine Menge Gebete in lateiniſcher Sprache vorzumurmeln und die einfältigen Nonnen den ganzen Tag mit gedankenloſem Herplappern des römiſchen Breviers zu martern. Oft ließ er alſo bei Feierlichkeiten, wo er auf dem Lande den Gottesdienſt hielt, aus einer Mainzer Überſetzung des Meßbuches die Meßgebete des Tages von der Kanzel deutſch vorleſen, indes er ſie am Altare lateiniſch las. Ich ſelbſt mußte öfters dergleichen Vorleſungen halten. Treulich beſtärkte ich ihn in ſeinem Eifer, zur Erbauung des Volkes alles mögliche beizutragen. Um nun auch den Nonnen etwas Beſſeres als ein lateiniſches Gemiſche ihnen ganz unverſtändlicher Pſalmen in die Hände zu geben, bewog er einen ihm bekannten Karmeliter, ihm ein geiſtliches Erbauungsbuch zuſammenzuſtellen, das den Namen „Deutſches Brevier“ führen ſollte, überarbeitete das Ganze noch einmal ſelbſt und gab es zum Teil auf eigene Koſten in den Druck. Die Wirkung des Büchleins unter den Orthodoxen war, zuſammen mit einigen andern Vorkommniſſen, ſo ſtark, daß es dem Statthalter trotz aller ſofort inſzenierter Rückzugsbewegungen nicht gelang, mit ſeiner Politik zu ſiegen. Zwar ſolange er um den Kurfürſten ſein konnte, ſetzte es die jeſuitiſche Faktion mit dem Widerrufe der Approbation des deutſchen Breviers niemals durch. Allein ſie führte den Kurfürſten nach München, als Ungelter wegen der Weihen in Augsburg ſein mußte. Und hier ſiegte ſie.

Das deutſche Brevier ward verboten, die Zenſur förmlich widerrufen. Dadurch ward der Herr Statthalter geſtürzt, er legte das Generalvikariat aus „bewegenden Urſachen“ nieder und mußte ſich dieſes Ehrenamtes wenigſtens als „ein halber Aufklärer“ entſetzt ſehen, damit Nigg es übernehmen könnte. Seine übrigen Stellen behielt Ungelter. Zwar drohte er anfangs mit der Niederlegung ſeiner

ſämtlichen Stellen, ſofern man ihm das Generalvikariat nehmen würde, als er aber ſah, daß die herrſchende Faktion ſich beim Kurfürſten ſchon ſo feſtgeſetzt habe, daß ihm dieſer eher alle Stellen abnehmen, als ihm jene laſſen würde, ſo wollte er lieber die übrigen behalten, als mit der einen alle entbehren.

So entwickelte ſich eine Farce, deren Vorſpiel ich bereits auf meiner Rückreiſe mit Herrn Dompropſt, von Dillingen nach Augsburg, einleiten ſah. Es iſt traurig, daß ich von keinem der mitſpielenden Herren ſagen kann, er ſei mit gerader Ehrlichkeit zu Werke gegangen. Alle ließen ſich von ihren eigenen oder andrer Leidenſchaften zu weit hinreißen. Am Ende hatte niemand Vorteil von dem ganzen Gefechte als die Jeſuiten (welche die gefangene Vernunft wieder in den alten Kerker triumphierend zurückgeſchleppt hatten) und ihre Anhänger, die ſich für ihre Folgſamkeit mit Ämtern und Ehren belohnt ſahen.

Nun verfolge ich wieder den Gang meiner eigenen Geſchichte.

Fünfzehntes Kapitel:

Ewiger Betrug und neue Fluchtpläne.

Ein überraſchender Beſuch — Kirchen-Verrichtungen — Einladung zum Schatzgraben — Das Fronleichnamsfeſt — Hannchen — Rechnungs-Maſchine — Geheimſchreibersdienſt — Pläne, arm und unabhängig zu leben — Verzeichnis der Erwerbsmittel eines Waldbewohners — Wachſende Unzufriedenheit — Nächſte Veranlaſſung zur zweiten Flucht — Betrug über Betrug — Anſtalten zur Abreiſe — Finanzoperationen und Winke — Prätexte und Konfidenzen — Letzte Geſchäfte am Tag der Flucht.

Im Herbſte 1792 kam ich abends von der Arbeit ermüdet nach Hauſe und trat ganz unbefangen in das Wohnzimmer meines Hausherrn, um mich, wie gewöhnlich, durch freundliches Geplauder zu ergötzen. O, wie ſüß ward

Univ. Bibliothek
Bern.

ich da überraſcht! Mein Minchen lief mir mit aller Wonne des Wiederſehens entgegen. Kaum wagte ich's noch, meinen Augen zu trauen, ſo drückte ſie ſchon mit der lieblichſten Innigkeit meine Hand und ſah mich mit einem Blicke an, deſſen erquickendes Feuer meine ganze Seele durchblitzte. Hätte uns nicht die Gegenwart der Leute zurückgehalten, ſo wären wir unfehlbar einander in die Arme geflogen. Aber ſo mäßigten wir unſer Entzücken und ergoſſen unſre Gefühle in ſüßen lebhaften Geſprächen, traulich nebeneinander ſitzend. Wir wußten ſo viel zu erzählen, daß wir gar nicht ans Ende kommen konnten. Der Hausherr hatte für ein gutes Nachteſſen geſorgt, ich ſchaffte aus der Dompropſtei Wein herbei, ſo gut er zu haben war. Unter Herzensergüſſen und Scherz und Pfänderſpielen entflog uns der Abend und der größte Teil der Nacht. Als endlich der Schlaf ſeine Rechte an uns geltend machen wollte, trat der Hausherr unſerm ſchönen Gaſte ſein Bett neben ſeiner Gattin ab, und ich kam nicht wieder in Gefahr, wie ehemals eine unruhige Nacht in Kämpfen durchſeufzen zu müſſen. Minchen hatte ihren bereits großgewachſenen Stiefſohn als Begleiter mitgebracht. Dieſer und der Hausherr ſchliefen in einer Kammer, die an mein Zimmer grenzte. Ruhig war mein Schlummer, aber ziemlich früh weckte mich die Freude wieder. Eben hatte ich meine kleinen Morgengeſchäfte vollendet, da hörte ich die Stimme der Hausfrau, die ihren Mann in der nahen Kammer weckte. Sogleich pochte es auch an meinem Zimmer und ich öffnete; da trat Minchen, huldreich lächelnd, mit ihrer Wirtin herein und begrüßte mich mit ſüßen Wünſchen. Ich zeigte ihr meine kleine Wirtſchaft und ihren Schattenriß, der über meinem Pulte hängend, mich oft an ſie erinnerte. Sie ſagte zärtlich, mit untermengter Wehmut: „Wenn Sie mir in Ihrem Verdruſſe ſchon alles entzogen haben, ſo hab' ich doch noch

etwas gerettet!" Da zog ſie einen zuſammengefalteten, durch den Gebrauch ziemlich runzeligen Brief aus dem Buſen, wies ihn mir mit einer Ängſtlichkeit vor, als wenn ſie in Gefahr ſtünde, von mir desſelben beraubt zu werden, drückte ihn geſchwind an ihre Lippen und verbarg ihn ſorgfältig wieder im Buſen. Ich ſchlang meinen Arm voll Zärtlichkeit und Rührung um ihre Hüften und drückte ſie ſanft und feurig an mich. Die Hausfrau hatte ſich indes in meinem Schlafzimmerchen etwas zu tun gemacht. Aber nun kam der Hausherr mit ſeinem Schlafgeſellen herbei und ſtörte uns — ach zu plötzlich! — aus einer glücklichen Situation auf, die noch jetzt in der Erinnerung meinem Herzen angenehm ſchmeichelt. Wir frühſtückten, Minchen beſuchte den Markt, denn ſie war eigentlich gekommen, um allerlei Winterwaren für ihre Familie einzukaufen. Auch ich kramte ihr indes ein hübſches Geſchenk. Mittags ging ſie aufs nächſte Dorf Oberhauſen, wo ſie ihr Wagen erwartete, und ich begleitete ſie dahin unter ſüßen Geſprächen. O, wie oft, wie ſehnlich ſahen wir zurück, als uns der rollende Wagen voneinander entfernte! Noch lange winkten wir von weitem einander zu. „Ach, wenn es zum letztenmale wäre, daß du ſie ſäheſt!" dachte ich wehmütig und blickte ihr ſehnender nach, ohne zu vermuten, daß es ſich wirklich ſo fügen würde. Aber ach! es fügte ſich wirklich ſo, ich ſah ſie zum letztenmal, meine erſte Geliebte! Als ich nach Hauſe kam, machte mich mein Hausherr erſt noch mit einem ſchönen Zuge ihrer edlen Seele bekannt, und ich weinte ihr in der Einſamkeit zärtlicher nach. Sie hatte ſogleich nach ihrer Ankunft den Markt beſucht; Beutelſchneider erſahen die Gelegenheit und ſtahlen ihr eine Taſche mit einer beträchtlichen Summe. Als ſie nach Hauſe kam, merkte ſie ihren Verluſt, geſtand ihn zwar in der Verwirrung dem Hausherrn, bat ihn aber ſogleich, er möchte mir nichts davon

ſagen, damit meine Freude durch keine ſchmerzliche Empfindung geſtört würde. O, wie achtungswert iſt ein ſo edles, ſchönes, feinfühlendes Weſen! Nie, du Gute, trübe Unzufriedenheit oder ein Mißgeſchick deine Tage! Immer ſei deine Seele ſo heiter, wie meine, wenn ich deiner unſchuldvollen Liebe gedenke!

Weil ich mit dem Mesner an der Stiftskirche zu St. Peter in genauer Bekanntſchaft ſtand, ſo wandte ſich dieſer, ſo oft er zu einer beſondern Zeremonie eines Prieſters bedurfte, gewöhnlich an mich. Ich mußte zu Oſtern die Eier, Schinken, Kuchen uſw., an der Lichtmeſſe die Kerzen, am Johannistage den Wein uſw. weihen, am 3. Februar blaſeln (den Segen des heil. Blaſius erteilen) und am Aſchermittwoch einäſchern. O, wie erbarmte mich da des armen Volkes, wenn ich ſah, wie es gutherzig dem Altare ſich nahte und feſt glaubte, einige lateiniſche Brocken in Form eines Kirchengebets geſprochen, nebſt dem Beräuchern und Beſprengen mit Weihwaſſer uſw. hätten den Eßwaren und dem Wachſe eine beſondre, inwohnende Kraft mitgeteilt, die alle Fieber, Krankheiten und böſen Geiſter zu vertreiben vermöge, indes ich mich noch lebhaft erinnerte, wie oft meine Kameraden im Seminar ſich zu Oſtern, vom Geiſte der Unmäßigkeit verführt, am lange entbehrten geräucherten Fleiſch und an harten Eiern ein Fieber aßen! Oft dachte ich dann: „Herr! mögeſt du ihrer frommen Einfalt ſchenken, was meine Zeremonie gewiß nicht bewirken kann!“ Zuweilen ward ich freilich aus meiner Verſtimmung durch ein lächelndes Angeſicht oder durch ein ſchalkhaftes Auge aufgeſtört. Wenn ich z. B. mit den kreuzweiſe verſchränkten Kerzen in der linken Hand einem ſchönen Mädchen, das mich kannte, ſo traulich unter das Kinn fahren und mit meiner Rechten ein Kreuz über ſie ſchlagend die Formel ſprechen mußte, zitterte mir manchmal der Arm und das liebliche Kind

ward rot. Ein gewisses Fräulein küßte mir einmal im Verborgenen ihres Kapuchons die Hand so geschwind, unbemerkt und sanft, daß ich in süßer Verwirrung die Kerzen kaum mehr halten konnte und ihren schönen Pelzmantel mit abrinnendem Wachs nicht wenig beträufelte. Wenn ich bekannten Frauenzimmern die Asche auf die Stirn streuen mußte, so brachten mich die schönen Kinder manchmal durch mutwilliges Aufblicken und Lächeln ins Stokken und ich verirrte in meinem Spruche.

Einst weigerte sich der Chorherr, welcher sonst die gewöhnlichen Festpredigten hielt, dieselben ferner für einen so geringen Preis zu halten, da ersuchte mich der Mesner, ich möchte dieselben übernehmen. Mit Freuden verstand ich mich dazu und war froh, eine Gelegenheit zu finden, mich im Kanzelvortrage zu üben. Denn meine alte Neigung, dem Landvolke einst durch Unterricht von der Kanzel zu nützen, war noch nicht erstorben, und ich kann's nicht bergen, ich hätte mir gern auch den Ruhm eines geschickten Predigers verdient. Kaum hatte Herr Statthalter vernommen, daß ich predigen würde, so forderte er mir meinen Aufsatz ab und bestand darauf, ich müßte ihn seiner Zensur unterwerfen, sonst würde er mich die Kanzel nicht besteigen lassen, denn es wäre zu fürchten, ich möchte meinen philosophischen Grundsätzen gemäß dem Volke freidenkerische Lehren vortragen. Allein er wußte nichts daran auszusetzen. Nur äußerte er: er hätte nicht geglaubt, daß ich etwas so ganz Simples auf die Bahn bringen und in einer so ungeschmückten Sprache abhandeln würde. Fleißig erschien auch ein Mitarbeiter des stockorthodoxen Journals: Kritik über gewisse Kritiker, Rezensenten usw. in der Kirche und horchte begierig auf dem Musikchor, ob ich nichts vorbrächte, das nach Ketzerei riechen würde. Aber er spannte vergebens sein hartes Trommelfell an, die erwartete Ketzerei wollte nicht kommen, ich

führte meinen moraliſchen Satz aus, beleuchtete ihn am Ende mit Geſchichten aus der Bibel und zog ſelbſt das Betragen Mariens, deren Feſttag begangen ward, als ein Beiſpiel eines echten Vertrauens auf Gott an. Dennoch hielt man es nicht für ratſam, mich öfters auf die Kanzel zu laſſen. Der vorige Prediger erbot ſich von neuem, die Predigten zu halten und ich — verlor den Anlaß mich zu üben.

Einſt ſaß ich abends ganz allein in meinem Zimmer, da trat zu meinem nicht geringen Erſtaunen ein Mann von mittelmäßigem Wuchſe herein und bat, ich möchte an ſeinem ſonderbaren Ausſehen nicht erſchrecken. Dieſe Einleitung war nicht unnötig, denn er hatte eine abſcheulich ſchmutzige Jacke an und eine ebenſo reinliche Schürze vorgebunden. Sein Haar hing zum Teil losgeriſſen über ſein Angeſicht in wilder Verwirrung herab, und auf Stirne und Wangen ſaßen ihm ſchwarzrote Narben, wie wenn er in einen Haufen Glut gefallen wäre und ſich häßlich verbrannt hätte. Übrigens war ſeine Farbe mit ſchwarzen Rußflecken unkenntlich gemacht, ſo daß er ganz das Ausſehen eines der niedrigſten Feuerarbeiter hatte. Unſer Geſpräch war dem Gange und Inhalte nach folgendes:

Er. Verwundern Sie ſich nicht, Ew. Hochwürden, daß ich ſo unverſchämt vor Ihnen erſcheine. Ich habe ſchon lange gelauert, bis ich das Haus einmal offen fand. (So! dachte ich, alſo haſt du dich herein geſtohlen!) Es betrifft eine ſehr geheime und wichtige Sache, warum ich zu Ihnen komme. Eine Geſellſchaft geſcheiter und braver Leute hat einen Schatz entdeckt, und ich möchte ihn gern heben. Dazu brauchen ſie eine Meibomiſche Bibel, eine reine Jungfrau und einen Geiſtlichen. (Ich ſchüttelte bedenklich den Kopf.) Die erſten zwei haben wir bereits aufgefunden, nur der dritte mangelt uns noch, denn es taugt nicht ein jeder Geiſtlicher dazu. Verzeihen Ew. Hochwürden, daß ich ſo frei rede! Auch er muß noch bei

keinem Mädchen geſchlafen haben. Nun haben wir ſchon lang' ein Auge auf Sie geworfen und Sie wohl betrachtet, wenn Sie bei St. Peter die Meſſe laſen. Es ſchien uns, Sie könnten der Rechte ſein. Wenn Sie nun mit mir kommen wollen, ſo machen Sie uns alle glücklich, und Sie ſollen reichlich belohnt werden und, wenn man teilt, zweimal ſoviel erhalten, als ein jeder von uns. Stoßen Sie nun Ihr Glück nicht ſelber von ſich und kommen Sie mit mir! Die Geſellſchaft erwartet Sie ſchon.

Ich. Armer betörter Mann! Wenn euch bekannt iſt, wo ein Schatz liegt, ſo grabt nur herzhaft darnach, und ihr werdet ihn auch ohne mein Zutun heben. Aber wißt, ihr ſeid Betrogene!

Er. Behüte Gott! ich bin nicht ſo dumm. Da ſind Leute dabei, die Grütze im Kopf haben und keine Pfennigfuchſer ſind.

Ich. Sie haben wahrſcheinlich Grütze genug, um einem blöden Kerle, der weniger Grütze hat, ſein bißchen Armut aus der Taſche zu ſpielen. Hat man euch nicht geſagt, ihr müſſet eine gewiſſe Summe Geldes auftreiben und ſie am Orte, wo der Schatz liegen ſoll, eine Zeitlang vergraben?

Er. Ja, Herr!

Ich. Hat man nicht geſagt, dies ſei nötig, um den Schatz näher heranzuziehen, denn — Geld locke Geld?

Er. Ja Herr! Sie wiſſen, wie ich merke, guten Beſcheid vom Schatzgraben und ſind nicht der Unerfahrenſte in dergleichen Dingen.

Ich. Ich weiß nur ſoviel, lieber Mann, daß derjenige, der euch das Geld abforderte und es vergrub, ein Betrüger iſt, der eure Begierde, mehr zu haben, dazu mißbraucht, um auch das wenige, was ihr beſitzt, euch ſchelmiſch abzulocken und ſich damit flüchtig zu machen. Dergleichen Geſchichten ſind mir mehrere bekannt. Ich habe ſelbſt einen

nahen Verwandten, den das Unglück traf, auf eine ſolche Art um das Seinige zu kommen. Laßt euch nicht zu ſo abergläubiſchen Torheiten und Mummereien hinreißen und erinnert euch, daß ihr auch von der Obrigkeit hart geſtraft würdet, wenn man euch bei dergleichen Tätlichkeiten ertappen ſollte.

Er. Mit der Obrigkeit hat's keine Not! Sie dürfen ſich nicht fürchten. Es ſoll gewiß nichts aufkommen, gar nichts! Sie können ſich darauf verlaſſen. Sehen Sie, — wir wollen Ihnen alle unverbrüchliches Stillſchweigen ſchwören. Sie dürfen nur vorſchreiben, wie Sie's haben wollen. Es iſt alles höchſt geheim angelegt.

Ich. Armer Mann! Ihr ſeid ein Haufen abergläubiſcher, betrogener Toren! Laßt euch eines Beſſern belehren und glaubt nicht, daß jemand durch ſo ſchändliche Mittel, als ihr anwenden wollt, jemals reich werden könne. Ihr verliert ſogar euer noch übriges Eigentum.

Er. Sie irren ſich, Herr! Ich ſah den Schatz mit dieſen meinen Augen glänzen wie Feuer; es waren lauter glühende Goldſtücke, und glauben Sie mir, wir haben nichts Schändliches vor.

Ich. Wozu braucht ihr dann einen Geiſtlichen und eine Jungfrau, wenn ihr nichts Abergläubiſches, nichts Unſittliches vorhabt?

Er. Je nun, was er tun muß, das gehört zur Zeremonie, die längſt als heilig und wirkſam erprobt iſt.

Ich. Was müßte ich denn tun?

Er. Dazu würde man Ihnen ſchon Anleitung geben. Kommen Sie nur mit! Sie dürfen ſich nicht fürchten!

Ich. Hat Er denn nichts gehört, wozu man mich brauchen möchte? Das ſollte Er mir doch ſagen können! Wie kann ich mich ſonſt entſchließen zu gehen, wenn ich nicht weiß, was ich ſoll! Er muß aufrichtig reden!

Er. Nun — ich will Ihnen ſagen, was ich weiß! Aber

Sie müſſen mir nicht böſe werden und ſich auch nicht ſogleich abſchrecken laſſen! — Doch Sie wiſſen wohl ſelbſt, was beim Schatzgraben der Brauch iſt.

Ich. Er irrt ſich ſehr, guter Freund! Wenn Er mir nicht genau ſagt, was ich zu tun habe, ſo muß Er ſich's gar nicht einfallen laſſen, daß ich mit Ihm gehe. (Ich dachte, ihn auszuforſchen.)

Er. Nun — wenn Sie denn mit mir gehen wollen, ſo will ich recht aufrichtig alles geſtehen. — Sie müſſen, wie Sie Gott erſchaffen hat, die Zwingmeſſe leſen.

Ich. Fahr' Er nur fort!

Er. Sie dürfen nicht ſorgen! Es iſt niemand zugegen als wir. (Er ſtockte wieder.)

Ich. Nur weiter in Seiner Erzählung!

Er. Auf den Altar wird Erde gelegt, die Sie und die Jungfrau unter Ableſung einer gewiſſen Stelle aus der Meibomiſchen Bibel miteinander ausgraben müſſen, um ſie zu heiligen. Die Jungfrau ſteht während der Meſſe gleichfalls, wie die Eva im Paradies, auf der Erde, womit der Altar bedeckt wird. Dann wird dieſe Erde von Ihnen auf die Stelle geſtreut, wo der Schatz liegt, die Jungfrau ſtreckt ſich darauf hin ... und ... und ...

Ich. Warum ſtockt Er? Fahr Er nur aufrichtig fort! Ich muß alles wiſſen!

Er. Und ſo wie von Ihnen das Band der J.....-ſchaft gelöſt wird, ſo löſen ſich auch die Bande, mit denen der Schatz in der Erde angefeſſelt iſt. (Der ſchmutzige Kerl ſagte genau ſo.) Dann nehmen Sie die Schaufel und fangen an zu graben, es kann nicht fehlen, die Kiſte mit dem Golde muß ſich zeigen. Das iſt nun alles!

Ich. Elender! Hat Er's nun während Seiner Erzählung nicht ſelbſt gefühlt, daß Er lauter Schändliches ſagte? Mußte Er nicht öfters ſtocken, ehe Er eine neue Abſcheulichkeit vorbrachte?

Er. O Herr! Sie wären juſt der Beſte dazu! Wir dachten wohl, Sie würden ſich deshalb am meiſten weigern. Aber bedenken Sie, daß es eine alte, wohlerprobte Kunſt der weiſen Magie iſt, und wieviel Sie dabei gewinnen können! und — ich verſichere Sie, das Mädchen iſt auch ein ſchönes Kind! Sie dürften's nur ſehen.

Ich. Und kann Er denken, ich werde mich zu dergleichen Dingen mißbrauchen laſſen? Ich hätte gute Luſt, Ihn hier einzuſperren und der Polizei Nachricht von eurem Vorhaben zu geben, ihr Böſewichte!

Kaum hatte ich dies Wort geſprochen und einige Schritte zur Tür getan, ſo lief der häßliche Burſche ſchnell davon. Ich rief ihm nach: „Wenigſtens laß Er ſich warnen!" Er antwortete unten an der Treppe: „Sie trauen ſich nur nicht; der Teufel würde Sie zerreißen, weil Sie kein Junggeſelle mehr ſind!" Ich mußte des Toren lachen. Doch ging es mir nachher oft im Kopfe herum, ob die ganze Einladung nicht ein Schwank meiner Feinde war, um mich in Verſuchung zu führen, zu beſchämen und zu verderben. Im Ernſte reute es mich, daß ich nicht beſſere Maßregeln ergriffen hatte, um ihren Abgeſandten voll Brandmalen in Verwahr bringen zu laſſen.

Es kann aber leicht ſein, daß wirklich blödſinnige, betrogene Toren ſich im Ernſte an mich wandten. Denn ich mußte als Regiſtrator einen eigenen Artikel Schatzgräberei anlegen, um alle die tollen Unternehmungen, die ſich dergleichen Betrüger und Betrogene zuſchulden kommen ließen, immer zur bequemen Überſicht und Unterſuchung bei der Hand zu haben. Die Leute, welche dergleichen Geſchichten anſpannen, waren meiſtens Dorfmesner, liederliche brotloſe umhervagierende Pfaffen (ſogenannte Meſſenfiſcher), abgeſetzte, verdorbene Beamte, Jäger uſw. Die Betrogenen gehörten immer zur niedrigſten Klaſſe des Pöbels. Auch hier zeigte es ſich, daß ſie immer eines Mäd-

chens zu ihren Exerzitien bedurften. Aber keiner gestand bei der Inquisition, wozu man es eigentlich gebrauchte.

Am Fronleichnamsfeste mußte ich einmal dem Herrn Statthalter die Inful nachtragen. Das ganze Fest schien mir seit langem ein Triumph des Betrugs und der Dummheit, von Pfaffen erfunden, um dem Pöbel jährlich ein Schauspiel zu geben, das ihm die Fesseln seiner Vernunft noch lieber und ehrwürdiger machen sollte. Die vielen flatternden Fahnen, welche von den Zünften und Brüderschaften in bunter Glorie durch die Gassen getragen wurden, das sichtbare Bestreben der Eitelkeit, einander an Kostbarkeit des Stoffes und der Kleidung zu übertreffen, die an den Häusern paradierenden Gemälde, welche die abgeschmacktesten Vorstellungen von jeder Gattung dem Auge darboten, die jungen, grünenden Birkenbäumchen, die in den Kirchen und an allen Häusern aufgestellt waren, die mit abgemähtem Grase, Buchs und Blumen bestreuten Wege, auf denen der Zug sich fortwälzte, mahnten mich an eine verhunzte Nachahmung der heidnischen Umzüge des Altertums. „O, ihr Priester!" dachte ich dann, „eure Feste sind unsinnig und geschmacklos, wie eure Dichtungen: nirgends findet sich etwas Großes, Artiges, Schönes, Erheiterndes, Seelenerhebendes wie bei den Alten, überall nur läppische Figuren, Zieraten, Zeremonien ohne faßliche Bedeutung, gräßliche Bilder, kindischer Prunk, Glanz ohne Gout, Schellengeklingel, sinnloses Baalsgeschrei. Deine Treiber, o Herde, frohlocken heute im Siegeston, daß sie nicht nur deinen Verstand, sondern auch deine Sinne zu fesseln verstanden. Und du triumphierest, daß du so stark bist, so heldenmäßig stark im Glauben, in der Bereitwilligkeit, durch Unsinn dich betören zu lassen! Armes Volk, wann wirst du aufhören, Kind zu sein, wann wirst du endlich der Amme Hierarchie entwachsen?" Wenn ich dann, während der Bischof im kreischenden Tone die Benediktion

ſang und mit der blendenden Monſtranz die Luft kreuzweiſe durchſchnitt, von der Seite her das rauhe Kommandowort des Offiziers unſrer geputzten Bürgermiliz: „An! Feuer!“ darein tönen und die Musketen knallen und die Trommeln lärmen hörte, ſo war das Maß voll. Ich hätte über die Tollheit, daß die Leute das Unvereinbare, Barocke und Unſinnige einer ſolchen Zuſammenfügung von Andacht und militäriſchem Tumult gar nicht fühlten, und daß ſich die weltliche Macht zu ſolch einem geiſtlichen Maskenſpiele mißbrauchen ließ, vor Unmut ſtampfen mögen. Allein, da es nicht anging, meinen Verdruß laut werden zu laſſen, ſo kochte ich, ſtumm und in mich gekehrt, Ärger und Galle. Dies und das lange Währen der Prozeſſion machte mir nach und nach ſo übel, daß ich totenbleich und einer Ohnmacht nahe den Zug verlaſſen und vor der Zeit mit meiner Inful in die Domſakriſtei zurückkehren mußte. Herr Dompropſt vermied alſo in den folgenden Jahren, mich wieder zu einem Dienſte bei der Prozeſſion zu nötigen. So genoß ich einigemal des Glückes, wenigſtens des ſchmerzlichen Anblicks eines ſolchen Hypokritentriumphes überhoben zu ſein.

Weil ich aber von jeher gewohnt war, ſo oft das Volk an ſogenannten heiligen Tagen mit Andacht ein Kirchenfeſt feierte, mir zu ſagen: „Sollſt du, den die Vorſehung zu beſſern Grundſätzen geführt hat, weniger eifrig im Guten ſein, als der rohe Haufe in ſeiner frommen Einfalt?“ ſo beſtrebte ich mich mehr als ſonſt, ſolche Tage durch eine gute Tat zu heiligen. An einem Fronleichnamsfeſte beſuchte ich in dieſer Abſicht einen ſehr armen, ſchon lange krankliegenden Handwerker, der nicht weit von meiner Wohnung in einem elenden Gemach nach Hilfe ſeufzte, und brachte ihm Troſt, ſo gut ich's eben vermochte. Seine Wärterin, eine dürftige, alte Frau, welche ſich die Mühe nahm, für den Leidenden allenthalben eine milde Bei-

steuer zu sammeln, war zuweilen in unser Haus gekommen, um beim Ausfegen usw. zu helfen, und hatte mir von der Not des armen Dulders erzählt. Öfters wollte ich von nun an seine feuchte Hütte besuchen.

Eine Schauspielergesellschaft traf nach einiger Zeit in Augsburg ein. Wenn ein gutes Stück angekündigt ward, so sagte ich zuweilen in der Dompropstei, ich ginge spazieren und würde nicht zum Abendessen kommen. Dann verkleidete ich mich so, daß ich nicht mehr zu auffallend einem Geistlichen ähnlich sah, und setzte mich gewöhnlich auf einen vorteilhaften Platz vorne im Parterre. Ruhig saß ich während des Spieles da, hörte und sah nichts, als was auf dem Theater vorging, hatte die Augen voll Tränen bei den rührendsten Szenen und lachte von Herzen mit, wenn ein recht komischer Einfall zum Vorschein kam. Einst nahm ein artiges junges Frauenzimmer Platz an meiner Seite. Ihr Gesichtchen war ein niedliches Oval, ihre Augen glänzten voll Leben, ihre Manieren zeugten von guter Erziehung und ihr Anzug von Wohlstand. Ich hatte mi[illegible] im Eintritte gebratene Kastanien gekauft und knackte sie zwischen den Akten aus den Hülsen. Meine hübsche Nachbarin verzehrte Birnen. Ich beobachtete, daß sie mich einigemale mit Aufmerksamkeit betrachtete und sah sie deshalb wie fragend an. „Guten Appetit, Herr Nachbar!" sagte sie, „wollen Sie tauschen?" und bot mir ein paar Birnen an, wofür ich ihr sogleich den Rest meiner Kastanien reichte. Wir plauderten über einige Szenen des Schauspiels und wurden bald vertrauter. Man führte eben die Sonnenjungfrau von Kotzebue auf. „Ich hätte auch schon Klosterfrau werden sollen," sagte sie unter anderm, „aber ich sträubte mich dagegen, so gut ich konnte. Mein Herr Vetter ist Chorherr und meinte, er müsse aus mir eine Braut Christi ziehen. Aber Sie sehen, es mißlang. Dank sei dem Kaiser Joseph! Er hob das Kloster auf, in das

ich bestimmt war, und so ward ich der Zudringlichkeit meines Herrn Vetters los." — „O schade," sprach ich scherzend, „wenn man ein so artiges Kind lebendig begraben hätte! Die geistlichen Herren sagen doch immer, der himmlische Bräutigam sehe nicht auf äußerliche Schönheit, sondern auf die Schönheit der Seele. Wenn sie sich also nur mit runzeligen frommen Mütterchen begnügen möchten und uns Weltlichgesinnten die hübschen Gesichtchen ließen, dies wäre noch zu gedulden. Aber daß sie so gern schöne Kinder wegkapern und sie um die besten Freuden des Lebens betrügen, dies macht, daß ich die Schwarzröcke und ihr ganzes Institut hasse, mehr als Alonzo die Sonnenpriester und ihre Strenge." So unterhielten wir uns noch lange. Am Ende des Spieles kam ein artiger Mann herbei, um sie nach Hause zu begleiten. „Ach, Sie haben ein gutes Herz," sagte sie beim Abschiede wie gerührt und drückte mir dabei die Hand, „und sind zugleich so munter, ich wollte, ich könnte mich öfters mit Ihnen unterhalten. Kommen Sie nicht zuweilen an einem Feiertage abends nach Lechhausen zu Herrn .... in die schöne Laube?" Ich erwiderte: „Ich kann ja hingehen." Und sie sprach: „Mit Vergnügen will ich Sie erwarten." Noch kannte ich die junge Schöne so wenig als ihren Begleiter, denn ich hatte, wahrscheinlich aus Besorgnis, indiskret zu scheinen, versäumt, sie um ihren Stand und Wohnort zu fragen. Um hierüber ins klare zu kommen, nahm ich mir vor, dem artigen Paare in einiger Entfernung zu folgen und zu sehen, wohin es sich wenden würde. Aber ich verlor sie im Gedränge vor dem Saale aus den Augen und mußte, ohne meinen Zweck erreicht zu haben, nach Hause kehren. Die Unbefangenheit des schönen Mädchens und ihr Frohsinn hatten mir gefallen. Ich dachte oft an sie und ging sogleich am nächsten Feiertage nach Lechhausen, um sie in der angezeigten Laube zu suchen. Aber vergebens sehnte ich

mich nach ihr, einsam im Schatten sitzend; vergebens bestrich ich mit meinem Fernrohre die Lechbrücke und die Straße, auf der sie herankommen sollte. Sie kam nicht. Auch am folgenden Sonntage mußte ich mißvergnügt wieder nach Hause ziehen. Das Wetter wollte sich an Feiertagen lange nicht mehr aufheitern. An einem Festmorgen beschloß ich indes, den alten kranken Handwerker wieder zu besuchen. Um in sein Stübchen zu kommen, mußte ich erst durch ein artiges Haus und dann über einen Hofraum gehen, in den mehrere Treppen aus den angrenzenden Häusern zusammenliefen. Wie ward mir auf einmal so enge um's Herz, als dort das schöne Frauenzimmer, das ich seit der Komödie so fleißig gesucht hatte, im niedlichsten Hauskleide an einem Nelkengeländer stand und in sanfter Ruhe die Blumen begoß! Kaum hörte sie meinen Fußtritt auf dem Steinpflaster, so wandte sie sich um, blickte mich freundlich an und rief freudig aus: „Ha! sind Sie es?" Geschwinde setzte sie ihren Gießkrug beiseite und trat mir in den Weg. „Willkommen, Ew. Hochwürden! Wie haben Sie gelebt, seitdem wir Nachbarn wurden? Ich kannte Sie damals wohl, aber ich wollte Sie der Umstehenden halber nicht in Verlegenheit setzen, mir schien es, Ihre Kleidung sollte verbergen, wer Sie wären! Es freut mich recht, daß ich Sie nun sehe! Gewiß geht Ihr Weg wieder zu dem armen Greise da drinnen. Wenn Sie ihn wieder verlassen, so machen Sie mir das Vergnügen, bei mir einzukehren." Ich versprach zu kommen. Sie zeigte mir die Treppe, die ich steigen müßte. Es tat meinem Herzen recht wohl, einem so liebenswürdigen Geschöpfe von einer guten Seite bekannt zu sein. Als ich den Kranken verließ, harrte sie meiner bereits oben auf dem Altan und führte mich mit unschuldvoller Traulichkeit in ihr reinliches und niedlich möbliertes Gemach. „Ich muß das Haus hüten," sagte sie mit einnehmender Unbefangenheit, „und bin ganz

allein, wie Sie ſehen; alles iſt zur Kirche gegangen. Wir können nun recht offenherzig eins plaudern. Kommen Sie!" Da ſetzte ſie ſich auf das Sofa, ergriff traulich meine Hand und zog mich neben ſich. Meine ſchüchternen Mienen mochten verraten, daß ich mich durch dies Betragen etwas befremdet fand. Behende ſagte ſie: „Warum ſind Sie ſo ſcheu? Fürchten Sie ſich denn vor Frauenzimmern?"

Ich. Nicht vor ſo guten, wie Sie mir ſcheinen; es gäbe freilich welche, die ich fürchten würde.

Sie. Es gibt aber auch Geiſtliche, mit denen ich nicht ſo allein ſein möchte. Das erfuhr ich, als man mich zur Nonne machen wollte. (Sie ſeufzte.) Ich habe Ihre Fiſchergedichte geleſen, Sie können der rohe Mann nicht ſein, den ich fürchten müßte. (O, wie ſchmeichelte mir das ſo ſüß!) Sehen Sie dort das Klavier? Ich würde es lieben, wenn man mich nicht angehalten hätte, es für den Kloſtergebrauch zu lernen.

Ich. Sie ſpielen aber doch noch bisweilen zu Ihrem Vergnügen?

Sie. Nein, aber mein Bruder, den Sie neulich im Theater geſehen haben. Er holte mich ab.

Dies führte mich ohne Zwang darauf, mich näher um ihre Familie zu erkundigen. Es zeigte ſich, daß ſie die Tochter eines bekannten Augsburgiſchen Künſtlers ſei. Ich erzählte, daß ich ſie, auf ihr Wort hin, ſchon zweimal in Lechhauſen geſucht hätte. Hannchen erwiderte ſchmeichelnd: „Ach, ich dachte wohl auch daran, Sie könnten vergebliche Gänge machen, aber wir wurden nach Friedberg eingeladen und es war unmöglich, zu kommen. Verzeihen Sie mir und bleiben Sie das nächſte Mal nicht aus! Ich treffe Sie dort gewiß an.

Ich. Es mag ſich ereignen, was da will, ich bleibe nicht weg.

Sie (indem sie meine Hand sanft emporhob, sich zärtlich darauf herabneigte und dieselbe an ihre Wange drückte): „Sie müssen mein Freund werden! Eine so wohltätige Hand darf ich schon küssen.“ Nun wollte sie auch ihre Lippen darauf drücken, aber beschämt sträubte ich mich dagegen und zog die Hand zurück. Da öffnete sich die Tür und ihr Vater trat herein. Mir war bange, er möchte durch das Glasfenster in der Tür die letzte Szene gesehen haben und sie etwa übel deuten. Aber er betrug sich sehr höflich gegen mich, und das liebliche Mädchen sagte ihm sogleich: „Das ist der geistliche Herr, der zu unserm alten Manne kommt. Ich sah ihn eben hineingehen und bat ihn ein wenig einzukehren. Er hat mir versprochen, uns nächstens in der Laube zu besuchen.“ Nun lud mich auch der freundliche Künstler zur Abendgesellschaft ein, und ich eilte am nächsten Feiertage vergnügt nach Lechhausen. Noch kannte ich die trauliche Schöne nicht genug, um mit Gewißheit entscheiden zu können, ob sie meiner Zuneigung auch wert wäre. Aber ihre Unbefangenheit ließ mich ahnen, sie könne unmöglich zur schlimmern Klasse gehören. Kaum erblickte sie mich auf der Straße, so verließ sie die Laube und schwebte mir in holder Eile entgegen, wie eine Grazie lächelnd. Mit einer Offenheit, die ihresgleichen nicht hatte, unterhielt sie mich den ganzen Abend, der mir unter Gesängen und süßem Geschwätze, gleich wenigen Minuten, dahinfloß. Ich mußte versprechen, daß ich ihr bis zur nächsten Zusammenkunft ein Gedichtchen machen wollte. Es fügte sich eben, daß ich unvermeidlicher Geschäfte halber schon um acht Uhr in der Dompropstei erscheinen sollte, allein ich konnte mich erst losreißen, als es bereits finster zu werden begann; der Vater hätte noch gern sein Glas Wein geleert, und ich sah mich gezwungen, Abschied zu nehmen, ohne sie, wie ich wünschte, nach Hause führen zu dürfen. Hannchen be-

gleitete mich den langen Gang hinab durch den Garten. Sobald wir dem Vater und ihrer Schwester aus den Augen waren, schlang sie freundlich ihren linken Arm um meine Hüften und ich meinen rechten um ihren schlanken Leib. So gingen wir bis an die Umzäunung des Gartens. Der Dämmerung einladendes Dunkel, der sprechende Liebesblick, die Traulichkeit des herzlichen Mädchens und die Einsamkeit selbst luden mich ein, mein Haupt auf ihre Schulter zu lehnen und dann meine Lippen auf ihre blühende Wange zu drücken. Sanft, wie eine Purpurnelke, die der schmeichelnde Zephyr behaucht, neigte sie das schöne Haupt zurück, daß mein heißer Mund sich auf den weichen Hals verirrte. Zärtlich drückte sie meine Hand beim Scheiden, als wollte sie mir dadurch sagen, wie wenig ihr meine Kühnheit mißfallen hätte. Unvergeßlich schwebte nun, die folgenden Tage durch, die süße Szene vor meiner bezauberten Seele, und ich schmachtete immer voll Verlangen nach ihrem süßen Geschwätze. Jetzt fühlte ich recht, was Plato sagt: „Ein Liebeskuß entzündet das Blut, wie Gift in Honig genossen."

Unruhig harrte ich des kommenden Feiertags und blätterte mein ganzes Gedankenregister vergebens durch, um etwas Leidliches für das liebliche Kind zu dichten. Mit keinem Aufsatze war ich zufrieden. Immer schrieb ich, und immer zerriß ich wieder die Blätter. Der Sonntag kam heran, es glänzte der heiterste Himmel, und noch hatte ich kein Gedichtchen vollendet. Sogleich nach dem Mittagessen ging ich in das niedrige Buschwäldchen hinaus, das die Heide bei Lechhausen nicht unangenehm kleidet. Schon öfters hatte ich da mit Vergnügen allerlei Aufsätze geschrieben; ich hoffte, auch jetzt sollte mich der Geist der Idylle anwehen. Ich irrte mit Papier und meiner messingenen perpetuierlichen Feder, die im Oberteile zugleich die Tinte enthält, lange im Gesträuche hin und her, aber die

Einfälle wollten sich nicht haschen lassen, sie entflohen mir, wie Schmetterlinge einem zu ungeduldigen Knaben. Endlich wußte ich meiner armen Seele keinen bessern Rat, als den letzten Abend in der Laube zu besingen. Es gelang mir besser, als ich gehofft hatte. Überaus lieblich errötete sie, als ich ihr in der Laube aus meinem unordentlich beschriebenen Blatte das Gedichtchen vorlas, aber sie konnte die Freude nicht bergen, der Gegenstand dieses Gesanges zu sein. Ganz unverhohlen wünschte sie, der Aufsatz möchte schon jetzt, ins reine geschrieben, vor ihr liegen, um ihn je eher je lieber mit sich nach Hause zu nehmen. Öfters fragte sie deshalb mit schlecht verborgener Ungeduld, ob ich ihn nicht bald abgeschrieben ihr überreichen würde. Ich versprach die möglichste Eile, und sie drückte mir dafür desto inniger die Hand. Es folgte ein sehr vergnügter Abend. So oft mir ein Gläschen eingeschenkt ward, kredenzte sie kosend den Wein und blickte mir zärtlich in die Augen. Wir sahen ein Donnerwetter heranziehen und beschlossen, nach Hause zu kehren, ehe uns der Platzregen überraschen könnte. Es dunkelte bereits, als wir aufbrachen, und ward immer dunkler, je näher die schweren Wolken heranzogen. Hannchen und ich liefen Arm in Arm ein wenig voraus, ihre blasse Schwester und der Vater folgten uns in geringer Entfernung. Der Gewitterwind sauste und wirbelte den Staub um uns auf. Die Blitze wurden blendender, und der Donner rollte immer näher und schmetternder. Hannchen schmiegte sich an mich und fuhr bei jedem heftigen Schlage erschrocken zusammen. Immer unbändiger toste der Sturm. Ich sprach ihr Mut ein und ermunterte sie durch mein Beispiel. Schon waren wir eilig durch die Stadt bis zum Klinkertore gelaufen, da krachte es plötzlich hinter uns, wie wenn durch eine entzündete Mine die nahen Türme geborsten wären, denn der Strahl war auf das Torgebäude herabgefahren.

Mit einem lauten Schrei fiel mir Hannchen um den Leib, verbarg ihr Antlitz an meiner Bruſt und wußte ſich vor Schrecken nicht zu faſſen. Ich war zwar auch etwas betroffen, denn der Blitz hatte mich ſo ſehr geblendet, daß ich einige Augenblicke keinen Gegenſtand mehr unterſcheiden konnte. Allein ich fand die Situation, in die mich der Zufall mit dem ſchönen Mädchen geſetzt hatte, zu intereſſant, als daß eine andre Empfindung als behagliches Wohlgefallen in meiner Seele hätte Raum finden können. „Schade," hätte ich gern mit Wielands griechiſchem Autor im Agathon ausgerufen, „ſchade, daß ein ſolcher Zuſtand nicht immer währen kann!" Ich hielt das liebliche Weſen einige Augenblicke mit ſanftem Drucke in den Armen und ſagte mit ſchmeichelndem Tone: „Was fürchtet die Unſchuld? Das Feuer des Himmels ſchadet ihr nicht! Erholen Sie ſich, es hat keine Gefahr." Angſtlich atmend hob ſie ſich von meiner Bruſt und ſchmiegte ſich bei jedem Blitze wieder inniger an meine Seite. „O Sie ſollten immer bei mir ſein," ſagte ſie nach einer Weile, „dann würde ich mich nicht mehr fürchten. O Gott! wenn Sie nur kein Geiſtlicher wären!" Ich ſeufzte tief: „Wollte der Himmel, ich wär' es nicht!" Wir waren beide nicht wenig bewegt. Es ſchien, das ſchrecklich Erhabene der Naturerſcheinungen um uns her hatte der innigſten Rührung unſre Herzen geöffnet. Der Vater mit ihrer Schweſter war jetzt an unſern Ferſen. Unter Sturmgeſaus langten wir endlich bei ihrer Wohnung an. Kaum waren wir alle unter das Dach getreten, ſo begann der Regen rauſchend zu ſtrömen. Ich durfte alſo noch einige Zeit in Geſellſchaft des ſanften Mädchens verleben, und ſie zeigte mir mit freundlicher Geſchäftigkeit ihre Kleider und ſchönen Sachen, ſamt dem niedlichen Käſtchen, worin ſie mein Gedichtchen, gleich dem köſtlichſten Geſchmeide, aufbewahren wollte. Zärtlich drückte ſie meine Hand an ihr

Herz, als ſie mich endlich entließ. — Sobald ich am folgenden Morgen vermuten konnte, nun würde ſie das Frühſtück verzehrt haben, eilte ich zu ihrer Wohnung und brachte ihr meine Idylle. Mit freudefunkelnden Augen und errötenden Wangen drückte ſie das Blatt an ihren Buſen und an die friſchen Lippen, ſetzte ſich in eine Ecke des Zimmers und durchlas es lächelnd und verſchämt wie einen Liebesbrief. Als ſie damit zu Ende war, erhob ſie ſich von ihrem Sitze, drückte mir ſchmeichelnd die Hand und ſagte etwas verlegen: „Ach, wenn's nur nicht darin ſtünde, daß Sie mich geküßt haben, ſo könnte ich's meinen Freundinnen zeigen! Aber nun geht's nicht an! Doch — ich weiß, was ich tue, ich will die Stelle ausſtreichen, daß ſie niemand mehr entziffern kann, ſo iſt dem Fehler abgeholfen!" Wirklich langte ſie zu meinem nicht geringen Befremden Tinte und Feder aus dem Schreibtiſche hervor und fing an, meine Schrift wacker zu durchackern. Ich ſtand betroffen da und nahm früher Abſchied, als ich mir vorgenommen hatte. Von nun an war ich für den ganzen Tag verſtimmt. Abends ging ich an der Wertach hinauf ſpazieren und ſchrieb die Idylle: Eitelkeit, ein Zeichen des Mangels an Zuneigung. „O, Hannchen!" dachte ich, „Vertrauen und Freundlichkeit weichen ſchüchtern aus der Geſellſchaft zurück, wo nur Eitelkeit ſie willkommen heißt."

Ich gab ihr bei der nächſten Zuſammenkunft in Lechhauſen das neue Gedichtchen. Aber ſie fand es ſo herbe, daß ſie mir von der Stunde an kein gutes Wort mehr verlieh. So unbefangen und traulich vorher ihr Betragen war, mit ſoviel Zwang und Zurückhaltung begegnete ſie mir von nun an. Auch ich „fühlte mich" und eilte bald, ohne ihre Heimkehr nach Augsburg abzuwarten, verſtimmt davon. Wir ſahen uns nicht wieder. —

In meinen ſelbſtgewählten Nebenbeſchäftigungen liebte

ich, von meinen Knabenjahren an bis jetzt, immer einige Abwechslung. Schon in der dritten Schule zu Dillingen verfertigte ich bald kleine Vogelhäuschen mit Trillen, vermittels welcher der hüpfende Vogel ein paar tanzende Figürchen bewegen sollte, bald phantasierte ich Räubergeschichten und Harlekinaden oder übte mich im Versemachen und Übersetzen aus Des Billons Fabeln usw. In Neuburg, im Kloster und zu Eichstädt hatte ich auch meine Tage, an denen ich durchaus nichts dichten, aber über allerlei wichtigen oder unwichtigen Maschinen, Pump- und Druckwerken, immer laufenden Springbrunnen usw. oder mathematischen Aufgaben brüten mochte, an andern Tagen, vorzüglich im anbrechenden Frühling, empfand ich Ekel an allen dergleichen trockenen Beschäftigungen, wie sie mir dann vorkamen, und konnte mich nicht mehr enthalten, meinem Hange, Idyllen oder Verse zu machen, nachzugeben. So brachte mich zu Augsburg im Herbste 1792 die Veränderlichkeit meiner Neigung auf den Einfall, eine Rechnungsmaschine zu erfinden, welche jedermann in den Stand setzen sollte, durch bloßes Umtreiben einer Kurbel die größten Multiplikationen und Divisionen fehlerlos und schnell zu beendigen. Eine Woche lang ging ich täglich auf einen angenehmen Platz am Lech hinaus, setzte mich auf einen abgesägten Weidenstrunk, zeichnete mit Bleistift die einzelnen Teile und die Zusammenfügung des Ganzen und ruhte nicht, bis nach und nach alle Schwierigkeiten gehoben waren. Ich mußte mehrere Einfälle nach der Reihe verwerfen, bis ich endlich an den möglichst einfachen geriet. Denn ohne diese Einfachheit wäre die Maschine zu kompliziert geworden. Mit der Multiplikation hatte ich's bald ins reine gebracht. Aber bei der Division, die, wie ich sogleich einsah, zum Teil nur durch Aufzählung der Zahlen auf die Räder in umgekehrter Ordnung mit ebenderselben Multiplikationsmaschine ver-

richtet werden konnte, brachte der Umstand, daß ein Vorgericht an den Rädern genau anzeigen muß, ob die ganze, nach jeder Subtraktion restierende Zahl größer oder kleiner als der Divisor, oder demselben gleich sei, große Schwierigkeiten hervor. Ich grübelte hierüber so lange und zerbrach mir den Kopf so sehr, um eine recht einfache Einrichtung zu erfinden, daß ich zu begreifen anfing, wie es kommen könne, daß sich manchmal ein Denker mit schwächern Nerven als ich zum Wahnsinnigen studiere. Das Ganze zerfiel am Ende in drei große Hauptteile. Der erste ist eine eigentliche Zählmaschine aus 12 oder mehr Rädern bestehend, deren jedes 10 Zähne mit zwei beigeschriebenen Ziffern von 1 bis 0 in natürlicher und in verkehrter Ordnung trägt. Wenn alle Räder auf 0 gestellt werden, und man treibt das erste Rad um, so zählt die Maschine von 1 bis zur Billion usw. Der zweite Teil ist der Läufer oder der Wagen, der einen Faktor oder den Divisor und eine große Walze mit Zähnen trägt, welche 10 bis 12 Tasten in Bewegung setzen. Der dritte Teil enthält das Vorgericht, durch welches der Wagen zu rechter Zeit ausgelöst, fortgeschoben und der Quotient hervorgebracht oder der andre Faktor in Wirksamkeit gesetzt wird. Es wäre zu weitläufig, hier das Ganze zu beschreiben.

Meine Registraturgeschäfte ekelten mich indes nur desto mehr an. Ich hätte immer an meiner Lieblingsarbeit sitzen oder mich mit Dichten und Philosophieren abgeben mögen. Denn auch jetzt zog mich die Veränderlichkeit meiner Neigung bald zur Mechanik, bald zur Poesie hin. Dennoch mußte ich nun den Akten und dem Kanzleidienste weit mehr Zeit widmen, als gewöhnlich. Denn der Kurfürst von Trier war den siegreichen französischen Waffen entflohen und hatte sich nur mit einem geringen Gefolge in sein Bistum Augsburg zurückgezogen. Da nun das Personal der geheimen Kanzlei- und Kabinettsexpedition aus

zu wenigen Sekretären bestand, fand Herr Statthalter für gut, mir die Ausfertigung aller geheimen Kabinettsresolutionen, Bescheide auf Protokollauszüge, Dekrete, Bestallungen usw. für das Fürstentum Augsburg zu übertragen. Von nun an mußte ich täglich, wenn ich die Registratur besorgt hatte, ins Zimmer des Herrn Statthalters kommen und einige Stunden lang, oft bis in die späte Nacht, Geheimschreibersdienste tun. „Dafür sollen Sie Ihren liebsten Wunsch bald erfüllt sehen," sagte Herr von Ungelter, „und gewiß eine gute Pfründe erhalten." Diese Hoffnung und die Freude, nun endlich einmal Gelegenheit gefunden zu haben, meinem freigebigen Kostherrn seine Tischgenossenschaft durch Fleiß und außerordentliche Anstrengung vergüten zu können, gaben mir Mut und Beharrlichkeit, allen Unmut und Ekel am Schreibtisch fortwährend zu besiegen. Hätte ich mich geweigert, so wär' er gezwungen gewesen, auf seine eigenen Kosten einen Sekretär zu dingen. Denn er wollte durchaus nicht das Ansehen haben, als wäre ihm irgendein Opfer zu teuer, wenn es darauf ankäme, den gnädigsten Herrn einer Last zu überheben. Bald ereignete es sich, daß Pfarreien und Frühmesserstellen auf dem Lande, die Herr Statthalter zu verleihen hatte, erledigt wurden; ich machte Miene, mich darum melden zu wollen, aber immer ward meine Hoffnung, sobald ich nur den Mund öffnete, mit der Äußerung niedergeschlagen, die Stelle sei in petto (durch eine vorläufige, geheime Entschließung) schon lange vergeben gewesen. Als nach der Wahl Kaiser Franz' II. eine Menge Supplikanten sich um das Vorwort des Kurfürsten bewarben, um per primas preces auf irgendein Kanonikat befördert zu werden, ermunterten mich einige Freunde, den Versuch zu wagen, ob ich nicht ein Empfehlungsschreiben vom Hofe erhalten könnte, denn seit langem waren diejenigen, welche ein solches Schreiben erhielten, per primas preces zu

Präbenden gelangt. Da ich täglich mit Herrn Statthalter, von dessen Vorstellungen bei dem Kurfürsten der Erfolg einer Bittschrift von dieser Art größtenteils abhing, bei Anlaß der geheimen Expeditionen zu sprechen Gelegenheit hatte, so durfte ich um so mehr auf seine Geneigtheit mir zu helfen einige Hoffnung setzen, als er wirklich alle Tage meine Bemühung, ihm mit Aufopferung jeder Bequemlichkeit zu dienen, bemerken mußte. In der Tat gab er mir diesmal nicht eine völlig abschlägige, sondern eine solche Antwort, die man gewöhnlich einen Hofbescheid nennt, weil sie sich nach Gefallen günstig oder ungünstig drehen und verdrehen läßt. Ach! da standen mir, wie schon öfters, die Klienten eines adeligen Verwandten, eines Domherrn von der Partei des Herrn Dompropsts oder eines Beamten, der meinem Gönner schon einmal gefällig war — vielleicht noch irgendwo gefällig sein sollte — oder ein scheinheiliger Schmeichler und dergl. im Wege. Die Bemerkung war leicht zu machen, daß ich wenig zu hoffen hätte. Herr Statthalter handelte ohnehin nach dem Grundsatze, den er sehr oft äußerte, daß die mittelmäßigsten Köpfe unter den Studenten die besten Landpfarrer und Benefiziaten von aller Gattung abgäben. Darin mochte er recht haben, wenn es ein Verdienst ist, ängstlich beim dogmatischen Schlendrian zu bleiben, dem Volke Unsinn zu predigen, im Beichtstuhle Kreuze zu schlagen, die Messe zu murmeln, nebenbei sich gütlich zu tun, viel zu schnarchen und gelegentlich über Aufklärung zu schimpfen. Bald mußte ich armer Lechzer mit eigener Hand ein paar Briefe an den Kaiser, mit Nebenschreiben an den Fürsten Colloredo in forma majori ausfertigen, durch welche zwei Kandidaten des Priesterstandes zur Beförderung auf Präbenden empfohlen wurden. Auch sie hatte der Umstand, daß ihre Freunde bei Hofe in Gunst standen und also manche Vorsprache für sie einlegen konnten, ohne

weiteres Verdienst zu dieser Gnade qualifiziert. Noch war die dritte Präbende übrig, zu der ich empfohlen werden konnte, die Ausfertigung der Rekommandation blieb lange aus. Beinahe wäre ich gutmütig genug gewesen, zu glauben, Herr Statthalter habe mir nur darum die Expedition derselben entzogen, um mich desto angenehmer mit einem Diplom der ersten Bitte (primarum precum) selbst zu überraschen. Aber nur zu frühe merkte ich, daß ich mich in allzu süße Träume verloren hatte. Denn auf einmal brachte mir Herr Statthalter ein Schreiben zur Expedition, welches einen Mann zur Beförderung auf ein Kanonikat empfahl, der schon zwei gute Benefizien im Domstift besaß und kein andres Verdienst hatte, als daß er die Kirchenzeremonien kritisch genau anzuordnen wußte, sehr grobe Späße machte und immer einen Vorrat handgreiflicher Schmeicheleien für seine hohen Gönner in Bereitschaft hatte. Desto fester stand nun in meinem Herzen der Entschluß, in Zukunft von niemandem als von meinen eigenen Kräften Glück und Fortkommen zu erwarten.

Dergleichen Vorfälle brachten in mir eine solche Stimmung hervor, daß ich kein geographisches Buch und keine Reisebeschreibung lesen konnte, ohne an jedem einsamen Felsen oder in jeder Wildnis in Gedanken eine stille Hütte zu bauen und den Plan eines höchst bedürfnislosen Lebens auszuspinnen. Die Schweiz blieb lange mein liebstes Land. Das Leben des armen Mannes in Toggenburg erzeugte Phantasien von einem glücklichen Zustande in mir, den ich erringen könnte, wenn ich in den wildesten Alpengegenden eine Strecke sonnigen, an Felsen klebenden fruchtbaren Geländes urbar machen würde, deren ich ihres Zaubers halber lange nicht loswerden konnte. Die Reisen ins südliche Frankreich von Fisch ließen mich ein himmlisches Leben in der Nachbarschaft der

Sevennen oder im Languedoc vermuten, wenn ich mich dorthin zurückziehen, mit meinen Büchern und Schriften als ſtiller Waldbewohner leben und dem Stande der Natur ſo ſehr als möglich getreu bleiben würde.

Manchmal hatte ich auch den Einfall, auf dem Zürcher See ein geräumiges Schiff zu kaufen, ein bequemes Bretterhäuschen darauf zu bauen, dasſelbe zur täglichen Wohnung mit Küche, Bett, Vorratskammer, Ofen und Bibliothek uſw. einzurichten, bald da- bald dorthin zu rudern, in den ſchönſten Gegenden zu landen, meine Freunde in der Stadt, ſo oft es mir gefallen würde, zu beſuchen, nebenbei zu fiſchen, zu dichten, zu arbeiten und in ſtiller Unabhängigkeit auf meinem ſchwimmenden Eiland glücklich zu ſein. Aber das ſchnelle Vermodern der Schiffe, die Unbequemlichkeit dieſer Lebensart im Winter, wenn meine Wohnung einfrieren und vom Eiſe ganz umgeben ſein würde, die Ungewißheit, ob man einem Fremden auch erlauben würde, ſo zu leben, erregten mir mancherlei Bedenken und zogen einen Nebelflor vor die Augen meiner Phantaſie, ſo daß ich das luſtige Plänchen wieder aus dem Geſichte verlor. Einſt dachte ich wohl gar, es könnte vielleicht angehen, auf einer ſeichten Stelle im See eine kleine Inſel zu bilden, Kieſel und Steine herbeizuführen und ſo den überſchwemmten Grund bis über das Waſſer zu erhöhen, dann eine Hütte darauf zu errichten, das Erdreich durch fortgeſetzte Zufuhr auf Kähnen täglich zu vermehren, ein Gärtchen anzulegen, Bäume zu pflanzen und ſo ein eigenes neues Ländchen zu erſchaffen. Allein die gegründete Furcht, die Schifferinnung möchte Einwendungen gegen mein Unternehmen machen, meine größte Anſtrengung wahrſcheinlich durch ihr Widerſtreben vereiteln und nicht ruhen, bis vielleicht das ſchon halb vollendete Werk ins Stocken geriet, ſchreckte mich von dieſem romantiſchen Vorhaben mehr ab, als die unſägliche Mühe,

welche angewandt werden müßte, um auch nur einen sehr kleinen Fleck Landes aus dem See emporsteigen zu heißen.

Ein andächtiger Kaufmann hatte sich im dichtesten Walde bei den Sieben Tischen eine artige Einsiedelei gebaut, die nicht leicht jemand fand, wenn er nicht von einem Bekannten zur Stelle geführt wurde, obwohl die Straße in einer nicht sehr beträchtlichen Entfernung daran vorüberstrich. Ein Gärtchen samt einer niedlichen kleinen Zelle war in die Tiefe vergraben, so daß man dem angenehmen Aufenthalte ganz nahe kommen konnte, ohne ihn zu entdecken. Selbst wenn man das Gärtchen erblickte, erkannte man die Hütte der Einsiedelei noch nicht. Sie war durch einen hohen Wall von dem Gartenlande gesondert und stand mit ihrem moosbedeckten Dache samt einem sehr kleinen Gärtchen in einer engern, mit Dorngebüschen dicht umpflanzten Vertiefung, in die man nur durch einen verborgenen Eingang dringen konnte. Diese Verborgenheit, mit einer ganz unabhängigen Lebensart zusammengedacht, hatte soviel Reize für mich, daß ich in vollem Ernste darauf sann, eine ähnliche verborgene Hütte in einem Lande, wo ich unbekannt wäre, z. B. im Elsaß oder in der Schweiz zu erbauen und mit allerlei Vorrat, den mir die Natur darbieten würde, im Notfalle einen kleinen Handel zu treiben. Meine Vorliebe für Unabhängigkeit von dieser Art ging so weit, daß ich wirklich einen schriftlichen Plan verfaßte, wie ich mich als Waldbewohner auf die einfachste Art nähren könnte. Der Gedanke: „So kannst du dich von dem Priestertum am besten losmachen," ließ mein Feuer lange nicht erkalten. Nur mochte ich mich in keinem Lande niederlassen, in welchem eine mir unverständliche Sprache gesprochen würde. Denn so ganz von aller Gesellschaft abgesondert, daß ich keines menschlichen Umgangs bedürfte, konnte ich mich gar nicht denken. Ich meinte immer, wenn ich einmal in meiner einsamen Hütte warm

säße, würde sich wohl eine freundschaftliche Seele finden, die ihr Herz mit mir teilen möchte. Weil ich bereits im Besitze einiger Louisd'or war, so nahm ich als gewiß an, ich würde sowohl die Reisekosten als den Ankauf der nötigen Werkzeuge mit meinem kleinen Geldvorrate bestreiten können. Dann wollte ich mir eine Hütte bauen, nicht in die Tiefe wie der andächtige Kaufmann, denn ich scheute die Nässe, sondern in die Höhe, in eine Höhle, oder an einen Abhang, wohin niemand dringen könnte. Wirklich wog ich meine Bedürfnisse und meine Erwerbungsmittel sorgfältig gegeneinander ab und brachte heraus, daß ich auch im Falle der äußersten Armut doch immer noch Auswege genug wüßte, um vergnügt leben zu können.

Mein Überschlag lautete also: ein Waldbewohner kann, ohne viel Aufsehen zu machen,

hegen eine Ziege, ein paar Schweine, vielleicht auch einen Esel, Kaninchen, Hühner, Tauben, vielleicht (wenn es die Lage gestattet) auch Enten, Bienen, Kanarienvögel, Schnecken in eigenen Umzäunungen, Mehlwürmer usw.;

sammeln Futter für eine Ziege: Gras, Reiser und Heu an steilen Abhängen, Rainen, in Wildnissen usw., Futter für Schweine: Eicheln, Buchnüsse, Quecken, allerlei Abfall seiner Küche usw., Futter für einen Esel: Gras, Disteln, Heu usw., Futter für Kaninchen: im Sommer Gras, Quendel, Kohlblätter, Wacholderstauden und Beeren und für den Winter zartes Heu usw.; Streue für alle diese Tiere: abgefallenes Laub; Futter für Hühner und Tauben: allerlei wilde Gesäme, Zaunwicken, Maikäfer usw.; Futter für Schnecken: Klettenblätter, allerlei Gras und Kräuter; für seine eigene Küche allerhand eßbare Kräuter und Wurzeln (wovon ich ein besonderes Register aus Löwes Handbuch der Kräuterkunde auszog): Holzäpfel, Holzbirnen, Erdbeeren, Brombeeren, Schlehen, Wacholderbeeren usw., Feldsalat, Brunnenkresse, Steinkresse, Ho-

lunderbeeren, Haſelnüſſe, Pilze, Morcheln, Trüffeln uſw. Auch zum Verkaufe Ameiſeneier, Waldrauch aus Ameiſenhaufen, ſchöne wilde Blumen oder ihre Zwiebeln, aromatiſche Kräuter für Potpourris uſw., Harz, Tannenzapfen, Verſteinerungen uſw., Arzneikräuter für Apotheker uſw., Schnecken. Ferner zum Ausſtopfen ſeiner Kiſſen uſw. Weiderichwolle im ſpäten Herbſte, Weidenwolle im Frühling uſw., Brennholz;

verfertigen Vogelhäuschen, Beſen, Beſenſtiele, Stützen, Wäſcheſtangen, kleine Leitern, Körbe, Strohhüte, Pfeifen, Skelette in Ameiſenhaufen, Farben aus Kräutern und Beeren, Rähmchen, allerlei Schnitzwerk, Pfeile und Bogen, Armbrüſte, Sammlungen wilder Holzarten in Käſtchen, mathematiſche Kinderſpiele, wie ſie Catel in Berlin fabriziert, Potpourris, wohlriechende kleine Kiſſen zum Parfümieren neuer Wäſche, Geigenbogen uſw.

fangen Fiſche, Fröſche, Krebſe, wilde Enten mit Angeln uſw., Haſen in Schlingen, Rebhühner mit Maſchen, Igel, kleine Singvögel, ſowohl Mückenfänger (Nachtigallen, Grasmücken uſw.) als Kernbeißer (Finken, Stieglitze uſw.), Raubvögel, Uhus, Eulen, Spechte uſw., Eichhörnchen, Marder, Dachſe uſw.;

anbauen wenigſtens an ungangbaren Plätzchen, unter Zäunen, an Rainen und Abhängen, wo niemand hinkommt oder dergleichen vermutet: Kartoffeln, Mangold, Kappes, Salat, Welſchkorn, Schnittlauch, Kohlrabi, gelbe und rote Rüben, Ackerrüben, Bodenkohlrabi, Sellerie, Zwiebeln, Meerrettich, Rettich, Kürbiſſe, Kukumern uſw.;

verkaufen alles, was er im Überfluſſe ſammeln, verfertigen, fangen oder anbauen kann. Ferner Zicklein, junge Kaninchen, Kanarienvögel, Hühner, Eier, junge Tauben, Schnecken, Mehlwürmer, Hirſchkäfer zum Spiele für Kinder uſw.

Notwendig müßte er dagegen kaufen Brot, Mehl,

Kleider, Weißzeug, Öl oder Talglichter, einen Ofen und Küchengeräte usw., Werkzeuge, allerlei Sägen, Beile, Stemmeisen, Messer, Hobel, Schubkarren, Bohrer, Rechen, Schaufeln, Spaten usw., Kleie und den Abfall vom Getreide (Taubengesäme), zum Winterfutter für seine Hühner und Kaninchen usw., Waschgeschirre, Netze, Schnittstuhl usw., ein Bett.

Das letztere, sowie meine Bücher und allerlei Gerät dachte ich mitzunehmen. Sogar einen Kalender verfertigte ich mir, welcher auf jeden Tag oder wenigstens auf jede Woche genau angab, welche Verrichtungen mit Nutzen vorzunehmen seien, was am besten gesammelt, gefangen, angebaut, verfertigt, verkauft und gekauft werden könnte, so daß ich nach Vollendung meines Aufsatzes voll Entzücken ausrief: „Gott sei Lob und Dank! Mir kann's nie ganz übel gehen auf Erden!"

Meine süßen Träume von Unabhängigkeit und Befreiung aus den Fesseln der Hierarchie wurden nun von Tag zu Tag lebhafter, die Beschwerden des geistlichen Standes, dessen Verrichtungen mit meiner Überzeugung so sehr im Widerstreite lagen, schienen mir stündlich zuzunehmen, und mein Amt, das mich in allerlei Verdrießlichkeiten unablässig verwickelte, ekelte mich immer unausstehlicher an; der gänzliche Mangel an offenherzigen Freunden und der Druck, unter dem ich seufzte, sowie die Ränke und Tücken der Hofleute, die ich täglich bemerken konnte, erfüllten mich mit Widerwillen gegen die Verhältnisse, in denen ich stand, so daß mein Geist in ewiger Unruhe einen schicklichen Ausweg suchte, mich aus einer Lage zu retten, die mir so unbehaglich war.

Ich fühlte indessen wohl, daß mein Plan, als ein Waldbewohner zu leben, nur als ein Rettungsmittel im äußersten Notfall anzusehen sei, denn seine Ausführung forderte nichts Geringeres, als den Wissenschaften und allen Be-

quemlichkeiten des Lebens auf einmal zu entſagen und der Unabhängigkeit alles übrige, was dem Menſchen angenehm iſt, für immer aufzuopfern. Unermüdet ſann ich alſo auf neue und ergiebigere Mittel, meinen Unterhalt als ein freier Mann, ohne ein Geiſtlicher zu bleiben, ergiebig und doch mit einiger Bequemlichkeit zu erwerben.

Wenn ich die Verfügungen der franzöſiſchen Volksrepräſentanten mit unſern katholiſchen Einrichtungen und dem hierarchiſchen Unweſen verglich, das von Natur aus aller Verbeſſerung widerſtrebt, ſo ward mir mein Zuſtand noch um einen merklichen Grad unerträglicher und ekelhafter. So oft ich die Zeitung las und eine große Idee, deren Ausführung ich kaum nach ein paar Jahrhunderten für möglich gehalten hatte, wirklich durch Geſetze zur Ausführung gebracht ſah, ſchlug mir das Herz lauter und ich ſegnete das Land, das die Vorſicht erkoren hatte, durch Licht und Kraft die Völker eine Stufe höher auf der Leiter der großen Erziehung emporzuführen. Wenn mir jemand Klagen über das gegenwärtige Mißgeſchick Frankreichs vorwinſelte oder im Tone eines Unglückspropheten vorpolterte, ſchlug ich ſie mit der Einwendung nieder: „Ein Mann, der ein Haus baut, muß nicht verlangen, noch ehe der Bau zur Hälfte vollendet iſt, bequem darin zu wohnen.“ Ich empfand ſo viel Hochachtung vor den neufränkiſchen Geſetzgebern, daß es mir gar nicht zu Sinne kam, an der Redlichkeit und am geraden Biederſinne irgendeines Deputierten zu zweifeln. Der Gedanke, in einem ſo freien glücklichen Lande mein Leben zu beſchließen, ward bald zum Vorſatze und zum Lieblingsgedanken. Welche ſchöne Ausſicht! Auf einmal lag das unbekannte Land neu entdeckt vor mir, wo jeder ehrliche Mann denken, ſchreiben und tun durfte, was einem ehrlichen Manne geziemt, ohne deswegen ſeiner Bürgerrechte beraubt oder verfolgt zu werden. Oft fiel mir ein, ich ſollte nach Straßburg gehen und dort

als geschworner Geistlicher Wahrheit und Tugend nach meiner Überzeugung lehren. Aber bei allem Vertrauen, das ich auf den Heldenmut und den patriotischen Enthusiasmus meiner geliebten neuen Republikaner setzte, vermochte ich doch die Besorgnis nicht völlig zu besiegen, es könnte den Deutschen gelingen, das Elsaß zu erobern und eine Zeitlang in Besitz zu nehmen, dann wären alle meine schönen Hoffnungen, wenigstens solange der Krieg dauern würde, zerstäubt.

Einst, als Herr Statthalter mit dem Kurfürsten auf einige Tage verreist war, ging ich zur Erholung ins Dorf Göggingen spazieren, besah das neuerbaute geistliche Zuchthaus und schlenderte sinnend in der Gegend umher. „Du hast schon allerlei erdacht," sagte ich zu mir selbst, „mache endlich auch etwas ausfindig, das dir Brot gibt!" Ich verfiel auf allerlei Unternehmungen und entschied nach mancher Überlegung, die vorteilhafte Fabrikation auch der geringsten Ware, die als Kleidungsstück durch den täglichen Gebrauch verzehrt wird, sei die unerschöpflichste Goldgrube. Nun führte mich der Weg zum äußersten Hause des Dorfes, und es tönte mir ein Geklirre entgegen, das mich augenblicklich an eine Bandmühle erinnerte, von deren Dasein in Göggingen ich vor kurzem flüstern gehört hatte. Neugierig trat ich ans Fenster, erkannte die Maschine beim ersten Anblicke und sah, wie eine arme Frau dieselbe einigen Zuschauern zu Gefallen in Gang brachte. Sogleich trat auch ich zu den übrigen in die enge Stube, faßte die Einrichtung des ganzen Werkes und seiner Teile genau ins Auge, ließ mir jede Bewegung erklären und vormachen und schied, als ich alles wohl begriffen hatte, nicht ohne Hinterlassung eines Geschenkes, von der ehrlichen Arbeiterin. Auf dem Heimwege zeichnete ich die Hauptstruktur der Maschine aus frischer Erinnerung auf und ruhte nicht, bis ich in Gedanken selbst eine dergleichen

Bandmühle zuſammenſetzen konnte. Die Frau hatte mir's bitterlich geklagt, daß ſie von den Kaufleuten, denen ſie arbeiten ſollte, ſo kümmerlich bezahlt würde, und daß ſie auch bei der glücklichſten Erfindung die Vorteile der Geſchwindigkeit und Vervielfältigung des Gewebes demjenigen überlaſſen müßte, der ſie mit Seide verſehe und als Lohnmagd behandle. Mich dauerte die arme Frau, aber aus ihrem Geſpräche, beſonders aus der Nachricht, daß es im Kanton Baſel allenthalben dergleichen Bandmaſchinen gebe, merkte ich, daß bei einer ſo großen Konkurrenz nur ein geringer Gewinn zu erhaſchen ſein möchte. Deswegen dachte ich, die Grundſätze, nach welchen die Bandmühle gebaut war, mit den nötigen Änderungen auf gemeine Webſtühle anzuwenden und mit denſelben eine ſolche Einrichtung zu treffen, daß ſechs bis acht Stücke zugleich gewebt werden könnten. Von nun an beſuchte ich die Augsburgiſchen Weber in ihren Kellern und ließ mir alle Merkwürdigkeiten ihrer Kunſt erklären. Sie hatten auch vor mir, als einem Geiſtlichen, gar keine Geheimniſſe, beſonders, da ich ſie nicht ohne Geſchenke verließ. Ich machte ſogleich ein Modell und fand, daß zwei Männer erfordert würden, einer um die Webmühle in Bewegung zu ſetzen, der andre, um die etwa reißenden Fäden wieder anzuknüpfen. Am vorteilhafteſten könnte ſie zu Flanellgeweben und großen, ſehr breiten Leinwandſtücken angewandt werden, denn die Vorrichtung, welche das Schiffchen hin und her ſchießt, führt den Eintrag faſt ebenſo leicht über eine beträchtliche als über eine geringe Breite hin und her. Die Maſchine würde jedoch im großen ziemlich koſtbar ausfallen. Dieſer Umſtand und, daß das Zetteln eine beſchwerliche Arbeit iſt, welche nach Verhältnis der Menge der Gewebe eine nicht kleine Anzahl wohlunterrichteter Perſonen erfordert, erzeugte in mir den Wunſch, ſtatt einer Webmaſchine lieber noch eine andere,

die wohlfeiler verfertigt und leichter gebraucht werden könnte, ausfindig zu machen.

Baumwolle wird auf vielen Maschinen gesponnen; auch in Augsburg fand ich mehrere dergleichen, allein ihre Einrichtung forderte allzu viele Arbeiter, welche die Wolle erst auf besondern Maschinen krempeln, auf einer zweiten Maschine in grobe Fäden trillen, dann auf Spulen winden und endlich auf einer dritten Maschine spinnen mußten. Die Wolle zog sich auch zu ungleich aus, die Fäden drehten sich zu unordentlich, zerrissen alle Augenblicke und machten die ganze Spinnmaschine stocken, so daß mit einem solchen Vorgerichte unmöglich ein großer Nutzen erzweckt werden konnte. Ich sagte also zu mir: „Man hat noch keine Maschine, die Flachs spinnt, ersinne eine solche, welche wenig Personen erfordert, einen gleichen, gutgedrehten und nach Belieben sehr feinen oder starken Faden liefert, viele Spulen bewegt, wenn ein Faden reißt, nicht gänzlich stockt, und ohne große Kosten aufgestellt werden kann". Eine geraume Zeit sann ich vergebens hin und her. Die langen Flachshaare wollten sich durchaus nicht nach meiner Willkür regelmäßig trennen lassen. Endlich fiel ich doch auf eine Einrichtung, die das vollständig zu leisten versprach, was ich gesucht hatte. Die wichtigen Vorteile davon waren in die Augen springend. Entzückt rief ich auch mein ἐυρηκα aus, hüpfte im Zimmer umher, warf mich entzückt auf die Knie und sagte mit einem dankenden Aufblicke zum Himmel: „Führe mich, Allvater, da du mich erleuchtet hast! Nun beginnt eine neue Periode meines Lebens!"

Nachdem ich mich also wegen meines künftigen Unterhalts für jeden Fall vollkommen geborgen wußte, beschloß ich, bis zum erfolgenden Frieden mit Frankreich in Deutschland zu bleiben und abzuwarten, ob nicht etwa doch das Glück mich indessen auf eine meinen Neigungen angemes-

ſenere Stelle führen würde, — ſollte ich aber leer ausgehen, ſo wollte ich nach dem Frieden mich in Frankreich anſiedeln und dort ein kaufmänniſches Gewerbe beginnen. Ich fühlte allmählich, daß ich noch viele Verſuche wagen, eine ganz neue Lebensart ergreifen und mich an noch nie geführte Geſchäfte gewöhnen müßte, um als Fabrikant mein Glück zu machen. Ein Überbleibſel des mönchiſchen Lebens, die Indolenz, hätte es alſo gern geſehen, ſo vieler Schwierigkeiten durch Beförderung auf ein geiſtliches Amt mit einmal enthoben zu ſein.

Allein es fügte ſich anders. Als Kaiſer Franz nach der Krönung in Frankfurt auf ſeiner Rückreiſe nach Wien in Augsburg eintraf, kam ich mit einem Fremden, der mich beſucht hatte, in Hofmanns Kaffeehaus, welches den Drei Mohren, wo der Kaiſer abſtieg, gerade gegenüberſteht. Dort fand ich den Straßburger Kurier, für mich ein froher Fund! Denn nun wußte ich doch eine ſichre Gelegenheit, regelmäßig eine Zeitung aus Frankreich zu leſen, welches ich lange vergebens gewünſcht hatte. Zwar geriet mir bei Herrn Statthalter der Moniteur, welchen ſich der Miniſter Duminique hielt, zuweilen in die Hände und gab mir ein demokratiſches Feſt, allein das war eine Seltenheit, und ich hätte immer gern das Neueſte aus der Revolutionsgeſchichte gewußt. So oft ich nun vermutete, es ſei ein neues Blatt des Straßburger Kuriers angekommen, ging ich abends, etwas verkleidet, ins Kaffeehaus und verſchlang mit einer Art Heißhunger die eingelaufenen Neuigkeiten. Da lernte ich einen artigen Mann aus Schleſien kennen, deſſen natürlicher Witz, feine Lebensart und ſtilles Betragen mich anzogen. Immer ſetzten wir uns in eine Ecke zuſammen und plauderten ruhig über das, was uns eben das Intereſſanteſte war. Einſt fügte es ſich, daß der evangeliſche Kirchendiener von St. Ulrich nicht fern von uns ſaß. Wir laſen in der Zeitung die Nachricht, Herr Pfarrer

Lavater habe zu Zürich gegen die Verfügungen der französischen Republik gepredigt. „Das ist eine derbe Lüge," sagte der Kirchendiener, „Lavater ist zu vernünftig, als daß er sich Ausfälle gegen fremde Mächte erlauben sollte, das beteuerte mir Herr Steiner, mein Pfarrherr, erst heute, und der muß es wissen, denn er ist Lavaters innigster Freund." Vor ein paar Tagen hatte ich aber einen Brief aus Zürich erhalten, in welchem mir ausdrücklich berichtet ward, Herr Lavater habe sich wirklich gegen die Königsmörder und Religionsstürmer Frankreichs in sehr derben Ausdrücken auf öffentlicher Kanzel erklärt. Ich teilte also meinem Nachbar im Vertrauen den Inhalt des Briefes mit. Der Kirchendiener vernahm es, leugnete mit Eifer die Möglichkeit der Sache und wollte mich des Gegenteils überweisen. Dies zog mich in einen Streit hinein, der immer lebhafter ward, so daß ich mich beim Umschauen auf einmal von einer Menge Kaffeegästen umringt sah, welche zum Teil des Mesners, zum Teil meine Partei nahmen. Auch katholische Kaufmannsdiener und Handelsherren waren darunter, die mich mit scheelen Augen betrachteten, denn ein katholischer Geistlicher sollte sich nie in einem lutherischen Kaffeehause blicken lassen. Zwar zog ich mich sogleich zurück, allein ich hatte schon einmal Aufsehen erregt. Der Vorfall schien keine Folgen zu haben. Lange blieb alles ruhig und still.

Nun starb Herr von Rehling, der zwei Kanonikate besaß. Sobald ich abends zur Expedition kam, bat ich Herrn Statthalter, meiner eingedenk zu sein. Er sagte, es gebe zwar sehr wichtige Kompetenten um diese Pfründen, aber er wolle doch das Seinige tun, vielleicht gelinge es mir, mit meinem Gesuche durchzudringen.

Den letzten Brachmonats kam ich zum Herrn Geistlichen Rat und Fiskal Kögl, um einige Gulden für Stiftungsmessen abzuholen, die ich bei St. Peter, wo er

Kanonikus und Kassenverwalter war, gelesen hatte. Ich fand ihn in seiner Gartenlaube. Da nahm er eine sehr ernste Miene an und sagte mir, Seine Kurfürstliche Durchlaucht hätten es ihm sehr nahe ans Herz gelegt, mir vier Klagepunkte vorzuhalten. Zwar könnte er dies nun als Fiskal von Amts wegen tun, allein weil ich mich bisher so gut betragen habe, so wolle er mir alles im freundschaftlichen Tone vortragen und mich treulich warnen, keinen ferneren Anlaß zu Klagen zu geben. Dann eröffnete er mir wirklich viererlei Beschuldigungen, welche gegen mich bei dem Kurfürsten angebracht worden waren. Die erste war: ich habe das Hofmännische Kaffeehaus besucht, dort über Lavater ungünstig und laut geredet und vielleicht gar über die französische Revolution demokratische Gespräche geführt. Der zweite Klagepunkt war: ich laufe öfters zum Herrn Löhle ins Haus, um eine Weibsperson zu besuchen, die schon Herr Domdechant weggeschafft habe. Drittens: ich habe mich unterstanden, über Vikariatsprozeduren zu räsonieren usw. Viertens endlich: täglich komme ich zum Buchhändler Stage, so daß es auffalle und jedermann sage, ich lese die französischen Zeitungen. Ich rechtfertigte mich sofort ziemlich heftig und widerlegte die einzelnen Punkte, allein viel vermochte ich doch nicht auszurichten. So wenig ich mich indes weiter darum bekümmerte, so konnte ich daraus doch deutlich abnehmen, daß man fürchtete, ich möchte zu einer Präbende gelangen, und daß man also den Weg der Verleumdung einschlug, um mich von aller Beförderung desto gewisser zu entfernen. Ich klagte dem Herrn Statthalter meine Not, denn eine Warnung durch den Fiskal hat für einen Geistlichen immer etwas Beschimpfendes. Allein er nahm so wenig Anteil an meiner Unzufriedenheit und lächelte so sonderbar dazu, daß ich auf den Gedanken geriet, er möchte wohl schon lange um alle Be-

ſchuldigungen gewußt und ſie mir nur verhehlt haben, um mich wegen der Expedition bei guter Laune zu erhalten.

Bald brachte er mir zwei Empfehlungsſchreiben nach Rom zum Mundieren, in welchen niemand weniger als ich, wohl aber zwei reiche Beamtenſöhne zu den erledigten Präbenden empfohlen wurden. Da in Rom die Beförderungen in ſolchen Fällen, aus beſonderer Vergünſtigung des Papſtes, von dem Willen des Biſchofs von Augsburg abhingen, ſo war meine Hoffnung ganz geſcheitert. Als mir Herr Statthalter die Aufſätze überreichte, ſaß ein ſpöttiſcher Zug um ſeinen Mund, er dachte wohl, es würde mich verdrießen. Geduldig ſchrieb ich aber die langen Briefe ins reine, dachte mutvoll an meine Maſchinen und an Frankreich und übergab ihm die Blätter. Nicht lange, ſo ließ er mich noch einmal rufen, zeigte mir an, es ſei im Aufſatze etwas ſehr Notwendiges vergeſſen worden und befahl mir, die Schriften mit den nötigen Änderungen von neuem auszufertigen. Da meine Aufmerkſamkeit einmal erregt war, fand ich bald, es müßte auch die hierarchiſche Stufe (Gradus Ordinis), auf welcher der Kandidat ſtünde, in der Schrift angezeigt werden, ſonſt wäre dieſelbe ungültig. Allein er würdigte meine Einwendung keiner Achtung, ſondern befahl mir, ein wenig herriſch und eigenſinnig, die Schrift ſo zu expedieren, wie ſie der Konzipient verbeſſert hatte. Noch einmal ſchrieb ich alſo die beiden langen Aufſätze geduldig ab und ging, nachdem ich damit fertig war, müde davon. Er mußte ſehen, daß ich teils wegen meiner betrogenen Hoffnung auf eine Präbende, teils wegen des unnötigen Geſchreibes etwas empfindlich war und nicht ohne finſtre Miene Abſchied nahm. Mit einem Lächeln, das meines Verdruſſes zu ſpotten ſchien, entließ er mich. Noch war ich nicht zu Hauſe angelangt, da lief mir ſchon ein Bedienter nach und holte mich zurück. Sobald die mundierten Blätter dem Kur-

fürsten und seinen Räten vorgelegt wurden, fand man, daß wirklich die Anzeige fehlte, welche geistliche Weihe der Kandidat bereits empfangen habe, und daß deshalb das Präsentationsinstrument unbrauchbar und ungültig sei. Als ich kam, sah mir Herr Statthalter wie forschend in die Augen und sagte: „Ihre Erinnerung war richtig, entweder muß noch der Gradus Ordinis geschickt hineinkorrigiert oder das Ganze umgeschrieben werden. Wozu entschließen Sie sich?“ „Meine Erinnerung hätte also doch einige Achtung verdient,“ erwiderte ich etwas unmutig, „ich will versuchen, das Abgängige zwischen die Zeilen zu schreiben.“ „Es scheint,“ fuhr er lachend fort, „diese Kanonikate seien gar nicht bestimmt, Ihnen Freude zu machen!“ Ich schwieg, heimlich zürnend, daß er in einer solchen Stimmung meiner noch spotten könnte, rückte die nötigen Verbesserungen, so zierlich es mir möglich war, an den gehörigen Stellen in den Text, ließ die Papiere auf dem Tische liegen und ging, ohne ein Wort zu sagen, davon. Er sah mir mit einer Miene nach, die versteckten Ärger mit Hohn über die Ohnmacht des Mißmutigen verriet. Kaum war ich halben Weges, so kam mir schon wieder ein Bedienter nachgelaufen und sprach, leise spottend, wie sein Herr: „Die beiden bewußten Schriften müssen heute noch einmal abgeschrieben werden, denn morgen in aller Frühe sollen sie abgehen, und Seine Exzellenz sagen, man nehme in Rom leider nichts Korrigiertes an.“ Daraus schloß ich, Herr Dompropst habe sogar dem Bedienten erklärt, was vorgefallen sei. Nun setzte mich die Ungeduld plötzlich außer Fassung, und ich antwortete mit entschlossenem und etwas heftigem Tone: „Monsieur Niklas! Sagen Sie dem Herrn Dompropst, heute komme ich nimmer; daß die Schriften so wie ich sie expediert habe, brauchbar seien, wisse ich gewiß; ihm zu dienen sei ich allzeit bereit, aber niemals mich schikanieren zu

lassen!" Und damit ging ich meines Weges. Der Bediente rief mir zu: „Soll ich das ausrichten?" „Ja!" erwiderte ich zornig und ließ mich nicht aufhalten. Wirklich gingen den andern Tag die beiden Präsentationen nach Rom ab, so wie ich sie gefertigt hatte, und wurden dort ohne Anstand akzeptiert. Wäre ich zurückgegangen, so hätte ich sie zum drittenmal unnötigerweise kopieren müssen, nur um die Erfahrung zu machen, daß man auch den leisesten Wunsch seines Herrn für einen Befehl anzusehen habe.

Als ich nach Hause kam, fragte ich mich selbst: „Was willst du hier in Augsburg? Mit 400 fl. Gehalt ein ewiger Sklave bleiben oder ein Benefizium erwarten? Merkst du noch nicht, daß man immer etwas hervorsuchen wird, um dich zu verdrängen oder abzuweisen? Wie kannst du hoffen, Herr von Angelter werde sich jetzt, nachdem du ihm rauher als sonst begegnet bist, willig finden lassen, mit Nachdruck deine Partei zu nehmen, da er nicht einmal den Mut hatte, in dem Zeitpunkt, da du ihm mit Aufopferung aller deiner Bequemlichkeit dientest, dich bei dem Kurfürsten zu verteidigen? Hat er dich nicht bei allen Gelegenheiten erniedrigt und an der Kette zu halten gesucht? Was erwartest du jetzt von ihm, nachdem er durch deine herbe Rede beleidigt wurde? Auf wen kannst du sonst deine Hoffnung bauen? — Weg denn von hier! In Augsburg grünt dir kein Glück!" Dieser Gedanke war meiner Seele nicht neu. Ich hatte mich schon lange mit ihm vertraut gemacht und fest beschlossen, denselben nach einiger Zeit auszuführen. Nun entstand aber die Frage: „Ist es vorteilhafter, bis zum Frieden bei deinem Amte auszuharren oder sogleich nach Frankreich zu gehen?" Ich fühlte, daß die Antwort und der hiernach zu fassende Entschluß einer reiflichen Überlegung wert seien und nahm mir vor, an diesem Abend, da mein Verstand wegen des noch lebhaften Verdrusses und der Unruhe in meinem

Innern einer kältern Untersuchung nicht fähig wäre, über meine künftige Lebensart nichts zu entscheiden. Aber ich konnte es nicht hindern, daß mir die Nacht durch nicht manche Einfälle und sonderbare Projekte durch den Kopf liefen. Morgens, als ich erwachte, begann das Grübeln von neuem. Ich sah noch gar nicht klar in meiner Sache. Nachsinnend stand ich auf, rief um Erleuchtung zum Himmel und setzte mich hin, um die Gründe für und gegen eine neue Flucht schriftlich abzuwägen.

Nachdem ich alles notiert und währenddem immer auf's sorgfältigste, was ich aufgeben und wessen ich für die Zukunft gewärtig sein müßte, überlegt hatte, überwog allmählich die Sehnsucht nach Freiheit so sehr in mir, daß ich mit einemmale aufsprang und laut ausrief:

Ewig trage Sklavenketten,
Wem es vor der Freiheit graut!*)

Damit war meine Flucht endgültig beschlossen. Nun tat ich mein Vorhaben einem Freunde kund, der mich eben besuchte, verschwieg aber aus Vorsicht die Zeit, da ich es ausführen wollte. Er billigte meinen Entschluß und versprach mir heilig, zu schweigen. Diese Kundmachung befestigte mich in meinem Sinne und war ein Antrieb mehr, zur Sklaverei mich nicht länger zu verstehen. Denn ich schämte mich von jeher keiner Schwachheit so sehr, als wankelmütig zu erscheinen.

Nun war es mir darum zu tun, meinen Entschluß auf die geschickteste Art auszuführen. Ich nahm mir vor, die brauchbaren Bücher und Geräte, welche sich füglich packen ließen, vorläufig in die Schweiz zu schicken, das übrige teils zu verkaufen, teils zu verschenken, teils dem Geber zurückzustellen oder mitzunehmen.

Es war nicht leicht, alle meine Geräte fortzuschicken

*) Serviat aeternum, qui timet esse liber! (Lateinisches Sprichwort.)

oder zu verkaufen, ohne daß es Aufsehen machte. Aber alle Schwierigkeiten verschwinden, wenn man ernstlich will. Ich sann lange hin und her, wie ich meine Kisten und Verschläge unter gültigem Vorwande aus dem Hause bringen könnte. Das Unternehmen hatte seine großen Bedenklichkeiten. Alles kommt gewöhnlich bei dergleichen Anlässen auf die Wahl der vorteilhaftesten Zeit und auf den Gebrauch an, den man von den kleinsten Umständen des Ortes und der Lebensart seiner Einwohner zu machen weiß. Ich bemerkte, daß eben die St. Ulrichs-Dult einfiel, eine Messe, die auf dem Weinplatze im obern Teile der Stadt gehalten wird und etwa vierzehn Tage dauert. Meine Hausleute hatten dort eine Bude und mußten ihre Waren in großen Kisten dahinführen lassen. Ich sagte zu mir selber: „Wenn du es so anstellen kannst, daß deine Kisten während der Marktzeit fortgeliefert werden, ohne daß du dich auf öffentlicher Straße oder unter der Haustür als Ablieferer zeigest, so kannst du sie ohne Verdacht hinbringen lassen, wohin es dir beliebt. Die Nachbarn, so aufmerksam sie auch sein mögen, können nicht auf den Gedanken geraten, daß sie von dir herrühren. Jedermann wird glauben, der Hausherr lasse wieder Waren auf den Markt führen. Da er indessen selbst mit der Hausfrau auf dem Ulrichsplatze beschäftigt ist, so wird es dir ein leichtes sein, ohne sein Wissen deine Sachen zum Boten zu schicken.“ Die Anstalten mußten aber ohne Zaudern gemacht werden, denn die Ulrichsmesse war vor der Tür. Aber wo sollte ich so viele Kisten hernehmen, als ich nötig hatte, um all mein Gepäck darein zu stecken? Nur ein großer Koffer und ein geräumiger Verschlag, den ich von Dillingen mitgebracht hatte, standen mir zu Gebote. Ich gab vor, ich hätte eine große Kiste für meine halb vollendete Rechnungsmaschine nötig, um sie vor Staub zu verwahren, und ließ dieselbe vom Tischler verfertigen.

Um noch mehrere Kisten zu erhalten, durchsuchte ich die Plunderkammern unterm Dache und entdeckte einen ganzen Vorrat hölzerner Verschläge, in welchen man dem Hausherrn Waren zugesandt hatte. Sie waren bereits so bestäubt, daß ich hoffen konnte, man würde sie einige Wochen lang nicht missen. Sogleich beschloß ich, Gebrauch davon zu machen und dieselben durch Abtretung einiger Möbel, die ich ohnehin nicht wohl verkaufen konnte, dem Eigentümer bei meiner Abreise zu vergüten. An Behältnissen, meine Sachen einzupacken, hatte ich nun keinen Mangel mehr.

Aber wie sollte ich sie füllen, ohne daß man es merkte? Ich fing es auf folgende Weise an: zuerst sonderte ich alle Bücher, die ich mitnehmen wollte, von denjenigen ab, die ich zu verkaufen im Sinne hatte. Die letzteren setzte ich in engen Reihen auf Tische und Kommoden in meinem Zimmer und überließ sie dem Büchertrödler oder Antiquar Junginger um den Preis, den er mir eben zu bezahlen Lust bezeigte. Dann versah ich mich mit schwachen Pappendeckeln (Kartons), schnitt sie der Länge nach entzwei und formte aus jedem durch Biegen mehrere Bücherrücken, spreizte dieselben mit Spänen auseinander und stellte sie statt derjenigen Reihe Bücher, die ich herausgenommen hatte, in die ausgeräumten Stellen. So fuhr ich fort, bis die Bibliothek geleert und meine Kisten gefüllt waren. Damit man in den niedrigen Fächern nicht sehen möchte, daß hinter den Pappendeckeln nur leerer Raum sei, bedeckte ich dieselben mit nachlässig daraufgelegten kleinen Broschüren von geringem Werte. Um dieser falschen Büchersammlung noch ein täuschenderes Ansehen zu geben, schrieb ich allerlei mutwillige Titel auf die Rücken der Deckel, z. B.: Vollständige Wissenschaft eines Domherrn, Anekdoten höfischer Redlichkeit, 1. bis 6. Band; Nützliche Wahrheiten, kundgemacht von echten Theologen; Samm-

lung edler Handlungen wahrer Hofschranzen; Philosophische Lektüre für Prälaten und Kellermeister; Vernünftige Philosophie, approbiert von den Herren Jesuiten; Äußerungen geraden Menschensinns aus den Schriften der Rosenkreuzer und Goldmacher usw. Dergleichen Aufschriften auf leeren Decken sollten, wie ich glaube, am besten sagen, wie wenig Realität sie nach meinem Sinne hätten. Es war durchaus nötig, eine solche Quasibibliothek aufzustellen, teils damit meiner Hausfrau, die täglich, wenn ich ausgegangen war, Bett und Geräte in Ordnung brachte, die Ausleerung der Bücherstellen verborgen bliebe, teils damit niemand von meinen Bekannten, wenn er mich etwa besuchen würde, bei einer unversehenen Eröffnung der Kammertür die sonst vollen Reihen ausgeräumt finden und daher Argwohn schöpfen möchte.

Sorgfältig erkundigte ich mich dann, zu welcher Zeit und welche Boten abgingen. In der Nacht zwischen dem 1. und 2. Juli 1793 begann ich zu packen. Dies war mit nicht geringen Beschwerden verbunden. Ich wohnte im obersten Stockwerke des Hauses. Die Kisten, welche ich füllen wollte, waren sehr groß, die Treppen ziemlich eng und öfters sich wendend. Wie durfte ich hoffen, daß so große Lasten, ohne Aufsehen und Lärm zu erregen und ohne Anstand und Gefahr von einer solchen Höhe hinabzubringen seien? Unmittelbar im nächsten Stockwerke unter mir wohnte die Familie eines Uhrmachers, welche sich zwar wenig um mich bekümmerte, aber doch bei einem so großen Getöse unfehlbar hätte aufmerksam werden müssen. Die untere Etage bewohnte der Hausherr, zu ebener Erde war der Kaufladen mit einem daranstoßenden Stübchen und hinter demselben ein Holzgewölbe, dessen Mauern stets eine so dicke Finsternis umnachtete, daß man am hellen Tage ein Licht anzünden mußte, um sich darin zurechtzufinden. Nachts, sobald ich ausgespäht hatte, daß

alles im Hauſe ſchlafe, ſtellte ich ein Licht in das Holzgewölbe und ein andres auf mein Schlafzimmer, packte eine Bürde Bücher um die andre in ein Bettuch, trug ſie leiſe ins Gewölbe und ſetzte dieſe Operation ſolange fort, bis die Kiſten ganz gefüllt waren. Dann rückte ich die Laſten nicht ohne Anſtrengung in den tiefſten Winkel und warf Wannen, Holzkörbe, Stangen und allerlei Bretterwerk nachläſſig darüber hin, damit die Kiſten den Mägden beim Eintritte nicht in die Augen fallen möchten.

Damit ich niemand mein Geheimnis vertrauen dürfte, oder die Kiſten etwa gar in Anweſenheit des Hausherrn abliefern müßte, ging ich ſelbſt zu dem Boten, verſprach den Packknechten ein gutes Trinkgeld, wenn ſie meine Sachen zur beſtimmten Stunde abholen würden, und ſtellte ihnen die Notwendigkeit vor, genau zu rechter Zeit bei meiner Wohnung einzutreffen, weil ich ſonſt Geſchäfte halber nicht zu Hauſe ſein könnte. Das Verſprechen anſehnlicher Trinkgelder wirkte, was ich verlangte. Die Knechte erſchienen pünktlich zur anberaumten Stunde, da eben niemand von den Hausleuten zugegen war und ſchleppten die ſchwere Bürde zum Kontor des Boten.

Sogleich eilte ich ihnen nach, um gewiß zu ſein, ob ſie meine Kiſten auch richtig an Ort und Stelle brächten. Es ſtieg in mir die Beſorgnis auf, man könnte mein Vorhaben etwa gemerkt haben, ſich aber ſtellen, als hätte man nichts gemerkt, und mich zur Strafe um meine Sachen betrügen. Allein meine Sorge war eitel, in meiner Gegenwart hob man die ſchweren Laſten, ohne ein Arges zu haben, auf den Botenwagen und legte andre Ballots und Pakete darüber, ſo daß ich ſicher war, es würde alles nach Ulm an den mir bekannten Spediteur gelangen.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Juli packte ich auf die eben beſchriebene Weiſe zwei andre Kiſten voll und ſandte ſie mit gleicher Vorſicht und Sorgfalt durch den Boten

von Lindau an einen Spediteur daſelbſt, und den 5. Juli eine dritte Lieferung durch den Freitagsboten wieder nach Ulm. Die Genauigkeit, mit der ich ſelbſt alle Geſchäfte betrieb, ſtellte mich ſicher, daß ich mein Eigentum wahrſcheinlich nicht verlieren würde.

Nun kündigte ich meinen Freunden in Zürich offenherzig mein Vorhaben an.

Indes hatte ich mich um einen Käufer meiner elektriſchen Scheibenmaſchine mit dem dazu gehörigen Apparat umgeſehen. Herr Geiſtl. Rat und Dompfarrvikar von Wagner kaufte bei Verſteigerungen viele elektriſche Spielwerke zuſammen und ſteckte mit allerlei dergleichen Gerümpel ſein ganzes Haus voll an, ohne eine einzige rechte Maſchine zu beſitzen. Er ſtaunte, als er die große Wirkung meiner Scheibe ſah, und nahm ſie mir gern für den wohlfeilen Preis ab, den ich dafür forderte. Ich gab vor, es ſei mir unbequem, immer einen großen Tiſch mit dieſen Inſtrumenten in meinem Zimmerchen ſtehen zu haben. So machte ich ohne Verdacht ein Spielzeug zu Gelde, das nicht wohl mitzuſchleppen war.

Auch ein halb Dutzend artige Stühle ſetzte ich in klingende Münze um. In unſrer Nachbarſchaft wohnte ein Trödler, mit dem ich ziemlich wohlbekannt war. Zwar wollte mir der Kauz kaum die Hälfte von dem bezahlen, was ſie mich gekoſtet hatten, allein es war mir darum zu tun, die Seſſel nicht weit ſchleppen zu laſſen, damit es weniger Aufſehen machte. Ich verſprach ſie ihm zu geben, aber nur unter der Bedingung, daß er dieſelben erſt am Samstagabend abholen und ſogleich bare Bezahlung dafür leiſten ſollte. Meinen Hausleuten und ihm ſagte ich: die Stühle hätten mir nicht ganz gefallen, ich wollte neue anſchaffen, der Tapezier würde ſie am Samstag abend bringen. Als die beſtimmte Zeit heranrückte und der Trödler meine Seſſel abholte und abgeredetermaßen bar be-

zahlte, und doch der Tapezierer nicht erſcheinen wollte, jammerte ich ſehr über die Saumſeligkeit und Wortbrüchigkeit der Handwerker und äußerte, daß ich ſogleich ſelbſt hingehen und wegen Beſchleunigung der Arbeit in ihn dringen würde.

Allein ich ging nicht zu ihm, ſondern zum Geiſtl. Rat Nigg, der mir alle Quartale meine Beſoldung aus der Biſchöflichen Siegelamtskaſſe bezahlen mußte und ſtellte ihm vor, ich hätte eben verſchiedene Ausgaben zu beſtreiten, er möchte alſo die Gefälligkeit haben, mir 50 fl. meines einzunehmenden Quartalsgehaltes vorauszubezahlen, damit ich nicht in Verlegenheit käme, Geld aufnehmen zu müſſen. Da er wohl wußte, daß er keinen Verſchwender vor ſich habe, ſo machte er nicht die geringſte Schwierigkeit, mir die verlangte Summe zu bewilligen, ſondern ſagte ſogar, er wolle mir ſogleich 100 fl. geben, denn ich ſei ihm als ein ehrlicher Mann bekannt, es werde weiter nichts erfordert, als daß ich ihm die Quittung unter einem Dato der nächſten Quatemberwoche ausſtelle. Ich weigerte mich ſtandhaft, hundert Gulden anzunehmen, weil ich bis zum Tage, da ich gehen wollte, gerade nur die Hälfte des laufenden Quartals gedient und alſo auch nicht mehr als die Hälfte der Beſoldung, d. i. 50 fl., mit Fug und Recht einzunehmen hätte. Um ihn aber mein Vorhaben nicht etwa erraten zu laſſen, gab ich vor, ich wäre froh, wenn er mir diesmal nicht mehr aufdringen wollte, als ich bereits verdient hätte, denn es falle einem Unbemittelten gar zu ſchwer, wenn er ein volles halbes Jahr lang nichts mehr einzunehmen habe; ganz gewiß werde es mir beſſer bekommen, wenn ich zur nächſten Fronfaſten noch fünfzig Gulden zu fordern hätte. Ich kann's nicht leugnen, es fiel mir ein: „Prelle den falſchen Leviten, der dir ſchon ſo manchen Verdruß bereitet hat, einmal um 50 fl., er will es ſelbſt!“ Aber diesmal ſiegte die Ehrlichkeit, die

mir sagte: „Sei kein Betrüger und schäme dich, an deinem Feinde durch eine Tat Rache zu nehmen, die ihn berechtigte, dich für einen schlechten Menschen zu halten!“ So empfing ich die verlangten und bereits redlich verdienten 50 fl., die ich eine geraume Zeitlang fast für verloren schätzte, weil ich nicht sogleich eine List ersinnen konnte, wie sie dem schlauen Siegler abzulocken sein möchten.

Was Nigg mir gab, war Silbergeld und also schwer mitzuschleppen. Ich hatte meine Barschaft seit langem durch allmählichen Umtausch in Gold verwandelt. Nun ging ich zum Expeditor Pulver und bat ihn, auch dies mein Silber gegen Gold auszuwechseln. Er war hierzu bereit, schien sich aber doch zu wundern, was ich mit den Louisd'ors und Dukaten beginnen wollte. Ich sprach ihm von wichtigen Posten, die ich an Buchhändler usw. zu bezahlen hätte und wozu ich, des leichtern Verschickens halber, Gold bedürfte. Am Ende gab er mir, was ich verlangte, und ich konnte meinen ganzen Reichtum unbemerkt in der Tasche mitführen, ein Vorteil, der mir in meinem Falle nicht gering erschien. Denn wie hätte ich sicher sein können, daß man mir zu rechter Zeit das Nötige nachschicken würde, wenn ich den Rest meiner kleinen Kasse jemandem anzuvertrauen genötigt worden wäre?

Auch dem Mesner an der St. Peterskirche forderte ich Sonntags, den 14. Juli, als ich dort zum letzten Mal Messe las, die schon verdiente kleine Summe Meßgelder ab, indem ich vorgab, ich bedürfte derselben zum Einkauf einiger nötigen Hausgeräte. Ich hatte ihm bereits am Samstag morgens eine geschriebene Rechnung darüber eingehändigt und ihn gebeten, mir die Bezahlung unfehlbar bis morgen in der Frühe zu besorgen. Er tat es auch, schüttelte aber, als er mir das Geld vorzählte, bedenklich den Kopf und sagte in vertraulichem Tone: „Es kommt mir wunderlich vor, daß Sie diesmal mitten im laufenden

Quartal bezahlt ſein wollen, ich weiß doch, Sie brauchen das Geld nicht ſo notwendig, was haben Sie vor? Es gefällt mir nur halb.“ Ich hätte mich durch meinen unſteten Blick beinahe verraten, denn der gutmütige Mann ſah mir zugleich bange forſchend ins Geſicht. Aber ich faßte mich ſogleich wieder und beteuerte ihm, daß ich gewiß eben zur Marktzeit des Geldes bedürftig ſei. Allein der ehrliche Mesner ließ ſich nicht ſo leicht täuſchen und erwiderte mit freundlichem Ernſte: „Wagen Sie doch keinen Schritt, der Sie ins Unglück ſtürzen könnte.“ Ich lächelte und ſagte in einem mutwillig-kläglichen Tone, als wenn ich zum Scherze für ewig von ihm Abſchied nehmen wollte: „Leben Sie denn wohl, Herr Eſchenloher! Wir ſehen einander nicht wieder. Ich reiſe morgen in ferne Lande — weit weg von hier — bis auf's Lechfeld!“ Da dieſe Wallfahrt nur eine Poſtſtation von Augsburg entfernt iſt, ſo mußte er lachen, aber als ich ging, entließ er mich doch mit einem bedenklichen Kopfwenden und rief mir nach: „Ich fürchte, ich fürchte, Sie reiſen nicht nur auf's Lechfeld, ſondern wohl gar nach Mariä Einſiedeln in die Schweiz.“ „Es wird ſich zeigen,“ antwortete ich ſcherzend und ging davon.

Wirklich hatte ich unſerm gnädigen Fräulein, abends den 13. Juli 1793, als ich zum letztenmal in der Dompropſtei zu Tiſche kam, geſagt, ich hätte im Sinne, mit guten Freunden eine Wallfahrt auf's Lechfeld zu machen. Dies war bereits einmal geſchehen und zwar aus dem Grunde, damit ich nach und nach eine ganze Reihe Wallfahrtsgemälde aufſtellen und dieſelben unter dem Titel Heilige Apothek der Gegend um Augsburg in den Druck geben könnte. Schon längſt hatte ich dem Herrn Dompropſt im Scherze damit gedroht und verſprochen, alle Krankheiten darin aufzuführen und für jede den Wallfahrtsort, das Heiligenbild und die Art, wie es verehrt

werden müßte, damit es zum Mirakeln bewogen würde, genau anzuzeigen, so daß die Kranken in Zukunft keines Arztes und keiner Apotheke, sondern nur meines Büchleins bedürften, um sich von allen Krankheiten auf die leichteste Art selbst zu heilen. Wirklich hatte ich von Unsers Herrgottsruh zu Friedberg, von Unsrer lieben Frau auf dem Kobel, vom Heil. Kreuz in Augsburg, von dem Kalvarienberg auf dem Lechfeld usw. usw. bereits eine Menge lächerlicher Anekdoten und Wallfahrtswunder gesammelt, die in der Galerie meiner Heiligenapotheke paradieren sollten. Allein ich sah es zu klar ein, daß mir eine solche Schrift für das bißchen Freude, die mir ihre Abfassung gewähren könnte, tausend Verdruß zuziehen müßte. Weislich unterließ ich es also, solange ich unter dem Drucke der Hierarchie lebte, den lustigen Schwank dem Publikum mitzuteilen. Als ich nun mein Vorhaben äußerte, morgen wieder auf's Lechfeld zu fahren, hatte unser gnädiges Fräulein nichts Angelegeneres, als mich zu warnen, ich möchte über die heilige Wallfahrt und die Gnadenbilder nur nicht gar zu sündhaft spotten. Eigentlich sollte mein Vorgeben dazu dienen, sie morgen, wenn ich nicht zu Tische käme, zu beruhigen, damit man mir nicht zu frühe nachfragen möchte, allein davon merkte sie ganz und gar nichts, und ich durfte es ihr zutrauen, daß es ihr gewiß nicht einfallen würde, was ich vollbringen wollte. Dem Hausmeister Kratzer, welcher zugleich am Tische saß, hatte ich schon lange gar deutliche Winke gegeben, daß ich bald meine Fesseln zu sprengen Lust hätte. Ich konnte versichert sein, daß er mich nicht verraten würde, denn es mußte ihn freuen, daß sich auf solche Weise ein Mann entfernte, den er längst gern verdrängt hätte, und daß hiermit dem Herrn Dompropst, den er seit einiger Zeit nicht mehr liebte, sondern haßte, ein herber Verdruß zuginge. Nach Tische wandelte ich mit ihm und andern Herren, die zu Gaste ge-

beten waren, in den Garten spazieren, wir scherzten, unter den Bäumen sitzend; mein Talar, den ich getragen hatte, bis er nicht viel besser aussah als ein Bettlerwams, ward bekrittelt. Scherzend schwur ich: „Dennoch würde ich binnen Jahr und Tag keinen neuen mehr machen lassen!“ — „So haben Sie schon einen neuen zu Hause?“ — „Nein, aber ich hoffe, keinen mehr nötig zu haben.“ — „Wieso?“ — Ich riß schweigend das Unterfutter aus meinem Talar, hängte es an einem Gartenstecken auf und sagte: „Hier habt ihr Reliquien! Adieu! ich muß fort!“ Der Hausmeister lächelte mir höhnisch nach. Geschwind lief ich noch einmal zurück und lispelte ihm ins Ohr: „Am Montag komme ich noch einmal, Abschied zu nehmen.“ Dies tat ich, damit er im Vertrauen auf meinen letzten Besuch nicht zu früh Lärm machen und mich als einen Flüchtling angeben möchte.

Herr Dompropst war mit dem Kurfürsten nach München verreist; auf diesen Umstand hatte ich längst als auf ein notwendiges Erfordernis, mein Vorhaben glücklich auszuführen, gerechnet. Denn wäre er in Augsburg geblieben, so hätte ich alle Augenblicke gewärtig sein müssen, daß er mich rufen lassen würde. Unmöglich hätte ich den Vorwand, auf's Lechfeld zu wallfahrten, brauchen dürfen, weil es in seiner Anwesenheit gar nicht angegangen wäre, ihn zu verlassen, war er aber verreist, so fielen alle diese Anstände weg, und ich genoß noch obendrein des Vorteils, daß er nicht sogleich Anstalten mich zu verfolgen, treffen konnte. Nur seinem Feuereifer traute ich's zu, daß er mir nacheilen lassen würde. Es war mir also die angenehmste Nachricht, als es hieß: „Herr Dompropst geht mit dem Kurfürsten nach München.“

Schon vor einigen Tagen hatte ich mich sorgfältig erkundigt, ob meine Hausleute am Sonntage abends spazieren gehen würden. Sie äußerten beide ihren Wunsch, daß

das Wetter schön bleiben möchte, um auf den sogenannten Ablaß (einem Lustorte im nahen Walde, wo ein Arm des Lechs in die Stadt geleitet und Bier und Wein geschenkt wird) mit ihrem Kind einen frohen Abend zu genießen. Die Familie des Uhrmachers, die aus lauter jungen lustigen Leuten bestand, blieb an einem schönen Feiertage gewiß nicht zu Hause; darauf konnte ich mich aus langer Erfahrung verlassen. Also versäumte ich nichts, um zu erraten, ob das Wetter auch günstig bleiben würde. Alle Barometer, Hygrometer und Thermometer, deren ich ansichtig werden konnte, betrachtete ich fleißig; meinen Geigenbogen, dessen Haare, meiner Beobachtung zufolge, bei einfallendem Regenwetter schlaff und locker wurden, prüfte ich täglich einigemal; die Wände im Hause, welche durch ihr Feuchtwerden, sowie die Gemächer der Göttin Kloakina, welche durch ihren Duft die Veränderung der Witterung anzeigten, ließ ich nicht außer acht und benutzte zugleich die Entdeckung Disjonvals, daß die Kreuzspinnen die besten Wetterprophetinnen sind. Da war kein Winkel in der Registratur und in Herrn Gantherrs Hause, in dem meine Blicke nicht Anzeichen des schönen Wetters suchten. Wirklich vereinigte sich alles, um mich mit Zuverlässigkeit vermuten zu lassen, meine Reise würde der heiterste Himmel begünstigen.

Ich suchte einen lutherischen Kutscher, weil ich mit Grund vermuten konnte, er würde mich auch im Falle, wenn er etwas von meinem wahren Vorhaben merken sollte, nicht verraten, wie es doch wahrscheinlich ein katholischer Fuhrmann aus Gewissensskrupel getan hätte, sobald nur durch den geringsten Anschein die Vermutung in ihm wach geworden wäre, ich wollte in ein unkatholisches Land entfliehen. Es gelang mir, in einer ziemlich abgelegenen Gegend der Stadt einen Mann, wie ich ihn bedurfte, zu finden, und der Vertrag, daß wir morgen abend

unfehlbar die Reise nach Memmingen beginnen würden, ward sogleich auf sehr billige Bedingungen geschlossen. Zu seiner Beruhigung gab ich vor, ich hätte in Schwaben eine Stelle erhalten.

Nun legte ich mich zum letztenmale in Augsburg zu Bette. Geschäfte und Nachdenken hatten mich müde gemacht, ich schlief wie ein Murmeltier. Aber der 14. Juli brach an, und schon frühe weckte mich die Unruhe. Ich stand auf mit erheiterndem Aufblicke zu Gott und setzte zwei lange Briefe auf, den einen an den Kurfürsten, in dem ich mich wegen der vier Anklagepunkte rechtfertigte, den andern an Herrn von Ungelter, in dem ich noch einmal alles ausschüttete, was mir auf dem Herzen lag, sowohl meine Vorwürfe und Enttäuschungen, als meinen herzlichsten Dank für alles, was er mir bei aller Falschheit, mit der er mich behandelte, hatte Gutes zukommen lassen.

Rein abgeschrieben wurden dann die Briefe, versiegelt und mit den nötigen Aufschriften versehen. Die Zeit des Messelesens rückte heran. Meine Hausfrau war gewöhnt, täglich abends mein Bett in Ordnung zu bringen, nur an Feiertagen, wenn sie nach der Vesper spazieren ging, wählte sie eine Stunde des Vormittags, in der ich eben nicht zu Hause war, um dies kleine Geschäft zu besorgen. Mir lag viel daran, daß sie heute mein Bett so früh als möglich machte, denn ohne dies mußte ich alle Augenblicke fürchten, sie würde mich bei irgendeiner verdächtigen Operation überraschen, und ans Einpacken des Bettes, der Vorhänge und einiger hübschen Tafeln usw. war früher gar nicht zu denken. Deshalb trat ich, als mich der Weg an ihrem Gemache vorüber zur Kirche führte, zu ihr hinein und sagte: „Sie gehen heute abend spazieren, möchten Sie nicht so gütig sein, indessen ich Messe lese, mir das Bett zu machen, ich habe dann sehr dringende Arbeit und möchte nicht gern gestört werden.“ Sie versprach sogleich,

mein Verlangen zu erfüllen, und ich konnte, sobald ich um 10 Uhr aus der Kirche kam, mit dem Packen anfangen. Vor allem schnürte ich mein Bett in so schmächtige Rollen zusammen, daß es leicht, nebst noch andern Sachen, in meinem Koffer zu bergen war. Aber der Bindfaden schnitt mir die Hände wund. Artige Tafeln, Instrumente, Modelle, Schriften, Musikalien, Geige usw. usw. packte ich sorgfältig zwischen Wäsche und Kleider. Zwei kleine Kisten, der Koffer und ein Paket, das ich zunähte und mit Wachstuch umwand, wurden vollgestopft.

Indessen rückte, ohne daß ich ans Essen dachte, die Zeit heran, zu der meine Hausleute spazieren gehen sollten; aber sie säumten. Hundertmal sah ich in den Spiegel vor dem Fenster, welcher zeigte, was bei der Haustür vorging, und fragte ungeduldig: gehen sie denn noch nicht? Ich getraute mir nicht, hinunterzusteigen und nachzusehen, wo es hafte, denn ich mußte befürchten, es möchte jemand von ihnen Lust bekommen, mich auf mein Zimmer zu begleiten oder mich selbst durch Plaudern allzu lange aufzuhalten. Mit Bangigkeit erwartete ich also, was da folgen würde, und lauschte und horchte bestürzt und hielt mich stille. Endlich öffnete sich unten die Tür des Gemachs und die guten Leute führten ihr kleines Babettchen die Treppe spielend hinab. „Du siehst sie zum letzten Male," dachte ich, „die dich so gütig aufnahmen und pflegten. Gehe hin und grüße sie noch einmal!" Ich sprang geschwind die Stiegen hinab, drückte ihnen gerührt die Hand, küßte das Kind und sagte mit Augen, die sich netzen wollten: „Adieu! Seien Sie recht vergnügt heute und immer — immer! Leben Sie wohl!" Behende riß ich mich los, um mich durch Weichherzigkeit nicht völlig zu verraten, und lief auf mein Zimmer zurück.

Schon hatte die Stunde geschlagen, in welcher der Fuhrmann mein Gepäck abholen sollte. Dadurch ward

meine Bangigkeit vermehrt, denn ich mußte alle Augenblicke befürchten: „Jetzt, jetzt wird der Knecht, der Abrede gemäß, mit zwei Lastträgern erscheinen und die Hausleute auf dein Beginnen aufmerksam machen.“ Es fiel mir ein Stein vom Herzen, als ich nun beide an der Gassenecke verschwinden sah. Kaum hatte ich Zeit zu spähen, ob auch die Familie des Uhrmachers ausgewandert sei, so kam der Fuhrmann mit zwei Knechten und einem Pferde, das eine Schleife zog, vor die Tür. Sie schleppten die Lasten hinab und banden sie auf die Schleife. Ein junger Mensch wollte allein die kleinste Kiste tragen, sie ward ihm zu schwer, er ließ sie fallen, und sie hüpfte, gräßlich polternd, die ganze hohe Stiege hinab und sprang unten mitten entzwei. Sie enthielt Schriften, Glastafeln und Weißzeug, war aber so gut gepackt, daß wir die Spalten nur wieder zusammendrücken, mit Nägeln kreuzweise zuschlagen und mit hölzernen Reifen verbinden durften. So konnte sie ohne Anstand mitgenommen werden.

Nun setzte ich mich hin und schrieb einen rührenden Abschiedsbrief an meinen Hausherrn, vermachte ihm darin zur Vergütung der Kisten, die ich mitgenommen hatte, förmlich meine zurückgelassenen Geräte, dankte für seine Güte und Gefälligkeit, bat ihn, die beiliegenden Briefe an ihre Behörde zu befördern und die Schlüssel, welche er daneben finden würde, dem Herrn Provikar zu bringen; dazu legte ich eine Rolle Geld, welche genau zwei Quartale Hauszins betrug; denn in Augsburg ist's gebräuchlich, ein Vierteljahr vorher die Hausmiete aufzusagen. Wer dies versäumt, wird gerichtlich angehalten, auch für das folgende Vierteljahr die Wohnung zu behalten oder doch den Hauszins zu bezahlen. Es war aber nicht möglich, ohne mich zu verraten, die Miete zur gehörigen Zeit aufzukünden, also bezahlte ich lieber sowohl für das laufende als für das folgende Quartal und dies um so mehr, da ich

durchaus nicht das Anſehen haben wollte, als könnte ich an gefälligen und liebreichen Menſchen undankbar handeln.

Ich durfte nicht beſorgen, daß meine Entweichung zu frühe ruchbar werden würde. Denn weil ich gar oft erſt nachts um 10 Uhr und ſpäter, da bereits alles im Hauſe ſchlief, aus der Dompropſtei zurückkam, morgens frühe wieder ausging und gewöhnlich erſt abends um 5 Uhr wieder heimkam, ſo hatte meine Abweſenheit nichts, das Aufmerkſamkeit erregen konnte. Mit der größten Wahrſcheinlichkeit war vorauszuſehen, daß die Hausfrau erſt am Montag abend, ihrer Gewohnheit nach, das Bett zu machen, mein Zimmer betreten und das leere Neſt finden würde; ich rechnete ſo ſicher auf dieſen Umſtand, daß ich davon ſogar in dem oben eingerückten Briefe an Herrn Statthalter und in jenem an meinen Hausherrn Meldung tat.

Sechzehntes Kapitel:

Zweite Flucht nach der Schweiz.

Abſchied — Eine Wirtshausſzene — Von Bodingen nach Türkheim — Von Mindelheim nach Memmingen — Zu Fuß weiter bis Leutkirch — Poſtfahrt nach Lindau — Ein widerlicher Spaß — Schiffahrt nach Rorſchach — Vorfäue in Augsburg — Aufſtieg ins Gebirg — Die Krämersleute — Lebensgefahr — Bergtour auf den Kamor und den hohen Kaſten — Fahrt durchs Rohr hinab in den Sennwald — Gang nach Waſſenſtadt — Endlich in Zürich.

Als ich nun alle meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht ſah, ſtand ich auf, ſah mich noch einmal in meinem Zimmer um, ſann nach, ob ich nichts vergeſſen hätte, und noch einmal wollten mich Zweifel und Bangigkeit des unternommenen Schrittes wegen anwandeln; endlich wagte ich mit etwas beklemmtem Herzen, obſchon ruhig und mutvoll, den letzten Gang über die Treppen hinab. Es mochte abends 7 Uhr ſein, als ich ging.

Ich legte ein graues Reiſekleid an, in dem ich am wenigſten einem katholiſchen Geiſtlichen ähnlich ſah, ſteckte ein paar Moyſestäfelchen (zwei weißverbrämte viereckige Lappen, eine Art Prieſterkrauſe) in mein Halstuch, ſo daß ich dieſen Zierat wegnehmen konnte, ſobald ich wollte, trug einen Regenſchirm in meiner Hand, mit Wachstuch umhüllt, der mich, auf meinen Reiſen zu Fuß, vor Hitze und Regen beſchützen ſollte, führte einen kleinen Kompaß, ein dollondiſches Sackperſpektiv und einen Elzevirſchen Lukrez uſw. in der Taſche und hielt in der Hand einen dreieckigen Hut, den man an mir gar nicht gewöhnt war, denn ich erſchien ſonſt nie anders als in einem großen, kaum merklich zu beiden Seiten aufgekrempten Schiffhute.

Auf verſchiedenen Umwegen ſuchte ich nun das Haus des lutheriſchen Fuhrmanns, fand ſeine Leute mit Aufbinden des Gepäckes beſchäftigt und zahlte ihnen einen tüchtigen Trunk, denn ein Genuß von dieſer Art macht dergleichen Leute am willigſten. Mein Magen zeigte ſich nun als unwiderſtehlicher Gebieter, ich hatte ihn heute noch mit keinem Körnchen Speiſe begrüßt, weil ich mich allzu eifrig mit Packen uſw. beſchäftigte. Jetzt war es hohe Zeit, auch ihn zu befriedigen, denn ich durfte nicht hoffen, auf dem Wege ſo ſpät noch ein gutes Mahl anzutreffen. Notwendig mußte ich die Kutſche leer vor die Stadt hinausfahren laſſen, damit mich niemand in den Gaſſen abreiſen ſehen, mein Unternehmen mutmaßen und wohl gar den Weg, den ich nahm, erraten möchte. Ich ſagte alſo zu dem Knechte des Lohnkutſchers, der mich führen ſollte, er möchte, wenn er fertig wäre, nur vor das Gögginger Tor hinausfahren und außerhalb dem Kirchhofe an der Straße meiner warten. Ich hätte noch irgendwo in der Gegend des von Stettenſchen Gartens bei einem guten Freunde Abſchied zu nehmen und würde nicht lange ſäumen; dies ſchien der Knecht gar wohl zu be-

greifen. Der gute Freund war der Wirt im Schießgraben, bei dem ich geſchwind ein Jägermahl einnehmen wollte. Allein ging ich zum Schweibbogentore hinaus, begegnete zu gutem Abſchiede noch — wer hätte es gedacht? — dem ſchönen Hannchen und ihrem Vater, die von einem Spaziergange nach den Sieben Tiſchen zurückkamen, ward freundlich gegrüßt und ein wenig examiniert, wohin ich ginge, und mußte — o, wie erſchrak ich! — zu meiner nicht geringen Verlegenheit wahrnehmen, daß ſich der Alte, aller meiner Proteſtationen ungeachtet, durchaus nicht abweiſen laſſen wollte, mit mir noch einen Gang in den Schießgraben zu machen. Im ſtillen verwünſchte ich ſeine zudringliche Höflichkeit; aber ich durfte meinen Widerwillen nicht laut werden laſſen. Hannchen ging neben mir her, war ſchüchtern und ſtille, ſah mir von Zeit zu Zeit freundlich und wie forſchend ins Angeſicht und machte keine Bedenklichkeiten, als ich ihr meinen Arm bot, ſich von mir führen zu laſſen. Es war aber, als wenn mir die Zunge gelähmt wäre, ſo wenig wußte ich zu reden; auch Hannchen verlor nur einſilbige Worte. Unſer geſpanntes Benehmen gegeneinander hemmte jeden herzlichen Ausbruch der Gedanken; nur der alte Vater ſchien keinen Mangel an Unterhaltungsvorrat zu fühlen. So zogen wir unter den dunklen Alleen hin zum Schießgraben. Geſchwind ließ ich Wein, Würſte und Konfekt bringen und verzehrte mit ihnen, ſoviel auf einer Seite der Hunger gebot und auf der andern der Anſtand litt. Unſre Geſpräche waren nichts minder als lebhaft; mir wurmten ganz andre Dinge im Kopfe. „Sie ſind ſo ſtille," ſagte Hannchen, als ihr Vater auf einen Augenblick wegging, „ich hätte nicht geglaubt, daß Sie eine kleine Doſis Frauenzimmereitelkeit für ſo lange verſtimmen könnte. Wäre mir's eingefallen, daß Sie das Ausſtreichen in Ihrem Gedichte mir ſo hoch anrechnen würden, ſo hätte

ich's wohl bleiben lassen." Ich erwiderte wie neu versöhnt: „O Hannchen, wenn Sie mir auf mein zweites Gedichtchen diese Antwort gegeben hätten, so wäre es unmöglich gewesen, uns so lange zu mißkennen; aber Ihr Trotz verscheuchte mich. Nun sehen wir uns nur mehr für kurze Zeit; ich werde anderswo meinen Lebensunterhalt gewinnen. Möchten Sie doch bald so glücklich werden, als es Ihr gutes Herz verdient!" Sie schien betroffen, wollte mich ausforschen und rief auch den zurückkommenden Vater zu Hilfe, um mir's abzufragen, wo ich künftig mein Unterkommen zu finden gedächte. Ich antwortete, dies müßte noch ein Geheimnis bleiben, es dürfe jetzt nicht geoffenbart werden, und wich auf diese Art scherzend ihrer Wißbegierde aus. Allmählich rückte die Stunde heran, bei deren Eintritt die Tore geschlossen werden sollten. Wir saßen unter den Bäumen so, daß ich von meinem Platze aus diejenige Stelle der Gögginger Straße überschauen konnte, wo ich dem Knechte meiner zu warten befohlen hatte. Schon klang die Sperrglocke und noch stand die Kutsche nicht dort. „Ist vielleicht ein Unglück vorgefallen?" so dachte ich, „oder hat man etwa gar meine Anstalten bemerkt und die Abfahrt des Wagens gehindert?" Mir ward immer banger. Hannchens Vater schickte sich an, aufzubrechen, um noch vor dem Torschlusse die Stadt zu erreichen. Ich begleitete ihn, Hannchen am Arme führend, bis nahe zum äußern Schlagbaum. Absichtlich hatte ich meinen Regenschirm im Schießgraben liegen lassen; jetzt stellte ich mich, als käme mir dies eben zu Sinne. „Adieu!" sagte ich eilig, „kommen Sie gut nach Hause und schlafen Sie wohl! Ich muß noch erst meinen Schirm holen; und nun kein Säumen, damit wir nicht alle miteinander herausgesperrt werden!" „Ach, der häßliche Schirm!" rief mir Hannchen nach, „warum mußten Sie ihn auch an einem so schönen Abend mit-

ſchleppen? Sie ſind doch verſöhnt?“ — „Von ganzem Herzen!“ antwortete ich und lief flink davon. Es ſchmerzte mich doch, das gute Mädchen unter ſolchen Umſtänden auf gewiſſe Art betrügen und verlaſſen zu müſſen.

Ich holte den Schirm und eilte zur Stelle, wo der Fuhrmann meiner harren ſollte; aber niemand war zugegen. Schon fürchtete ich getäuſcht zu ſein, denn die Sperrglocke ſchwieg; verdrießlich blickte ich umher. Sieh! da hielt die Lohnkutſche weiter draußen bei einer Feldkapelle, und der Knecht war ungeduldig, daß ich ſo lange nicht erſchien, denn er hatte mich bereits mehr als eine halbe Stunde erwartet. Es war eben der junge Menſch, der meine Kiſte die Stiege hinuntergeworfen hatte. „Der iſt nicht der Geſchickteſte,“ dachte ich, „nimm dich in acht, es wird wahrſcheinlich allerlei Anſtände geben.“ Nun beſah ich das Gepäck, ob auch alles feſt aufgebunden ſei, ſtieg ein und begann mit leichtem Herzen meine Reiſe. Es war mir lieb, daß die Nacht eben einbrach; dadurch gewann ich den Vorteil, durch das Dorf Göggingen, wo man mich kannte, unbemerkt hinfahren zu können und auch nicht fürchten zu müſſen, daß mich ein Bekannter zur Unzeit auf der Straße erblicken, anhalten oder verraten würde. Sogleich riß ich mein Prieſterkrägelchen ab, ſteckte es in die Taſche und drückte mich in eine Ecke des Wagens. Bis zum nächſten Mittag durfte ich hoffen, in Memmingen einzutreffen. Ich hatte einen Vorrat an Geld in der Taſche und dünkte mich ziemlich reich, denn ich beſaß jetzt mehr als jemals und berechnete, daß ich wenigſtens ein ganzes Jahr lang bequem vom Erſparten allein zehren könnte. „Kommt Zeit, kommt Rat!“ ſagte ich dann voll Zuverſicht und phantaſierte bald von meiner künftigen Lebensart, bald von den Wirkungen meiner Entweichung ſowohl auf meine Obern und Bekannten in Augsburg, als auf mich ſelbſt.

Wir fuhren an einem Erbſenacker vorüber, den ein armer Mann hütete. Er ſaß mit ſeinem Weibe vor der niedrigen Strohhütte, die er ſich auf einer höhern Stelle des Ackers zunächſt an der Straße erbaut hatte. Wenn ich auf meinen Spaziergängen nach Göggingen zu ſeiner Hütte kam, ließ ich mich gewöhnlich mit ihm in ein trauliches Geſpräch ein und hatte meine Freude daran, dem Naturſohne naive Antworten abzulocken, an denen es ihm nie gebrach. Ich traf ihn einſt an, als er eben ein recht abgeſchmacktes Liedchen ſang, und erkundigte mich, ob er kein beſſeres wüßte. „Nein," ſagte er, „Sie könnten mir wohl ein artigeres lehren!" „Sehr gern," erwiderte ich und lehrte ihn das ſchöne Lied:

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin?
Gibt Gott mir nur geſundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn;
Und ſing mit dankbarem Gemüt
Mein Morgen- und mein Abendlied uſw.

Öfters hatte ich's verſucht, dieſen Geſang den Landleuten zu lehren, aber vergebens; die meiſten ſagten mir geradezu, ohne einen Sack voll Geld könne man nicht recht zufrieden, noch weniger glücklich ſein. Nur dieſer arme Ackerhirt fand in ſeiner Einfalt Geſchmack an den Grundſätzen der Genügſamkeit, die in dieſem Gedichte herrſchen. So oft ich nun an ſeinem Felde vorüberging, fragte ich ihn, ob er ſein neugelerntes Lied noch auswendig wiſſe? Und er ſang es mir in ſeiner kunſtloſen Manier treuherzig vor. — Eben jetzt ſang er es wieder, und ſein Weib ſekundierte ihm mit einem Kind im Arme. Kaum vermochte ich die Gegenſtände mehr zu unterſcheiden, aber ich vernahm deutlich die Worte:

Dann preis' ich Gott und lobe Gott,
Und schweb' in hohem Mut,
Und denk', es ist ein lieber Gott
Und meint's mit Menschen gut.

Geflissentlich schien er diese Verse öfters zu wiederholen, und ich dachte gerührt: „O Vater der Welt, wer lobt dich wohl mit so reinem Sinne, wie dieser Arme! Und wer ist glücklicher als er in seinen Andachtsgefühlen! Möchte ich nun auch eine Hütte finden, wo ich so einfältig froh dein Lob singen und mich glücklich fühlen könnte!" Es freute mich recht, daß ich ihm das Lied gelehrt hatte.

Unter abwechselnden Phantasien fuhren wir unbemerkt durch Göggingen und Inningen und nahten uns dem Dorfe Bobingen. Je näher wir dem Flecken Bobingen kamen, desto mehr betrunkene Bauern begegneten uns. Sie hatten ein Juchhein und Geschwätze, daß ich Lust bekam, ehe wir aus dem Dorfe fuhren, ein wenig einzukehren und mich zu erkundigen, welch ein Fest gefeiert worden sei. Mein Magen war ohnehin unzufrieden, daß er heute noch gar nicht mit Warmem bedient worden war, und mein Gaumen forderte Labung, denn im Schießgraben zu Augsburg hatte ich nur etwas Brot und eine kalte Wurst gegessen und etwas Wein getrunken.

Es war halb elf Uhr, und die hellerleuchteten Fensterscheiben im untern Zimmer des Wirtshauses zum Obern Wirt glänzten mir einladend entgegen, und ein freudiger Lärm zahlreicher Zecher tönte aus der dampfenden Stube herüber an die Straße. Die Pferde wurden an den Zaun gebunden und wir traten hinein, fanden aber nichts mehr zu essen, denn es war schon zu spät. Ruhig saß ich neben meinem Fuhrmann und bot ihm zu trinken an. Der Wirt erkundigte sich, wer ich wäre und wohin ich noch so spät gedächte. Unbefangen antwortete ich: „Ich

heiße Felix Liber und reise nach Memmingen. Diesen Namen behielt ich bis nach Wallenstatt bei. Da nahte sich uns ein halbbetrunkener Mensch, der wie ein Handwerksbursch aussah und sagte: „Sie könnten mich wohl mitnehmen, ich muß auch nach Memmingen.“ Ich betrachtete ihn genauer; seine Kleider schienen zum Teil aus dem schmutzigen Tischteppich einer Garküche gemacht, sein Anstand war plump, seine Redensart barsch und seine Betrunkenheit unleugbar. Mein Knecht neigte sich und raunte mir ins Ohr: „Wir haben ohnehin schwer geladen, nehmen Sie den Lumpen nicht mit!“ Ich erwiderte also nach einigem Besinnen: „Guter Freund, ich kann Sein Verlangen nicht wohl erfüllen. Wir haben schwer geladen, unsre Pferde sind müde und müssen noch eine große Strecke Weges laufen. Verzeih' Er, daß ich diesmal nicht so gefällig sein darf, als ich gern wollte.“ Wer sollte denken, daß diese Antwort den Stoff zu einem heftigen Gezänke enthielte? Aber es war nicht anders. Der aufbrausende Mensch setzte beide Fäuste in die Hüften, stellte sich patzig vor mich hin und rief zornig aus: „Du hoffährtiger Sprecher! Meinst du, ich lasse mich Er von dir schelten? Wer bist du denn, daß du mit Er mich anreden darfst? Ich gebe keinem Menschen einen Er ab. Ich bin ein ehrlicher Kerl, und wenn ich schon einen schlechten Rock anhabe, so bin ich doch keines Menschen Er. Zu Hause habe ich wohl schönere Röcke als du.“ So kramte er noch lange in einem Atem fort einen Reichtum hübscher Floskeln aus. Ich mußte anfangs lachen, denn sein Stolz, bei einem solchen Betragen und Aufzug, dünkte mich lustig. Geduldig ließ ich ihn reden, trank mein Gläschen, verzehrte mein Brot und kümmerte mich wenig um sein Gekrächze. Er ging von Zeit zu Zeit an seinen Tisch, schüttete von neuem ein Glas hinein, klagte seine Not einem handfesten Mühlknecht, mit dem er angekommen war und

deſſen Wagen noch vor dem Hauſe ſtand, und ſuchte auf alle Art Partei gegen mich zu machen. Dann lief er wieder zum Tiſche, an dem ich ſaß, ſchlug mit geballter Fauſt darauf, daß die Gläſer hüpften und ſagte: „Sieh, du mußt mich mitfahren laſſen, du magſt wollen oder nicht! Ich will dich wohl zwingen, komm nur hinaus! Sollſt du mich ſoweit mitnehmen können, du liebloſer Kerl, und es doch nicht tun?“ — „Es iſt wahr,“ polterte jetzt der Mühlknecht, der das Anſehen hatte, ſich ſeines läſtigen Gefährten entledigen zu wollen, hinter dem Tiſche hervor: „Der Herr könnte den Reiſenden wohl mitfahren laſſen, er hat ja einen ledigen Platz in ſeiner Kutſche. Es gehört ein hartes Herz dazu, einem Bittenden ſo etwas abzuſchlagen!“ „Willſt du mich mitfahren laſſen?“ rief jetzt der Betrunkene wieder, durch den Beifall des Mühlknechts herzhafter gemacht, „du ſteinerner Götz! warum redeſt du nicht? Sorgſt du, ich würde dir das Maul zerſchlagen, wenn dir ein Wort entkäme? Ich hätte gute Luſt dazu!“ Der Mühlknecht ging hinaus. Ich beſorgte, er möchte an unſrer Kutſche etwas beſchädigen und folgte ihm nach. Aber er ſpannte die Pferde an ſeinen ſchwer geladenen Wagen und nahm nichts als das Gepäck der Kutſche in Augenſchein; brummend ging er dann wieder in die Stube, um ſeinen Krug vollends zu leeren. Ich beſchloß, meinem Kutſcher zu winken und vor dem Mühlknechte wegzufahren. Aber ſobald ich in die Haustenne trat, ſagte mir der Wirt leiſe: „Laſſen Sie den Mühlknecht erſt fortfahren, ſo werden Sie des Burſchen los, er fährt mit ihm. Sonſt bekommen Sie gewiß beim Einſteigen Verdruß, denn er drohte bereits, er wolle mit Gewalt hineinſpringen oder hinten aufſitzen.“ Ich ging in die Stube, unſchlüſſig, was ich tun ſollte, da lief der Betrunkene auf mich zu, warf mir den Hut vom Kopf und rief: „Muß doch ſehen, ob du wirklich ein Pfaff biſt, wie ich vermute.“ Jetzt

ſtieg mir die Galle. Beinahe konnte ich mich nicht mehr halten; ich meinte, ich müßte den Kerl bei der Gurgel ergreifen und ihn zur Tür hinauswerfen. Es war eine elende ohnmächtige Kröte. Trotzig ſtand ich neben dem Ungezogenen, knirſchte mit den Zähnen und ſah bald ihn mit flammenden Blicken an, bald den liegenden Hut auf dem Boden. Aber der Gedanke hielt mich zurück: „Zerſtöre nicht das Glück deiner Reiſe durch unzeitige Hitze! Straffſt du den Boshaften, ſo gibt es Schlägereien, und wer weiß, welch ein Ende ſie nehmen und ob du nicht am Ende ſelbſt mit der Obrigkeit ins Gemenge kämeſt. Wie fatal, wenn dich die Polizei arretieren ließe!“ Noch ſtand ich und blickte ſchweigend um mich, als wenn ich ſehen wollte, ob denn niemand das Unrecht fühlte, das mir geſchähe. Endlich bückte ich mich nieder und hob meinen Hut auf. Der Grobian rief: „Da ſeht nur, ſeht! er hat ja ein Spundloch!*) ein Pfaff iſt's, drum iſt er ſo hartherzig und hoffärtig!“ Jetzt ſchlug er ein ſchallendes Gelächter auf. Der Mühlknecht lachte mit, trat zu mir und fragte mit frechem Tone: „Darf der Fremde nicht mit Ihnen fahren?“ Entſchloſſen ſagte ich „Nein!“ Der Mühlknecht erwiderte drohend: „Pfaff, du mußt auf dem Wege an uns vorüberfahren, es ſoll dich gereuen!“ und trabte zur Tür hinaus. „Bleibt es alſo dabei?“ fragte der Handwerksburſche und ſtellte ſich höhnend an meine Seite, „biſt du zu hoffärtig, mich mitreiſen zu laſſen, Schwarzkittel?“ Kalt antwortete ich: „Er fährt nicht mit mir!“ Fluchend rief der Polterer: „So brich den Hals allein! Aber lerne vorher, daß man niemand grob begegnen ſoll! Von dir, du Stock, laß ich mich nicht Er ſchelten! Merke dir's!“ Da warf er mir den Hut zum zweiten Male vom Kopf. Plötzlich ſprangen ein paar handfeſte Bauernkerle,

*) Er meinte die Tonſur. Ich hatte mir in Augsburg ſchon lange keine förmliche ſcheren laſſen: aber mein Hinterhaupt begann kahl zu werden und bildete ſo ziemlich eine runde Tonſur.

die dem Spektakel bis jetzt zugesehen hatten, von ihren Sitzen auf, einer fiel über den Unverschämten her, faßte ihn bei der Drossel, zog ihm rechts und links einige derbe Ohrfeigen und fuhr mit ihm zum offenen Fenster hin. Der Bezechte schlug um sich und stampfte. Allein die beiden Kerls schoben ihn unterm Gelächter aller Anwesenden zum Kreuzstock hinaus. Er drohte draußen, die Scheiben einzuschlagen. Aber der Wirt kam herbeigelaufen und bat den Mühlknecht, mit seinem Gefährten schleunig abzuziehen. Der Mühlknecht faßte nun denselben in der Mitte und warf ihn, wie einen seiner Säcke auf den Wagen hinauf. Dort schrie der Tolle häßliche Flüche, bis wir ihn, der Entfernung halber, nicht mehr hören konnten. Ich dankte den beiden jungen Bauersmännern, daß sie mich an dem ungezogenen Gaste gerächt hätten, zahlte ihnen zur Belohnung ein paar Gläser Schnaps, wonach sie verlangten, und schickte mich an, meine Reise fortzusetzen. Alle sprachen uns zu, wenn wir angegriffen würden, sollten wir uns tapfer wehren. Der Wirt gab mir zu diesem Ende einen tüchtigen Dornknüttel in den Wagen und legte ein paar große Kiesel zu meinen Füßen. Es war eine schöne sternenhelle Nacht. Wir fuhren nicht lange, so bemerkte mein Kutscher, daß der Mühlwagen nicht weit vor uns her langsam fortrollte. Ich ließ die Pferde anhalten, füllte meine linke Hand mit Sand, um ihn im Falle eines Angriffs meinem Feinde in die Augen zu streuen, und ermahnte den Fuhrmann, ohne ein Wort zu verlieren an dem Wagen vorüberzufahren, sollte er aber angehalten werden, sich tapfer zu wehren. Schnell kamen wir näher; ich legte meinen Knüttel zurecht. Mein Regenschirm lehnte neben mir in der Kutsche; das Wachstuch, mit dem er straff umhüllt war, glänzte wie ein Flintenlauf; es fiel mir ein, ich wollte den Schirm in den Arm nehmen, als wenn ich ein Gewehr zum Abdrücken bereit hielte. So

nahten wir uns dem Mühlwagen, aufmerksam auf jede Bewegung der Fahrenden. Aber der Knecht blieb ruhig auf seinem Pferde sitzen, und der Handwerksbursche regte sich nicht auf seinen Säcken. Nur als ich in der Kutsche an ihm vorüberschwebte, rief er mir zu: „Haha, Pfaff! ich dacht' es wohl, du habest ein Geschoß bei dir!" Ich mußte lachen, und wir fuhren stillschweigend an ihnen vorüber. Keiner ließ sich's einfallen, uns zu verfolgen.

Ein wenig nach zwölf Uhr langten wir in Schwabmünchingen an und mußten den Pferden Brot geben. Lange klopfte der Knecht an der Haustür des Gasthofes zur Post, ehe uns jemand hören wollte. Polternd, daß wir so spät anlangten, öffnete uns der Hausknecht, halb angekleidet, die Tür. Bald ließ sich auch ein Mädchen sehen, das mir die Haushälterin schien, und erkundigte sich um unsern Appetit. Ich weigerte mich gar nicht, als sie uns von einem Paar gebratenen Hühnern sagte, ihr Anerbieten gefällig anzunehmen. Mein Magen, den ich seit vorgestern abend nicht mehr mit warmer Speise bedacht hatte, machte gar keine Einwendungen dagegen, so wenig als mein Fuhrmann, der sichtbar auf den guten Bissen sich freute. Hier drang sich mir recht einleuchtend die Bemerkung auf, daß es einem Fliehenden nur schwer gelingen könne, die Spuren seiner Flucht zu verbergen, wenn er in einem Wagen sich retten will. Sogleich kannte das Mädchen meinen Fuhrmann, und der Hausknecht die Kutsche und die Pferde. Hätte ich's nun nicht so angelegt, daß man meine Abwesenheit erst spät bemerken mußte, so wäre es ja einem Nacheilenden leicht geworden, die Straße, die ich einschlug, und die Zeit, die ich voraus hatte, genau zu erfragen und so die sichersten Maßregeln, mich einzuholen, zu ergreifen. Wieviel sicherer reist dagegen derjenige, der zu Fuße, allein und unbemerkt, durchs Land schleichen kann und bei niemand sich weder von seinem

Kutscher noch von der Spur seines Wagens verraten sieht! Unbekümmert geht er aus seinem Ägypten, wie aus einem Mittelpunkte, setzt seinen Weg auf einem der unzähligen Strahlen des Kreises fort und läßt seinen Verfolgern das schwere Rätsel zu lösen übrig, auf welcher Linie des ganzen Umkreises er seine Sicherheit gesucht habe.

So wandelte mich einige Bangigkeit an, als mich die dienstfertige Haushälterin mit ihren scharfen Augen so genau beschaute und sich um den Zweck meiner Reise neugierig erkundigte. „Ihre Geschäfte müssen recht dringend sein," sagte sie schlau genug, „daß Sie von Augsburg erst so spät abgereist sind." „Und Sie haben schwer aufgepackt," fiel der Hausknecht darein, „Sie sind gewiß ein Geistlicher, der bei einer Herrschaft Hofmeister wird und schnell daselbst eintreffen muß." Um mich von dergleichen zudringlichen Fragen auf einmal zu befreien, entschloß ich mich, die Forschenden durch ihre eigene Fabel in ihren Vermutungen zu bestärken. „Man sieht wohl," sprach ich, „daß Sie schon viele Fremde gesehen und viel erfahren haben, sonst könnten Sie nicht so gut raten. Wirklich gehe ich als Erzieher zu einer Herrschaft, soll zur bestimmten Zeit bei ihr eintreffen und ward erst letzten Abend mit Packen fertig. Die Sommernacht ist schön und helle. Es dünkt mich nicht unangenehm, im kühlen Dunkel zu reisen. Dies ist das ganze Geheimnis, warum Sie jetzt so zur Unzeit im Schlafe gestört werden." Sie gaben sich hierauf zufrieden, und das Mädchen holte Wein herbei, um uns, bis die Hühner kämen, mit gutem Getränke zu laben. Als sie hastig zur Tür hereintrat, blieb sie mit dem Kleide an der Schnalle hängen, die Hafte brach entzwei, das Röckchen fiel und sie stand einen Augenblick im kurzen Hemdchen da. Mit einem lauten Schrei lief sie geschwind zur Tür hinaus, stellte dort Gläser und Leuchter auf den Boden, raffte ihr Röckchen nach und

ließ ſich nicht wieder ſehen. Der Hausknecht, der des Lachens und Spottens über den luſtigen Zufall kein Ende fand, mußte uns von nun an allein bedienen. Wir ließen uns die Hühner wacker ſchmecken und reiſten luſtig und wohlgenährt nach Türkheim ab. In der Gegend von Hilteſingen begann der Tag bereits ein wenig zu dämmern. Die Lerchen riefen auf dem Felde und einzelne Vögel und Eulen im Walde, an dem wir hinfuhren. Die Haſen ſprangen aus den Kornäckern und ſtutzten, wenn ſie das Rollen des Wagens vernahmen. Ein weißer Nebel, kaum ſo hoch, als die Füllen auf der Weide den Kopf trugen, lag ausgebreitet über dem flachen Wieſengrunde, die Mutterpferde wateten in den liegenden Wolken gleichſam wie in einem See voll lockerer Wolle und hoben die ſchwarzbraunen Mähnen und Rücken wie aus der Schwemme empor. Die Friſche des Morgens durchſchauerte mich. Ich hielt mich lange ſtehend im Wagen, um alles recht beſchauen zu können. Noch war die Sonne nicht herauf, als wir in Türkheim eintrafen. Hier mußten wir die Pferde in den Stall ziehen und füttern laſſen. Ich verlangte ein Zimmerchen und legte mich indes ein paar Stunden lang zu Bette, denn das Bedürfnis zu ſchlafen meldete ſich mit aller Kraft. Ich ſchlief von halb vier bis ſechs Uhr; da weckte mich das Geläute, womit das Volk zur Frühmeſſe gerufen ward. Nun mußten wir, ſo ſehr wir auch Eile hatten, geduldig warten, bis das Hausgeſinde aus der Kirche zurückkäme (das beſchwerliche Geſchick mancher Reiſenden, die morgens in einem katholiſchen Gaſthofe einzuſprechen genötigt ſind), dann reichte man uns mit Zeit und Weile unſre Schale Kaffee und ließ uns erſt um halb acht Uhr, nicht ohne neues Examen, woher ich käme und wohin ich wollte, weiter ziehen.

Wir fuhren durch einen Wald; ich erquickte mich an den Schönheiten der einſamen Gegend. Wo ſich die Straße

durch ein tiefes Tal emporwandte, ſtand ein artiges Häuschen vor mir mit einem Strohdache. Ein armes, aber reinliches Weib ſaß mit ein paar Kindern, die im Sande tändelten, auf einem Baumſtrunke vor der Tür und nähte, und in einiger Entfernung hackte ihr Mann kleine Hügel um die Erdäpfelſtöcke in ſeinem Gärtchen. Die kleine Wirtſchaft in dieſer Einöde gefiel mir ſo wohl, daß ich mich nicht erwehren konnte, zu ſeufzen und zu wünſchen: „O Gott! hätte ich auch ein ſolches Fleckchen auf deiner ſchönen Erde und ſäße mit einem liebenden Weſen darin!“ Dann ſagte ich mir mit einiger Zuverſicht: „Was wünſcheſt du und hoffeſt nicht? es wird ja wohl noch möglich zu machen ſein, daß dir ein kleines Gütchen zuteil wird und eine ſanfte Seele, die dein Glück, wie du, zu fühlen verſteht! Guten Muts! Wer weiß, was dir der Himmel noch beſchert hat! Es wird an Frankreichs Grenze wohl noch ein wildes Fleckchen geben, das urbar zu machen iſt.“ Da verirrte ich mich in geographiſche, ökonomiſche, ſchwärmeriſche Phantaſien und malte mir ein ganzes Elyſium voll Freude. Ohne Anſtand gelangten wir nun gegen halb elf Uhr über ein weites Ried, auf dem kleine, magere Kühe graſten, nach Mindelheim, einem ſchwäbiſch-bayriſchen Städtchen, wo wir den Pferden Brot geben laſſen mußten. Mittags begannen wir durch ſchöne Gegenden unſere Fahrt nach Memmingen. Fort und fort fand ich Gegenſtände die Fülle, an denen ich meine Augen, in der offenen Kutſche ſitzend, weidete. Bald zogen mich ein dunkler Wald, auf Bergrücken ſich fern verbreitend, oder einzelne kleine Haine mit ihrem einladenden Schatten auf der Ebene an, bald fixierte ein altes zerfallenes oder ein neues Gebäude, bald ein romantiſch gelegenes Dorf oder ein einſames Landhaus meine Blicke; bald ſah ich einen kleinen Hügel mit Bäumen oder ein heimliches Tälchen mit funkelnden Bachgeſchlingen, wo ich mir gern eine Wohnhütte gebaut und

in arkadiſcher Ruhe meine Tage hingebracht hätte. Bei ſoviel Genuß, den ſich meine Seele aus dem Anblick jeder Gegend ſchöpft, durch die ich hinwanderte, nahm es mich ſchon oft wunder, wie es möglich ſei, daß ſich jemand, wenn er nicht bereits durch eine langwierige Reiſe ermüdet ward, in ſeinem Wagen ſogleich beim Einſteigen zum Einſchlafen zurechtſetzen und alle Freuden, die ihm der Wechſel immer neuer Ausſichten ſo reichlich darbeut, ganz und gar verſchnarchen mag.

Um halb vier Uhr abends traf ich wohlbehalten in Memmingen ein und nahm bei Herrn Rheineck, dem Gaſtwirt zum Weißen Ochſen, mein Abſteigquartier. Ich wußte aus den Erzählungen meiner Freunde, daß Herr Rheineck ein ſehr gefälliger Mann, ein angenehmer Sänger und guter Komponiſt ſei und kannte ſechs Sammlungen ſeiner ſchönen Lieder zum Klavier aus dem Gebrauche, den ich ſchon lange ſelbſt davon gemacht hatte. Er bequemte ſich auch ohne Ziererei gar gern dazu, mir einige ſeiner neueſten Kompoſitionen vorzuſingen. Es war für mich eine rechte Herzenserquickung, nach dem lange anhaltenden Rollen und Klirren des Wagens, meine Ohren durch ſo angenehme Lieder wieder geſchmeichelt zu fühlen und die ſchönſten Melodien mit dem richtigſten Ausdruck vortragen zu hören. Der liebe Mann gewann mein Zutrauen durch die Offenheit ſeines Betragens ſo ſehr, daß ich kein Bedenken trug, ihm den Endzweck meiner Reiſe, um den er ſich erkundigte, unverhohlen anzugeben und ſeinen Rat zu erbitten. Aufrichtig riet er mir auch und belohnte durch Äußerungen geraden Biederſinns das Zutrauen, welches ich zu ihm gefaßt hatte. Vor allem erkundigte ich mich um einen ſichern Spediteur, dem ich meine Sachen ohne Gefahr anvertrauen dürfte. Sogleich ging ich zu demſelben, brachte alles in Richtigkeit und ließ mein Gepäck in ſein Haus bringen. Dann kaufte ich

mir ein Siegel, um eine ungewöhnliche Figur auf diejenigen Briefe drücken zu können, die über Augsburg liefen. Es war die gestochene Devise: Je me porte bien. Dadurch glaubte ich meine Briefe einigermaßen vor dem Eröffnen auf dem Postamte zu sichern. Dann schrieb ich an meinen Vater und meinen Bruder Franz Joseph und legte jedem Brief ein Geschenk an Gelde bei, um meinem Trost einige Realität zu geben. Lange war der Schmerz, den ich meinem Vater machen würde, das Hauptbedenken, welches mich abhielt, meine Fesseln zu sprengen. Da er aber erst vor einigen Wochen unser halbes Häuschen verkauft hatte (ohne es meinem Bruder, der eben von seiner Wanderschaft zurückkommen und sich in Höchstädt ansässig machen wollte, meiner Bitte und Vorstellung zuliebe, aufzusparen), so durfte ich hoffen, er würde durch die für ihn beträchtliche Summe des Kaufschillings in den Stand gesetzt sein, sich indessen vor andringender Not zu sichern und sogar einige Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, denn er nahm von nun an unentgeltlich im Spitale seinen Aufenthalt, der ihm wegen der halben Pfründe, die er genoß, nicht wohl versagt werden konnte. Ich wandte allen möglichen Fleiß an, um keinen Trostgrund, der in seinem Herzen haften konnte, zu vergessen und befand mich, als ich den Brief schloß, so gerührt, daß mir häufige Tränen über die Wangen rannen. Auch meinen Bruder tröstete ich so gut ich konnte und vergaß nichts, was dazu beitragen konnte, seine Liebe unverändert zu erhalten. Zuletzt schrieb ich auch an meinen vertrauten Freund in Augsburg, dem ich zuerst mein Vorhaben geoffenbart hatte, und bat ihn, alle Anstalten, die man wegen meiner Flucht treffen könnte, wohl auszukundschaften und mir so schleunig als möglich Nachricht davon in die Schweiz zu senden. Zur Vorsicht hatten wir die Abrede getroffen, er sollte sich immer als Notus Mayer, ich aber mich als Vetter Müller in unsern

Briefen unterzeichnen, denn so hatten wir uns längst genannt, wenn wir badend im Lechstrome saßen und Leute ans Ufer kamen, vor denen wir unkenntlich bleiben wollten, und wir durften versichert sein, daß uns jetzt unter diesen Pseudonymen ebensowenig als damals ein Briefeklitterer erraten würde. Nachdem ich nun ehrenhalber etwas Speise und Trank genossen und mit meinem jungen Fuhrmanne zu seiner völligen Zufriedenheit Rechnung gepflogen hatte, begann ich meinen Wanderstab aus den oben angeführten Gründen zu Fuß weiter zu setzen.

In behaglicher Sorglosigkeit spazierte ich zwischen den Hopfengärten außer dem Tore, die für mich ihre eigenen Annehmlichkeiten hatten, auf der Straße nach Leutkirch hin. Unter dem Arme trug ich meinen Regenschirm, in der Hand eine zusammengefaltete, sehr genaue Spezialkarte von Schwaben, auf der ich von Zeit zu Zeit die Orte nachsuchte, durch die der Weg mich führen würde. Überhaupt ist Reisen für mich nur ein halbes Vergnügen, wenn ich nicht gleichsam jeden Schritt, den ich tue, auf der Karte bestimmen kann. Mit diesem Hilfsmittel versehen, hab' ich des ewigen Fragens nicht nötig, wie der Ort heiße, durch den ich wandre? wohin ich gelangen werde? wie weit es bis dahin noch sei? welches Wasser hier ströme? welch ein Schloß, Kloster oder Gebirge dort sichtbar werde? Alles dies und noch mehr zeigt mir eine gute Karte. Mit einem Worte: wenn ich ohne Karte reise, so ist's mir immer, als irre ich in einem düstern Walde, mit einer Karte aber bin ich überall orientiert. —

Meine Gedanken schwebten zuweilen nach Augsburg, denn nun hatte die Stunde geschlagen, da die Hausfrau mein Zimmer betreten und das leere Nest finden mußte.

Ruhig schlenderte ich meines Weges und kam bis an die Anhöhe, wo das Feld sich gegen die Iller hinabneigt.

Am grünen Straßenbord ſitzend, labte ich mich durch ein Weilchen Ruhe und beobachtete mit Wohlgefallen die untergehende Sonne und das liebliche Licht, das ſie über die Gegenden ausgoß.

Es war ſchon ſehr dunkel, als ich an die Brücke über die Iller unweit Aitrach gelangte und nun über die Grenze des Biſchöflich-Augsburgiſchen Kirchenſprengels ſchritt. Weil es in der Abendkühle ſehr angenehm zu gehen war und meine Karte das Dorf Ayſtetten nicht ſehr fern vorgeſtellt hatte, ſo entſchloß ich mich, Aitrach zur Seite liegen zu laſſen und noch eine Strecke Weges im Dunkeln zu marſchieren. Lange lief ich zwiſchen Feldern hin. Rechts und links tönte das Brüllen der Kühe und das Bellen der Hunde aus der Ferne herüber; tiefes Dunkel verhüllte jede Ausſicht vor meinen Blicken. Jetzt kam ich an eine Stelle, wo ſich der Weg teilte; ich wählte denjenigen, der dem Anſchein nach der betretenſte war. Schon wandelte ich eine ziemliche Strecke darauf hin, da hörte ich das Klirren eines herankommenden Wagens und freute mich, nun Gewißheit zu erhalten, wohin ich gelangen würde. Sowie der Wagen näherkam, tönten mir luſtige Stimmen entgegen; es deuchte mir, ein paar Betrunkene ſängen ein Lied. Endlich entdeckte ich den Zug. Was war's? Eine Bettlerfamilie hatte eine Mähre vor ihr Wägelchen geſpannt. Ein Weib und ein paar Kinder ſaßen darauf, tief in Bettlumpen verhüllt, und ein paar Männer, wovon einer den Fuhrmann machte, gingen nebenher und ſangen; das Weib ſekundierte. Ich wußte nicht recht, ſollte ich fragen oder nicht. Eben ſchritt ich auf einem kleinen Fußwege, der etwas höher als die Straße lag, hinter einem Geſträuche hin, das am abhängigen Rande wucherte, und ſtand ſtill, um den Zug zu betrachten. „Mutter, ſieh!" ſagte ein Knabe auf dem Wagen, „dort ſteht jemand hinter den Stauden und lauſchet." Geſchwinde

rief ich mit keckem Tone: „Wie heißt der Ort, wohin ich komme? Iſt er noch fern?“ Einer der Bettler antwortete ſtutzend: „Der Herr iſt ſpät auf der Straße, wo will Er hin?“ Ich: „Weit und nicht weit, wie man's nimmt. Heißt der nächſte Ort nicht Ayſtetten?“ Er: „Ja. Der Herr geht gewiß wallfahrten? Wir kommen eben auch von Maria-Einſiedeln.“ Er wollte noch mehr fragen, aber ich ging meines Weges.

Endlich kam ich in ein Dorf und ſuchte allenthalben ein Wirtshaus. Aber nirgends konnte ich in der tiefen Finſternis ein hängendes Schild gewahr werden, und in den übrigen Häuſern ſchien bereits alles tief zu ſchnarchen. Die Hofhunde kläfften mich an, immer mußte ich mich mit meinem zuſammengerollten Regenſchirm gegen ſie verteidigen. Nirgends war ein Licht zu erblicken; ein Bach lief mitten durch das Dorf. In der Dunkelheit glaubte ich einen Steg wahrzunehmen, ſchritt kühn darauf los und ſtürzte in den Bach; eine Stange, die quer hinübergelegt war und mir nachher ein paar weiße Felle ins Waſſer zu halten ſchien, hatte mich betrogen. Ich tat im Fallen einen lauten Schrei, und als ich mich triefend herauswand, ein paar kräftige Flüche; das zog endlich einen alten Mann aus dem nächſten Hauſe herbei, der mich an die Straße hinaus zu einem Wirtshaus wies. Er warnte mich aber, ich ſollte mich im engen Fahrweg durch's Dorf immer hart an die Zäune halten, ſonſt würde ich noch einmal und zwar in ſtinkender Jauche, die im Wege eine Pfütze bildete, gebadet werden. Es war für einen Fremden unmöglich, im Finſtern an der ſtechenden Dornhecke vorüber zu kommen, ohne einen Fehltritt in die Pfütze zu tun. Ich mußte mich entſchließen, eine gute Strecke weit durch dick und dünn zu waten und wohl acht haben, daß ich meine Schuhe nicht zurückließ, ehe ich wieder auf ein trockenes Plätzchen geriet. Tropfnaß und häßlich beſudelt

gelangte ich endlich zur Tür des Wirtshauſes an der Straße, aber ein großer Hund lag davor, der mich anknurrte, ſobald ich pochen oder läuten wollte. Endlich wagte ich's doch mit meinem Schirme an einem Fenſterladen zu klopfen, durch deſſen Ritzen ich Licht entdeckte. Man öffnete ſogleich und hörte meine Bitte um eine Nachtherberge nicht ohne Zeichen des Mißfallens an. „So ſpät?" hieß es, „es iſt ſchon alles zu Bette, wir haben nichts mehr zu eſſen." Der Wirt kam heraus, beleuchtete mich mit ſeiner Laterne und ſchloß die Tür wieder zu, indem er ſagte: „Übernacht' Er, wo Er will! Ich habe kein Lager für ein ſolches Schwein!" Zu meinem Glücke war der große Hund mit ihm ins Haus geſchlüpft. Ich machte mich alſo wieder an das Fenſter, deſſen Laden noch offen ſtand, und wandte mich mit meiner Bitte an die Wirtin, die noch herausſchaute und zu horchen ſchien. Eindringlich erzählte ich mein Schickſal und verſprach, mit Milch und Brot recht wohl zufrieden zu ſein, wenn ſie mir nur ein Obdach geſtatten wollte. Sie fragte: „Wer ich denn ſei?" Schon hatte ich's auf der Zunge zu ſagen: „Ein Geiſtlicher." Das hätte mir freilich ganz gewiß eine gute Aufnahme verſichert. Aber in eben dem Augenblicke fiel mir's ein, man könnte dadurch beim Nacheilen auf die Spur geführt werden, und ich antwortete flink: „Ein Student." „O wehe!" rief der Wirt, „das iſt gewiß ein rechter Gaudieb; die Studenten reiſen erſt im Herbſt, er iſt gewiß davongejagt worden." — „Nicht ungerecht, mein Herr! Ich habe ein Atteſtat bei mir," ſo erwiderte ich mit kühnem Tone und holte mein Portefeuille aus der Taſche, in welchem ich meine Formaten nebſt andern Dokumenten verwahrte. Sie waren ganz in lateiniſcher Sprache abgefaßt und ich verließ mich darauf, der Wirt würde kein Latein verſtehen. Um jedoch nicht irre zu gehen, fragte ich: „Herr Wirt! ich habe ein Teſtimonium bei mir; Sie verſtehen doch Latein?" „Nicht

recht," ſagte er ſtockend, „doch laſſ' Er mal ſehen." Ich reichte ihm nun getroſt den lateiniſchen Zettel hinein. Er ſah ihn durch, buchſtabierte mit Mühe meinen Namen und gab ſich zufrieden, als er das große Siegel erblickte. Mir war bange, er möchte ſein Augenmerk auch auf die Jahreszahl richten, die 1783 lautete, aber ich ſorgte vergebens. Die Wirtin fand, ihr Mann ſei überwieſen, und kam an die Haustür, um ſie mir nicht ohne Mitleid zu öffnen. Eine Magd mußte ein Schaff voll Waſſer hereinbringen, ich ſtellte mich mitten drein, tauchte mich nieder, ſo weit es gehen wollte, badete tapfer darin umher und wuſch mich ſo rein als möglich. Die Wirtsleute und ich ſcherzten dann ſehr munter. Mein Baden kam ihnen allen und mir ſelbſt ſehr luſtig vor. Aber ſo warm auch die Jahreszeit war, ſo fing es mich doch an, in meinen naſſen Kleidern ein wenig zu frieren. Bald verlangte ich mich ſchlafen zu legen, man führte mich in eine Kammer, die nicht unartig ausſah. Ich hing meine Kleider zum Trocknen auf und mußte mich, zum erſten Mal in meinem Leben, ganz ohne alle Bekleidung zu Bette legen. Die Müdigkeit machte mich einige Stunden wie ein Murmeltier ſchlafen, die ungewohnte Nacktheit aber weckte mich ſchon frühe bei anbrechendem Tage. Ich fand meine Kleider größtenteils trocken und ſchrieb das Nötige in mein Reiſejournal.

Heiter und vergnügt trat ich den 16. Juli meine Reiſe nach Leutkirch an. Lieblich beglänzte die Sonne den Weg, den ich zu nehmen hatte. Das altfränkiſche Schloß zu Altmannshofen zeigte ſich recht romantiſch im Morgenglanze. Am mannigfaltig verſchlungenen Ufer der Aitrach hin kam ich, über ein angenehmes Ried ſpazierend, nach Niederhofen und weidete meine Blicke an dem ſchönen Bergſchloß Zeil, das mich den ganzen Weg über ſo prächtig von ſeiner Höhe herab anſchaute. Wer kann ſich beim Anblicke

eines ſo großen weitläufigen Palaſtes, im Gegenſatze mit den ärmlichen Wohnungen des Landmanns, des Gedankens an Gewalt und Herrſcherwillkür erwehren? Mich wunderte es nicht, daß beim Ausbruche der Revolution in Frankreich der Bauer mit ſoviel Schadenfreude die Schlöſſer verbrannte. Jeden Augenblick iſt ein zu prächtiges Gebäude eine Beleidigung für die Blicke des Armen, und er ſagt ſich, ſo oft er daran vorübergeht: „Auf des Landes und meine Koſten, durch meiner Vorfahren oder zum Teil meinen eigenen Schweiß ward dieſe Zwingfeſte aufgeführt. Wenn es keinen jüngſten Tag und keine beſſre Zukunft gibt, ſo ſind wir Bauern in der Hölle und unſre Herren im Himmel, und doch führen ſie ſich ganz und gar nicht als Heilige auf.“ Dies ſind die Worte, die mir einſt ein Bauer beim Anblicke des ſchönen Schloſſes Wellenburg ſagte, als ich mit ihm, vertraulich plaudernd, vom Kobel nach Augsburg ging. Er war eben keiner der Gutgeſinnten, aber auch keiner der Dummen.

Lange dachte ich auf meiner einſamen Wanderung der Frage nach: „Warum ſind alle unſre großen Gebäude mehr prächtig als ſchön? warum ſind ſie nicht, ſo wie bei den Griechen, mehr ſchön als prächtig?“ Nach mancherlei verſuchten Auflöſungen ſchien mir dieſe die richtigſte: „Weil in unſerm kaufmänniſchen Jahrhundert, wo jeder nur erwerben will, Gewinnſucht den moraliſchen Sinn, der ſo enge mit dem äſthetiſchen verſchwiſtert iſt, daß keiner ohne den andern exiſtieren kann, abgeſtumpft hat und ſich ihrer Natur nach lieber in ſchimmernden als in ſchönen Formen zeigen mag; oder, weil man lieber prangen als vergnügen will, weil nicht Harmonie des Wohlwollens, ſondern Schellenklang der Eitelkeit die Bauenden begeiſtert, weil ſich Reichtum ohne Menſchengefühl lieber in Trotz verratenden, als in Gefälligkeit atmenden Zügen äußert, weil mit Liebloſigkeit wohl Pracht, aber

nicht Schönheit bestehen kann.“ Unter dergleichen Betrachtungen gelangte ich nach Leutkirch, einem Reichsstädtchen, das die Tiefe eines angenehmen Tales einnimmt.

Hier suchte ich das Posthaus auf und fuhr mit Extrapost nach Wangen. Dadurch gewann ich den Vorteil, ohne müde Füße schnell vom Lande zu kommen, noch heute abend in Lindau einzutreffen und morgen sogleich in die Schweiz abreisen zu können. Hiermit war alle Möglichkeit, eingeholt zu werden, gänzlich aufgehoben.

Je näher ich Wangen kam, desto hügeliger und rauher ward das Land. Als sich das Tal der Argen öffnete und wir das Reichsstädtchen vor unsern Augen hatten, wehte uns ein unangenehmer Geruch, wie von einem großen Brande entgegen. Wir fuhren durch die Tore und erblickten sogleich jammernde Menschen in Gruppen beisammenstehen und andre, die Betten und allerlei Hausgeräte hin und her schleppten. Im Gasthofe zum Adler stieg ich ab. Eingerissene, schwarzgeräucherte Häuser ohne Fenster und Dächer und dampfende Schutthaufen fielen mir am Ende der Gasse, unweit der Kirche in die Augen. Im Gasthofe selbst war nichts an seinem rechten Orte; alles hatte man in ein Gartenhaus vor der Stadt geflüchtet, und nun standen noch die Geräte, welche man zurückgeholt hatte, in trauriger Verwirrung umher. Nur ein einziges Zimmer war zum Empfange der Gäste einigermaßen zubereitet. Der Wirt hatte selbst durch den Brand ein Haus verloren und erzählte uns von diesem traurigen Ereignisse, und die Wirtin, welche ihm bei einigen Umständen nachhelfen wollte, brach öfters in Tränen aus. Alle Einwohner des Hauses liefen wie verstört und noch halb betäubt umher. Alle hatte das Unglück fromm gemacht, und sie sprachen entweder von Strafen oder von Schonung des Himmels. Der Wirt führte mich hin zur großen Brandstätte, indem man uns ein Mittagessen zurechtmachte, und zeigte

mir von der Höhe an der Kirchhofmauer die weitverbreiteten Ruinen im Tale! Faſt lauter kleine Häuschen der Armut waren niedergebrannt; gegen 70 Firſten lagen im Schutte. Weinend und wehklagend, oder in ſtummen Schmerz verſenkt, wühlten Kinder, Väter und Mütter, mit Lumpen behangen, in den heißen Brandhaufen, aus denen oft lechzende Flammen emporprafſelten, und ſuchten die Überbleibſel ihrer elenden Habe hervor. Es war ein ſehr ſchmerzlicher Anblick! Man ſagte mir, die Hauptbemühung der Löſchenden ſei dahin gegangen, die auf der Höhe ſtehende Kirche zu retten. Beinahe hätte ich mich aus Unverſtand vermeſſen, zu klagen, daß man nicht lieber die Häuſer der Armut, als eine Kirche, zu retten ſtrebte, aber der Gedanke fiel mir noch zur rechten Zeit ein: „Vielleicht wäre durch den Brand der Kirche auch der übrige Teil der Stadt in Flammen geraten.“ Unverhohlen geſtand ich jedoch dem Wirt meinen törichten Einfall und ſagte ihm, daß ich mir deshalb ſelbſt einen Verweis gegeben hätte; er beſtätigte meine beſſre Vermutung und ſetzte bei: „Es wäre doch unmöglich geweſen, die hölzernen Hütten zu löſchen; ohne Rettung der Kirche aber würde auch der übrige Teil der Stadt mit verbrannt ſein.“

Der Poſtillon, der mich von Wangen nach Lindau führte, hatte alle ſeine Kleider in den Flammen verloren. Traurig ſaß er auf dem Bocke, von Zeit zu Zeit erzählte er mir einen Zug der Löſchenden oder Beſchädigten, und wenn er eine Weile ſtille ſaß und dann ſich umſah, bebte ihm manchmal eine große Träne im Auge. Er dauerte mich recht ſehr; ich ſuchte ihn, ſo gut ich konnte, zu tröſten, aber er blieb in düſtre Trauer verſenkt und wollte zu Neu-Ravensburg nicht einmal ein Glas Wein genießen, das ich ihm anbot; nur mit Mühe konnte ich ihn dazu bereden.

Meinem Grundſatze getreu, auf Reiſen immer den

beſten Gaſthof zum Übernachten zu wählen, weil man da gewiß am wohlfeilſten und zugleich am bequemſten zehrt, ſtieg ich in Lindau zur Goldenen Krone ab und erkundigte mich ſogleich, ob nicht etwa noch heute ein Schiff nach Rorſchach abginge, denn ich hätte gar zu gern, je eher je lieber, in völliger Sicherheit geſchlafen. Allein es war bereits abends fünf Uhr, und niemand wollte mit mir ſo ſpät die Fahrt unternehmen. Ich lief an die Schiffländе und zog ſelbſt Nachrichten ein, ſo zuverläſſig als möglich. Es hieß, morgen in aller Frühe würde ohnehin ein Schiff dahin abſegeln, ich ſollte mich alſo die Nacht über gedulden. Um nicht durch allzu dringendes und ungeſtümes Fordern, heute noch in die Schweiz gebracht zu werden, mich ſelbſt als einen Flüchtling zu verraten und etwa zu unangenehmen Auftritten Anlaß zu geben, beſchloß ich, in Lindau zu übernachten, mein Journal fortzuſetzen und die noch übrige Zeit anzuwenden, mich in eigner Perſon bei Herrn Spediteur S. zu erkundigen, was aus meinen Kiſten geworden ſei, und zugleich die Stadt zu ſchauen. Aber auf dem Wege fiel mir ein, meine Gegenwart und überflüſſige Sorgfalt könnte bei dem Spediteur allerlei Bedenklichkeiten erregen und wohl gar die Verſendung des Gepäckes verzögern, ich begnügte mich alſo, die merkwürdigſten Gegenden der Stadt zu ſehen, nach Art der Handwerksburſchen zur großen Linde zu wallfahrten, an die Schiffländе zu ſchlendern und beſonders den Galgen um ſein allerliebſtes Plätzchen auf einer kleinen Halbinſel zu beneiden, denn ich dachte, ein niedliches Häuschen, in dem ich wohnen könnte, ſtünde dort viel beſſer. Dem fürſtlichen Damenſtift mochte ich durchaus nicht zu nahe kommen, denn hier wohnte eine Schweſter des Herrn von Angelter als Stiftsdame; ſie kannte mich von einem Beſuche her, den ſie im vorigen Sommer bei ihrem Herrn Bruder in Augsburg abgelegt hatte, und würde nicht unterlaſſen

haben, mich auf meiner Flucht durch lauter Höflichkeit und Gefälligkeit aufzuhalten, denn sie hatte mich längst eingeladen und mit zuvorkommender Artigkeit versprochen, mir alle Kostbarkeiten des Stifts und alle schönen Damen darin zu zeigen. Zuweilen fiel mir doch der Gedanke ein, ich sollte mir den Spaß machen, sie zu besuchen und eine Wallfahrt nach Einsiedeln vorschützen; es dünkte mich lustig, ihr bei einer so bedenklichen Gelegenheit in der Eile eine kurze Visite zu machen. Aber der Umstand, die Visite könnte wider meinen Willen zu lange dauern und also meine Sicherheit, einer Schalkheit zuliebe, auf's Spiel gesetzt werden, hielt mich wieder ab und bestärkte mich in dem Vorhaben, bei einer Unternehmung von solcher Wichtigkeit so wenig als möglich dem Zufalle anzuvertrauen.

Den 17. Juli, morgens, frühe um 4 Uhr, weckte mich ein Bedienter und brachte zugleich den Bericht, daß ein Schiff mit dem Schlage 5 Uhr ganz gewiß nach Rorschach absegeln würde. Er bereitete mir ein Frühstück und vergaß nicht, seinen scheidenden Gast für die Wasserfahrt recht wohl zu verproviantieren. Seine Munterkeit nahm mich sehr für ihn ein; ich gab ihm ein reichliches Trinkgeld. Ehe er die Türe des Gasthofes öffnete, sprach er mir sehr ernsthaft zu, ich möchte mich doch vor der Reise noch leichter machen, denn im Schiffe finde man dergleichen Bequemlichkeit nicht usw. Ich gehorchte willig und schlug einen Seitengang im Hause ein, wohin er mich wies. Am Ende des Ganges fand ich eine nachlässig angelehnte Tür, trat hinein und sah — ein abscheulich schmutziges Bett und — eine Eva darauf, sogar ohne Feigenblatt, welche tüchtig schnarchte. Das erstemal in meinem Leben erblickte ich hier ganz ohne Hülle eine weibliche Gestalt in der Nähe, die aber nichts minder als eine Phryne war; die Neuheit der Erscheinung fesselte zwar einen Moment mein Auge,

aber die Magd, gewiß der niedrigſten eine, oder was das arme Geſchöpf ſonſt ſein mochte, war ſo ſchwarz an Händen, Füßen, Hals und Haupt, und hatte übrigens einen ſo groben, wanſtigen und dicken Bau, daß ich ſtatt des Wohlgefallens nur Ekel empfand und ſchleunig aus Maritornens Kammer zurücktrat, um in ein lautes Lachen auszubrechen. Der ſchalkhafte Bediente, der vorne am Gange meiner wartete und zum voraus wohl wußte, was ich finden würde (denn es war im ganzen Gange nicht, was ich ſuchte), platzte auch los und konnte der luſtigen Einfälle über mein furchtſames Betragen, wie er's nannte, kein Ende finden. Im Grunde hätte ich die Armſelige, die nicht einmal ein Hemde zu haben ſchien, um nachts darin ihre Blöße zu verhüllen, lieber gar nicht geſehen, denn meine Phantaſie konnte nachher des ſonderbaren häßlichen Bildes lange nicht mehr loswerden. Es erſchien mir ſogar zur Unzeit im Traume.

Die Schiffer zögerten lange, bis ſie abfuhren. Endlich, nachdem ſich eine große Anzahl Reiſender von allen Sorten eingefunden hatten, ſtießen ſie vom Lande. Es war bereits 5 Uhr vorüber, und ich hatte mir bis dahin die Langeweile teils durch Betrachtung der ſchönen Ausſicht ins Rheintal und ins St. Galliſche Gebiet, teils mit Beobachtung der ankommenden Reiſenden vertrieben. Wallfahrer nach Einſiedeln, Viehhändler, Kaufmannsdiener, Fabrikantenmädchen von St. Gallen und allerlei andre Perſonen kamen allmählich an die Schifflände. Es fand ſich auch ein verliebtes Pärchen ein, das alle Augenblicke hinter hohen Tonnen und Laſten am Ufer verſchwand, um geſchwind einander zu küſſen und ſich wieder zu zeigen. Beide ſchienen ſtets überzeugt zu ſein, daß ſie niemand bemerkt hätte, und lockten doch jedem ein Lächeln ab. Aber ſo ſind die Liebenden; ſie denken, niemand habe Augen für ihre Zärtlichkeiten, ſolange ſie kein Lauſchender

im Taumel ihres ſüßen Genuſſes ins Angeſicht verhöhnt. Hierin gleichen ſie gewiſſen kleinen Kindern, die, wenn ſie dorthin ſchleichen wollen, wohin ſie nicht ſollen, ſo lange die Augen zudrücken, bis ſie an ihren Aufſehern vorübergeſchlüpft ſind, in der tröſtlichen Vorausſetzung, weil ſie niemanden angeblickt hätten, ſeien auch ſie den Blicken der Aufſeher entgangen. Der hohe Felſenberg, der hinter Bregenz ſo ſteil und majeſtätiſch emporſteigt, zog unter den Schönheiten der Natur meine Blicke am längſten auf ſich. Der Wind legte ſich, ſowie ſich unſer Schiff vom Lande entfernte, die Schiffer prophezeiten uns eine langwierige Fahrt, denn nur die Ruder ſtießen uns weiter. Allmählich zeigte ſich das ſchöne Ufer gegen Buchhorn hin mit ſeinen Schlöſſern und ſchönen Gebäuden, die in den See herauszutreten ſchienen. Waſſerburg und Langenargen glänzten im Morgenglanze. Die Pilger fingen an ihren Roſenkranz monotoniſch zu plappern. Die Mitfahrenden, welche nicht von der andächtigen Partei waren, machten darüber ihre Anmerkungen oder fluchten, und ich ſaß vorne am Schnabel auf einem vollen Kornſack, ſchrieb in meine Reiſetabletten oder begaffte die Ufer umher. Die jungen Burſchen machten ſich an die luſtigen St. Galler Mädchen, ſchäkerten mit ihnen und bedeckten ſich manchmal mit dem nachläſſig hängenden Segel, um darunter Küſſe zu tauſchen. Ein luſtiger Metzgerknecht trieb den Spaß zu wiederholten Malen und ſtörte in ſeiner rohern Frohmütigkeit die Andacht der Betenden einigemal mit einem herzhaften Fluche; das eintönige Geleier ſchien in die Länge ſeine Geduld völlig zu ermüden. Der Oberſchiffer, ein gar chriſtlicher und dabei handfeſter Mann, verbat ſich feierlich das Fluchen mit der Äußerung, er könne es nicht zugeben, daß allen Schiffenden, eines einzigen Auswürflings wegen, etwa ein Unglück begegnete. Als ſich der luſtige Metzger wenig um ſeine Erinnerungen

bekümmerte und kindisch genug, in gewichtigen, nichts bedeutenden Ausrufungen, die man für Flüche nahm, seine Stärke zu zeigen fortfuhr, drohte der aufgebrachte Schiffmann: „Hörst du nicht auf, so werd' ich dich tunken (ins Wasser tauchen)!" Der Metzger achtete die Drohung nicht und feierte nicht, seine Scherze mit Fuhrmannsphrasen zu würzen; auf einmal ergriff ihn der Schiffmann, der Bursche war aber auf diesen Fall gefaßt und wehrte sich wie ein gehetzter Dachs. Sie rangen miteinander. Im Zorne entfuhren auch dem Schiffmann ein paar kräftige Flüche, und ein Rudernder rief: „Bruder! laß ihn los, du fluchst ja selber!" warf sich zwischen beide und brachte sie auseinander. Ein allgemeines Gelächter schloß die alberne Szene.

Als wir uns dem Schweizer Gebiete näherten, hielt ich in meiner Seele ein Dankfest, daß ich nun das Land der Freiheit so glücklich und wohlbehalten wieder betreten dürfte. Der Anblick des schönen Berges, der sich zwischen Rheineck und Rorschach erhebt, erquickte mich doppelt durch die Mannigfaltigkeit seiner angenehmen Dörfer, Landhäuser, Schlösser, Wäldchen und Bäche, wenn ich diese Gegend mit den einförmigen, weitgestreckten Ebenen verglich, in denen ich letzthin gewohnt hatte. Die niedrige Erdzunge, mit Weidenbäumen und Erlen bewachsen, welche der Rhein bei seinem Eintritt in den See nach und nach angeschwemmt hat, im Rohr genannt, zog lange meine Blicke auf sich. Unser Schiffmann steuerte so nahe an die Rheinmündung hin, um den Bedienten einiger Emigranten, der allerlei Waren von Lindau herüberbrachte und nun mit dem verliebten Pärchen nach dem Schloß Wartensee wandern wollte, das seine Herrschaft gemietet hatte, weiter oben ans Land zu setzen. Wir schifften dann an dem schönen, mit Mauerwerk bekleideten Ufer des Sees fort in den Hafen von Rorschach. Angenehm wechselten

kleine beſchränkte Proſpekte in ländliche Gärten, unter Fruchtbäumen hin, und auf artig gruppierte Bauernhäuſer, mit größern Ausſichten den Berg hinauf ab.

Die Seeluft hatte mich hungrig gemacht. Ich ſpeiſte im Adler zu Rorſchach ſchon um 10 Uhr zu Mittag, ſaß mit der beſten Überzeugung hinterm Tiſche, daß ich mich bereits in einem reformierten Orte der Schweiz befinde, und ließ mir Eſſen und Trinken zur Ehre der Freiheit doppelt wohlſchmecken. Plötzlich erklang nahe am Wirtshauſe ein Geläute, ich ſtreckte, davon überraſcht, den Kopf zum Fenſter hinaus und erblickte eine Kapelle und einen Mönch darin, der ſich zur Meſſe ankleidete. „O wehe!“ dachte ich, „ſo ſtehe ich auch hier noch unter Pfaffengewalt?“ Mit erkünſtelter Miene der Ruhe fragte ich die Wirtin: „Unter weſſen Botmäßigkeit ſteht der hieſige Ort?“ Sie antwortete: „Unter dem Fürſten von St. Gallen.“ Eiliger leerte ich nun mein Glas und ſpazierte, meinen Regenſchirm unter dem Arm, den Berg hinauf, um in die äußeren Rhoden zu kommen. O, wie ſehr mangelte mir da eine gute Karte der Schweiz! Was hätte ich darum gegeben, diejenige wieder zu haben, die ich wahrſcheinlich in der Poſtchaiſe von Wangen bis Lindau mit dem Schnupftuch aus der Taſche gezogen und im Fahren verloren hatte. —

Meine Hausleute in Augsburg hatten indes (wie ich nachher aus Briefen und mündlichen Erzählungen erfuhr) zur vermuteten Stunde mein Zimmer leer gefunden. Herr Gantherr brachte die zurückgelaſſenen beiden Schreiben ſamt den Regiſtraturſchlüſſeln mit großem Leidweſen zu Herrn Provikar de Haiden und bat um Verhaltungsregeln. Provikar hörte die Erzählung ſtaunend an und rief mehr als einmal aus: „Das iſt ein verwünſchter Streich! ein ſchlauer Kerl! er hält die ganze Welt zum Narren!“ Seinen Freunden ſagte er: „Lauf ihm nun nach, wer will! Den holt niemand mehr ein! Ich will

wetten, Bronner schreibt mir alles (er hätte die Wette verloren) und klagt über Kögls letzte Begegnung! Es ist aber auch wahr! Kögl hat ihn ohne hinreichenden Grund zu bübisch behandelt; mit solchen Leuten darf man nicht so eigenmächtig verfahren. Da ist nun die schöne Frucht!" Er kleidete sich sogleich an, ging mit dem Hausherrn in meine Wohnung, nahm Schriften, Bibliothek und Möbel in Augenschein und befahl seinem Sekretär, Herrn Görtner, die Titel der Bücherrücken zum Protokoll zu nehmen. Beim Durchgehen derselben konnte er sich des Lachens nicht enthalten und äußerte, als er sie einigen Bekannten vorzeigte, die Besorgnis, ich würde nun über dergleichen Materien Bücher schreiben. Mein Hausherr ward ersucht, um alles unnötige Aufsehen zu vermeiden, sogleich selbst als Kurier mit meinen beiden Schreiben an Herrn Statthalter nach München abzureisen. Um den leidigen Vorfall noch eine Weile geheim zu halten, sagte man den Leuten, die auf der Registratur nach mir verlangten, ich sei auf kurze Zeit verreist und verwies sie zur Geduld. Der Hausmeister in der Dompropstei lachte laut auf, als er die Nachricht meiner Entweichung erhielt. Das gnädige Fräulein Josepha jammerte erbärmlich, daß ich eben in der Abwesenheit ihres Herrn Bruders fort wäre. „Ach, er wird doch nicht meinetwegen fort sein," klagte sie, „ich habe ihm ja nichts zu Leide getan! Ach! wenn jetzt nur mein Herr Bruder nicht glaubt, ich habe Bronnern erzürnt und er sei aus Verdruß darüber davon gelaufen! Ich will fleißig beten, daß der Verlorne wieder in sich selber geht und wieder ins Kloster zurückkehrt!" Meine Bekannten waren überrascht, als sie nach einigen Tagen vernahmen, ich habe Augsburg verlassen, um nicht wieder zu kommen. Einer derselben schrieb mir:

„Den 27. Juli, morgens, kam mein Freund dahergerannt und sagte mir ganz außer Atem: Bronner ist fort nach Zürich,

die ganze Stadt ist in Alarm, eben begegnete mir Herr Statthalter, der von München kommt! Man sagt, Bronner wolle kalvinisch werden und habe aus der Registratur, weiß nicht was, mitgenommen usw. Aber den Statthalter fahren die Domherren mit Vorwürfen her, daß er sich mit einem solchen Illuminaten abgeben mochte usw. O, wie schmerzt es mich, daß Sie fort sind, lieber Freund, so unvermutet — und ohne Abschied zu nehmen! Ans Nacheilen ward nicht gedacht. Man verzweifelte, Sie einzuholen, und alle sagten: „Weiß der Himmel, wo er hin ist, aus dem wird niemand klug genug!" Ihr schönes Tischlein und das Klavier erhielt der Geistliche Herr Witschka in Ihrer Nachbarschaft zum Geschenk, er hat Herrn Statthalter sogleich nach Ankunft desselben aus München darum gebeten. — Man erzählte mir auch, Herr Dompropst, als er Ihr Schreiben erhielt, sei bei Durchlesung desselben sehr betroffen gewesen und blaß geworden, habe aber ausgerufen: „Er ist doch nicht undankbar!"

Weil ich vermutete, die Augsburgische Geistlichkeit würde mich, wenn sie mir nachstellte, in Zürich suchen, so hatte ich mir vorgenommen, das Gewitter erst verrauschen zu lassen, alle Versuche, etwas gegen mich zu unternehmen, am kürzesten durch Abwesenheit zu vereiteln und meinen Freunden Zeit zu lassen, sich von mancherlei Zumutungen, die ihnen gemacht werden könnten, durch unbefangene Anführung ihrer Unwissenheit, wo ich mich aufhielte, zu entledigen. Zu diesem Ende beschloß ich, meinen Freund in Wallenstadt, den ich bisher nur aus Briefen kannte, auch persönlich kennen zu lernen. Zugleich wollte ich mich in dem reizenden Appenzeller Gelände umsehen, eine kleine Bergreise machen und die Schönheiten der Natur in der Schweiz wieder einmal nach Herzenslust genießen. Sehr genau hatte ich mir den Weg vorgezeichnet, den ich zu nehmen willens war, aber jetzt, da ich meine Karte

verloren sah, schwebte nur mehr ein undeutliches Bild vom Hauptumrisse der Gegenden vor den Augen meiner Phantasie, und ich mußte auf Geratewohl die Reise antreten.

Nicht lange stieg ich am Abhange empor, so kam ich zum Rorschacher Kloster, das in der schönsten Lage die herrlichste Aussicht über den Bodensee und seine fruchtbaren Ufer hat. Seitdem ich mich aus Donauwörth geflüchtet hatte, war mir niemals recht heimlich zumute, wenn ich ein dergleichen Gebäude sah. Auch hier streiften meine Blicke nur mit einer Art Scheu über den hübschen Aufenthalt, und ich ging ungesäumt daran vorüber, etwa wie ein entwischter Galeerensklave an dem Hause eines Amsterdamer Seelenverkäufers vorüberschleichen mag. — Kaum hatte ich das Kloster hinter mir, so wandte ich mich rechts auf kleine Fußpfade zwischen Hecken und Wiesen den Berg hinauf. Hier fühlte ich nun recht, daß ich wieder auf Schweizergrund wandelte. Vollerer Graswuchs bekleidete die Anger, Quellen rieselten am Wege, mitten in den Gütern auf der angemessensten Stelle standen einsame Häuser mit ihren Scheunen und Hütten, Fruchtbäume streuten angenehme Schatten über die Häuser und Matten, aus den grünenden Zäunen hoben sich hohe Kirschen- und Walnußbäume, die ganze Natur schien hier mit kräftigerm Triebe zu walten. Oft setzte ich mich, um auszuruhen und mich an der reichen und weitgedehnten Aussicht über den See und nach Schwaben hinaus zu laben, auf Brunnentröge oder schöne Hügelchen am Wege und sah mich bald von Kindern umringt, bald von Schnittern und Mädchen gegrüßt und freundlich befragt. Hier konnte ich wieder sagen: „Mir ist recht wohl!“

In der größten Mittagshitze erstieg ich den Rücken des Berges und lechzte nach einem Trunke Wasser. Verschiedene kleine Häuser, die ich antraf, standen offen und

leer, nirgends ein Bewohner, alle ſchienen zur Arbeit auf's Feld gegangen zu ſein. Ich ſchlenderte meines Weges und war eben im Begriffe, aus einer kleinen Quelle zu trinken, die ich an der Ecke einer Wieſe fand, da rief mir ein junger Mann, ſo ängſtlich und laut als er vermochte, aus der Ferne zu: „Halt! Halt! Trinke nicht!“ Ich hielt ein und erwartete ſeine Ankunft. Er beteuerte, wer aus der Quelle tränke, bekäme Würmer im Gedärme und müßte lange leiden, bis er wieder davon befreit würde. Dienſtfertig wies er mir eine beſſre Quelle in der Nähe und holte eine hölzerne Schale herbei, um mir das Schöpfen bequemer zu machen. Soviel Gefälligkeit verdiente eine Belohnung; ich reichte ihm ein Stück Geld dar. Aber er wandte ſich weg, ging wie mürriſch davon und ſagte: „Ich habe dem Herrn nichts verkauft, Waſſer iſt uns umſonſt feil!“ Ich lief ihm nach und bat: „Nehm' Er mir die Kleinigkeit ab, lieber Mann, als einen Dank für Seine Gefälligkeit, ich hab' Ihm Mühe gemacht.“ Trocken erwiderte er: „Es iſt gern geſchehen! Unſer Herr hat geſagt: Wer einem Dürſtenden einen Trunk Waſſer reicht, wahrlich, dem wird's nicht unbelohnt bleiben. Darauf verlaß ich mich.“ Und damit ging er fort. Gerührt rief ich ihm zu: „Nun, ſo mag dich der Himmel beſſer belohnen, als ich es kann! Lebe wohl! gütiger Mann!“ Lange ſah ich ihm nach. Er wandte ſich um und winkte mir ſeinen freundlichen Abſchied. Dies Ereignis erquickte recht innig mein Herz. „Welch ein Volk,“ dacht' ich, „wenn alle ſo ſind! Wie glücklich, wer unter ihnen wohnen kann! Hätte ich eine Hütte hier und wäre dein Nachbar, edler Mann, wie wohl müßte mir ſein!“ Vergnügt ſchritt ich weiter, in der froheſten Stimmung, mit ſüßen Gefühlen in der Bruſt. „Sagt mir nicht,“ rief ich öfters aus, „die Idyllenwelt ſei nur im Kopfe des Dichters, ſie iſt wirklich außer ihm! Ach, es fehlt nur an reinem

Sinne, jede schöne Äußerung mit offener unverstimmter Seele aufzufassen.“ So kam ich glücklich in das Dorf Grub hinab und labte mich recht bei einem frischen Brunnen, wo ein angenehmes Weib einen Kupferkessel füllte. Ich fragte sie, ob sie Milch hätte. Sogleich lud sie mich in ihr Haus ein, rief zu meiner Unterhaltung ihren Mann herbei und setzte mir Brot und ein reinliches volles Milchgefäß hin. Ich ließ es mir trefflich schmecken und fragte um allerlei Umstände des Orts. Sie zeigten mir einen kleinen, fast ausgetrockneten Bach, der das Tal in zwei Teile scheidet: „Hier,“ sagte er, „sehen Sie die Grenze, der Teil des Dorfes, welcher diesseits des Baches liegt, ist katholisch und dem Fürsten von St. Gallen untertan; was jenseits liegt, ist reformiert und gehört schon zu den äußern Rhoden.“ „Also,“ dachte ich, „könnte mich auch hier noch die Gewalt der Pfaffen erreichen!“ „Sie scheinen mir ein Geistlicher,“ fuhr mein Wirt fort, „sind Sie etwa so ein Schottentrinker, der nach Gais geht?“ Unverhohlen antwortete ich: „Ja“. Denn ich hatte wirklich im Sinne, über Trogen, wo ich die Schwester meines Freundes Heinrich Geßner an einen Herrn Zellweger verheiratet wußte, dann über Gais, Appenzell und den hohen Meßmer nach St. Johann im Toggenburg und von da nach Wallenstadt zu wandern. Mein Wirt fragte weiter, ob ich nicht mit seinem Herrn Pfarrer bekannt werden möchte, er sei eben zu einem Besuche in seines Nachbars Haus getreten; wenn ich ein wenig warten wollte, würde er wahrscheinlich auch bei ihm einsprechen, da hätte ich denn die schönste Gelegenheit, mit demselben zu sprechen. Ich dankte für sein gefälliges Anerbieten, hatte Eile und nahm Abschied. Als ich über den Grenzbach geschritten war, sagte ich: „Gott Lob, daß ich nun endlich das Land der Freiheit wirklich erreicht habe Beinahe hätte mich noch zuguterletzt ein Geistlicher in Untersuchung genom-

men.“ Es war mir wie einem Deſerteur, der bereits in Sicherheit zu ſein wähnt, guten Mutes in ein Wirtshaus an der Grenze tritt und nun aus den Reden der Gäſte auf einmal vernimmt, er befinde ſich noch im Gebiete des Herrn, dem er entlaufen wollte; flink bricht er auf, eilt aus der fatalen Gegend hinweg und jubelt vor Freude, wenn ihm die Grenzſteine ſagen, er habe nun glücklich ein fremdes Land betreten.

Der Weg führte mich über eine Art hochliegende Ebene hin, die von ſehr tiefen Tobeln und Bachbetten durchſchnitten und von höhern Bergen ringsumher überblickt ward. Überall fanden ſich Zeugniſſe von Tätigkeit, Fleiß und Betriebſamkeit der Einwohner. Noch war es keine Seltenheit, hier Ackerfelder zu ſehen. Die Wohnungen der Menſchen ſtanden in kleinen Gruppen oder in größern Dörfern beiſammen. So lagen Trogen, Rehtobel und der Speicher vor mir. Als ich Trogen näherkam, ſtiegen mit mir eine Menge Arbeiter männlichen und weiblichen Geſchlechts in die tiefe Schlucht hinab, die ſeit Jahrtauſenden ein wildes Bergwaſſer ausgegraben hat. Sie trugen Gewebe zu den Herren Zellweger oder nach dem Speicher. Im Hinaufſteigen am Hügel erzählten ſie mir von dem Reichtum und dem weit ausgebreiteten Handel der Zellwegerſchen Familie und machten mir ein ſo glänzendes Gemälde von derſelben, daß ich glaubte, ſie ſei zu reich, um mich gut aufzunehmen, und deshalb im Wirtshaus zu übernachten beſchloß. Zugleich erfuhr ich, daß die Schweſter meines Freundes wirklich nicht in Trogen, ſondern in Genua ſich befände, wo die Herren Zellweger ein Haus etabliert haben. Nicht lange ſaß ich in der Wirtsſtube, ſo beſchloß ich, wenigſtens die Wohnung zu ſehen, welche dieſe berühmten Kaufleute innehätten. Auf dem Hauptplatze des Orts ſtehen zwei ſchöne Häuſer einander gegenüber, ſie fallen eben nicht unangenehm in die Augen, ſind

ganz von Stein aufgeführt, zeugen, obschon sie nicht eben prächtig aussehen, von dem Wohlstande ihrer Besitzer und stechen gegen die übrigen ganz aus Holz zusammengefügten Hütten des Dorfes sehr ab. Beim ersten Anblicke fühlt man, daß hier Herren unter den Hirten wohnen. Wie staunte ich, als abends ein Landmann mit mir zu Tische saß, der mit einem Reisenden aus Glarus über kaufmännische Angelegenheiten sprach! Es zeigte sich, daß der einfache, anspruchslose Mann in Messina, Livorno, Genua und Bordeaux seine eigenen Warenlager hatte und hiermit einen sehr weit ausgedehnten Handel trieb. Wie groß war meine Achtung für das Land, das so betriebsame Männer hervorbringt, und für das Glück der Freiheit, unter deren Schutz allein soviel Arbeitsamkeit und Kunstfleiß gedeiht!

Mit einem Landkrämer und seiner Frau, die beide sehr schwer mit Tragbuden beladen waren, legte ich morgens, den 18. Juli, eine große Strecke Weges nach Gais zurück. Ich scheute mich anfangs mit ihnen zu gehen, weil ich dergleichen Leuten wenig Zutrauen schenken konnte, seitdem ich aus Akten und gedruckten Schriften gelernt hatte, daß sich sehr viele Diebe unter dieser Maske verkappen. Was mir noch mehr Abscheu vor diesem Paare beibrachte, war folgender Umstand: der Wirt hatte versprochen, er wollte mir ein Schlafzimmer allein anweisen, aber er hielt sein Wort nicht, sondern legte die Krämersleute zu mir in die Kammer, wo neben dem meinigen noch ein großes Bett stand. Morgens, als ich erwachte, erblickte ich die Krämerin vor mir, die etwas bei meinem Kopfkissen suchte. Ich bin gewöhnt, meine Beinkleider unter die Kissen zu verstecken. Nun schien es mir, die freche Frau habe sich nur darum etwas an meinem Bette zu schaffen gemacht, um sich meines Geldes zu bemächtigen, und ich fragte zornig auffahrend: „Was macht Sie da?“ Ruhig

antwortete sie: „Ich habe heute nacht ein Halstuch zum Bette herausgeworfen und finde es nicht, ist's nicht etwa da herüber gekommen?“ Mit bloßem Busen suchte sie umher und schien es recht darauf anzulegen, mich wollüstig zu machen. Aber Unverschämtheit verfehlt gewiß allzeit das Ziel bei mir und schreckt mich zurück, statt daß Sittsamkeit mein Herz gewönne. Ich wandte der Unwürdigen das Stiefgesicht zu. Um mich ihrer Begleitung zu entziehen, machte ich mir, als sie abreisten, noch allerlei zu tun und ging erst später aus dem Flecken. Aber es war, als hätten sie und ihr Mann mich erwartet; ich fand sie nicht weit von Trogen auf einer Anhöhe, wo der Weg sich schied, am grünen Bord sitzen und ausruhen. „Es wäre doch lustiger,“ sagte der Mann, „wenn wir miteinander gingen, so hätten wir eine Ansprache und der Herr weiß doch den Weg nicht recht!“ Ich wollte eben nicht furchtsam scheinen und entschloß mich, eine Strecke mit ihnen zu gehen. Überall fanden wir Mädchen unter den Bäumen vor den hölzernen Häusern sitzen, die Musseline über die Trommel gespannt hatten und unter Morgengesängen entweder weiße oder goldene Blumen darein stickten. Wenn wir fragten, für wen sie arbeiteten, so war die Antwort: für einen Kaufherrn von St. Gallen oder von Herisau oder im Speicher usw. Die Männer gaben sich größtenteils mit der Wartung ihres Viehes oder mit dem Feldbau ab, aber die Äcker wurden hier immer seltener. Künstlicher Wiesenbau, Obst- und Kohlgärtnerei schienen dem Klima zufolge besser betrieben zu werden. Je näher wir dem Berge Gäbris kamen, desto rauher und höher ward das Gelände, desto seltener die Häuser, und endlich verschwanden sie ganz. Der Krämer redete mit seiner Frau eine mir unverständliche kauderwelsche Sprache. Ich schlenderte vorsichtig neben oder hinter meinem Geleite her, lief manchmal auf eine kleine Höhe, um mich in

der Gegend umzuſehen, und labte mich am Anblicke der mannigfaltigen Schönheit der vielen Hügel und der herrlichen Ausſichten. Mein kleines engliſches Sackperſpektiv ſchien den beiden Mitreiſenden in die Augen zu ſtechen. Sie betrachteten es einmal, auf einem Ruheplatz ſitzend, mit habſüchtigen Blicken, nahmen es mir aus der Hand und wollten hindurchſchauen. Aber keines von ihnen konnte den rechten Sehpunkt finden. „So ein Ding iſt teuer," ſagte der Mann, „aber ich kann's nicht brauchen, es dünkt mich, der Herr hat mehr Geld im Sack, als er ſich anſehen läßt!" „Ei," fiel die Frau darein, „wie möchte er ſonſt auch ſo müßig im Lande herumziehen?" Dieſe Meinung war auf der wilden, einſamen Stelle, wo wir uns befanden, für mich eben nicht die vorteilhafteſte. Geſchwinde ſagte ich alſo: „Das kleine Fernrohr iſt ein Überbleibſel aus meinen beſſern Tagen, da ich als Regiſtrator gute Einkünfte genoß. Nun bin ich ein Abgedankter und muß erſt anderswo mein Unterkommen ſuchen; dies iſt eben der Endzweck meiner Reiſe." Geſchwind nahm ich aus den Händen der Frau das Perſpektiv zurück und ſtieg eine kleine Anhöhe hinauf, angeblich um in die Runde zu ſchauen, eigentlich aber, um mich in einiger Entfernung von ihnen zu halten. Indem ich wegging und wiederkam, ſprachen ſie ihr Rotwelſch. Ich verlangte, ſie ſollten mich dieſe Sprache lehren, aber der Krämer beteuerte, dazu bedürfte es einer längern Zeit und Übung, in ſo wenigen Stunden, als wir beiſammen wären, könnte das nicht angehen. Ehe wir aufbrachen, beklagte ſich die Frau, daß ihr die Bürde zu ſchwer würde, der Mann band alſo ein Päckchen, mit Wachstuch überzogen, das über ihrer Tragbude befeſtigt war, auf das ſeinige und ſteckte ein Stilett, mit einem Hefte von Hirſchhorn, das darunter verborgen war, in ſeine Hoſentaſche, indem er ſprach: „Auf Reiſen ſind manchmal dergleichen Waffen ſehr nützliche Werk-

zeuge.“ Ich mochte den Nutzen derselben eben nicht an mir bewähren lassen und hielt mich immer unter mancherlei Vorwänden eine Strecke hinter ihnen. Gern wäre ich allein gegangen, aber ich wußte in der Wildnis keinen rechten Weg. Jetzt hatten wir rechter Hand eine steile Höhe, mit Holz bewachsen, zur Linken eine öde Heide, die sich weit den Berg hinabzog. Nirgends ließ sich außer uns ein Mensch erblicken. Es ward ein wenig weiterhin ein kleines Vorholz sichtbar, durch das der Weg zu führen schien. Eine Verzäunung von Stangen umschloß es. „Dort kommt ein Gatter,“ sagte der Krämer, „Sie könnten wohl ein wenig vorausgehen und uns aufmachen.“ Geschwind lief ich an ihm vorüber, öffnete das Gatter und harrte ihrer. Der Krämer blieb zu eben der Zeit eine gute Strecke zurück, um etwas an seiner Bude zu binden; es schien mir, der nachlässig aufgebundene Pack, den er der Frau abgenommen hatte, wollte sich losmachen. Die Frau trat ins Vorholz. Ein kleines Bächlein kam von der Höhe herab, sie schritt darüber weg und sank mit ihrer Bürde zur Erde, als wenn sie einen Fehltritt getan hätte, und ich eilte, ihr empor zu helfen. Sie schlüpfte aus den Tragbändern ihrer Last, hob sich an mir auf und setzte sich an den nahen Rain. Dann klagte sie, ihr schmerzte vom Fallen das Knie und schaute ohne Umstände zu dem Schaden. Ich wandte mich weg, um sie nicht in Verlegenheit zu setzen. Aber sie sagte: „Wie einfältig! haben Sie denn noch nie ein Knie gesehen?“ und bedeckte sich. Der Mann knüpfte noch immer an seinem Gepäcke. Ich setzte mich der Frau gegenüber an den Abhang, sie erhob sich nach einer Weile, sah nach ihrem Manne und nahm Platz zu meiner Rechten. Die Zeit ward mir lange. Ich äußerte eine Klage, daß wir alle Augenblicke aufgehalten würden und sagte: „Es ist besser, ich gehe allein, den Weg werd' ich wohl finden.“ Aber als ich aufstehen wollte, hielt sie

mich beim Rocke feſt und bat mich zu bleiben und zog ſolange, bis ich neben ſie auf den Raſen fiel. Da umklammerte ſie mich, wie ein Bär, mit ihren rauhen Tatzen und fing mich Sträubenden derb zu küſſen an, indem ſie flüſterte: „Bleib, bleib, du leichter Springinsfeld! Ich will dich herzen, bis du bei mir zu bleiben verſprichſt. Mein Mann ſieht's nicht.“ Ich wußte nicht, wie mir geſchah und wehrte mich aus allen Kräften gegen dergleichen unzärtliche Kareſſen, aber ich kam nicht ſogleich los. Sie ſchrie und drückte mich doch immer heftiger. Da rannte der Mann herbei (er mußte dieſen Augenblick erwartet haben), fluchte, ſprang auf mich zu und rief: „Geiler Hund! Was? du willſt mein Weib ſchänden?“ Nur mit der höchſten Anſtrengung gelang es mir, aus den Armen der Boshaften mich loszuwinden. Kaum hatte ich mich aufgerafft, um zu fliehen, ſo warf der Krämer ſeinen dicken Knotenſtock, mit dem er die Tragbude zu unterſtützen pflegte, mit Wut mir nach, um mich zu fällen. Allein die eiſerne Spitze fuhr nahe bei mir unſchädlich in die Erde. Zu ſpät fiel mir ein, den Stock zu ergreifen. Als ich mich umſah, liefen mir beide wie Raſende nach, er mit dem bloßen Stilett in der Fauſt, ſie laut rufend, als wollte ſie ihm Einhalt tun. Da ich Unbewaffneter der Farce nicht trauen konnte, ſpannte ich alle Kräfte an, um mein Heil in der Flucht zu ſuchen. Meinem Heldenmut mag das freilich wenig Ehre machen, aber es war nicht anders, ich wußte meiner Seele keinen beſſern Rat, als zu fliehen. Es gelang mir bald, mit der Schnelligkeit eines Rehes mich ihrer Wut zu entreißen. In einiger Entfernung ſah ich um und blieb ſtehen, da warf mir der Verfolgende Steine und was ihm in den Weg kam nach. Ich erwiderte ſeine Würfe mit Wut, traf ihn aber ebenſowenig, als er mich. Manchmal rückte er näher gegen mich an. Ich befleißigte mich dann doppelt, ihn zu treffen, aber immer

wußte er auszuweichen. Dann zog ich mich wieder eine Strecke zurück, um ſeinem Stilett nicht zu nahe zu kommen, und er verfolgte mich wieder. So bekriegten wir einander, bis er endlich der vergeblichen Kanonade müde ward. Er drohte mir mit dem Tode, wenn er mich irgendwo fände. Ich rief ihm zu, daß ich ihn im nächſten Orte bei der Obrigkeit anzeigen würde. Auf dieſe Weiſe trennten wir uns; er retirierte ſich den Berg hinauf, ich wanderte — eben nicht langſam — den Abhang hinab. Ehe ich's dachte, hatte ich ihn aus dem Geſichte verloren und kam nach kurzem an den Fuß des Berges, wo mir Wohnungen und Gärten gar tröſtlich entgegenſchauten und mir vor dergleichen Angriffen Sicherheit verſprachen. Sobald ich Menſchen fand, erzählte ich ihnen von meiner überſtandenen Gefahr und ermahnte ſie, auf das Krämerpaar ein wachſames Auge zu haben. Im Wirtshauſe zu Gais wollte ich mich erholen und laben, die Schottentrinker verſammelten ſich um mich her und horchten mir Erzählendem zu; ich meinte, man ſollte gegen die boshaften Krämersleute Häſcher ausſchicken und auf den Wegen Wachen ausſtellen, um ſie aufzufangen. Der Wirt ließ auch ſogleich Anſtalten machen, daß ſie beim Durchziehen durchs Dorf angehalten würden, aber ſie kamen nicht zum Vorſchein und hatten ganz gewiß nach dem mißlungenen Anfall auf mich einen andern Weg eingeſchlagen. Ein Domherr brachte mich ſehr auf, er behauptete geradezu, ich hätte die Frau wohl ſelbſt angegriffen, um ihrer im Buſche geſchwind zu genießen, der Mann ſei nur zu frühe dazu gekommen. Entrüſtet hörte ich ihn an und erwiderte zornig: „Sie mögen recht haben, wenn ich ein Domherr wäre.“ Das brachte die Lacher auf meine Seite, und eine blaſſe Dame, die dabei ſtand, flüſterte mir, auch für die übrigen vernehmlich, die Genugtuung zu: „Man mißt gewöhnlich andre nach ſeinem eigenen Maßſtab, und mein

Bruder fühlte wohl nur, was er in Ihrem Falle getan hätte; vergeben Sie ihm!" Dies verdroß den Domherrn, er brach gegen ſeine Schweſter und mich in beleidigende Worte aus, und ich beſchloß, den Ort früher, als ich mir vorgenommen hatte, zu verlaſſen. Nachdem ich mit einigen Kurgäſten auf dem geräumigen Platz bei der Kirche ſpazieren gegangen war, rief mich ein Kellner zum Eſſen. Ich hatte zwar nur ein Frühſtück verlangt, es ward aber eine ordentliche Mahlzeit daraus. Da ich auf meiner Wanderung, den ganzen Tag durch, kein Wirtshaus mehr fand, ſo bekam mir dieſe Liberalität des Wirtes ſehr wohl. Ungeachtet des ausgeſtandenen Schreckens, ſchmeckten mir Koſt und Wein gar trefflich. Die Freude, glücklich entkommen zu ſein, obſchon nur ein Haſentriumph, ſchien wieder gut zu machen, was die kurze Angſt etwa verdorben hatte.

Es mochte zehn Uhr ſein, als ich mit dem Nachfolger des ſogenannten Schotten-Sepps die Reiſe wieder antrat. Er hatte ſich erboten, mich eine Strecke weit mitzunehmen, weil ihn ſein Weg in dieſelbe Gegend führte, wohin ich verlangte. Täglich brachte er die Schotten (Molken) aus einer Entfernung von ein paar deutſchen Meilen nach Gais. Auf einer Karte des Kantons Appenzell, die in dem Speiſeſaal hing, ſah ich, daß man, um durch die Grafſchaft Toggenburg nach Wallenſtadt zu gelangen, ſehr lange durch katholiſche Orte wandern müßte. Dies gefiel mir nicht, weil ich aufgehalten zu werden fürchtete. Deshalb änderte ich meine Reiſeroute dahin ab, daß ich über einige Berge hin, in die Züricher Grafſchaft Sax, dann das Rheintal hinauf, nach Sargans gehen wollte. Ich verſprach mir viel Freude von einer kurzen Bergreiſe. Eine kleine Geſellſchaft von Kurgäſten, die eben am Dorfe ſpazieren gingen, entſchloſſen ſich, auf unſrer Wanderung uns eine Weile zu begleiten. Es waren zwei Herren mit ihren

Frauen und ein blasses, hustendes, aber schönes und zartes Fräulein: es dauerte mich oft, wenn ich es ansah und alle Zeichen der Schwindsucht an seinem wohlgebildeten Antlitz bemerkte. Wir botanisierten, suchten die schönsten Standpunkte, aus denen sich die Reize der Gegend am vorteilhaftesten zeigten, und sangen fröhliche Lieder. Der Weg führte uns erst über eine etwas feuchte Wiese, dann über verschiedene kleine Hügel und Bette ausgetrockneter Waldbäche, einen höhern Berg hinan. Auf einem erhabenen Waldanger, in dessen Mitte eine große Eiche stolzierte, unter der wir uns lagern und der schönen Aussicht genießen konnten, saßen wir singend und scherzend beisammen im Schatten und letzten uns noch in frohen Gesprächen, ehe wir voneinander scheiden wollten. Es war uns recht wohl, ich saß zu den Füßen des kränkelnden Fräuleins und sang ein Liedchen von Juliane Benda:

Liebes Mädchen, sage mir,
Denk' ich nun: bald scheiden wir,
Warum fühl' ich diesen Schmerz?
Warum zittert so mein Herz?
Liebes Mädchen, sage mir:
Fühlst du dieses auch in dir?

Fragend blickte ich sie an, es war gewiß etwas Wehmütiges in meinem Blicke. Eine Weile schwieg sie, ihre Augen ruhten voll Freundlichkeit auf mir, als sie die übrigen zerstreut glaubte, reichte sie mir ihre Hand und drückte die meinige, ihre Blicke netzten sich, und sie sang mit schwacher aber geübter Stimme ein Lied aus Rheinecks Sammlung:

Weh mir, es sitzt mir in der Brust,
Und drückt und nagt mich sehr,
Mein Leben ist mir keine Lust
Und keine Freude mehr usw.

Ach, mit welchem Mitleid ſah ich die Unglückliche an. „Schönes, junges Blut! und du ſollſt fort?“ Unaufhaltſam drängten ſich auch in meine Augen Tränen. Als ſie zu der Strophe kam:

Der Ärzte Kunſt erquickt mich nicht,
Macht mir nicht friſchen Sinn:
Die Blume, die der Wurm zerſticht,
Welkt ohne Hilfe hin —

da rannen mir die Tropfen herab; ſie bemerkte es und wollte doch fortfahren:

Mein Troſt allein bleibt Sarg und Grab,
O ſängen an der Tür
Sie ſchon und ſenkten mich hinab;
Wie leicht und wohl wär's mir!

aber ein unwillkürliches Schluchzen erſtickte mitten darin ihre Stimme. Sie bedeckte mit der einen Hand ihr Antlitz und holte mit der andern geſchwind ein weißes Taſchentuch hervor, um ihren Schmerz hinter demſelben zu bergen und die naſſen Wangen zu trocknen. Die Frauenzimmer gaben ſich Mühe, der kummervollen Mut und Hoffnung einzuſprechen, die Herren ſetzten ihr mit Gründen zu, und ſie ſchien ſich bald wieder zu faſſen. Aber eine Wolke düſterer Trauer lag immer unverkennbar auf ihrer Stirne. Sie behielt mich bei der Hand und ſchwieg. So ſaßen wir beiſammen, da kamen unten am Abhange der Landkrämer und ſeine Frau auf einem einſamen Holzwege aus dem Gebüſche. Ich fuhr zuſammen, zeigte mit der Hand hin und ſagte: „Seht, da ſind ſie!“ Alle Blicke hefteten ſich auf die Kommenden. Wir hielten leiſe Rat, was hier zu tun wäre. Es kam in Frage, ob wir ſie nicht ſogleich überfallen und binden wollten? Die Frauenzimmer ſträubten ſich dagegen und ahnten Gefahr. Da rief

unſer Begleiter, der Schottenträger, welcher ſie indes beſſer ins Auge gefaßt hatte: „Nur ruhig! die kenn' ich, ſie gehen nach Appenzell, ich will ihnen nachſchleichen und bei der Obrigkeit die Anzeige machen.“ Wirklich ſchien uns ſein Rat der beſte. Wir warteten alſo unter dem Baume bis ſie vorüber wären, aber niemand mochte mehr ſitzen. Das hübſche Paar keuchte indes unter ſeinen Bürden den Berg herauf, die Krämerin voran. In einer Entfernung von etwa zehn Schritten erhob ſie die Augen und erblickte mich neben den übrigen am Wege ſtehend. Es war mir unmöglich, ganz zu ſchweigen. „Ha, ſeid ihr da?“ rief ich ihr zu. Sie ſtutzte, wandte ſich plötzlich um, lief, ohne ihrer Bürde zu achten, den Berg wieder hinab und eilte dem Hohlwege zu, woher ſie gekommen war. Ihr Mann ſtand einen Augenblick ſtille, als ſie an ihm vorüberlief, blickte unſchlüſſig um ſich und folgte endlich ſeiner werten Hälfte laufend nach. Unſer Schottenträger rief ihnen zu: „Lauft nur! ihr entlauft doch dem Scharfrichter nicht!“ Nachdem wir uns über dieſen Vorfall noch eine Weile unterhalten hatten, ſchickten ſich unſre Kurgäſte an, wieder nach Gais zurückzukehren. Die Frauenzimmer ſchienen einige Scheu zu haben, mit ihren beiden Herren allein durchs Gehölze zu gehen. Der Schottenträger und ich begleiteten ſie alſo bis auf die Wieſe am Fuße des Berges. Das blaſſe Fräulein, eine Stiftsdame von S., hing ſich unterwegs an meinen Arm und erzählte mir, ihr Zuſtand ſchreibe ſich von einem Balle her, auf dem ſie ſich allzu ſehr erhitzt hatte. Als ich von der Kranken Abſchied nahm, drückte ſie mir mehr als freundlich die Hand und ſagte mit bedeutendem Nachdruck, wie gerührt: „Ich danke Ihnen, Herr Felix Liber, für Ihr herzliches Mitleid! die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, wird mir Ihr Name nicht mehr aus dem Sinne kommen.“ Innig bewegt drückte ich ihre Hand an Herz und Lippen und riß mich

los, oft zurückſchauend. Als ich tiefſinnig und ſtill mit dem Schottenträger die Anhöhe wieder erſtiegen hatte, wandte ich mich um und ſpähte, ob ich die liebe Geſellſchaft nicht noch einmal erblicken könnte. Bald ſahen wir ſie hinter einer Hecke hervorkommen. Ich beobachtete mit dem Fernrohr, daß auch ſie umſchauten, und winkte mit geſchwungenem Schnupftuche. Sie bemerkten es und winkten mir wieder; beinahe hätte ich darüber das Krämerpaar vergeſſen. Aber mein Begleiter mahnte mich oft genug daran. „Wo ſind ſie wohl hin? Wenn ſie nun kommen, was tun wir? Wüßte ich nur, welchen Weg ſie genommen haben!“ Das waren öfters ſeine Ausrufungen, über die wir uns dann weitläufig ergoſſen. Ich konnte abnehmen, mein Begleiter würde, wenn der Krämer gekommen wäre, nichts Angelegneres gehabt haben, als flüchtig zu werden und vor allem ſeine Haut in Sicherheit zu bringen. Zum Glücke iſt das Laſter noch zaghafter als die Schwachheit, und die böſen Gäſte ließen ſich nicht wieder ſehen. So gelangten wir über waldige Höhen und Heiden an einen freien Abhang, wo ſich die ſchönſte Ausſicht über einen Teil der innern Rhoden öffnete. Hier waren keine Dörfer zu ſehen, ſondern einzelne, an ſanften Hügeln höchſt angenehm verteilte Wohnungen. Rings um jedes Haus her breiteten ſich ſchöne Anger aus, mit Bäumen beſetzt. Jeder Eigentümer ſaß recht mitten in ſeinen Gütern, gerade am ſchicklichſten Flecke, den ſich ein Kenner der ſchönen Natur gewählt haben würde. Es war mir ein neuer, erquickender Anblick, ſolch ein Arkadien zu ſehen, und ich freute mich recht, dadurch hinzuwandeln.

Mein Begleiter erhielt ſeine Belohnung und nahm Abſchied. Zuerſt ſchlenderte ich ins Tal hinab, wo einige Leute Torf gruben, und beobachtete die Art, wie ſie damit zu Werke gingen. Dann ſtieg ich am gegenüberſtehenden Berge, einem Vorgebirge des Fähnern, dem

tiefen Einschnitte eines kleinen Baches nach, ohne Weg und Steg, gerade empor und erquickte mich im Schatten eines angenehmen Wäldchens, wo viele Vögel sangen, durch Kühlung und Ruhe. Auf einem weichen Moosplätzchen, von Müdigkeit und Hitze betäubt, schlief ich unbekümmert ein und erwachte erst, als mich die Glocken grasender Kühe umläuteten. Ein Hirtenknabe saß neben mir und tändelte mit meinem Regenschirm. Es war ihm genau so zumute, wie mir, als ich zum erstenmal einen seidenen Schirm erhielt; er wünschte, es möchte augenblicklich tüchtig regnen, damit er die Bequemlichkeit fühlen könnte, unbenetzt darunter zu gehen und die fallenden Tropfen klopfen zu hören. Er zeigte mir den Weg den Berg hinan, trug stets mit besondrem Wohlgefallen den offenen Schirm über sich ausgebreitet und meinte, er wollte in seinem Leben nichts weiter verlangen, wenn er nur einmal ein so köstliches Dach besäße. „Armer Junge!" dachte ich, „würde dir auch dein Wunsch gewährt, so würdest du bald das Gelächter deiner Gespielen, und dein rastloses Herz sehnte sich schnell wieder nach einem neuen Besitz. Ach, selten wissen wir, was wir verlangen! Unser wahres Glück besteht nicht im Vielbesitzen, sondern in der Genügsamkeit, im weisen Gebrauche des Erworbenen und im frohen Streben nach erreichbaren Gütern."

Nachdem ich eine Weile am unwegsamen Abhange emporgestiegen war, fand ich mich auf einer geräumigen Alpenwiese des Berges Fähnern und lechzte vor Durst, ohne irgendwo ein Wasser finden zu können. In einer nicht sehr großen Entfernung erblickte ich die Wohnung eines Sennhirten, vor welcher zwei Kinder sich jagten. Ich eilte dahin und fand nicht eine gewöhnliche Sennhütte, sondern ein ärmliches Häuschen, dessen erstes Gemach ein freier Raum zum Käsemachen mit dem Herde, großen Kessel und den übrigen Werkzeugen eines Sennen

war; nordwärts daran ſtieß eine Art kleinen Kellers voll Milchgefäße, aus der Käſeküche führte eine Tür weſtlich in das Wohnzimmer des Sennen, das einen Ofen hatte; eine kleine Schlafkammer nahm den ſüdlichen Teil des einfachen hölzernen Gebäudes ein. Ein freundlicher Mann von etwa 45 Jahren und eine Frau von 35 traten mir unter der Tür entgegen, als ich mich dem einſamen Häuschen näherte. Die beiden Knaben, die meine Ankunft bei ihren Spielen zerſtreuen mochte, hatten drinnen bereits einen Fremdling angekündigt. Mit patriarchaliſcher Traulichkeit lud mich das gute Paar in ſeine Wohnung ein. Hinter den Eltern lächelte ein hübſches Töchterchen von etwa 15 Jahren hervor und bot mir traulich die Hand zum Gruße. Neugierig hüpften die Knaben um mich her und beſchauten mich vom Kopf bis zu Fuße. Bald äußerte ich mein Hauptanliegen und bat um friſches Getränk. Sogleich brachte das gefällige Mädchen ſüße Milch in einem reinlichen hölzernen Gefäße herbei, reichte mir einen hölzernen Löffel dar und ſetzte ſich mit unſchuldiger Bereitwilligkeit an meine Seite, ſobald ich den Wunſch äußerte, ſie möchte mir im Eſſen Geſellſchaft leiſten. Es vergnügte mich recht ſehr, die Unſchuld hier ganz ohne Ziererei, freundlich, offen und gefällig anzutreffen. Alle ſetzten ſich um den Tiſch her und horchten auf jedes meiner Worte. Es ſchien ihnen nicht wenig Freude zu machen, einen Fremden von fremden Dingen erzählen zu hören und neue Begriffe aufzuhaſchen. Als die ſette Milch verzehrt war, brachte der Hausvater warmen Vorbruch, wie er die ſonderbare Käſebrühe nannte, herein, ein ſchaumiges, flockenartiges, in den Schotten obenauf ſchwimmendes Ziegergemiſche, das ich nur mit Ekel koſten und kaum in ſehr geringer Quantität genießen konnte. Ebenſowenig hatte ich Luſt, mich mit Suffi tränken zu laſſen. Ich genoß davon, ſoviel ich vermochte, damit ich die Gaben der Gut-

herzigkeit nicht zu verschmähen schiene, aber die Wärme des Käsewassers bei dieser heißen Jahreszeit hatte für mich etwas Widerliches, so daß meine freigebigen Wirte mit meiner Eßlust nicht so recht zufrieden sein wollten. Ich zog ein paar Semmeln aus der Tasche, die ich in Gais zu mir gesteckt hatte, um der Überschwemmung meines Magens durch ein festeres Nahrungsmittel abzuhelfen. Kaum erblickte sie das Mädchen, so rief es freudig aus: „Ei, hast du Brot bei dir? Komm! gib her! nun sollst du mir wohl noch etwas Gutes zu essen haben! Nicht wahr, Vater! ich darf?" Der Vater nickte ein gütiges Ja. Hiermit nahm sie die Semmeln, machte Schnitten daraus, ließ in der Käseküche Niedel (Rahm) heiß werden und warf die Schnitten darein. Die Mutter half ihr treulich dazu, und der Vater zeigte mir seine Geräte, deren Namen ich aber sehr bald größtenteils wieder vergessen habe. Wirklich war das neue Gericht viel schmackhafter als die vorigen, und das artige Kind äußerte eine herzliche Freude, daß ich mir's so wohl schmecken ließ. Ohne Wasser konnte ich am Ende meines Durstes doch nicht loswerden. Das Mädchen meinte, Milch schmecke doch besser als Wasser, und brachte wieder kalte Milch herbei. Aber als ich ihr begreiflich machte, ein so fettes Getränk leiste einem noch nicht daran gewöhnten Magen lange nicht soviel als Wasser, da ergriff sie mich schmeichelnd beim Arme, nahm den Schweidnapf (eine Art hölzerne Schaumkelle) mit sich und zog mich in die Alp hinaus an einen Felsenabhang, wo eine schwache Quelle tropfenweise aus dem Gesteine sickerte. Auf Moos sitzend und fröhlich plaudernd harrten wir, bis der Napf gefüllt war. Dann labte ich mich, kehrte vergnügt in die Sennerei zurück, belohnte meine gütigen Wirte und nahm Abschied, nicht ohne Bedauern, eine so arkadische Familie verlassen zu müssen. Der Vater und alle Kinder begleiteten mich eine große Strecke weit, zeigten

mir ihr Vieh, erzählten mir von ihrer Lebensart und wiesen mir merkwürdige Stellen, wo ihnen etwa ein Kalb vom Felsen gefallen oder ein verdächtiger Mensch begegnet war und dergl. Als die Kinder schieden, sagte ich dem unbefangenen Mädchen besonders: „Dir, gutes Kind, möchte ich nicht nur ein Stückchen Geld, das du doch bald wieder ausgibst, sondern ein dauerhafteres Geschenk zum Andenken geben, hätte ich nur etwas, das dir Freude machen könnte!“ Ich durchsuchte meine Säcke und zog ein Zahnstocherbüchschen und ein Taschenmesser hervor. „Welches willst du?“ „Gib mir das Nadelhäuslein!“ sagte sie, „ein Messer habe ich schon, wenn ich's ansehe, will ich mir's sein lassen, du sitzest neben mir und erzählst etwas Schönes.“ — „Und ich wünschte,“ erwiderte ich, wie bittend, „du fragtest dich zuweilen, wenn du es in die Hand nimmst: ‚dürfte ich heute wohl auch so heiter dem Fremden in die Augen schauen, als damals, da er mir dies Andenken gab?‘ Lange, hoff' ich, wirst du noch ja antworten können. Lebe wohl, liebes Kind!“ Da ging sie mit Anstand hinter ihren hüpfenden Brüderchen her, zu ihrer Alp zurück, ihr Vater aber ließ sich nicht abhalten, er begleitete mich noch eine weite Strecke an dem Gebirge hin. Erst als er mich ganz sicher auf guten Wegen wußte, kehrte er zu seiner Familie nach Hause.

Ein großes fruchtbares Tal breitete sich am Fuße des Gebirges aus, an dessen Seiten ich hinging. Gegen Südwest hin lag am Flüßchen Sitter der Flecken Appenzell mit seinen Kirchen und Bleichen; meinem Standpunkte gerade gegenüber im Süden das Wildkirchlein, welches ich mit dem Fernrohr sehr deutlich, hoch oben im hohlen Felsen, erblicken konnte, etwas weiter zur Linken das Dorf Brüllisau, hinter dem sich reizende Täler eröffneten und wilde Berge erhoben. Ich weidete mich recht am Anblicke so mannigfaltiger Schönheiten der Landschaft.

Ein kühlendes Windchen erhob sich, ward aber zusehends zum scharfen, schneidenden Luftstrom, der mir nicht wenig beschwerlich fiel. Ich traf noch manche Sennhütte an und ließ mich mit ihren Bewohnern in Gespräche ein, aber die Herzlichkeit, Unbefangenheit und einnehmende Freundlichkeit der ersten fand ich nirgends mehr.

Als ich zur letzten Sennhütte an der Fähnern kam, die ganz neu aus Balken zusammengefügt war, fuhr ein großer Hund auf mich los, packte meinen Rockschoß und hielt mich murrend fest. Ich wollte ihn wegjagen und stieß mit dem Stiele meines Regenschirms auf ihn zu, aber er biß nur desto grimmiger in den Rock, so daß ich besorgen mußte, er würde mir am Ende noch gar in die Beine fahren. Ich rief dem Sennen, er möchte seinen Hund wegnehmen, sonst würde ich ihn erstechen. Da vernahm ich mehrere Stimmen aus der Hütte, wie von Männern, die sich stritten. Ein roher Kerl sprang heraus und schnauzte mich an, nicht viel freundlicher als sein Hund, was ich hier oben zu tun hätte? Ich sagte, ein jeder Reisender habe seine Absichten. Er fragte trotzig: „Wo willst du hin, so allein?" Ich erwiderte: „Wir machen eine Bergreise, meine Gefährten werden sogleich nachkommen, ich bin nur vorausgelaufen, um ihnen ein Milchgericht zu bestellen. Will Er uns Niedelschnitten zubereiten?" Er blickte umher, ob er meine Reisegefährten nicht ankommen sehe, und sagte trotzig: „Ich hab' hier oben kein Brot." Die Gegend war zu uneben und waldig, er konnte nicht weit schauen und glaubte mir. Unfreundlich trabte er mit seinem Hunde zur Hütte. Ich blickte durch die offene Tür im Vorübergehen hinein und meinte, die Krämerin leibhaftig darin sitzen zu sehen. Herzlich erschrak ich und eilte, ohne einen Augenblick länger zu warten, davon. Hat mir etwa bei diesem Vorfall die Phantasie einen Streich gespielt? und hielt ich ein andres Weib für die

Krämerin? Denn, warum hätten ſie mich hier oben unbeſchädigt von ſich laſſen ſollen, da ſie mich in dieſer Einöde ſo unbemerkt aus der Welt ſchaffen konnten? Oder führte ſie etwa mein Vorgeben irre, daß meine Kameraden bald nachkommen würden, und dachten ſie dabei an die Kurgäſte, in deren Geſellſchaft ſie mich geſehen hatten? Vielleicht! — O, von welchen kleinen Fäden hängt oft des Menſchen Schickſal ab! Als ich über den tiefen Einſchnitt zwiſchen der Fähnern und dem höhern Kamor gegangen war und nun auf dem kürzeſten Pfad am ſteilen Abhange emporſtieg, wandte ich mich oft um, verfolgte mit meinem Fernrohr die Bettelleute und ſah ſie endlich in die verdächtige Hütte treten. Wie froh war ich, in einer freien Gegend zu wandeln, wo mich dergleichen Geſindel nicht unvorbereitet überraſchen konnte. Der Tag war ſehr heiß. Der Wind legte ſich, und ich kletterte im Schatten meines Regenſchirms am Abhang empor. Dennoch erhitzte ich mich ſo ſehr, daß die folgenden Tage die Haut meines ganzen Geſichtes ſich ſchälte.

Angenehm war der Weg aus der waldigen Droſſel die Höhe hinan, unter Bäumen, die zuſehends immer kleiner und endlich zu wahren Zwergen ihres Geſchlechts wurden. Als ich zuhöchſt auf dem Berge Oberkamor ſtand, der gegen Appenzell hin ſteil und nackt, wie ein alter, ungeheurer Felsturm emporſteigt, gegen Oſten aber in ein allmählich ſinkendes Alpengelände ſich abſtuft, da lagen Brüllisau und die zerſtreuten Wohnungen der Sennen an Bächen unter mir, wie Inſektenzellen an glänzenden Halmen im Mooſe. Das Vieh auf der Ebenalp, an deren ſteilſter Wand das Wildkirchlein klebt, und auf der Siegletenalp ſah man deutlich über grüne Matten gehen, anfangs glaubte ich auch das Geläute ihrer Glocken und ihr Muhen zu hören, ſo groß übrigens die Entfernung ſein mochte. Aber all dieſe Laute kamen wahrſcheinlich nur aus dem

nahen Tale herauf, das ſich zwiſchen der Siegleten und dem Hohen Kaſten hinzieht und einen kleinen angenehmen See, den Säntisſee, einſchließt. Nie ſchien mir ein Gelände romantiſcher, als dieſes Tal am Säntisſee, und wenn ich meine Träume von einſiedleriſchem Leben ausführen wollte, ſo wüßte ich mir keinen ſchönern Aufenthalt als dieſe Gegend zu wählen. Meine Schuhſohlen waren vom Gehen über magere Gräſer ſo glatt geſchliffen, daß ich mich auf etwas unebenem Grunde kaum aufrecht halten konnte. Auf dem höchſten Rücken des Berges ſtand ich immer in Gefahr, auszugleiten und von der Felſenwand zu ſtürzen. Ich mußte mich alſo entſchließen, eine Weile, wie Rouſſeaus glücklicher Waldmenſch, auf allen Vieren zu gehen, bis ich den Gipfel erreichte, wo ich mich zwiſchen hohes Farnkraut hinſetzte und meinen Betrachtungen nachhängen konnte. Als ich ſo ſaß, vernahm ich, nicht ohne Wohlgefallen, ein echtes Hirtenhorn, eine Art Trompete aus Birkenrinde künſtlich verfertigt; es war eine ganz regelloſe, bizarre und doch nicht unangenehme Verbindung von Tönen ohne Takt und Kadenz, wie ſie ein kunſtgelehrter Tonſetzer oder Spieler unmöglich zuſammenfügen könnte. Nicht weit unter mir hörte ich die Stimme eines Knaben, der mit Fertigkeit die ſeltſamen Weiſen des Hirten nachahmte. Ich kroch an eine Stelle, wo ich die Ausſicht auf den abſchüſſigen Teil des runden mächtigen Felſenturms hatte, den luſtigen Jungen zu ſehen. Da erblickte ich einen Knaben von etwa 11 Jahren, der mit unglaublicher Behendigkeit an der ſchauerlichen Wand hin und her kletterte. Seine Ziegen weideten auf Stellen, wo man bequemer fußen konnte, nur eine einzige hatte ſich's in ihr Bocksköpfchen geſetzt, ihrem Spielgeſellen an die gefährlichſten Stellen nachzuklettern. Ein Heer von Dohlen, deren Neſter der Knabe aufzuſuchen ſchien, umkrächzte den Felſen. In einer kleinen Höhle, hart am grünen Ra-

senabhang, in den sich die nackte Steinmasse zurückzieht, entdeckte ich ein weißes Schaf, das an den Felsen gebunden, in Kräutern naschte. Der Weg in die Höhle war so schmal, daß ich kaum begriff, wie ein Hirt das Schaf hinüberbringen konnte. Kaum fielen die Blicke des jungen Ziegenhirten auf mich, so stieg er an den nackten Klippen herauf zu mir, seine Tiere sammelten sich neugierig um mich und schnupperten um meine Taschen. Einige Krümchen Brot, die ich noch darin fand, schmeckten ihnen nicht übel. Ich ließ mich mit dem braunen, von der Sonne ganz versengten Knaben in ein Gespräch ein und fragte ihn um manches, was mir aufgefallen war. Das Schaf, sagte er, gehöre einem Sennen, seinem Meister; an den Felsen zu klettern sei ihm ein Spiel, er sei nur selten noch gefallen und niemals gefährlich; sein Leben dünke ihn lustig, nur seine Ziegen wären manchmal starrsinnig genug und möchten ihm durchaus nicht gehorchen, dann müsse er sich schier aus dem Atem laufen, um sie zusammenzutreiben und dergl. Als ich ihm etwas schenkte, hatte er nicht einmal eine Tasche, um das Geld darin zu verwahren, er sagte aber, er wolle es in der Höhle unten in eine Ritze legen und es seinem Meister geben, daß er ihm etwas Gutes mitbringe, wenn er einmal nach Altstätten hinabgehe.

Nicht weit unter seinem höchsten Grat verbreitet sich der Kamor in eine etwas eingesenkte Fläche, die damals größtenteils mit Farnkraut bewachsen war. Mitten in dieser nicht unbeträchtlichen Ebene liegen hart aneinander zwei lange Reihen Sennhütten und Schweineställe. Ein Senn labte mich mit Milch und Brot, das ihm eben sein Mädchen von Rüthi heraufgebracht hatte. Als ich mich um einen Paß in den Sennwald hinab erkundigte, unterrichtete er mich, daß ich von der Höhe des Hohen Kastens erst wieder zum Kamor herabsteigen, dann am

westlichen Fuße des ersten auf einem ziemlich gefährlichen Wege hinklettern und über den Grat des Roßbergs in eine weite Schlucht voll Bergruinen hinübersteigen, und so nicht ohne Gefahr zu stürzen oder zu verirren weit abwärts wandeln müßte, bis ich endlich zu einer Sennhütte kommen würde und dort in den ordentlichen Weg einlenken könnte. Ein andrer gebahnter Weg führe aber von hier gerade nach Rüthi hinab, sein Mädchen würde mich begleiten, wenn ich sogleich mit ihm gehen wollte. Das Mädchen hatte aber nicht Lust, zu warten, bis ich vom Hohen Kasten zurückkäme, und ich hatte nicht Lust, ohne den höchsten Gipfel dieser Gegend erstiegen zu haben, ins Tal zurückzukehren. Also entschloß ich mich, den gefährlichen Weg durchs Rohr hinab (so nannte man die Schlucht) einzuschlagen, zum Teil auch aus diesem Grunde, weil ich in den wildesten Gegenden den angenehmsten Genuß für meine Phantasie erwartete.

Das erste, was mir in die Augen fiel, als ich mich dem Hohen Kasten näherte, waren ein paar große Schneehaufen, die ich hier im heißesten Sommer gar nicht vermutet hätte. Sogleich lief ich darauf zu und trabte darauf umher. Der Schnee schien in etwas tiefen Felsengruben zu liegen. Eine Grube hatte zur Seite ein tiefes Loch, aus dem beständig ein eiskalter Schneewind hervorwehte. Sorglos nahte ich mich, auf dem Schnee wandelnd, dem Loche, um nachzuforschen, woher die scharfe Eisluft komme, da rief der Ziegenknabe, der auf dem nahen Grate stand, mir ängstlich zu: „Geh' nicht so nahe hin! Geh' weg, geh' weg! Wenn der Schnee bricht, so bist du tot!" Ich erschrak und sprang auf die Felsen hinaus. Der Knabe lief herbei und sagte mir: „Beileibe geh' nicht mehr über den Schnee! Das sind Wetterlöcher, unermeßlich tief, der Blitz hat hineingeschlagen; es ist einmal eine Kuh darein gefallen, kein Mensch sah mehr

etwas von ihr.“ Mir ſchauderte, wenn ich an meine Unvorſichtigkeit dachte.

Nun beſtieg ich den Hohen Kaſten, ſetzte mich an der höchſten Stelle nieder und blickte weit in die Runde umher. Die Ausſicht gegen Weſten blieb beinahe ebendieſelbe wie auf dem Kamor, aber gegen Oſten eröffnete ſich die reichſte Perſpektive. Das ganze Rheintal mit allen ſeinen Städtchen und Flecken und Dörfern lag zu meinen Füßen, und der Rhein ſchlängelte ſich dadurch hin, bis zum Bodenſee, wie ein geſticktes Silberband durch einen grünen Teppich. Ein großer Teil von Schwaben ſchien dem Auge nähergerückt. Die ganze, weit ausgedehnte Landſchaft breitete ſich, gleich einer Karte, vor mir aus. Die hohen Tirolergebirge im Oſten, die Bündneralpen im Süden, machten den Hintergrund des prächtigen Gemäldes. Als ich mich im Anblicke ſo mannigfaltiger Schönheiten genug erquickt hatte, trat ich meine bedenkliche Wanderung durchs Rohr hinab an.

Solange ich an der weſtlichen Seite des Hohen Kaſtens, wie an einer ungeheuren Feſtungsmauer, zwiſchen Geſträuchen auf einem kleinen Pfade hingehen konnte, dachte ich mir, es wäre doch größtenteils leere Einbildung, was die Leute von gefährlichen Wegen ſchwatzten, denn der Weg war wirklich nicht gefährlich. Es ging mir beinahe wie damals, als ich den Mönchsſtand angetreten hatte: ich glaubte auch nicht, daß er ſo viele Beſchwerden haben könne, warum? — weil ich ſie nicht kannte. Als ich aber am Hohen Kaſten vorüber war, da öffnete ſich eine ganz andre Szene. Der Berg, an dem ich kletterte, ward immer abſchüſſiger, der Pfad verlor ſich, kaum fand ich ein Plätzchen, um die Spitzen der Schuhe feſt einzuſetzen, und mit den Händen mußte ich mich an dem zackigen Grate halten. Streckte ich die Naſe über den Grat hin, ſo erblickte ich eine wilde Miſchung grauſer Bergruinen, die weit in den

Wald hinab große Verwüstung angerichtet hatten. Südlich zu meiner Rechten erhob sich ein felsiger Teil des Säntis, der stark unterhöhlt war und alle Augenblicke mit Einsturz drohte. Zwischen den beiden Bergen rechts und links, sehr steil vom scharfen Grate abwärts, lag verwittertes Gestein als Sand und Gries, so schön abgeebnet wie eine wohlbetretene Straße, und lud mich ein, auf diesem Pfade mein Glück zu versuchen. Ich setzte mich also zuvor auf den Grat, wie auf ein Pferd, labte mich noch einmal am Anblicke des Säntis-Sees und der Täler umher, ruhte ein wenig aus und dachte mir dann: „Steig ab von deiner großen Mähre, bei diesem Ritt kommst du nicht weiter!" Ich hoffte, die Absätze fest in den Sand einstoßen und so ohne bedeutende Unbequemlichkeit, höchstens mit etlichen Kieseln in den Schuhen, die lange steile Strecke hinabsteigen zu können. Aber kaum hatte ich einige Schritte getan, so fing der lockere Sand mit mir zu rutschen an, ich sank rückwärts nieder und fuhr mit wachsender Eile unaufhaltbar am steilen Abhang hinunter, daß mir Sehen und Hören verging. Mein armer Rücken, wo er den ehrlichen Namen verliert, wie mein Schullehrer zu sagen pflegte, und die daranstoßenden Teile, die derselbe so oft mit der Ochsensehne durchgerbte, merkten nur gar zu deutlich, daß sie über kein Federbett rollten. „Wenn du nur nicht etwa Arm und Bein zerschlägst!" dachte ich auf der schmerzlichen Fahrt. Aber bald ruhte ich unbeschädigt unten im gröbern Schutt. Mit einem ziemlich empfindlichen Schmerz im Ellbogen, den ich derb angeschlagen hatte, und mit ein paar Löchern in den Beinkleidern, war alles abgetan. O, wie froh sah ich nun in den schrecklichen Ruinen mich um! Unzählige Felsenblöcke lagen in wilder Unordnung umher, viele, die noch oben im Gebirge hingen, drohten den Einsturz. Um mich von meinem Schrecken zu erholen, setzte ich mich auf eine morsche Tanne, die unter dem

Felſentrumm hervorſtand, von dem ſie niedergeſtürzt ward. Hier zog ich Nadel und Faden aus der Taſche und verſuchte, als ein echter Pfuſcher, die Wunden meiner Beinkleider zu heilen, ſo gut es eben anging. Noch war ich mit meiner Arbeit nicht zu Ende, da kletterte zwiſchen den Trümmern eine kleine Herde von etwa 17 Schafen zu mir empor, ſie ſahen mich traulich an und blökten mit leiſer Stimme. Es war wirklich eine ſehr angenehme Empfindung, in dieſer Wildnis, wo ich, wenn's hoch kam, Geier oder Dohlen ſchreien hörte, von ſo freundlichen Geſchöpfen als Schafe ſind, mich umringt zu ſehen. Aber vergebens durchſuchte ich meine Taſchen, es war darin kein Krümchen Brot mehr zu finden. Lebhaft fühlte ich hier die Qual, nichts geben zu können.

Lange mußte ich ſuchen, um einen Weg aus dieſem Bergfalle weiter abwärts zu finden. Ich folgte lange einem anſcheinlich gebahnten Fußpfade, der ſich immer zickzack von den kahlen Wänden des Hohen Kaſtens zu jenen des Säntis und wieder zurück durch die breite Schlucht wand, und konnte dennoch keinen Ausgang finden. Die Schafe folgten mir als ein treues Geleit fleißig nach, wohin ich ging. Am Ende zeigte es ſich, daß ich in einer großen Verzäunung, wie in einem Irrgarten, umherlief, und, daß der Pfad nichts andres war als der gewöhnliche Gang, den die Schafe täglich wandelten, wenn ſie zwiſchen den Felſentrümmern ihr ſparſames Futter ſuchten.

Entſchloſſen kletterte ich über einen aus niedergeworfenen Fichten hochaufgehäuften Verhau und gelangte endlich auf einen freien Platz, wo ich Pferde graſen und eine kleine Sennhütte am herabrinnenden Bächlein errichtet ſah. Müde ſetzte ich mich auf einen ſchönen Stein am Waſſer und labte mich nach einiger Ruhe mit einem friſchen Trunke. Der Senn, ein kleiner Mann mit einem Zigeunergeſicht, erblickte mich, kam herbei und fragte ſtaunend, auf

welchem Wege ich hierher gekommen sei. Als ich ihm meine Fahrt erzählte und von der kleinen Schafherde Meldung tat, wandelte ihn sichtbar eine Verlegenheit an. Sein Betragen ließ mich vermuten, er fürchte, ich würde ihn unten im Tale verraten, daß er hier oben im verborgenen Schafe halte, denn er sagte mit bittendem, traulichem Tone: „Nicht wahr, fremder Herr, du hast keine Schafe gesehen, wenn du in den Sennwald hinabkommst?“ Ich verstand ihn und sagte, er hätte nichts zu besorgen, ich würde ihn nicht hindern, durch Fleiß und durch das unschädliche Weiden seiner Schafe in diesen Ruinen sich im stillen einen Gewinn zu verschaffen. „Es wäre schade!“ sagte er, „wenn ich um diesen kleinen Nebenerwerb käme, ich hüte im Sommer für andre und muß im Winter vom Erworbenen leben und dreschen und Not leiden, um Weib und Kinder zu nähren. Übels genug, daß ich neulich um eins der schönsten Schafe kam!“ Mir fuhr der Gedanke durch die Seele: „War etwa das Schaf in der Felsenhöhle des Oberkamors das seinige?“ Behutsam teilte ich ihm meine Vermutung mit. Sogleich leuchtete ihm meine Bemerkung ein, und er beschloß, die Höhle am folgenden Tage in Augenschein zu nehmen. Ich setzte mich neben ihn auf den Rasen vor seiner Hütte und bezeigte ihm meine Verwunderung, daß ich hier oben Pferde fände. Er schien etwas betroffen, antwortete aber, es seien junge Tiere, die man noch nicht vorspannen möge. Augenscheinlich waren aber ein paar ältere darunter. Dieser Umstand, die Zigeunerfarbe, seine Verlegenheit und etwas Tückisches in seinem Blicke machten mich etwas mißtrauisch. Es fiel mir ein: „Sollte der Mensch etwa einer von denjenigen **Wildsennen** sein, von denen ich einst gelesen habe, daß sie auf Grenzgebirgen gestohlene Pferde, Schafe und andres Vieh so lange hüten, bis es sich verwächst und unkenntlich wird, um es dann desto sicherer zu verkaufen?“ Ich sah

dem Burſchen feſt in die Augen. Er konnte meinen Blick nicht aushalten, erzählte mir mit kurzen Worten von den Alpenweiden umher, von den Beſitzern derſelben und ihren Gerechtſamen und lud mich ein, bei ihm zu übernachten. „Denn ſieh nur," ſagte er und deutete auf die ſchwarzen Wolken, die über den Hohen Kaſten herüberſchwebten, „ſieh, du kommſt nimmer ins Tal hinab, ehe dich das Gewitter erwiſcht; es iſt ein weiter und ſchlimmer Weg, denke nur, wenn du dich verirrſt und es wird Nacht, ſo fällſt du maustot oder mußt unter freiem Himmel im Regen übernachten!" Ich fragte nicht ohne Ängſtlichkeit, die ich aber ſo gut verbarg als ich konnte: „Wieviel Zeit brauchſt du denn, bis du hinabkommſt?" Er erwiderte: „Ich weiß den Weg recht gut, und dennoch brauche ich wenigſtens anderthalb Stunden!" Ich zog meine Uhr hervor: es war bereits halb acht Uhr vorüber. „Bis neun Uhr," dachte ich, „dauert die Dämmerung, wage es kühn und eile den Berg hinab! Was willſt du hier oben in Geſellſchaft dieſes Verdächtigen? Morgen, wenn der Regen die Wege verdorben hat, iſt's nur noch beſchwerlicher hinabzuſteigen, und wer weiß, ob es nicht fortregnet?" Der bloße Gedanke, neben dieſem Zigeunergeſichte mehrere Tage hinbringen zu müſſen, beſtimmte mich vollends, ſogleich aufzubrechen und im Dorfe unten einen ſichern Aufenthalt zu ſuchen. Der Senn verſtand ſich, nicht ohne einige Weigerung, mir für ein gutes Trinkgeld eine Strecke weit den Weg zu weiſen. Als ich ihn verließ, rief er mir noch die Warnung nach: „Wenn du zu dem toſenden Bach kommſt, der aus dem Säntisſee herüber durch den Berg dringt, ſo laß dich von ſeinem Brauſen nicht erſchrecken, fall mir nicht in den Abgrund und denke dann, du ſeieſt halb Wegs!" Ich lief, ſo ſchnell ich konnte, den ſteilen Pfad hinab. Die Finſternis überraſchte mich früher, als ich dachte. Der Wetterwind rauſchte in den Föhren, nicht mehr fern

ſchallte der Donner. Bei ſehr ſchwachem Dämmerlichte mußte ich mich über gefährliche Klippen hinabfinden. Es währte lange, bis der Säntisbach zu meiner Rechten toſte und weit den Donner übertäubte. Der Senn hatte mich nicht umſonſt gewarnt, der Weg ging einige Mal hart am ſchmalen Bord des tiefen Abgrunds hin. Es war ſchade, daß Dunkelheit den Urſprung des ſtarken, merkwürdigen Baches und dieſen wilden Abſturz bedeckte. Bald ward der Weg nun weniger rauh, und endlich zog er ſich über ein ſanftgeneigtes Gelände hin, das mit Holz, dann allmählich mit Wieſen und Gärten bekleidet war. Das Gewitter rauſchte immer drohender heran, ſchon fielen einzelne Tropfen, da ſah ich Licht durchs Gebüſche. Froh eilte ich darauf zu, fand einen alten Mann, der mit ſeiner Laterne zu einer entfernten Stallung ging, und ließ mich von ihm zurechtweiſen. Ohne Anſtand gelangte ich ins Dorf, ein Mütterchen führte mich Unkundigen in ein Wirtshaus, das gewiß nicht das beſte im Orte war. Aber es war da nicht viel Federleſens zu machen, meine müden Füße forderten Ruhe und mein Magen Labung. Ich pries mich glücklich, noch zu rechter Zeit ein Obdach gefunden zu haben, denn nicht lange ſaß ich hinterm Tiſch, ſo fing es draußen zu regnen an, daß ein kurzer Gang über den Hofraum für ein Bad gegolten hätte. Das Beſte, was mir der Wirt auftiſchte, waren ſehr ſchmackhafte Forellen, wovon ich mir auch auf morgen ein Gericht zum Frühſtück beſtellte. Einige Fuhrleute, die von Altſtätten kamen, waren meine Tiſchgeſellſchaft. Bald ging ich zu Bette.

Den 19. Juli, als ich eine hübſche Portion Forellen zum Frühſtück verzehrt hatte, wanderte ich beim ſchönſten Wetter durch das Dorf Sennwald, das mir wirklich in einem Walde zu liegen ſchien, über mehrere klare Bäche, durch angenehme Gehölze, am Schloſſe Forſteck vorüber, nach Salez hin. Ohne mich im geringſten anzuſtrengen,

ſchlenderte ich am Ufer des Rheins hinauf, badete mich an einem ſchönen Plätzchen im Fluſſe und ſetzte, im Schatten liegend, mein Tagebuch fort.

Das Gelände umher war eines der anziehendſten. Im Weſten zeigte ſich das alte Schloß Hohenſax auf einer Felſenſpitze, im Oſten erhob ſich Feldkirch, von Süden her glänzte mir das weit ſichtbare Werdenberg entgegen. Schön zog ſich das Amphitheater ſteiler kahler Felſenberge um eine Ebene her, auf der ich ging, vom Sennwald bis Werdenberg hin. Nahe an den hohen Bergen des Appenzeller Landes im Hintergrunde dieſes Amphitheaters, prangen auf einzelnen in die Ebene hervorſpringenden Hügeln die alten Burgfeſten Sax, Gambs und Graps mit den Dörfchen zu ihren Füßen. Nachdem ich in Werdenberg zu Mittag geſpeiſt hatte, wanderte ich nach Buchs und Säveln, zwei ſchönen Dörfern am Rheine, zwiſchen denen das Schloß Vaduz vom Abhange des ſchönen Berges jenſeits des Rheins einladend über den Strom hinüberblinkt; ſeine Lage iſt eine der vorzüglichſten, und der Wanderer behält es weithin, von Werdenberg bis nach Trübenbach, im Auge. Zwiſchen Säveln und Warthau zieht ſich ein Felſenberg bis an das Rheinufer hinab, man hat den Weg mühſam durch ihn gehauen. Auf den Felſen rechts an der Straße thront ein alter feſter Turm, der mir in den Zeiten des Fauſtrechts hierher gebaut ſchien, um die Vorüberreiſenden nach gewohnter Ritterweiſe zu plündern oder zu brandſchatzen. Nun gewährt er den Eulen eine ſichre Heimat. Das große Tal des Rheins verengerte ſich von nun an immer mehr. Seine Bewohner ſchienen mir keine der freundlichſten Menſchen. Kaum mochten ſie ſich die Mühe nehmen, mir die Namen der Orte zu nennen, wenn ich fragte, und ein paarmal hätten ſich junge Burſchen gern den Spaß gemacht, mich irre zu weiſen, wenn es möglich geweſen wäre, in einem Tale, durch das nur ein Haupt-

weg hinläuft, weit irre zu gehen. Selbſt in den Wirtshäuſern, wo ich etwa eine Erfriſchung nahm, fand ich einen trockenen, unfreundlichen Ton, der mich befremdete. Die Mädchen waren nicht ſchön. So wie ſie ſich in den äußern Rhoden des Kantons Appenzell größtenteils mit Sticken beſchäftigten, gaben ſie ſich in dieſer Gegend mit Baumwolleſpinnen ab.

Als ich gegen Halbmeil fortwanderte, zog ein kleiner Bach, der von den hohen Felſenwänden am Fuße des Gonzen herabſtürzte, meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Der Waſſerfall ſchwebte unſtet wie ein hängendes Silberband, das der Wind leiſe bewegt, an den ſteilen Wänden herab. Lange ſtand ich und bewunderte das ſchöne Spiel. Ein Donnerwetter, das ſchon lange aus der Ferne mit Blitzen drohte, riß mich aus meinem Entzücken. Plötzlich umſtürmte mich der Gewitterwind, und ein Platzregen rauſchte herab. Das Schloß Greplang, unter düſtern Wolken, glänzte auf ſeinem einzelnen Hügel, allein von der Abendſonne beſchienen, durch den Regen herüber. Die Glarnerberge dahinter verbargen ihre Scheitel in Gewittern.

Es war ſchon finſter, als ich in den Gaſthof meines nie geſehenen Freundes, des Barden von Riva, trat. Ich hatte mir vorgenommen, meinen wahren Namen ſo lange als möglich verborgen zu halten, mit dem gelehrten Gaſtwirte als ein ſimpler Reiſender unter dem Namen Felix Liber Bekanntſchaft zu machen und ſeines Umganges ſo lange zu genießen, bis er mich zu ſeiner geliebten Quelle Tellina führen würde. Dort wollte ich mich ihm zu erkennen geben und ihn, erſt wenn wir uns liebgewonnen hätten, mit meinem wahren Namen überraſchen. Ich verſprach mir eine ſehr angenehme Entwicklung der kleinen Komödie, die ich zu ſpielen vorhatte. Aber was ſind unſre tröſtlichſten Pläne? Zeichnungen im Sande, die ein Zephyr verwiſcht. Ich erwartete ein kleines Freuden-

fest wegen meiner Ankunft und fand — Weiberkälte und Abneigung. Ohne weitläufige Erörterungen, zu denen es der Schwager des Wirtes gern getrieben hätte, setzte ich mich zu einigen Reisenden aus Glarus an den Tisch und ließ mir's unter frohem Geplauder trefflich schmecken. Niemand schien zu vermuten, daß der spät angekommene Fremde jener so lange erwartete Korrespondent des Hausherrn sei. Den andern Tag, morgens, verzehrte ich im gemeinschaftlichen Speisezimmer mein Frühstück und las in einem lateinischen Dichter, den ich bei mir führte; da ging ein junger Mann bedächtig im Zimmer auf und ab, betrachtete mich von Zeit zu Zeit mit forschenden Blicken und wagte es lange nicht, mich anzureden. Er schien mir der Hausherr zu sein. Dem Anscheine nach las ich ruhig fort, lauschte aber heimlich auf jede Bewegung des Wirtes, der unruhig im Zimmer auf und ab schritt. Lange stellte ich mich, als wenn ich seine Blicke nicht bemerkte. Endlich sagte er mir geradezu: „Ich erwarte einen Bekannten aus der Gegend von Augsburg, kommen Sie etwa daher?" Lügen wollte ich nicht, also erwiderte ich „Ja"; — und die Komödie hatte ein Ende. Sogleich vermutete er, daß ich sein Freund sei, umarmte und führte mich in ein besondres Zimmer, wo er mir einen Brief von Herrn Geßner aus Zürich vorwies, der ihm ankündigte, ich würde Wallenstatt besuchen, er möchte mich einige Tage bei sich behalten, damit der Sturm, den meine Freunde befürchteten, indessen unschädlich verrauschen könnte und ich im Schoße der Freundschaft, ungekränkt und unverraten, geborgen wäre. Dieser Brief hatte auch Herrn B. auf den Gedanken gebracht, ich sei etwa um eines Vergehens willen von Augsburg entwichen, ich mußte ihm ein langes und breites von den Gründen meiner Reise erklären und meine Angaben mit lebhaften Beteurungen bekräftigen, bis er die Wahrheit begriff und mir Glauben beimaß. Aufrich-

tig leerten wir dann die Herzen über unſre Grundſätze, Meinungen, Beſchäftigungen uſw. aus und ſchlenderten in herzlicher Vertraulichkeit in ſeinen Garten und vor's Tor zur Quelle Tellina. Es verſteht ſich, daß er mir einige von ſeinen neueſten Gedichten vorlas. Wie könnte es ein Mitbruder im Pegaſus über das Herz bringen, ſeinem Gaſte und Konſorten gar nichts von den Eingebungen ſeiner Muſe im Vertrauen mitzuteilen? Reichlich ward ich damit bedacht und befand mich nicht übel dabei, denn die Gedichte waren nicht ſchlecht, und ich merkte wohl, daß mein williges Zuhorchen dem Vorleſer Freude machte. Bei dieſer Gelegenheit muß ich mich ſelbſt ein wenig rühmen, daß ich von meinen Arbeiten niemals etwas vorlas, außer in ſehr ſeltenen Fällen, wenn man mich mit einer Art Gewalt dazu anhielt.

Zum Glücke war mein Freund in Wallenſtatt über dergleichen eitle Bedenklichkeiten weg und kürzte mir die Zeit nicht unangenehm mit einigen verſifizierten Erzählungen aus der Schweizer Geſchichte, die er vor kurzem vollendet hatte. Weniger vergnügten mich ein paar gedruckte Gelegenheitsgedichte.

Im häuslichen Kreiſe meines Freundes hatte ich die ſeligſten Stunden zu verleben gehofft. Allein kaum war der Augenblick des Erkennens vorüber, ſo verwelkte eine ſüße Erwartung nach der andern, wie Laub. Er hatte mir ſeine Frau als ein ſanftes, ſtillfrohes, gutmütiges, zärtliches Weib geſchildert; der Geiſtliche, welcher in ihrem Hauſe Informator geweſen war und mich in Augsburg oft beſuchte, ſtimmte in ihr Lob mit ein. Ich wußte alſo nichts Angelegneres, als die treffliche Frau bald kennen zu lernen, und bat den Barden von Riva, mich ihr vorzuführen. Er wich mir über dieſen Punkt mehr als einmal aus, ſo daß ich endlich ernſtlich in ihn dringen mußte. Nun konnte er ſich nicht wohl länger weigern und ſagte

betroffen: „Erlauben Sie, daß ich meine Schwiegermutter, die hier ist, und meine Frau auf Ihren Besuch vorbereite, beide sind über Ihren Freund, den Herrn Informator, weil er auf eine ganz sonderbare Weise von hier entfloh, so aufgebracht, daß sie weder von ihm, noch von irgendeinem seiner Freunde weiter etwas wissen wollen. Kaum sagte ich ihnen von Ihrer Ankunft, so fingen sie zu klagen und zu weinen an.“ Nach dieser Vorrede ging er mit grämlichem Gesichte zu seinen Frauenzimmern, um mich denselben zu melden. Bald hörte ich die lauten Herzensergießungen der Frau Schwiegermutter über meinen Bekannten aus Augsburg, und mir ward nicht so recht heimlich zumute. Nach langer Zögerung ward ich den Frauenzimmern vorgestellt, die sich mit sichtbarem Zwang bei unsrer kalten, steifen, abgebrochenen Unterhaltung benahmen. Mir ward das Herz eingeengt, gern wäre ich augenblicklich aufgebrochen, aber mein Freund und die verstimmten Frauen selbst hätten es übel genommen. Also entschloß ich mich, ein paar Tage auszuharren, und kürzte mir die Zeit, in der ich mich allein befand, mit Briefeschreiben und Notieren in mein Tagebuch.

Am Sonntage, den 21. Juli, kam der Barde auf mein Zimmer und stellte mir vor, seine Weiber würden großes Ärgernis an meiner Irreligiosität nehmen, wenn ich, der ihnen nun als ein katholischer Geistlicher bekannt wäre, heute keine Messe lese; ihm würden zur Buße dafür tausend Vorwürfe gemacht werden, daß er mit so unmoralischen Menschen Gemeinschaft pflege, ich sollte mich also entschließen, zur Kirche zu gehen und mich im Meßgewande als katholischer Priester zu zeigen. Was wollte ich so dringenden Vorstellungen entgegensetzen? Sollte ich meinem Vorsatze, dem Priestertum völlig zu entsagen, jetzt halsstarrig getreu bleiben und wirklich die schwachen Weiber ärgern? — So ungern ich mich zum Messelesen bequemte,

so entschloß ich mich doch für dieses Mal dazu. Der 22. Juli war ein Feiertag, das Fest der heil. Magdalena, auch an diesem Tage mußte ich mich, aus eben diesen Gründen, zum Messelesen verstehen. Aber, Gott Lob! es war zum letzten Male und soll es auch bleiben, so lange es in meiner Gewalt steht, frei zu handeln. In Religionssachen will ich forthin nur nach meiner besten, innigsten Überzeugung handeln, wer dies mißbilligen kann, werfe den ersten Stein auf mich! Bei diesen Umständen trachtete ich das Haus meines Freundes so schleunig als möglich zu verlassen und die mißvergnügten Weiber von der Plage meiner Gegenwart zu befreien. Abends, den 22. Juli, verließ ich in Begleitung meines lieben Wirtes, der seinerseits alles getan hatte, um mir den Aufenthalt angenehmer zu machen, das halb zur Pfütze verwandelte Wallenstatt und ging auf die malerische Halbinsel Bommerstein zu, wo auf einem runden Hügel das alte Gemäuer einer zerstörten Burg unter üppigen Reben sich birgt und als ein sehr malerischer Gegenstand die Blicke angenehm fesselt.

Dann setzte ich meine Reise am sanftern Abhange des südlichen Ufers, auf schmalem, oft kaum gangbarem Pfade fort und labte mich an den mannigfaltigen Reizen der immer wechselnden Landschaften und an den hohen, senkrecht emporsteigenden Felsenufern gegenüber. Lange stand ich mit Wohlgefallen auf der Brücke über die reißende Murg, die aus den Glarnerbergen brausend herabstürzt.

Unterwegs setzte ich mich an einer schönen Stelle auf den Rasen und schrieb einige Bemerkungen über die Gegend in mein Tagebuch. Von Zeit zu Zeit schaute ich umher. Nicht lange saß ich da, so erblickte ich mit meinem Fernrohr ein paar Reisende, die von Wesen heranschritten. Wer war's? das Krämerpaar, welches mich im Kanton Appenzell so sehr erschreckt hatte. Geschwinde brach ich auf,

damit ſie mir nicht zu nahe kämen und lief, viel eilfertiger, als ich ſonſt getan hätte, meines Weges. Über Schännis kam ich nach Kaltenbrunn, wo ich die Wirtin eben beim Mittageſſen antraf und ihr ſogleich Geſellſchaft leiſtete. Eben ließ ich mir ein Gläschen Wein recht wohlſchmecken, da trat ganz unverhofft der Krämer mit ſeiner Frau in die Stube und verdarb mir alle Luſt. Sichtbar war ich ihnen eine ſo verhaßte Erſcheinung, als ſie mir. Ihre Blicke glitten an mir ab und ſtreiften doch wieder ſcheu über mich hin. Sie kamen ohne ihre Krämerbuden herein und wollten wahrſcheinlich eine Erfriſchung nehmen. Aber jetzt ſahen ſie einander an, und der Krämer fragte nur, ob die Wirtin keine Bänder brauche. Kaum hatte ſie „Nein" geſagt, ſo ſchlüpften beide wieder zur Tür hinaus und eilten aus dem Dorfe. Sorgfältig lauſchte ich, wohin ſie ſich wenden würden, und war nicht wenig unzufrieden, als ich ſah, daß ſie ebendenſelben Weg einſchlugen, den ich gehen mußte. Im Eifer erzählte ich der Wirtin, was mir mit den Leuten widerfahren war, ſie ſchickte einen Knecht auf die Straße hinaus und ließ nachſpähen, wohin ſich das ſchlimme Paar wenden würde. Bald kam der Knecht zurück und berichtete, beide ſeien rechts gegangen, bergan in den Wald. Alſo trieb ſie die Furcht, durch mich etwa mit der Obrigkeit in unangenehme Bekanntſchaft zu geraten, wieder von der gewöhnlichen Straße ab. Die Wirtin bot mir eine artige Sackpiſtole nebſt einem kleinen Pulverhorn und Kugelſacke zum Kaufe an und wußte mir das nette Geſchoß ſo ſehr anzupreiſen, daß ich mich zum erſten Male in meinem Leben mit einem ſolchen Gewehre zu waffnen beſchloß und dann mit verdoppeltem Mute den Weg nach Rapperswil antrat. Öfters zog ich während des Gehens die Sackpiſtole hervor, ſpannte den Hahnen und zielte, wie wenn ein Feind vor mir ſtünde. Etlichemal hatte ich dies

Spiel getrieben; nicht fern von Utznach sagte ich mir endlich: „Wie nun, wenn's Ernst gälte, und der Schuß schlüge nicht los? Ich will's doch einmal versuchen, kann ja wieder laden." Herzhaft drückte ich, das Zündkraut loderte auf, aber der Schuß versagte. „O weh!" rief ich, „wie übel wär' ich nun beraten, wenn ich mich in der Not auf dich verlassen hätte! Fort mit dir!" Sobald ich in Rappersweil ankam, verkaufte ich die unzuverlässige Waffe sehr wohlfeil einem französischen Emigranten, der sich im Gasthofe zum Pfauen, wo ich einsprach, aufhielt und sogleich beim ersten Anblick Lust zu dem kleinen Puffer bezeigte. „Mögest du," so dachte ich, als ich ihn dem Emigranten überreichte, „diesen Puffer einst mit eben dem Erfolge, wie ich, auf einen redlichen Patrioten abdrücken!" Mit Vergnügen spazierte ich abends auf der langen Brücke und betrachtete die schönen Inseln Ufnau und Lützelau, die so romantisch aus dem Spiegel des Sees sich heben.

Den 24. Juli, morgens frühe, setzte ich meine Reise nach Zürich fort.

Sowie die Albiskette und der Utliberg kenntlicher wurden, so regten sich süßere Gefühle der wachsenden Sehnsucht und froher Erwartung in meiner Brust, und ich sagte mir selbst: „Dort ist die schöne Gegend, dort wohnen meine Lieben, bald — o, welche Freude! — bald drücken wir einander ans Herz." Oft trat ich an Stellen, wo das Ufer ein wenig weiter in den See hinauslief, zu äußerst an den Strand und spähte, ob noch kein Turm der Stadt sichtbar würde. Als ich bei Meilen mit einem Hut voll Kirschen, die ich verzehrte, hinter einem schönen Baume hervortrat, der mit Efeu umschlungen war, sah ich einen Nachen in einer kleinen Bucht, in den eben ein Mädchen mit ihrem Bruder stieg, und der Schiffer rief mir zu: „Der Herr geht gewiß nach Zürich, will er nicht mit uns fahren?" Ich besann mich nicht lange, stieg ein und setzte

mich vorne an die Spitze des Schiffs auf eine Kiste, immer mit den Augen Zürichs Erscheinung suchend. Der Wind war uns entgegen, die Fahrt ging langsam. Zum Zeitvertreib zog ich Bleistift und Papier aus der Tasche und fing an, meine Empfindungen aufzuschreiben. Das Mädchen in der bedeckten Laube des Kahns hatte desto mehr Langeweile, denn ihr Bruder ruderte und schien gar kein Freund von vielen Worten. Sie begann mich zu necken, weil ich so unverwandt nach Zürich hinspähte. Ich müßte dort gewiß etwas Liebes haben, meinte sie. Gern bestätigte ich sie in ihrer Vermutung und erzählte ihr in allegorischen Ausdrücken, was mein Verlangen nach lieben Freunden in Zürich so sehr erhöhte. Sie wollte, was ich geschrieben hatte, sehen. Ich zeigte es ihr. „Sei mir gegrüßt," so hieß der Aufsatz, „du Heimat meiner Lieblinge! seid mir gegrüßt ihr fruchtbaren Hügel usw. Gleite schneller, mein Fahrzeug, über kräuselnde Wellen hin, daß ich früher meinen Treuen in die Arme fliege. O, wie lieblich säuseln eure Binsen mich an, ihr grünenden Ufer! usw. Nun gehabe dich wohl, du Trübsinn der Verlassenheit! Heiterkeit lacht nun meinen Tagen wieder und Frohsinn breitet sich über mein Leben aus. Freunde find' ich hier und Geliebte! Jeder sanften Empfindung öffnet sich wieder, freier atmend, meine Brust." Es war wie prophetisches Vorgefühl, was ich da schrieb, alles hat sich erwahrt. Das Mädchen im Nachen rückte näher zu mir und schien zutraulicher zu werden, als sie mein Blättchen durchlesen hatte. Als Zürichs Türme hinter dem Vorlande bei Erlenbach hervorkamen, teilte sie meine Freude und hüpfte mit mir an die Spitze des Kahns. Von diesem Augenblicke an waren meine Gefühle zu lebhaft, ich konnte nicht mehr ans Schreiben denken und steckte mein Papier in die Tasche. Erst nach einigen Tagen vollendete ich mein

kleines Gedicht und formte den Aufsatz durch Beifügung der angenehmern Umstände meiner Fahrt und des Empfangs in eine Idylle um. Abends etwa um vier Uhr schifften wir zum Wassertor hinein.

Siebzehntes Kapitel:
Wieder in Zürich.

Geßnersches Haus — Landvogt Landolt — Besuche — Geßners Monument — Neue Wohnung, der Oberhof — Moralische Gefahren — Ausgabe der Fischergedichte — Frankreich das gelobte Land — Nächste Vorbereitungen zur Abreise dorthin — Korrespondenz mit dem Bischof von Colmar.

Mein erster Gang war zum Hause meines Wohltäters Salomon Geßner. Als ich mich demselben näherte, ging dessen Sohn, mein Freund Heinrich, eben über die Straße, grüßte mich sogleich mit inniger Freude und führte mich zu seiner lieben Mutter. Die geistvolle Frau empfing mich mit einnehmender Güte und Herzlichkeit, aber unsre erste Unterhaltung blieb nicht ohne Tränen, denn wir empfanden alle zu tief, daß der Unvergeßliche fehlte, der sonst die Seele unsres Kreises gewesen war. Gerührt sprachen wir von dem Abscheiden des Edeln, und ich horchte begierig auf bei der Erzählung seiner letzten Stunden. Einfach wie sein Leben und sanft war sein Ende. Möchte uns dein seliger Geist in diesen Augenblicken umschwebt haben, Dichter der Unschuld und der Natur! Nach mancherlei Erörterungen über mein Vorhaben, nach Frankreich zu gehen, Maschinen zu bauen usw., sondierten meine Lieben auch, nicht ohne Schonung und Vorsicht, was mich doch eigentlich zur neuen Flucht bewogen habe, und konnten ihre Besorgnis nicht ganz bergen, es möchte im Falle irgendeines Vergehens, das auch nur

in den Augen der Geiſtlichkeit ein ſolches wäre, etwa noch ein Steckbrief nachkommen. Es ſchien ihnen ein Stein vom Herzen zu fallen, als ich ſo ganz unbefangen und furchtlos beteuerte, mich habe keine Art irgendeines Vergehens, ſondern die wohlüberlegte Betrachtung, daß ich beſſer tue, wenn ich künftig nach meiner Überzeugung handeln und dem geiſtlichen Stande entſagen würde, zur Entweichung bewogen. Beinahe ſchien es mir, ſie nähmen einigen Anſtand, meinem Vorgeben ſogleich völligen Glauben beizumeſſen. Sie ſagten, in der Vorausſetzung, man könnte mir vonſeiten der Geiſtlichkeit nachjagen, hätten ſie mir einen Zufluchtsort ausgefunden: mein alter Gönner, Herr Landvogt Landolt, der nicht weit von der Stadt ein Landgut bewohne, ſei bereit, mich als Gaſt aufzunehmen, bis der Sturm verſauſet hätte. Sie hielten es für's beſte, wenn ich einige Tage ſtill und ruhig auf dem Lande zubrächte, indeſſen müßte es ſich zeigen, ob ich einige Verfolgung zu beſorgen hätte oder nicht. Ich machte es ihnen begreiflich, daß mir nun wahrſcheinlich kein Steckbrief mehr nachkommen würde, weil ſchon zu viele Zeit verfloſſen, meine Aufführung untadelhaft geweſen ſei und die Hoffnung der Geiſtlichkeit, mir in Zürich beizukommen, höchſt gering ſein dürfte. Als ich aber merkte, daß ſie es doch gern ſähen, wenn ich ein paar Tage auf dem Lande zubrächte, bis wegen meines Aufenthaltes alles in Ordnung wäre, ſo ging ich mit Herrn Heinrich ſogleich um ſechs Uhr zu Herrn Landolt und ward von ihm ſehr höflich empfangen, er kam mir vor das Haus entgegen und ſang mir ſchon von ferne ein Liedchen zu, das ich bei meinem erſten Aufenthalt in Zürich öfters geſungen hatte. Es lag viel Güte in dieſer Art des Empfangs, ſie heiterte mich auf und ſtimmte meine Schüchternheit unwiderſtehlich in einen traulichen Ton unbefangener Offenheit um. Mit derbem, geradem Bieder-

ſinne und zuvorkommender Gaſtfreundſchaft wies er mir ein Zimmer an, zeigte mir ſeine Gemälde, unter andern einen vortrefflichen Mondſchein, wo Soldaten an einer alten Mauer um ein Wachtfeuer ſtehen, und führte mich auf ſeinen Rebhügel und rings in ſeinem Gute umher, das ans romantiſche Sihltal grenzt, welches ich immer ſo ſehr liebte. Dann mußte ich ihm von meinen Schickſalen und Ausſichten erzählen, und er machte mich dagegen mit der Lebensart bekannt, die er hier als Landmann führte. Seine Haushälterin, eine raſche, treue und ſehr tätige Frau, ward mir durch ihre Einfälle und die richtigen Urteile merkwürdig, welche ſie über die ſchwierigſten Gegenſtände der Volksreligion und alltägliche Lebensregeln äußerte. Herr Landvogt ſorgte für die Erziehung ihrer ſiebzehnjährigen Tochter mit aller möglichen Sorgfalt und hatte es über ſich genommen, das Herz des Mädchens als ein treuer Vater und Lehrer zur Tugend zu bilden. Sie mußte eben rechnen lernen und mit ihm Gellerts Fabeln durchleſen, an deren Sittenlehre er die ganze Moral nach und nach ankettete. Für mich war es etwas ſehr Rührendes, den ernſten Mann mit dem raſchen Offizierstone und der reinſten Gutherzigkeit neben dem Mädchen ſitzen und Unterricht erteilen zu ſehen. Sein Charakter ſchien mir ganz Original zu ſein.

Mit dieſem Manne voll natürlichen Scharfſinns lebte ich nun unter einem Dache und befand mich in ſeiner Geſellſchaft ſehr wohl. Sogleich ſandte er ſeine Haushälterin herum, um mir eine Wohnung aufzuſuchen. Sie kam erſt ſpät zurück, ohne eine gefunden zu haben, denn überall verlangte man, ich ſollte ſie wenigſtens auf ein Jahr mieten, und ich wollte nur ein paar Monate in Zürich bleiben. Die Sonne war ſchon lange hinabgeſunken; wir ſaßen da, ruhig plaudernd und das Abendeſſen erwartend. Auf einmal öffnete ſich die Tür und meine lieben Freunde

Erni und Wolf traten herein, fielen mir nacheinander um den Hals, küßten und drückten mich mit ſo unverſtellter Freude und Herzlichkeit, daß ich mich der Tränen nicht enthalten konnte und nun erſt recht lebhaft mein Glück fühlte, wieder unter guten Menſchen zu ſein. Von Geßner ward ihnen meine Ankunft erſt ſpät am Abend gemeldet, und ſie hatten nichts Angelegneres, als mich geſchwind noch zu ſehen. O, wie erquickte ein ſo freundſchaftliches Betragen mein Herz! Als ich auf mein Zimmer kam, dankte ich Gott vor dem Schlafengehen recht innig, daß er mich in ſo liebevolle Geſellſchaft geführt hatte.

Der 25. Juli war Beſuchen gewidmet. Nachdem ich beinahe alle meine Bekannten gegrüßt hatte, aß ich, um freier zu ſein, im Wirtshauſe zu Mittag. Nach Tiſche ging ich zu Geßners Monument auf den Schützenplatz, ganz allein, um mich meinen Empfindungen ungeſtört überlaſſen zu können. Ich traf den hübſchen Spaziergang um vieles verſchönert an, die Ehrenſäule gefiel mir und die wohl gewählte Aufſchrift rührte mein Herz. Ich dachte mit neuer Lebhaftigkeit an die Einfachheit und Güte des großen Mannes und konnte mich über ſeinen Verluſt der Tränen nicht enthalten. Wer mich geſehen hätte, würde geglaubt haben, ich ſchluchze an ſeinem Grabe. Ja, lieber Freund, ſo rief ich mehr als einmal aus,

> „Billig verehrt die Nachwelt des Dichters Aſchenkrug, von altem Efeu umſchlungen, den die Muſen ſich geweihet haben, die Welt Unſchuld und Tugend zu lehren!“

So hieß die Aufſchrift. Ich führte den Tod Abels, aus dem ſie genommen iſt, eben in der kleinen Sackausgabe bei mir, zog ihn hervor, ſuchte die Stelle und las weiter: „Sein Ruhm lebt noch, gleich jugendlich, wenn die Trophäe des Eroberers im Staube modert und das prächtige Grab-

mal des unrühmlichen Fürsten jetzt in einer Wüste vielleicht, im wilden Dorngebüsche zerstreut liegt, mit grauem Moos bedeckt, auf dem nur selten der verirrte Wanderer ruht. Zwar diese Größe zu erreichen, hat die Natur nur wenigen vergönnt; ihr nachzueifern ist rühmliches Bestreben." O, welche Wirkung machten nun diese Worte auf mich! Ich sah das Monument mit nassen Blicken an und sagte zu mir mit erhöhten Gefühlen: „O, wie schön ist's, ein solches Denkmal verdient zu haben! Aber wie wahr sangst du, lieber Verklärter: diese Größe zu erreichen, hat die Natur nur wenigen vergönnt! Sei es! du sangst auch — ihr nachzueifern ist rühmliches Bestreben." Dies war schon lange das meinige. O, möchte es mir gelingen, sie schön und richtig zu schildern! Dein Geist umwehe mich, seliger Freund, wenn ich, mit süßen Gefühlen erfüllt, durch die Fluren wandle und für empfängliche Herzen meine schönern Phantasien auf's Papier gieße. Hier an deinem Denkmal gelob' ich's der Gottheit von neuem an: ich will mich immer enger an die Tugend anschließen und das Gute, das ich besinge, treulich in Ausübung bringen! So ging ich innig gerührt, ermuntert und bessergesinnt von dannen.

Abends besuchte ich das Handlungskontor der Orellischen Buchhandlung, grüßte meine lieben alten Bekannten und ward mit lautem Jubel empfangen. Man zeigte mir sogleich mein Gepäck, das bereits vollständig angekommen war und wohlverwahrt in den Gewölben stand. Herr Erni, mein dienstfertiger Freund, versäumte nichts, um mir bei jeder Gelegenheit durch seine freundschaftliche Tätigkeit zu nützen; er hatte indes auch eine Wohnung aufgefunden und führte mich hin, um die kleine Interimsresidenz in Augenschein zu nehmen. Ich erblickte ein gewöhnliches Landhaus, der Oberhof genannt, mit einem hübschen Garten und schönen Gütern dabei, in einer sehr

reizenden Gegend, auf der ſo geheißenen Platte zwiſchen der Stadt und dem Dorfe Fluntern; man ſagte mir, das Gut gehöre einem Junker Eſcher, Offizier in holländiſchen Dienſten, und werde nun von einem ehrlichen Pächter bewohnt, der die Güter baue und Wein ſchenke. Der letzte Punkt wollte mir nicht gefallen, denn mir ſauſte ſchon der Lärm um die Ohren, den der Wein gewöhnlich in Schenken anrichtet. Allein in der Eile war kein beſſres Unterkommen zu finden. Der Pächter, ein etwas bejahrter, aber noch ganz kraftvoller Mann, derb und ſchlicht in ſeinen Äußerungen, mit einer ziemlich jungen Frau und fünf Kindern, drängten ſich um meinen Führer und mich her, nahmen den neuen Koſtgänger in Augenſchein, zeigten uns meine künftige Wohnung und kapitulierten wegen des Tiſchgeldes und der Miete. Mein Vorſchlag lautete, ich wollte mit Ablauf jeder Woche bezahlen, damit die Zahlung mir leichter würde und die Hausleute wegen meiner Redlichkeit nie in Sorgen ſtehen müßten. Sie waren es zufrieden und ſtellten mir frei, ob ich ein hübſches Zimmer oder eine ſehr ſchmuckloſe Kammer, beide mit einer ſehr ſchönen Ausſicht, zum Aufenthalte wählen wollte, erinnerten aber, ich müßte mich bequemen, jeden Sonntag, wenn Trinkgäſte kämen, meine Sachen aus dem angebotenen Zimmer wegzubringen und dasſelbe auf einen Abend den Gäſten abzutreten. Dies konnte mir unmöglich gefallen. Ich wählte alſo die Kammer. Mit zuvorkommender Güte bewarb ſich Herr Ratsherr Füßli ſogleich bei den Herren Obervögten für mich um die Erlaubnis, hier ſitzen zu dürfen, und erhielt ſie. Schon den 26. ließ ich ein paar Verſchläge, in denen ich einiges weißes Zeug und die nötigen Bücher wußte, in den Oberhof bringen, packte mein Bett aus und richtete mich ſo bequem ein, als ich es für meinen kurzen Aufenthalt nötig glaubte.

Den 27. Juli, morgens, nahm ich unter Gefühlen

der Dankbarkeit und Hochachtung von Herrn Landvogt Landolt Abſchied und bezog meine neue Wohnung. Nach meiner Gewohnheit warf ich mich, ſobald ich allein war, auf die Knie und betete um Schutz und Beiſtand.

Als ich in der Frühe erwachte, erleuchtete das ſchöne Morgenrot meine Kammer, ich ſtand auf, im Herzen jubelnd und lief in den Garten. O, wie entzückte mich die Pracht der Gegend! Wie oft ſetzte ich mich auf den leeren Brunnentrog im Baumgarten und beſtrich mit meinen Blicken die ſchönen Hügel umher! Bald ſtieg ich auf den nahen Zürich- oder Geißberg, drängte mich ſingend durch den Wald und weidete mich an hübſchen Ausſichten auf den See und das Limmattal hinab, bald ſtreckte ich mich, wenn der Tau verdunſtet war, ins Gras an irgendeinem kleinen Abhange unter Obſtbäumen oder in den Reben und phantaſierte, bald ſaß ich mit Schreibmaterialien in der Haſellaube und ſetzte Idyllen und Erzählungen auf. Mein Wunſch, mit wenigem glücklich zu ſein, ging da in Erfüllung, und ich brachte meinen Grundſatz, mir ſo wenig Bedürfniſſe als möglich zu machen, treulich in Ausübung. Nur ſelten trank ich ein Glas Wein; mit dem Pächter und ſeinen Leuten ging ich zu Tiſche und ließ mir beſonders das Gemüſe trefflich ſchmecken. Das dünkte mich ökonomiſch und philoſophiſch zugleich. Meine Munterkeit erwachte völlig wieder, die ganze Tiſchzeit über gab es immer etwas zu ſcherzen, die fünf Kinder des Pächters mit ihren Launen, kleinen Streichen und barocken Einfällen uſw. lieferten immer Stoff genug zum Lachen. Ich hätte mit Herrn Statthalters niedlicher Tafel mein ländliches Mahl gewiß nimmer vertauſcht. Wie erheiterte mich's, nun den ganzen Tag nach Belieben im Grünen umherziehen zu dürfen und ſtatt der abgeſchmackten Aktenſtöße ein ſchönes Buch neben mir liegen zu ſehen! Ich betrachtete dieſe glücklichen Tage der Unabhängigkeit als eine Kurzeit für Leib und

Seele und fühlte es recht deutlich, daß ſich meine Geſundheit immer mehr befeſtigte. An Regentagen war das Violinſpielen mein Zeitvertreib; ich ſuchte die herrſchenden Gefühle meines Herzens in Tönen auszudrücken und geigte mich bald in heitre, bald in wehmütige Stimmung. An angenehmer Geſellſchaft fehlte es mir nie. Hatte ich mich ſatt geleſen oder müde gegangen oder genug phantaſiert, ſo brauchte es nur einen Wink, und eine ganze Schar Kinder ſammelte ſich um mich, dann mußte ich ihnen von dem und dem Vogel, von Inſekten, die ſie eben ſahen, von den Blumen uſw. erzählen oder ihnen ein kleines Unternehmen ausführen helfen, zu dem ſie meiner Kräfte oder meines Schutzes bedurften, oder einen Streit ſchlichten, den ſie angefangen hatten; kurz, ich war ihr Lehrer, Nothelfer und Richter. Hänschen, das jüngſte Söhnchen des Pächters, ein ſchöner Knabe zwiſchen zwei und drei Jahren, hing ganz beſonders an mir. Faſt immer ſaß oder trippelte er an meiner Seite, tändelte mit Blumen oder klopfte mit meinem Hammer; wir hatten ſtündlich allerlei Geſchäfte miteinander abzutun. Wenn ich nicht zugegen war, ſo ſuchte er mich allenthalben und rief an jeder Raſenſtelle, wo wir ſonſt zu ſitzen pflegten, mit lauter Stimme ſein Bonni! Ich war recht vergnügt bei dem Spiele.

Wollte ich mir eine beſſre Unterhaltung verſchaffen, ſo beſuchte ich meine Freunde in der Stadt, die Witwe Geßner mit ihren Söhnen, Herrn Ratsherrn (nun Obmann) Füßli, die Herren Zunftmeiſter Bürkli, Profeſſoren Steinbrüchel und Hottinger, Landvogt Landolt und Junker Stadtſchultheiß Reinhard uſw. Von allen ward ich immer ſehr gütig aufgenommen. Junker Reinhard zeichnete ſich, ſo wie bei meiner erſten Anweſenheit, durch beſondere Güte aus. Mit einer Schonung, die meinem Herzen ſehr wohl tat und der ſicherſte Beweis eines feinen Ge-

fühls ist, kam er selbst in den Oberhof, erkundigte sich leise, ob ich keiner Hilfe bedürfe, und erbot sich, mir im Erforderungsfalle einstweilen Unterhalt zu verschaffen.

Wo ich immer hinkam, traf ich freundliche Gesichter an; wer mich ehemals gekannt hatte, schien sich zu freuen, daß ich den Priesterfesseln zum zweiten Male glücklich entschlüpft war. Welch ein Abstand gegen die finstern oder herrischen Mienen meiner geistlichen Obern in Augsburg! Wie wohl tat es mir, nach einem so langen Aufenthalte bei Männern, die mir nicht trauten und denen ich nicht traute, nun wieder unter wohlwollenden Herzen zu wandeln! Dort wäre ich gern ein Einsiedler geworden, hier hielt ich mich am liebsten an Menschen.

Konrad Geßner, der ältere Bruder meines Freundes Heinrich, ein hoffnungsvoller junger Künstler, der seines Vaters reinen Sinn für schöne Natur mit der Geschicklichkeit, Pferde in jeder, auch der schwierigsten Stellung malerisch darzustellen, vereinigt, dabei eine so aufrichtige, grade und arglose Seele, daß ich noch nie eine redlichere kannte, mehrte mein Vergnügen im Geßnerschen Hause nicht wenig. Da er während meines ersten Aufenthalts in Zürich auf Reisen war, so lernte ich ihn erst jetzt persönlich kennen und gewann ihn herzlich lieb. Bald nach meiner Ankunft reiste er nach Bündten, um dort eine romantische Gegend aufzunehmen und nach der Natur zu malen. Ich mußte nun, bis Konrad wiederkam, dessen Stelle einnehmen, in Heinrichs Zimmer schlafen, mit der Frau Ratsherrin essen und ganz so leben, als wenn ich zu ihrer Familie gehörte. Sie hatte eben ein Sommerlogis in einer angenehmen Gegend am Mühlenbache gemietet, und ich nahm teil an ihrer Landlust, ihren Spaziergängen und Unterhaltungen. Durch die Besuche, welche sie erhielt, ward ich mit mehreren sehr interessanten Menschen bekannt, namentlich mit Herrn Matthisson und seiner lie-

benswürdigen Frau, mit der Frau v. Berlepsch, Herrn Prof. Vogt aus Mainz u. a. m.

Durch öftern Umgang mit Frauenzimmern von Bildung, Geschmack und wahrer Herzensgüte lebte allmählich in meiner Seele ein Ideal weiblicher Vollkommenheit auf, das mir bei meinen Träumereien und Ausflügen in die Idyllenwelt immer mit frischen Reizen entgegentrat und in der Folge meinem Herzen keinen geringen moralischen Vorteil gewährte, indem es mich vor jeder unwürdigen Neigung zu minder edlen weiblichen Wesen behütete.

Ich hatte in meiner Lage dieses moralische Hilfsmittel eben sehr nötig, denn niemals, deucht mich jetzt, war ich in so großer Gefahr, zur Liederlichkeit mich hinzuneigen, als in diesem Zeitpunkte. Mehr als einmal drohte mein Charakter völlig umzuschlagen. Der Aufenthalt in einem öffentlichen Schenkhause brachte mich sehr oft mit Gästen zusammen, denen Enthaltsamkeit nichts minder als eine Tugend und jeder Genuß ein herrlicher Sieg schien. Die äußere Artigkeit der Personen zog mich Unbefangenen nicht selten in ihre Kreise, größtenteils merkte ich zu spät, daß hier nichts Edles, Liebenswürdiges zu finden sei, und saß dann neben den Weibern oder Mädchen, als wenn mein Geist nicht zu Hause wäre, bis ich einen Vorwand fand, wegzuschleichen. Meine Schüchternheit schien den meisten Blödigkeit zu sein, offenbar stand man in dem Wahne, daß ich Aufmunterung bedürfe, um kühner und freier zu werden. Man ließ mir's mehr als einmal merken und nahm sich wohl gar die Mühe, mir diese Wohltat zu erzeigen. Aber ich fühlte das Unwürdige eines solchen Betragens zu lebhaft, um dann nicht noch scheuer zu werden. Zuweilen fügte es sich auch, daß angesehene Personen in kleinen oder größern Gesellschaften im Oberhof einsprachen, um Obst oder Milch zu genießen. Sie spazierten dann gern im Garten und vernahmen jeden

Ton, wenn ich in meiner Kammer ſang oder auf der Violine phantaſierte. Man erkundigte ſich um den Muſiker, der hier wohnte, und die Hausfrau ſäumte nicht, mir's zu hinterbringen, was man gefragt und geſprochen hatte. So ward ich faſt jedesmal aufmerkſam auf die vornehmen Gäſte, ſchlich mich wie von ungefähr in den Garten, ward gemeiniglich angehalten und über mein Spiel oder meinen Geſang zur Rede geſtellt. Das verwickelte mich in Geſpräche, und ich plauderte mit den Damen ſo heiter und fröhlich, als es eben meine Unerfahrenheit und Blödigkeit zuließ.

An einem ſchwülen Abend ſcherzte ich einſt mit dem kleinen Hänschen im Grünen umher, da traten wieder zwei angeſehene ſchöne Frauen in den Garten und fragten nach der Wirtin, die eben in den Reben bei der Arbeit war. Sie hatten ſchon einmal den Oberhof mit größerer Geſellſchaft beſucht, ich war aber unter den übrigen auf ſie nicht beſonders aufmerkſam geweſen. Jetzt lief ich geſchwinde hin, holte die Hausfrau herbei und half ihr mit Freuden bei der Bedienung ſo ſchöner Gäſte. Sie ſetzten ſich in die Taxuslaube, verzehrten ihre Milch und hatten ſoviel zu fragen, daß ich nicht daran denken konnte, wegzugehen, wenn ich auch gewollt hätte. Ich fühlte aber keine Luſt, aus einer ſo angenehmen Geſellſchaft fortzueilen. In der heiterſten Laune erzählte ich ihnen meine Flucht, um deren Umſtände ſie mich gefragt hatten. Meine Idyllen waren ihnen nicht unbekannt. Sie wollten wiſſen, welche Lebensart ich im Oberhof führe und fingen an, mich über die Gefahren eines ſolchen Aufenthaltes zu necken. Im Eifer des Geſpräches war ich lange vor ihnen geſtanden, die ſchönere der beiden Frauen legte jetzt den Löffel weg, klopfte mit flacher Hand auf die Bank und verlangte hiermit, ich ſollte mich an ihre Seite ſetzen. Schüchtern tat ich's, hielt mich aber immer mit einer ge-

wiſſen Ehrfurcht in einiger Entfernung. Sie lächelten, und die Schöne flüſterte der andern ins Ohr: „Der blöde Schäfer!“ ſo vernehmlich, ich hätte taub ſein müſſen, um es nicht zu verſtehen. Und die andre erwiderte: „Der bedarf noch vieler Aufmunterung!“ Ich ſchämte mich meiner Furchtſamkeit und verlor darüber vollends den kleinen Reſt meiner Dreiſtigkeit. Die Dame rückte näher zu mir, indem ſie ſagte: „Sie ſind ja noch wirklich wie ein Kloſternovize, ich muß ſchon zu Ihnen kommen.“ Ich nahm mich zuſammen und ſagte: „Denken Sie nur, daß ein ſolches Glück für mich eine Seltenheit iſt!“ Sie: „Ei, wer weiß, ob Sie in andrer Geſellſchaft nicht kühner ſind? Idyllendichter haben heißes Blut, für Sie iſt der Oberhof ein gefährlicher Platz!“ Ich war nun im Zuge galant zu ſein und erwiderte: „Ganz gewiß, wenn alle Tage ſolche Geſellſchaft käme.“ Die andre Dame ſprach ſcherzend: „Wie mutwillig! Merkſt du nun? er erwacht.“ Man plauderte fort, und ich merkte wohl, daß den Damen mitunter auch eine feine Zweideutigkeit entſchlüpfte. Kaum konnte ich's begreifen, wie ein ſo ſchöner Mund dergleichen Ausdrücke vorbringen mochte. Meine hübſche Nachbarin legte ihre Rechte auf meine Hand, die mir im Schoße lag, und fragte mit freundlicher Miene: „Sagen Sie mir einmal, wie müßte denn das Mädchen ausſehen, das Ihnen gefährlich wäre?“ Ich hatte die Schalkheit, ſie genau ins Auge zu faſſen und jeden ihrer Züge herzurechnen. Sie lächelte und drückte meine Hand, ich die ihrige. Die andre Frau ſtand auf und ging aus der Laube, indem ſie ſcherzend ſagte: „Es dünkt mich, Sie werden ziemlich vertraut, hier bin ich alſo eine überflüſſige Perſon.“ Dies ſetzte mich in neue Verlegenheit. Aber die Zurückgebliebene behielt meine Hand und ſagte ſcherzend: „Laſſen Sie die Neidiſche nur gehen. Wir wollen wohl allein miteinander zurecht kommen.“ Es wurde mir doch

ein wenig heiß, und die Unterhaltung stockte. Sie sah mich überaus freundlich an, und meine Verwirrung nahm zu. Ich hätte nicht gern dumm ausgesehen, und das Frauenzimmer war schön und meine Sinnlichkeit schwieg auch nicht. „Was ist Ihnen?“ fragte sie mit zärtlicher Stimme, „fürchten Sie mich denn?“ — „Ach nein!“ stammelte ich und wagte es zum Beweise mehr als einmal, und zwar etwas ungestüm, ihre Hand zu küssen. Mein Herz aber sagte laut: „Ja, ich fürchte sie.“ Die Dame sprach: „Sehen Sie, ungestümer Küsser, wenn ich Ihnen böse werden wollte, so müßte ich's jetzt werden. Aber bin ich's denn?“ Hiermit drückte sie mir wieder recht vertraulich die Hand. Ich fragte mich: „Soll ich sie küssen?“ Und zweifelte und tat es nicht. Es lag für mich in ihrem Wesen etwas Zurückstoßendes, ihre zu große Vertraulichkeit erfüllte mich von neuem mit einer Art Scheu, und es war, als rufe mir jemand in die Ohren: „Laß das, sie ist eine Kokette!“ Indessen wanderte die andre Frau den Gang wieder herauf und rief schon von ferne: „Darf ich näher kommen?“ Meine Vertrauliche zog sich etwas zurück, ließ meine Hand fahren und rief schon der Kommenden zu: „Du hättest immer zugegen sein dürfen, wir führten uns auf wie die Unschuld selbst, das kannst du glauben!“ Scherzend setzte sich die andre zu der schönen Dame, und sie flüsterten einander nicht ohne Lachen in die Ohren, was ich nicht verstehen konnte. Mit dem Tone der Freundlichkeit wechselte nun leiser Spott, und es fing mir allmählich an, in dieser Gesellschaft nicht länger zu gefallen. Auch Zweideutigkeiten kamen wieder zum Vorschein, und meine Vermutung, daß die beiden Frauen keine von den tugendhaftesten sein möchten, erhielt dadurch neues Gewicht. Die Kinder des Pächters waren indes in Uneinigkeiten geraten, und mein Hänschen weinte. Unter dem Vorwande, Frieden zu stiften, ging ich aus der Laube, verweilte bei den Kindern, stand nachdenkend unter den

Bäumen und konnte das Betragen der Damen gar nicht mit der Sittſamkeit reimen, die ein Hauptzug meines Ideals war. „Es ſind ein paar Koketten!“ ſagte ich endlich herzhaft, „laß ſie ſitzen! Mögen ſie doch von dir denken, was ſie wollen!“ Dann führte ich die Kinder weit hinauf an den Reben und kam nicht mehr in die Laube. Mehr als einmal ſtand ich zwar im Begriffe, zu den ſchönen Frauen wieder hinzugehen, aber der Gedanke: „Sie haben dich nur zum Narren!“ hielt mich jedesmal wieder zurück.

Am folgenden Morgen ging ich durch die Gaſſen der Stadt. Unvermutet rief mir jemand zu, ich blickte empor, und — ſieh da! die ſchöne Frau von geſtern lag im offenen Fenſter ihres Hauſes, wünſchte mir einen guten Tag, fragte, ob ich dringende Geſchäfte hätte, und verlangte, ſobald ſie mein Nein vernahm, ich ſollte ein wenig hinaufkommen. Der Kaffee ſtand auf dem Tiſche, ſie hieß mich gütig neben ſich auf das Sofa ſitzen, nahm freundlich Platz an meiner Seite und machte mir leiſe, ich möchte faſt ſagen zärtliche Vorwürfe über mein geſtriges Wegbleiben aus der Laube. „Was taten wir Ihnen denn zu Leide, daß Sie ſich wegſtahlen, ohne Abſchied zu nehmen?“ fragte ſie mit einer Stimme, der man's anmerken konnte, daß ſie erwartete, ich würde nun durch doppelte Freundlichkeit den Mangel an Aufmerkſamkeit vergüten, durch den ich ſie geſtern beleidigt hatte. Ich war auch zu ſehr von ihrer Artigkeit überraſcht, als daß ich etwas andres, als eine Entſchuldigung meines Betragens hätte vorbringen können. „Sie ſind auch gar zu ſchüchtern,“ ſagte ſie, „wir hätten Sie geſtern gern noch länger um uns gehabt, und doch flohen Sie; es ſchien, Sie fürchteten uns.“ Ich: „Ich bin kein unterhaltender Geſellſchafter und wollte Ihnen nicht gern noch mehr Langeweile machen.“ Sie: „Das taten Sie nicht. Sie waren ja recht munter; wir ſahen Sie nachher luſtig und frei, wie ein Reh, mit den Kindern in

der Wiese hüpfen." Ich: „Mit Kindern scherze ich wohl gern." Sie: „Warum nicht auch mit Erwachsenen?" Ich schwieg. Sie fuhr fort: „Ihr ganzes Wesen zeugt von Mißtrauen gegen sich selbst, ein junger Mann von Ihrer Gattung sollte doch mehr Zuversicht hegen. — Ach, wie sitzen Sie da? so gezwungen, so bange? Kommen Sie näher, ich vergifte Sie nicht!" Sie streckte die Linke aus, ergriff mich traulich beim Arme, zog mich zu sich und rückte selbst ganz nahe an meine Seite. Ihr Gewand wärmte meine Füße. In leichter Morgenkleidung saß sie neben mir und schenkte mir die Tasse voll, das nachlässig umgeworfene Halstuch machte sich bei ihren Bewegungen verräterisch los und beschäftigte sie mehr als einmal, um es mit anscheinender Eile wieder in Ordnung zu legen. Aber mich kühlte die Erinnerung an ihr gestriges Flüstern von Mutmachen und Aufmunterung und an die Zweideutigkeiten von Zeit zu Zeit wieder ab. Unstet glitt mein Blick an ihr hinunter und vor mir nieder und wagte es kaum auf ihr zu ruhen. Sie sprach, indem ihre Rechte wieder die meinige ergriff: „Ach, Sie sind ja so blöde, als hätten Sie noch nie ein Mädchen geküßt! Aber das ist unmöglich! Wie könnte ein Dichter ohne Kuß bleiben? Gestehen Sie, hatten Sie noch nie eine Geliebte?" Ich: „Freilich, ein recht unschuldiges Mädchen." Sie: „So erzählen Sie mir etwas davon!" Ich erzählte von Minchen, froh, ein ergiebiges Thema gefunden zu haben, und seufzte am Ende: „Und doch — auch sie konnte mich eine Zeitlang vergessen!" Sie erkundigte sich mit besonderer Wißbegierde, ob ich oft allein zu Minchen gekommen sei, und als ich das Gegenteil beteuerte, schlang sie gleichsam in traulicher Vergeßlichkeit ihre Linke um meine Hüften und sagte: „Guter Bronner! Ihre ganze Glückseligkeit bestand ja mehr in der Phantasie, als in der Wirklichkeit. Sie hätten öfters zu Minchen kommen und vertrauter sein

ſollen. Der Eindruck einiger Küſſe, o — der verfliegt wie ein Traum!“ Ich (im Eifer ihre Hand drückend): „Bei mir nicht, ach wie ſüß war's!“ Sie: „Lieber Schwärmer! Süßer als dieſer Kuß?“ Hiermit umwand ihre Linke meinen Hals, und ihre Lippen brannten mir auf der Wange. Dann ſprach ſie: „Laß ſehen! Können Sie es beſſer?“ Betroffen bog ich mich weg, ſtammelte in meiner Einfalt: „Ich kenne Sie ja noch kaum!“ und entzog mich der Schlinge ihres Armes. Lachend ſprang ſie auf und ſagte: „Sie ſind ein Kind! Wer wird auch ſo wunderlich ſein?“ Sie ſchien verdrießlich zu werden. Bange ſtand ich nun auch auf und ſtotterte: „Vergeben Sie! Das Übermaß Ihrer Güte hat mich ganz beſtürzt!“ Sie ſtarrte mich einige Augenblicke an, horchte auf ein Rauſchen, das im Nebenzimmer ſich hören ließ, beſann ſich und ſagte: „Sie haben recht, wir müſſen erſt näher bekannt werden! — Wiſſen Sie Rat? Im Oberhofe gibt es allerlei vortreffliches Obſt, erkundigen Sie ſich um die Preiſe des beſten und bringen Sie mir Nachricht!“ Ich verſprach's und ging mit dem feſten Entſchluſſe, nicht wieder zu kommen, davon. Ich mied von nun an das Haus der Schnellvertrauten wie einen Sirenenaufenthalt. Auch ſie rief mich nie mehr zu ſich und ſchien mich ſorgfältig zu vermeiden.

So gelang es mir diesmal und noch öfters, z. B. als ein Mädchen nachts einigemal an meiner Kammertür pochte und eingelaſſen zu werden verlangte, dergleichen kleine Abenteuer ſiegreich zu beſtehen. Allein bei allem dem ließ doch die Strenge meiner Grundſätze allmählich etwas nach, und der Abſcheu vor Verirrungen mit lockern Mädchen nahm um ſo mehr ab, je mehr ich von dergleichen Handlungen nur im Scherze, gleichſam als von leichtfertigen Spielen jugendlicher Lebhaftigkeit ſprechen hörte, und je länger das verführeriſche Beiſpiel mancher Trinkgäſte

beiderlei Geschlechts auf meine Sinnlichkeit wirkte. In diesen gefährlichen Tagen kam mir glücklicherweise Nacheiferung zuhilfe. Es fügte sich, daß mehrere weibliche Gäste, Bauernmädchen und Weiber, die zur Aushilfe gedungen waren, einige Tage lang im Oberhofe übernachteten. Weil in meiner Kammer eine ledige Bettstatt stand und ich neben derselben in meinem eigenen Bette schlief, so ersuchte mich die Hauswirtin, ich möchte, solange die fremden Arbeiterinnen im Hause wären, dem Knechte erlauben, nachts die ledige Schlafstelle einzunehmen. Gern verstand ich mich dazu, denn der Jüngling war ein hübsch gebildeter, wohlgesitteter Mensch, den ich liebte. Schlafgesellen werden leicht vertraut, sie erblicken einander hinter den Gardinen, und der Nimbus des Respekts verschwindet leicht beim Anschauen des Mannes im Nachtkleid. Ich machte den Jüngling noch überdas durch allerlei Erzählungen aus meinem Leben treuherzig, und er vertraute mir das Geheimnis seiner Liebe zu einem artigen Landmädchen, das ihn oft zu besuchen kam, mit einer Umständlichkeit an, die mir lehrreich ward. Die Gesinnungen, die er bei dieser Gelegenheit ganz unbefangen äußerte, waren so untadelhaft, seine Liebe erschien so rein, sein Betragen gegen seine Geliebte so keusch und sein Umgang so unschuldig, daß ich gerührt ausrufen und mir sagen mußte: „Welch ein edles Herz! Sieh diesen Jüngling an, ohne feinere Erziehung, ohne Bildung durch Lektüre und Unterricht! wie schön handelt er gegen sein Mädchen! wie schont er ihrer Unschuld und Sittsamkeit! O, wie ist es entzückend, auch nur von einer so unentweihten Verbindung zu hören! Welch ein Abstand zwischen seiner und der sittenlosen Aufführung niedrig denkender Burschen im Umgange mit ihren Nymphen! Und du möchtest jemals von der Strenge deiner Grundsätze nachlassen? du könntest dich hinneigen, ein so unedles Betragen dir leicht ver-

zeihlich zu finden? Unmöglich! Dein Beiſpiel, guter Jüngling, ſoll mich ſtärken; ich will mich nie zur Wolluſt hinreißen laſſen!“ Mit einer Art Ehrfurcht betrachtete ich den braven jungen Mann und begegnete ihm ſtets wie einem Freunde. Fort und fort durfte er nun in meiner Kammer ſchlafen.

Was mich vorzüglich in Zürich zurückhielt, war die Ausgabe meiner Gedichte, welche meine Gönner und Freunde in der Orelliſchen Buchhandlung unter dem doppelten Titel: F. X. Bronners Schriften oder Neue Fiſchergedichte, in zwei Bändchen, zu beſorgen ſich anheiſchig machten. Mit allem Fleiße führte ich die Feile und verſuchte ihnen, ſo gut es mir möglich war, einen gewiſſen Grad von Vollendung zu geben. Allein der Erfolg hat gezeigt, daß ich beſſer getan hätte, ſie zu laſſen, wie ſie waren, da ich ſie aus voller Empfindung aufs Papier goß, denn die Rezenſenten führten ausdrücklich diejenigen als die beſſern an, in denen ich nichts geändert hatte. Das beſte an der ganzen Sache war — das hübſche Honorar, welches mir die Orelliſche Buchhandlung in lauter ſchönen Louisd'or dafür auszahlen ließ.

Schon den 2. Auguſt 1793 tat ich den erſten Schritt, um mir Eingang in Frankreich zu verſchaffen. Ich ſchrieb an Herrn Thaddäus Dereſer nach Straßburg und bat ihn, mir Anleitung zu geben, wie ich am beſten zu meinem Zwecke gelangen könnte. Er mißbilligte mein Vorhaben unverhohlen, riet mir aber doch, wenn ich durchaus darauf beſtehen wollte, als Geiſtlicher in Frankreich aufzutreten und mich deshalb an den Biſchof des Oberrheins zu wenden.

Ich ſah wohl ein, daß ich anfangs, bis ich mir ein anderes Auskommen verſchafft hätte, große Vorteile aus dem Amte eines Volksſchullehrers ziehen könnte, das mit einer nicht unanſehnlichen Beſoldung begleitet war. Mein

Begriff von den Pflichten eines geschworenen Geistlichen hatte sich zugleich so geformt, daß ich glaubte, ich würde mit meinen Pfarrkindern in einem so freien Lande, wo die Geistesfesseln mit frischem Eifer eben erst zerbrochen wurden, recht wohl auskommen, wenn ich eingezogen und moralisch gut lebte und ihnen Wahrheit und Tugend nach meiner besten Überzeugung lehrte. Gegen Vorurteile wollte ich nicht geradezu Sturm laufen, sondern eines um das andre allmählich einschlafen lassen, andre durch richtigere Grundsätze verdrängen und so, ohne irgendeines zu nennen, sie sämtlich untergraben. Heilig schwur ich mir's zu, die Gemeinde, deren Seelsorge ich übernehmen müßte, selbstdenken zu lehren, so daß sie nie mehr eines Pfaffen, wohl aber eines treuen Lehrers bedürfte. Dabei hoffte ich Muße genug zu finden, meinen Studien nachzuhängen und nach und nach meine Fabrikationsmaschinen in Gang zu bringen. So nahe an der Schweiz wäre ich besonders deshalb gern angestellt worden, damit ich bei den drohenden Fortschritten der Östreicher im Elsaß oder bei andern Gefahren mich im Notfalle sogleich über die Grenze retten und in Zürich wieder Sicherheit und Unterkommen finden könnte.

Ich hatte mich bereits um den Namen des Bischofs von Kolmar erkundigt; er hieß Arbogast Martin. Aber ich wollte nichts übereilen, sondern vorher die Ausgabe meiner Schriften besorgen. Erst nach einigen Wochen schrieb ich an den Bischof, sagte im Eingange des Briefes, daß ich die französische Revolution als einen glücklichen Schritt betrachte, welchen das Menschengeschlecht auf eine höhere Stufe der Erziehung tue, und äußerte meinen Wunsch, entweder als beeidigter Seelsorger oder als Erzieher das Glück zu verdienen, Bürger von Frankreich zu werden. Damit er aber wüßte, was er an mir hätte, erzählte ich ihm in einem sehr gedrängten Abriß meine Lebensge-

ſchichte, machte ihn mit meinen Fähigkeiten und Kenntniſſen, zwar nicht ruhmredig, aber auch nicht allzu beſcheiden, bekannt und fragte an, ob er mich wohl brauchen könnte. „Anfragen," ſo fuhr ich fort, „muß ich deswegen, ehe ich komme, weil ich nun, nachdem die Nationalverſammlung ein Dekret gegen die Auswärtigen erlaſſen hat, in der Ungewißheit ſchwebe, ob es ſich nicht auch auf alle fremden Geiſtlichen erſtreckt.*) Freilich denke ich, das letzte Dekret werde jenes edle und ſchöne Dekret nicht aufheben, welches allen Verehrern der Freiheit Zuflucht und Sicherheit in Frankreich verſpricht. — Finden Sie mich zu guten Zwecken brauchbar, ſo bin ich bereit, Ihren Winken zu folgen. Nur bitte ich, mich vorläufig zu unterrichten, ob ich mich durch den Geſandten in der Schweiz oder anderswo mit den nötigen Päſſen verſehen laſſen müſſe."

Den 9. November traf die Antwort ein. Der Biſchof verſprach, mich ſogleich anzuſtellen, wenn ich vor ihm erſcheinen würde, trieb mich an, bald zu kommen, beruhigte mich über meine Beſorgniſſe und beteuerte ausdrücklich, daß mich das gegen die Fremden erlaſſene Dekret gar nicht angehe. Er riet mir übrigens, ich ſollte in Zürich einen gemeinen Paß nehmen, mit demſelben könnte ich ganz ſicher nach Mülhauſen gehen, von dort aus ſtünde mir dann der Weg ungehindert nach Kolmar offen.

Nun hatte ich ja, was ich wollte. Voll Freude lief ich zu meinen Freunden, wies ihnen den Brief und machte Anſtalten, ſchleunig meine Geſchäfte zu beendigen und an den Ort meiner Beſtimmung abzureiſen. Nach und nach war die Hitze meines Eifers durch Einwendungen und Bedenklichkeiten mehrerer kluger Leute, unter denen ſich beſonders Herr Zunftmeiſter Bürkli und ſeine Frau auszeichneten, in etwas abgekühlt, in meinem Herzen ſtie-

*) Man erinnere ſich, daß eben damals der Eintritt in Frankreich allen Auswärtigen bei Todesſtrafe verboten ward.

gen allerlei Zweifel auf, die ich nicht zu heben wußte, und ich entschloß mich, vom Bischofe vorerst ihre Lösung zu verlangen. Meine Anfragen waren folgende: „Ist wirklich aller öffentlicher Gottesdienst in Frankreich untersagt? Werden die Geistlichen nicht mehr vom Staate besoldet? Muß vielleicht jede Gemeinde ihren Pfarrer aus ihren eigenen Mitteln bezahlen?“ Unterm 15. Christmonat erhielt ich ein zweites Antwortschreiben des Bischofs, in welchem er mir einen Verweis gab, daß ich so ungläubig sei und allerlei Bedenklichkeiten Raum gebe. Ernstlich drang er in mich, ich sollte bald erscheinen. Dann fuhr er wörtlich fort: „Wer immer vorgibt, als wäre weder Bischof noch Pfarrer mehr in Frankreich, der hat ganz unrichtige Vorstellungen von allem dem, was seither bei uns vorgefallen. Machen Sie dieses in meinem Namen kundbar. Noch alle würdigen Pfarrer und andre öffentliche geistliche Beamte stehen an ihren Plätzen und werden auch immerfort daran stehen bleiben. Der Bischof ist freilich nicht für sich allein, sondern ihm liegt noch die Aufsicht über alle Pfarrer und untergeordnete Geistlichkeit ob, welche man also in ihrem sittlichen und politischen Dasein unaufhörlich zu erhalten gesinnt ist. Kurz, jeder Priester, welcher willens ist, sich seinem Stande gemäß und würdig aufzuführen, wird allhier auf dem französischen Boden, des göttlichen Verheißes zufolge, ein mehr als ehrliches Stück Brot und hinlänglichen Unterhalt finden.“

Die Worte: des göttlichen Verheißes zufolge, wollten mir nicht recht gefallen, noch weniger die Unterschrift: † Arbogast Martin, Bischof des Oberrheinischen Departements.

Das Kreuzchen voraus hatte ich im ersten Briefe für ein unbedeutendes Zeichen gehalten. Nun sah ich es hier wiederholt angebracht. Ich mußte also auf den Gedanken geraten, Martin wollte mir hiermit seinen bischöflichen Segen erteilen. Meine hohe Meinung von der hellen Den-

lungsart der französischen Bischöfe sank hiermit tief herab, und ich konnte es kaum über mich gewinnen, das Kreuzchen als eine bloße Zeremoniensache anzusehen. Aber die Gutherzigkeit, die im übrigen aus dem Briefe hervorblickte, beruhigte mich wieder. Indessen drangen die Österreicher immer tiefer ins Elsaß ein. Mir war dabei nicht ganz wohl zumute, denn ich fürchtete, wenn auch ich in ihre Hände fiele, das Schicksal der Mainzer Patrioten. Allein das Vertrauen auf die Tapferkeit der Franken, die Betrachtung der Lage des Elsaßes, welche keinem eindringenden Feinde günstig ist, und die in meiner Brust aufkeimende Entschlossenheit, beim Anrücken der Deutschen mit meiner Gemeinde — landeinwärts zu fliehen usw., machten, daß ich fest auf dem einmal gefaßten Vorsatz beharrte. Getrost ging ich nach Baden und bat den französischen Gesandten um einen Paß nach Kolmar. Vergebens! Was ich immer anführte, half nichts. Ein Sekretär hatte mich lange geduldig angehört und Punkt vor Punkt widerlegt. Am Ende kam ein rascherer Sekretär und jagte mich mit der Äußerung fort: „Wozu fremde Priester in Frankreich? Es sind der einheimischen zuviele! das geistliche Wesen ist aufgehoben; Ihr Bischof kann also keine Gewalt mehr ausüben. Sie sind ein Deutscher; das Dekret des Konvents gegen die Fremden ist bekannt. Wir können Ihnen keinen Paß geben, ohne uns selbst großem Verdruß auszusetzen.“ Was konnte ich dagegen einwenden? Ich mußte traurig ohne Paß abziehen. Mein Gang nach Hause war keiner der frohesten.

Allein ich tröstete mich doch allmählich mit folgenden Gedanken: „Alle diese Bedenklichkeiten hab' ich dem Bischofe schon vorgetragen, er widersprach aber ausdrücklich der Behauptung, als wäre weder Pfarrer noch Bischof mehr in Frankreich. Wahrscheinlich muß jede Gemeinde ihren Geistlichen selbst besolden, das wird alles sein. Die

Sekretäre ſind luſtige junge Männer, die den Geiſtlichen gram ſind, wie du ſelbſt. Nur der Umſtand, daß du ein Deutſcher biſt, hindert ſie mit Grunde, dir einen Paß zu erteilen; das übrige war Spott."

Ich hielt mich an die Briefe des Biſchofs und packte herzhaft zuſammen.

Ein paar Tage, ehe ich abreiſen wollte, lud mich Herr Zunftmeiſter Bürkli noch einmal zu Tiſche, und ſeine Frau machte mir mit aller Lebhaftigkeit wohlwollender Sorgfalt dringende Vorſtellungen, erzählte eine Menge herzempörender Revolutionsſzenen von Wortbrüchigkeit und kaltblütiger Grauſamkeit gegen Unſchuldige und prophezeite mir, als eine wahre Pythia, ſoviele Gefahren und Widerwärtigkeiten, wenn ich ginge, daß ich meinem Entſchluſſe beinahe ungetreu geworden wäre. Ich wankte ſchon. Allein als ich nach Hauſe kam, glaubte ich, übertriebene Beſorgniſſe und falſche, von Ausgewanderten ihr aufgeheftete Nachrichten in ihrem Vortrage wahrzunehmen. Den Biſchof konnte ich wohl für einen Andächtler und Schwachſinnigen, aber nicht für einen boshaften oder hinterliſtigen Mann halten, ſeine Briefe waren zu einfach, zu gerade und ungekünſtelt. Die ſchrecklichſten Verfolgungen hatten, wie ich bemerkt haben wollte, nur ſolche Perſonen getroffen, die eine Rolle zu ſpielen verſuchten. Ich nahm mir alſo vor, keine zu ſpielen und mich immer ſo ſtille als möglich zu halten, damit ich unbemerkt und ungekränkt zwiſchen der ehrgeizigen, habſüchtigen und wollüſtigen Menge mich durchwinden möchte.

Herr Heinrich Füßli, der Sohn, der ſich mir in der Orelliſchen Buchhandlung durch manche Gefälligkeit bekannt machte, hatte mich noch kurz vor meiner Abreiſe zu Herrn Zunftpfleger Schultheß in die Limmatburg geführt, um mir dort das berühmte Naturalienkabinett des Chorherrn Johann Geßner zu zeigen. Beide Herren hatten mit einem

Bruder des Herrn Schultheß dies Kabinett nebſt der trefflichen Bibliothek des Verſtorbenen an ſich gekauft und äußerten den Wunſch, ein vollſtändiges Verzeichnis aller darin befindlichen Sachen zu haben. Herr Füßli glaubte, ich beſäße hierzu die nötigen Fähigkeiten und machte mir den Antrag, den Katalog zu verfaſſen. Herr Schultheß bot mir gütig ſeinen Tiſch nebſt einer annehmlichen Löhnung an und ſchilderte mir die herrſchende Verfahrungsart in Frankreich mit ſo zurückſtoßenden Zügen, daß ich Mühe genug hatte, meine zuverſichtliche Behauptung, ich würde durch Nachgiebigkeit und Zurückgezogenheit jedem Anſtoße ausweichen und mich mit allen, ſelbſt den liebloſeſten Menſchen friedlich vertragen, auch nur einigermaßen mit etwas haltbaren Gründen zu unterſtützen. Ich war aber von der Richtigkeit meiner Meinung, daß niemand einem andern Leids zufüge, außer, wenn ihm der andre im Wege ſtehe, ſo feſt überzeugt, daß ich mich, ungeachtet der zahlreichen und wichtigen Einwendungen dagegen, aus dieſer Verſchanzung gar nicht herausſchlagen laſſen wollte. Unſre Debatten hierüber, die wir bei Tiſche nicht ohne Hitze führten, endigten damit, daß ich aller Vorſtellungen ungeachtet feſt auf meinem Entſchluſſe beharrte und Herr Pfleger Schultheß mir das menſchenfreundliche Anerbieten machte: „Wenn ich das Unglück haben ſollte, in Frankreich, ſtatt des gehofften Unterkommens, nur Gefahr und Verfolgung zu finden, ſo möchte ich guten Mutes nach Zürich zurückkommen und den Katalog über das Geßnerſche Kabinett verfaſſen; auf ſeinen Tiſch und einen angemeſſenen Lohn dürfte ich auf dieſen Fall zählen.“ Die Geradheit und biedere Denkungsart dieſes Herrn bürgten mir dafür, daß es mit ſeinem Anerbieten ernſtlich gemeint ſei. Nicht ohne dankbare Empfindung ſchied ich von ihm. Mutiger ſchickte ich mich nun zur Reiſe an, denn ich wußte, wenn es mir nicht wohlginge, eine Zuflucht in der Not.

Die Alliierten hielten damals noch das Projekt, Frankreich auszuhungern, für ausführbar. Man ſprach ſoviel von Not und einreißendem Mangel im Elſaß, daß ich glaubte, ich müßte mich wegen ſicherer Gewinnung der nötigen Lebensmittel ganz beſonders vorſehen. Was tat ich, um über dieſen Punkt nie in Verlegenheit zu kommen? Man lache oder lache nicht! Ich kaufte mir mehrere Kräuter- und Kochbücher zum Studieren und dachte, bei einigen bereits erworbenen botaniſchen Kenntniſſen könne es mir mit ſolchen Hilfsmitteln nicht ſchwer werden, alle Pflanzen richtig zu erkennen und im Falle einer Hungersnot zu meinem Gebrauche aufzuſuchen. Es lag noch kein Schnee. O, wie freute ich mich, wenn ich im Gehen an der Straße von ungefähr die eßbare Pflanze erblickte, von der ich eben Bryants Beſchreibung las! Den Winter hoffte ich noch wohl mit ſtädtiſcher, obſchon kärglicher Koſt im Oberelſaß hinzubringen, „und kommt der Frühling," dachte ich, „und die Lebensmittel werden gar zu teuer und rar, ſo nimmſt du deinen Bryant und Geßner, läufſt aufs Feld und in den Wald und holſt dir Kräuter die Hülle und Fülle, vielleicht kannſt du damit noch manchem armen Hungrigen aus der Not helfen." Ich glaubte, alles wohl vorbereitet zu haben, und holte um 5 Schilling einen gemeinen gedruckten Paß aus der Kanzlei. Meine ſchönen Louisd'ors verbarg ich, ſorgfältig eingewickelt, im Uhrtäſchchen, packte meine Sachen im Oberhoſe zuſammen und ſteckte am Ende ſogar den Reſt des Bindfadenknäuels durch ein Loch in das Unterfutter meines Rockes und die Packnadel in mein Zahnſtocher-Büchschen. „Man weiß oft nicht," ſo ſagte ich, „wie man auf der Reiſe ſo etwas brauchen kann!" Wirklich wird man in der Folge ſehen, daß von dieſem kleinen, an ſich unbedeutenden Umſtande meine Rettung größtenteils abhing.

Achtzehntes Kapitel:

Als Patriot in Frankreich.

Abreiſe nach Frankreich — Reiſe nach Baſel — Ich werde den Paſſen nicht los — Eintritt in Frankreich — Der Paß — Kriegszuſtände — Allgemeine Verwilderung — Gang nach Colmar — Beſuch beim Biſchof — Die Guillotine Das Comité des Diſtrikts — Meine Rechtfertigung — Der National-Agent — Das Comité de Surveillance — Gefahr unter die Guillotine zu kommen — Gründliche Enttäuſchung — Der „Tempel der Vernunft“ — Jakobiner — Rückreiſe ins Hauptquartier — Schuhflicker — Gang nach Baſel — Viſitation — Rückreiſe nach Zürich — Neue und jetzige Lebensart.

An meinem 35. Geburtstage, den 23. Dezember 1793, nachmittags hatte ich alle meine Geſchäfte in Ordnung gebracht, bei meinen Freunden und Bekannten Abſchied genommen und ihre Segenswünſche (bei mehreren nicht ohne wechſelſeitige Tränen) abgeholt. Meine Sachen ließ ich in die Buchhandlung bringen, damit ſie mir, ſobald ich's verlangen würde, nachgeſchickt werden könnten. Ich hatte die Kaprice im Kopfe, mit meinem Geburtstage auch ein neues Leben anzufangen, das war im Grunde lächerlich, aber dennoch ließ ich mich dadurch beſtimmen, noch abends um 4 Uhr meine Wanderung anzutreten und noch an dieſem Tage eine Strecke Weges zurückzulegen. Nachdem ich mich in meiner Kammer dem Schutze Gottes empfohlen hatte, dankte ich den ehrlichen Hausleuten, die indes ein kleines Abſchiedsmahl bereitet hatten, und ſchenkte jedem ihrer Kinder etwas zum Andenken. Weinend begleiteten ſie mich unter die Tür und ſagten: „Einen ehrlicheren Koſtgänger hatten wir noch nie! Gott wird Ihnen Glück und Segen verleihen!“ O, wie wohl tat mir dieſe Rede! Mein Herz gab mir jetzt das Zeugnis, daß ich mich in dieſem Hauſe nicht unedel betragen habe. Ich küßte mit naſſen Augen meinen täglichen Spielkameraden, den kleinen Hans, noch beſonders und riß mich los.

Mit einem Regenſchirm in der Hand, einem neuen franzöſiſchen Kalender und einer Elzeviriſchen Sackausgabe von Catull, Tibull, Properz, Kornelius Gallus und

Martialis (die ein artiges Bändchen in Brevierform mit einem Futterale ausmachten) in der Taſche und mit Bryant auf dem Arme marſchierte ich gemächlich über Altſtetten und Schlieren nach Dietikon. Ich hatte eine Landkarte von der Schweiz und eine vom Elſaß zerſchnitten und die nötigen Teile in mein Buch eingelegt, um mich unterwegs genauer in die Gegenden finden zu können.

In Dietikon ward ich wohl bewirtet und morgens ſehr frühe geweckt, ſo wie ich es verlangt hatte; man beſchrieb mir den Weg, den ich einſchlagen müßte, um mich im Dunkeln über den Heitersberg zu finden. Als ich auf die Höhe kam, ging eben die Sonne auf. Das ganze ſchöne Limmattal lag im Sonnenglanze zu meinen Füßen, hellweiße Nebel umlagerten die Dörfer, vom Reife mattes Grün der Wieſen durchblickte an vielen Orten die Dünſte; Zürich lag in der Ferne, einige Dächer glänzten: „Geliebte Stadt!“ rief ich nicht ohne Rührung, „vielleicht ſeh' ich jetzt deine Türme zum letzten Male. Lebt wohl, ihr Lieben, die ihr dort wohnet! Nie vergeſſe ich euer; auch der Himmel vergißt nie, was ihr mir Gutes getan habt!“

Als ich dem Dorfe Rordorf näherkam, ſpazierte mir ein Prieſter entgegen, der das Venerabile zu einem Kranken trug. Der Mesner, der vor ihm herging, klingelte, ſobald er mich ſah. „Hier will ich nicht heucheln,“ dachte ich, „ich bete dich an, Allmächtiger! Aber was der Prieſter dort trägt, das iſt nur Brot.“ Sowie ich dem Geiſtlichen ins Geſicht ſehen konnte, merkte ich, daß er mir freundlich zulächelte, und ich zog aus Höflichkeit den Hut. Er mochte glauben, ich würde niederknien und ans Herz klopfen, aber ich tat es nicht, und ſeine Miene trübte ſich bis zum Trotze. Ruhig ging ich vorüber. Als ich umſchaute, da ſtand er und ſah mir nach. „Was iſt's,“ fragte ich mich ſelbſt, „das ihm auffiel? Hab' ich etwas an mir, das den ehemaligen Geiſtlichen verrät? Wo mag das liegen? Mein

Rock iſt von heller Farbe, falbrötlich. Da liegt es nicht! Freilich trag' ich eine ſchwarze Weſte und ſchwarze Beinkleider, aber ſo tragen ſich ja viele junge Leute, die nichts weniger als Geiſtliche ſind. Die ſchwarzen Strümpfe vielleicht, das ſchwarze Halstuch und das kurze Kraushaar — kann ſein, daß mich dieſe verraten. Sobald ich nach Baſel komme, will ich farbige Strümpfe und ein buntes Halstuch kaufen."

Es war noch früh am Tage, als ich in Aarau ankam. Heute wollte ich nicht mehr den weiten Gang über die Schafmatt wagen, ſondern entſchloß mich, im Gaſthof, wo ich eingeſprochen hatte, mir die Zeit mit Sittenbeobachtungen der Gäſte zu kürzen. Aber da war nichts Intereſſantes zu bemerken. Ich mußte meine Zuflucht wieder zu Bryants eßbaren Pflanzen nehmen und ging bald zu Bett.

Den andern Tag erwachte ich frühe und war bald reiſefertig. Man ließ mich laufen und verhehlte mir's, daß ich das Brückentor noch verſchloſſen finden würde. Ich fand es ſo, ſchämte mich, ins Wirtshaus zurückzukehren und mußte lange im feuchten Nebel auf- und abmarſchieren, ehe die erwünſchte Laterne erſchien und die Brückentore geöffnet wurden. Nun trabte ich im Finſtern nach Arlisbach, wandte mich rechts ins Tal hinein und kam, eben da man zur Frühpredigt läutete, in Ober-Arlisbach an. Jedermann begucte mit wundernden Blicken den Reiſenden am Chriſttage. Als ich auf die Höhe des Berges zum hölzernen Wegweiſer kam, in deſſen Nachbarſchaft ich auf meiner erſten Reiſe über dieſen Berg die Freileute gelagert fand, zeigte ſich kein Fußpfad mehr. Nur ein ſchwaches Wagengeleiſe, mit Eisgläſern ausgefüllt, zog ſich rechts am Berge hin, übrigens keine Spur eines Weges. Ich ſchaute die Säule mit ihrem Arme und der Aufſchrift: Weg nach Baſel, gar wohl an, aber bei aller Bereitwillig-

keit, ihrer Anweisung zu folgen, blieb ich doch im ungewissen, wohin ich mich wenden sollte, denn der ausgestreckte Arm wies genau zwischen dem Fahrgeleise und einer Hecke hin, an der ein Weg links den Berg hinab führen konnte. Ich folgte dem Geleise und dachte, so würde ich am sichersten einen bewohnten Ort erreichen. Eine halbe Stunde mochte ich gegangen sein, da verlor sich der Pfad völlig; unten im Tobel erblickte ich aber ein Haus, watete durch den Schnee darauf los, fand aber bald, daß keine Seele zu Hause sei, als Tierseelen. Ein Stall voll Schafe blökte mir zu, sobald sie mich hörten, und ein treuer Hund bewährte seine Wachsamkeit durch Bellen. Guten Mutes stieg ich an einem leeren Bachbette den Berg hinab, ungewiß, wohin ich kommen würde, denn ich erinnerte mich gar wohl, auf meinem ersten Gange von Oltingen auf die Höhe der Schafmatt gar keine Sennerei angetroffen zu haben. Jetzt erblickte ich ein Dorf unter mir, eben läutete man darin zur Kirche. Als ich zum ersten Häuschen am Abhange kam, streckte ein altes Mütterchen den Kopf, mit dem gutherzigsten Gesichte von der Welt, aus dem kleinen Fenster und rief mir freundlich zu: „Ihr kommt gerade recht zur Messe." — „Wo bin ich denn?" — „Wißt Ihr's denn nicht, Herr? Zu Kirnberg im Solothurner Gebiete." — Ich schaute in meine Karte und suchte den Ort. O, wie falsch war da alles gezeichnet! Kaum daß ich einen schwachen Begriff erhielt, wohin ich mich verirrt haben mochte. Es konnte nicht weit sein, das sah ich wohl. „Mutter," sagte ich, „oben auf dem Berge habe ich mich verirrt, ich wollte nach Oltingen." — „Herr, dort könnt Ihr nicht Messe lesen, es ist reformiert." — „Verwünscht," dachte ich, „muß man mich denn überall für einen Geistlichen ansehen?" Laut erwiderte ich: „Mutter, das will ich auch nicht." — „So ist Er kein Geistlicher? Ich habe Sein Buch für ein Brevier

angeſehen. Wo will Er denn hin?" — „Nach Baſel." — „O, ſo iſt Er nicht weit irre gelaufen. Er kann über Anweil und Rotenflue nach Gelterkinden gehen, da findet Er immer eine ordentliche Karrenſtraße." Unten im Dorf ließ ich mir den Weg nach Anweil zeigen. Ich mußte eine große Strecke im Nebel über ein Ackerfeld bergan ſteigen und gelangte endlich nach manchem Zweifel, ob ich nicht wieder in der Irre ginge, zu dem Dorfe. Durch eine enge Schlucht führte der Fahrweg in ein tiefes, ruhiges, ziemlich warmes Tal, wo ich noch kaum den Rand der kleinen Bäche mit dünnen Eisſcheiben eingefaßt ſah. Über Ormelingen ging ich nach Gelterkinden und ließ mir dort das Mittagmahl trefflich ſchmecken.

Es war ſchon ziemlich ſpät am Tage, als ich nach Lieſtal kam; ich hatte im Sinne, dort zu übernachten. Aber die vielen Berner Truppen, die ich auf dem Marktplatze verſammelt fand, ließen mich wenig Ruhe erwarten, und ich beſchloß, vollends nach Baſel zu wandern. Kaum war ich bei der Hulſtenſchanz, ſo überfiel mich die Nacht. Eilig trabte ich im Finſtern bis zum Roten Hauſe fort. Sehr müde kam ich dort an und dachte, in dieſer Schenke zu übernachten. Allein, ſobald ich in die Stube trat, ſagte mir der Wirt, er dürfe nur bei Tage Wein ſchenken, nachts aber niemanden beherbergen. Man gab mir um einen beſtimmten Preis einen Wegweiſer mit, der mir unter ermunterndem Geplauder über die Heide und durch den Wald nach Muttenz leuchtete. Dort fand ich das Wirtshaus voll Soldaten, hielt mich ſtille, erquickte mich, ſo gut es anging, und verlangte bald zu Bette.

Sobald ich in Baſel einen Laden mit Strümpfen erblickte, dachte ich an mein Vorhaben, mein Ausſehen beſſer zu ſäkulariſieren, und kaufte graue Strümpfe und ein buntes Halstuch. Dann ging ich zu den Drei Königen, um Herrn und Frau Iſelin zu grüßen, ihnen für ihre ehe-

malige Bewirtung zu danken und ihren Rat einzuholen. Die Aufwärter ſchnurrten mich aber trotzig an, beguckten mich von Kopf bis zu Fuße, rümpften die Naſen ob meinem ſchmutzigen Fußwerk und gaben mir den Beſcheid, weder Herr noch Frau ſeien zu Hauſe. Verdrießlich ging ich fort, denn nun war für mich der Rat dieſes rechtſchaffenen Mannes verloren. Um nicht ganz unberaten zu bleiben, ſuchte ich Herrn Haas auf, an den ich von meinem Freunde Geßner ein offenes Empfehlungsſchreiben hatte. Er empfing mich ſehr höflich, zeigte mir ſeine treffliche Schriftgießerei uſw. und riet mir, ſo gut er konnte. Aber er fürchtete, ich würde keinen Paß erhalten, weil Herr Kanzler Ochs nur geborenen Schweizern Päſſe zu erteilen befugt wäre. Das ließ ich mir geſagt ſein, ging in die Kanzlei und bat um einen Paß nach Mülhauſen. Ein Sekretär fragte mich: „Wer ſind Sie, wo kommen Sie her?“ Aufrichtig geſtand ich das. Er fragte weiter: „Was ſind Ihre Geſchäfte in Mülhauſen?“ — „Ich bin beſtellt, gewiſſe Fabrikationsmaſchinen zu machen.“ — „Wo ſind Sie geboren?“ — „Zu Brenggerüti im Thurgäu.“ Ich glaubte, wenn ich ein ſo kleines Örtchen angäbe, wäre er in dem Falle, weniger Umſtände davon zu wiſſen, als ich ſelbſt. Wenigſtens hatte ich dies Neſtchen auf ſeinem Berge während meiner Reiſe in Toggenburg beſucht. „Ihre Ausſprache iſt deutſch, mein Herr! Sie ſind kein Schweizer.“ — „Laſſen Sie ſich dadurch nicht irremachen, Herr Sekretär, ich habe ſehr lange in Deutſchland, beſonders zu Augsburg gelebt.“ — „Haben Sie einen Taufſchein bei ſich?“ — „Nein.“ — „So können wir Ihnen nicht glauben.“ — Ich jammerte, daß ich nun vergebens einen ſo weiten Weg gemacht hätte und unverrichteter Sache wieder nach Hauſe kehren müßte. Ein andrer Sekretär fing nun zu reden an: „Sie kommen von Zürich, ſind Sie über Baden gegangen?“ — „Nein.“ — „Das hätten

Sie tun ſollen, wir dürfen nur denen Päſſe ausfertigen, welchen es wegen der Lage ihrer Heimat zu beſchwerlich wäre, bis nach Baden zu gehen. Sie berauben ſich ſelbſt Ihres Vorteils. Hätten Sie ſich nur bei Herrn Barthelemy geſtellt.“ — „Aber was will ich nun machen? Der Fehler iſt geſchehen. Laſſen Sie ſich doch erbitten und helfen Sie mir diesmal aus der Not. Es war Unkunde, daß ich nicht zu Herrn Barthelemy ging.“ — „Kennen Sie niemanden hier, der Ihnen das Zeugnis deſſen geben könnte, was Ihre Herkunft betrifft?“ — „Ach! Niemanden!“ — „So müſſen wir Sie abweiſen.“ — Lange blieb ich noch ſtehen und wiederholte meine Bitten von Zeit zu Zeit. Endlich wurden die Sekretäre ungeduldig: „Pack' Er ſich hinaus, ungeſtümer Menſch!“ rief der eine, „wir haben Ihm's deutlich erklärt, warum wir nicht können. Zeig' Er uns Dokumente vor!“ Ich hatte die Schalkheit, ein paar franzöſiſche Laubtaler zwiſchen die Finger zu nehmen und ſie ihnen ſtatt der Dokumente hinzuweiſen. „Verfluchter Kerl!“ donnerte jetzt der zweite Sekretär und ergriff ſeinen Stock, „du ſiehſt förmlich einem Pfaffen gleich und gibſt dich für einen Maſchiniſten aus, erſt willſt du uns betrügen und nun auch beſtechen. Wenn du nicht augenblicklich gehſt, ſo prügle ich dich die Stiege hinab!“ — Was war da zu machen? Ich ſteckte meine Taler in die Taſche und verließ die Kanzlei. Meine Lügen uſw. hätten dieſen Schimpf wirklich verdient. „Iſt's mir denn an die Stirne geſchrieben, daß ich ein Pfaff war?“ fragte ich mich ſelbſt voll Ärgers, „wie mach' ich's doch, daß man dies nimmer errät?“ Lange ſann ich hin und her und wußte mir doch keinen Rat, ich trug ja ſchon gefärbte Strümpfe und ein buntes Halstuch, es mußte alſo nicht im Kleide, ſondern im Betragen, im Haare, in den Manieren ſtecken. Da war nicht leicht zu helfen. Ich verwünſchte von neuem meinen ehemaligen Stand.

Auf der Gasse traf mich ein Mann an, der mich in Zürich ein paarmal gesehen hatte, er wollte mit mir sprechen, aber ich hörte nicht; mein Kopf war zu voll, ich dachte nur an die Vergeblichkeit der Reise und an die Mittel, den Zweck derselben auch ohne Paß zu erreichen. „Was ist Ihnen doch?“ fragte mein Begleiter, „Sie hören nicht und sehen nicht! Es ist Zeit zu Tische, lassen Sie uns gehen! Stehen Sie nicht jeden Augenblick stille!“ So führte er mich zur Krone. Ich war bei Tische mehr mit Grübeln als mit Essen beschäftigt. Endlich hatte ich's gefunden. Eilig zahlte ich und ging zum Tor hinaus, gerade auf Bourglibre (St. Louis) zu, nachdenkend und entschlossen, das Äußerste zu wagen. Da mir das Lügen so übel bekommen war, so nahm ich mir vor, jetzt ganz offen zu handeln.

Als ich hart an der Straße die hölzerne Baracke sah, in welcher die Grenzwache lag, so nahm ich mich zusammen, suchte meinen Züricher Paß aus dem Portefeuille her und wies ihn dem Kontrolleur, der mit einigen Nationalgarden aus der Baracke mir entgegenlief. „Citoyen!“ sagte er, „der Paß taugt nichts. Er muß vom Gesandten unterschrieben sein.“ Ich hatte meinen Hut abgezogen und antwortete: „Mein Herr! es hat mit mir eine ganz besondere Bewandtnis.“ Er fiel mir in die Rede, setzte mir den Hut auf und sagte: „Man sieht wohl, daß Sie ein Fremder sind, der Titel Herr ist bei uns abgeschafft, machen Sie sich nur mit dem republikanischen Citoyen bekannt und denken Sie an Freiheit und Gleichheit!“ — Kühner fuhr ich fort: „Ich bewarb mich sowohl bei dem Gesandten der Republik in Baden, als in der Kanzlei zu Basel um einen Paß nach Kolmar, aber beidemal vergebens, denn ich bin ein deutscher Geistlicher und mußte mich unter dem Vorwande abweisen lassen, daß allen Deutschen der Eintritt in Frankreich bei Lebensstrafe un-

terſagt ſei. Nun hat mich aber der geſchworne Biſchof von Kolmar, der meine Geſinnungen kennt, durch eigenhändige Schreiben berufen, und ich bin gezwungen, auch ohne Paß hierher zu kommen und es auf die franzöſiſche Großmut ankommen zu laſſen, ob ein Patriot, der von ganzem Herzen der Republik zugetan iſt, ſogleich an der Grenze abgewieſen werden ſoll oder nicht.“ Der Kontrolleur ging mit meinem Portefeuille in die Baracke. Es ſchien mir, man hielt miteinander Rat, was hier zu tun ſei. Er kam wieder und ſagte: „Citoyen, wenn Sie den Nationalgarden, von denen Sie begleitet werden müſſen, ein Trinkgeld geben, ſo will ich Sie zum Bürger Sousgeneral nach Bourglibre bringen laſſen.“ Des war ich herzlich zufrieden. Die Garden nahmen mich in die Mitte, und wir gingen zum Zollhauſe in Bourglibre; ſie verſtanden kein deutſches Wort, ich radebrechte alſo mein Franzöſiſch, ſo gut ich konnte, und erhielt ihren Beifall. Der eine ſchien mir ein ſehr artiger Jüngling, er fror ſehr, und ſeine rotblauen Finger, mit denen er das kalte Gewehr hielt, erregten mein Mitleiden. Ich ſchenkte ihm meine Handſchuhe. Im Zollhauſe mußte ich einige Zeit warten, denn der Bürger Sousgeneral ſaß noch bei Tiſche.

Das Stübchen, wo ich harrte, war zur Viſitation derjenigen Perſonen beſtimmt, welche über die Grenze gehen wollten. Männer und Weiber ſaßen auf den Bänken herum und warteten, bis der Viſitator käme oder bis der Sousgeneral abgeſpeiſt haben würde. Der Viſitator (man ſagte mir nachher in Baſel, er ſei ein Jude geweſen) kam und rief jede Perſon einzeln in ein Kämmerchen beiſeite, wenn ſie ihm beſonders verdächtig war; andre aber durchſuchte er in Gegenwart der übrigen. Alle mußten die Schuhe ausziehen, er befühlte ihnen die Rockknöpfe, die Hüftenbänder und die Knieriemen an

den Beinkleidern, griff in alle ihre Säcke, durchknitterte ihre Halsbinden, Hüte, Rockschöße usw. so bedächtiglich, daß ich vor der französischen Genauigkeit großen Respekt bekam. (Man erzählte mir, des Visitators Frau halte es mit dem weiblichen Geschlechte noch strenger, aber ich sah das nicht.) Auch die Weiber befühlte der hagere Mann in jedermanns Gegenwart mit gleicher Sorgfalt und schien sich aus weiblicher Schamhaftigkeit und einer gewissen Dezenz gar wenig zu machen.

Jetzt holte man mich zum Sousgeneral. An einer langen Tafel im Wirtshause saßen Offiziere und allerlei Gäste männlichen und weiblichen Geschlechtes bunt durcheinander. Man forderte mir mein Portefeuille ab, ich gab es hin. „Sprechen Sie Französisch?“ fragte ein kleiner verwachsener Mann mit einem feurigen Blicke und faßte mich scharf ins Auge. Ein Diener, der mir zur Seite stand, deutete auf einen der Tischgenossen und sagte: „Dies ist der Bürger Sousgeneral.“ Ich wußte nicht, meinte er den kleinen Mann oder einen andern, und weiß es heutigen Tages noch nicht. Unbefangen erklärte ich, daß ich das Französische nur sehr schlecht sprechen könne, meine Muttersprache sei die deutsche. „So sagen Sie nur deutsch, was Ihr Begehren ist!“ sprach der kleine Mann, „reden Sie kühn von der Brust weg! Republikaner hassen Heuchelei und Furchtsamkeit.“ Seine Zusprüche hoben meinen Mut. Ich geriet ein wenig in Feuer und hielt eine Art Standrede, in der ich mit der größten Offenheit die Gründe darlegte, welche mich bewogen, nach Frankreich zu kommen. So oft ich etwas vortrug, was eines Beweises zu bedürfen schien, griff ich unverhohlen nach meinem Portefeuille, nahm es dem Blätternden aus der Hand, suchte, während ich sprach, das beweisende Aktenstück hervor, faltete es auseinander und legte es den Herren vor. Die Schriften gingen von Hand zu Hand.

Als ich glaubte, die Echtheit meines republikaniſchen Bürgerſinns genug erprobt und die Urſachen, warum ich ohne Paß käme, deutlich angegeben zu haben, bat ich den Bürger Sousgeneral, einen Patrioten, der es ganz aus Überzeugung ſei, nicht abzuweiſen, ſondern mir vielmehr ſelbſt einen Paß zu erteilen. Nun fingen die Debatten über mein Geſuch an. Sie waren franzöſiſch, wurden ſchnell vorgetragen, und ich verſtand das wenigſte davon. Der kleine Herr hielt meinem patriotiſchen Sinne und zugleich dem ſeinigen eine Lobrede, gab mir mein Porteſeuille mit allen Schriften zurück und fragte, ob ich's zufrieden ſei, wenn ich zum General nach Blotzheim geſchickt würde? Zwar müßte ich's wagen, einen Gang umſonſt zu tun und abgewieſen zu werden, allein ich erhielte dann doch die Gewißheit, ob ich nach Kolmar reiſen dürfte oder nicht. — „Ei, was liegt mir an dem kurzen Gange?“ rief ich aus, „um das Glück, ein franzöſiſcher Bürger zu werden, ließe ich Ihnen nach Rußland und wieder zurück.“ Man lachte laut auf, klatſchte in die Hände, und ein dicker Herr oben an der Tafel ſchrie mit kreiſchender Stimme: „Ecoutez, Citoyens! n'est — il pas un enragé?“ Da wagte ich's im Ärger, dem ſchlimmen Tadler auch einen franzöſiſchen Brocken aus meiner Fabrik zuzuwerfen. „Heureuse la France!“ rief ich aus, „si ma rage aurait pris tous les Français!“ Man lachte, klatſchte noch einmal und entließ mich.

Zwei Nationalgarden führten mich nun, über ein Ackerfeld hin, einem Gehölze zu, das beinahe bis an die Schweizer Grenze ſich erſtreckt und abwärts weit ins Elſaß ſich verläuft. Ich nahm deſſen Lage genau in Augenſchein und dachte: „Gibt dir der General eine abſchlägige Antwort, ſo ſchleichſt du nachts über die Grenze in dies Gehölze und wanderſt auch ohne Paß nach Kolmar.“ So eigenſinnig beharrte ich auf meinem Vorſatze, mein

Glück in Frankreich zu ſuchen. Zu Blotzheim fand ich den General in einer glänzenden Geſellſchaft von Herren und Damen noch an der Tafel und trug, als ich öffentlich um die Urſache meines Hierſeins befragt ward, mit eben dem Feuer und eben der Dreiſtigkeit, wie in Bourglibre, mein Anliegen vor, legte offenherzig meine Gründe dar und begleitete ſie mit ſchriftlichen Beweiſen. Auf den General wirkte meine Offenherzigkeit am meiſten. „Wie ich merke, Citoyen," ſagte der General, „ſo iſt Sein Sinn echt patriotiſch. Laß Er mir die Briefe des Biſchofs hier und geh Er indeſſen in ein andres Zimmer!" Man führte mich in die Kanzlei. Nach einiger Zeit kam ein Sekretär, fragte mich noch einmal ſorgfältig aus, durchſtöberte mein ganzes Portefeuille, forſchte nach, ob ich nicht noch andre Schriften, Schreibtafeln uſw. bei mir führte, ließ mich von einem Diener ausſuchen und machte mir wegen der neuen Einrichtung, vermöge welcher das geiſtliche Weſen in Frankreich ganz abgetan wäre, allerlei Einwendungen, um mir die Luſt, nach Kolmar zu wandern, allmählich zu benehmen. Er ſprach von der Not, in die ich geraten würde, wenn ich keine Beſoldung erhielte, beteuerte, daß er nicht begreife, wie mir der Biſchof ſolche Zuſagen machen könne, und verſicherte, die Hoffnung, als Geiſtlicher mein Brot zu gewinnen, müßte bei der ietzigen Verfaſſung des öffentlichen Religionsunterrichts ganz gewiß ſcheitern. Allein ich berief mich ſtandhaft auf die Berichte des Biſchofs, der die Sache doch am beſten wiſſen müßte, und brach im Feuer des Geſpräches in die Worte aus: „Und kann ich mein Brot als Geiſtlicher nicht gewinnen, ſo will ich wilde Pflanzen eſſen und gern alles dulden, um ein franzöſiſcher Bürger zu werden. Daß es mir mit dieſem Entſchluſſe Ernſt iſt, können Sie aus dem Buche erſehen, das ich hier bei mir trage." Ich zeigte Bryants Kräuterbuch. Der Sekretär lachte laut auf, rief aus: „Nun in aller Welt!

ein ſolcher Enthuſiaſt iſt mir noch nicht vorgekommen!“ riß mir das Buch aus der Hand und lief damit zum General. Derſelbe kam jetzt ſelbſt herüber, befragte mich über die Landkartenteile, die im Bryant lagen, und war ſehr zufrieden, als ich ihm ganz unverhohlen den Gebrauch davon angab und die übrigen Blätter der Karte vorwies. „Wohlan!“ ſagte er, „weil Er denn ein ſo gar eifriger Patriot iſt, ſo will ich verſuchen, ob ich Ihm zur Erfüllung Seiner Wünſche behilflich ſein kann; ein ſo reiner Bürgerſinn und ſoviel Freiheitsliebe verdienen dieſe Belohnung. Es ſoll Ihm ein Paß ausgefertigt werden; aber laß Er ſich warnen! bleibe Er genau auf der Straße nach Kolmar! wenn Er irgendwo nach der Seite auslenkt, ſo iſt Er verloren und wird gewiß als ein Fremder unter die Guillotine geraten. Zu Kolmar ſtellt Er ſich ſogleich beim Ausſchuß der öffentlichen Wachſamkeit. Merk' Er ſich das!“ Ich hüpfte faſt vor Freude; ſie ſchaute mir leuchtend aus den Augen, als ich dieſe Reden vernahm; die Sekretäre lachten darüber und flüſterten von meiner frohen Miene uſw. nicht ohne Teilnahme. Ich verſprach dem General heilig, ſeinen Befehlen pünktlich nachzukommen, und dankte ihm entzückt für ſeine Güte. Er ging zufrieden lächelnd weg und ſagte: „Citoyen, freue Er ſich nicht zu ſehr! ich fürchte, meines Paſſes ungeachtet wird Er in Kolmar als Fremder und Geiſtlicher nicht geduldet werden. Noch begreife ich nicht, wie der Biſchof Ihm in dieſen Ausdrücken ſchreiben konnte.“ Man fertigte mir nun folgenden Paß aus:

Liberté. *Egalité.* *Fraternité.*

Laissez passer et repasser librement *le Citoyen François Bronner,* qui nous *a* déclaré vouloir aller à *Colmar* pour *se rendre au Comité de Surveillance, qui jugera, si son zèle pour la liberté lui méritera le titre de citoyen français,* au Quartier

Général *de Blotzheim* le *6. Nivôse.* 1793 l'an 2 de la République Française une et indivisible.

L'Adjudant-Général, *Leger.*

Vu par le Général-Commandant en chef de l'Armée du Haut-Rhin. *Scherer. m. p.*

Mit eigener Hand ſchrieb der General noch folgendes darunter:

Dans le cas contraire le Comité de Surveillance le renverra au quartier général pour le faire repasser à l'étranger. —

Der Paß von Zürich ward mir abgefordert und zurückbehalten, als man mir dieſen übergab. Ich fragte, ob ich für die Ausfertigung etwas zu bezahlen hätte. „Nein!“ ſagte der Sekretär mit nicht uneblem republikaniſchem Selbſtgefühl, „hier im Lande der Freiheit läßt ſich der öffentliche Beamte nicht zweimal (vom Staate nämlich und vom Bürger) bezahlen.“ Vergnügt, wie nach einem errungenen Siege, und ſtolz, jetzt nur von ſo uneigennützigen Obrigkeiten abzuhängen, ging ich aus dem Dorfe nach Sierenz. Es war ein Triumph in meiner Seele, daß ich nun doch, allen Hinderniſſen zum Trotze, meinem Ziele mich näherte. Nationalgarden, die auf der Straße hin und her marſchierten, einzelne reitende Jakobiner mit roten Kappen oder mit Mützen, an denen Fuchsſchwänze herabhingen, Bauern, die bald halbleiſe und furchtſam, bald ſchreiend und fluchend miteinander von den Gottloſigkeiten und Greueln ſprachen, die ſich die Nation (ſo nannten ſie die Nationalverſammlung) in Religionsſachen zuſchulden kommen laſſe, war alles, was ich auf dieſem Wege ſah und hörte. Ruhig wanderte ich fort, hing mich an niemanden und beſchloß, um morgen recht frühe in Kolmar zu ſein, ungeachtet der anbrechenden Nacht, heute noch nach Habsheim zu laufen. Die Entfernung war größer, als ich geglaubt hatte. Dichte Finſternis umgab mich, und es ge-

lang mir nur mit Mühe, auf der Straße fortzutappen und endlich, nach manchem Sturz in den Graben, das ersehnte Dorf zu erreichen.

Wie mir Leute sagten, die über die Gasse gingen, so befanden sich etwa fünf Wirtshäuser im Dorfe, aber fast alle hatten ihre Schilder eingezogen, weil ihnen weder Bedienung noch Lebensmittel um Assignate feil waren. Als ich zum besten Wirtshause kam, das man mir gewiesen hatte, ging ich hinein und bat um Nahrung und Herberge. Die Wirtin entschuldigte sich mit der Menge ihrer Gäste, wankte aber doch, ob sie mich nicht aufnehmen wollte; da erblickte mich der Kondukteur des Basler Postwagens, und raunte ihr ganz vernehmlich zu: „Schicken Sie den Kerl fort, er ist ein abtrünniger Pfaff und ein rasender Jakobiner.“ Dieser Kondukteur war eben bei dem Sousgeneral zu Bourglibre im Zimmer gewesen, als ich meinen Patriotismus in vollem Glanze produzierte. Sein Angeben wirkte. Geschwinde sagte die Wirtin: „Citoyen, ich habe weder Essen noch Bett für Sie, suchen Sie eine andre Herberge!“ Ich suchte, aber überall ward ich abgewiesen, überall hatte man der Gäste zuviele. Wenn ich nicht unter freiem Himmel übernachten wollte, so mußte ich mich bequemen, an einem elenden Häuschen, vor dem ein Schild hing, und das ich um seiner Armseligkeit willen gleich anfangs vermieden hatte, anzupochen und um Quartier zu bitten. Ich konnte nichts Gutes erwarten, aber Not bricht Eisen. Der Wirt, ein ungeschliffener, handfester Kerl, kam unter die Tür: „Was will Er, guter Freund?“ — „Eine Nachtherberge.“ — „Hat Er Brot? wir haben keins.“ — „Ei Herr Wirt, Er hat wohl noch soviel, als ich brauche.“ — „Keinen Bissen weiter, als wir selber bedürfen.“ — „Nun denn, so kann ich etwas andres essen! Geb' Er mir, was Er mag!“ — „Wir können nichts entbehren, müssen selbst Not leiden.“ —

„Seine aristokratische Menschenfreundlichkeit verdiente fast, daß es wahr würde.“ — Hiermit ging ich aufgebracht fort. Er lief mir nach, ergriff mich beim Arme und sagte: „Nur nicht gleich so hitzig, Citoyen! Ich glaube, Er wäre wohl gar imstande, mir Verdruß zu machen. Wir haben Mangel, aber wenn Er mit dem wenigen vorlieb nehmen will, was wir Ihm vorsetzen, so kann Er hereinkommen.“ Ich ging mit ihm in die rauchige Stube, in der an allen Tischen Soldaten saßen, tranken, aßen und schmauchten. Jetzt besah mich der Wirt von Kopf bis zu Fuße und sagte sanfter: „Um Vergebung, Citoyen! Man kann bei dieser Zeit nicht wissen, wen man vor sich hat! Wer sind Sie denn?“ — „Ein Reisender, der von Basel nach Kolmar geht.“ — „Darf ich fragen, was ist dort Ihre Verrichtung?“ — „Ich reise in meinen eigenen Geschäften.“ — „Sakrebleu!“ rief jetzt ein Soldat, dem Ansehen nach ein Sergeant, hinterm Tisch hervor, „Er ist der Aussprache nach ein Deutscher, holla Spion!“ — Ich kümmerte mich wenig um sein Geschrei, suchte einen ledigen Platz an den Tischen umher und setzte mich ohne Zeremonien nieder. Es war mir vom Gehen warm geworden, und die dumpfe Stube war heiß wie ein Schweißbad, ich legte also den Hut neben meinem Regenschirm und dem Bryant auf die Bank. „Bei meiner Seele!“ schrie nun der Sergeant wieder, „das ist gar ein deutscher Pfaff! Seht mir nur seine Glatze an!“ Hastig stand er auf und trat zu mir: „Den Paß her, wenn Er einen hat!“ fuhr er trotzig mich an, „und was ist das dort für ein Buch? her damit!“ Ich legte die Hand auf meinen Bryant und antwortete fest und kalt: „Citoyen, das Buch ist mein, nehmen Sie sich in Acht! Noch weiß niemand hier, wen Sie vor sich haben!“ Er machte große Augen, der Wirt flüsterte ihm zu: „Ereifern Sie sich nicht, Citoyen! Man kann nicht wissen! Neulich war auch so ein Reisender da! Sie erinnern sich noch.“ Der Ser-

geant blickte indes verächtlich auf mich nieder, warf die Unterlippe auf und sagte endlich mit rauhem Tone: „Seht nur die geschorne Platte an! was kann wohl dahinter stecken? Und hab' ich nicht das Recht, ihm seinen Paß abzufordern; er muß ihn vorweisen, und wenn er der Teufel selber wäre." — „Citoyen, das müssen Sie!" sagte mir der Wirt kleinlaut und zuckte die Achseln. Ich zog mein Portefeuille hervor, suchte den Paß und legte ihn schweigend auf den Tisch. Der Sergeant nahm ihn auf und las. „Respekt!" sagte er ernsthaft, machte ein langes Gesicht, legte das Blatt weg und setzte sich ruhig an seinen Ort. Der Wirt nahm Platz an meiner Seite und fing an zu klagen, daß man jedem Hausvater die Quantität Getreide, welche er verbrauchen dürfe, bestimmt und alles übrige aufgezeichnet habe, daß man gezwungen sei, um einen gewissen Preis (Maximum) und noch dazu für Assignate sein Eigentum hinzugeben, daß man nicht einmal Bezahlung in Gelde ausbedingen dürfe und dergl. Ich erwiderte: „Zum Besten des Ganzen wäre es höchst nötig, daß mit dem vollen Vorrate des Landes haushälterisch gewirtschaftet würde, und daß zur Verhütung des Mangels die kornreichen Provinzen, wie das Elsaß, ihren Überfluß an Früchten gegen billige Preise an die minder fruchtbaren Länder abträten; was die Assignate beträfe, hätte er bei mir nicht zu befahren, seine Bezahlung in Papiergeld zu erhalten, denn ich besäße dermals noch keine." Sein Blick ward heiterer, sobald er dies vernahm, er ging in die Küche und befahl geschwinde Brot, Suppe, Braten, Salat und Obst hereinzubringen, so daß ich statt des angedrohten Fasttags plötzlich Überfluß vor mir erblickte.

Nach und nach verloren sich die Gäste. Die einen gingen in ihr Quartier bei den Bauern, die andern verlangten zu Bette; nur wenige blieben. Der Sergeant

saß neben einem Mädchen, das ab und zu gegangen war, die Speisen aufgetragen, die Leute bedient und den Wirt „Vater" genannt hatte. Um das Licht zu sparen, setzte man sich an den Tisch zusammen, wo ich saß. Der Sergeant tat sich gar keinen Zwang an, umarmte, küßte und drückte das Mädchen nach Herzenslust, sagte Zoten, die er am meisten belachte und wußte sich viel damit, nun endlich nach der neuen republikanischen Religion die Pfaffen nimmer scheuen und ihnen nicht mehr jeden Spaß mit willigen Mädchen beichten zu müssen. Das Mädchen fing mich zu necken an, nannte mich einen Weiberhasser, drückte mit der Hand meine Knie unterm Tische, so daß ich wegrücken mußte, und sagte mir leise, als der Soldat einmal hinausging: „Ärgern Sie sich nicht, Citoyen! Wir dürfen die Militärs nicht beleidigen, wenn wir ohne Verdruß durchkommen wollen! Man muß Geduld mit ihren Unarten haben. Stünde mir die Wahl offen, so möchte ich lieber bei Ihnen als bei ihm über Nacht bleiben." — „Viel Ehre," sprach ich, „sobald er hereinkommt, will ich's ihm zu wissen machen, daß er der Mamsell einen Gefallen täte, wenn er sie mir überließe." — „Ach nein!" bat sie dringend, „sagen Sie das nicht! Es gäbe die größten Händel! Fast glaub' ich, Sie wären fähig, uns einen solchen Streich zu spielen." — „Warum nicht?" erwiderte ich, „man muß die Wahrheit rumoren lassen!" — Der Sergeant kam wieder, trat zu dem Wirte und fragte ihn so vernehmlich, daß ich alle Worte verstand: „Kann man nicht in den Alkoven oder in eine leere Kammer?" — „Was wollen Sie darin?" — „Dumme Frage! Mamsell dort und ich —!" Der Wirt taumelte gähnend zu einem hölzernen Verschlage, öffnete ein Türchen und brummte: „Hier, ihr Brunstigen! es ist warm darin!" Der Soldat winkte dem Mädchen, es ging ohne Scheu und verschwand mit ihm. O, wie häßlich dünkte mich das!

Ich hätte den abscheulichen Kerl von Hausvater anspeien mögen. „Guter Gott, an welchen Ort bin ich geraten!“ dachte ich, hob die Augen empor und rieb die Stirne. Der Wirt beobachtete meine Mienen und bemühte sich, eine Art Entschuldigung vorzubringen. „Citoyen,“ sagte er, „was wundern Sie sich? das ist jetzt allgemeine Sitte, seitdem wir keine Kirchen mehr haben.“ — „Freilich!“ dachte ich, „wo die Sittenlehre nicht durch gründlichen Unterricht zur Herzenssache ward, wo man sie von jeher nur als einen Nebenzweig der dogmatischen Religion behandelte, wo der Gottesdienst selbst größtenteils nur Zeremonientand war, da konnte es nicht anders werden; mit den Zeremonien, die so leicht abzuschaffen sind, mußte auch die Religion und Moral fallen.“ Daß der Vater seiner Tochter Gelegenheit machte, dünkte mir doch zu abscheulich, als daß ich meinen Unmut ganz verbergen sollte. „Aber das Mädchen nannte Sie Vater!“ wandte ich ein und blickte ihn zornig und verächtlich an. „Im Vertrauen,“ so erwiderte er leise, „sie ist nicht meine Tochter, diese habe ich oben eingesperrt, damit sie mir nicht verdorben wird. Aber weil die Soldaten wissen, daß ich eine Tochter habe, so halt' ich ihnen diese Magd, welche sich für meine Tochter ausgibt. Die Kerle müssen ein solches Geflügel haben, wenn sie zufrieden sein sollen.“ Dies beruhigte mich ein wenig, seine Tat war denn doch nicht die ganz häßliche Tat, für die ich sie gehalten hatte, obschon es mir noch immer abscheulich dünkte, daß ein Hausvater seine Dienstmagd den Wollüstlingen auf diese Art hingab. Ich verlangte zu Bette, er führte mich in eine offene Kammer, wo einige Bettstellen voll Soldaten lagen. Sorgfältig visitierte ich mein Bett, fand zwar alles reinlich und frisch überzogen, aber es ekelte mich doch ein wenig, deswegen kleidete ich mich nur zur Hälfte aus, verwahrte meine Sachen, so gut ich konnte, zwischen dem Stroh-

ſack und Unterbette und ſtreckte mich in Gottes Namen unter die Decke. Die Müdigkeit machte, daß ich beſſer ſchlief, als ich gehofft hatte. Gegen Morgen weckte mich ein ſcharfes Licht aus einer Blendlaterne, mit der jemand vor meinem Bette ſtand und mir in die Augen zündete. „Wer da?“ rief ich betroffen aus und fuhr empor. „Stille, ſtille!“ liſpelte eine leiſe Stimme, die ich ſogleich für die Stimme der Buhlerin erkannte. „Was will Sie hier?“ „Sehen, ob Sie auch gut ſchlafen, habe ich Ihnen nicht ein weiches, reinliches Lager bereitet?“ — „Wohl! Sie ſoll dafür ein Trinkgeld haben; — aber gehe Sie nun!“ — „Wie unfreundlich! Sind Sie denn ein gar ſo kalter Kannichts?“ Hiermit zog die Freche mir die Decke weg, ſah, daß ich mit Beinkleidern und Strümpfen im Bette lag und ſagte: „Hätte ich's nur gewußt, daß Sie in Kleidern ſchlafen wollten, Sie ſollten mir den neuen Überzug gewiß nicht bekommen haben. Wären Sie nur gar noch mit den Schuhen hineingelegen!“ Sie ging von einer Bettſtatt zur andern, leuchtete jedem Schlafenden in die Augen, ſchäkerte mit jedem und verſchwand jetzt in eine Nebenkammer, aus der ich ſie nicht mehr hervorkommen hörte.

Sowie ich am Tage aus dem Hauſe trat, ſah ich einen Haufen Nationalgarden bei der Kirche verſammelt, um ihre Brotportionen abzuholen. Das war ein Gewimmel, ein Scherzen, Jagen und Hüpfen durcheinander, daß ich froh war, glücklich an dem Haufen vorübergekommen zu ſein. An allen Hüten prangten Nationalkokarden, und faſt an jedem Fenſterladen hingen bunte Schilder mit dem bekannten Wappen der Republik, einem eiförmigen Eichenkranze, der zuſammengebundene Stäbe ſamt einem darin ſteckenden Beile, umſchließt. Mit großen Buchſtaben ſtand rund umher geſchrieben: Liberté, égalité, unité, fraternité ou la mort. Als ich an dem äußerſten Wirtshauſe des Dorfes vorüberging, rief ein hitziger Bauer aus dem

Fenſter: „Seht ihr den Volksfeind dort? Er trägt nicht einmal eine Kokarde. Willſt du die Nationalfarben aufſtecken, ariſtokratiſche Beſtie?“ Ich nahm keine Notiz von dem, was er mir zuſchrie, ſchaute nicht um und ging meiner Straße. Bald war ich im Freien. Aber ich nahm mir vor, ſobald ich Gelegenheit fände, eine dreifarbige Kokarde zu kaufen.

Ich kam zu dem Städtchen Enſisheim. Nahe dabei, wo ſich die Straße ſchwenkt, war eine Feldkapelle geſtanden mit einem Kruzifix. Jetzt war ſie eingeriſſen, der Schutt lag umher, die Statuen der Heiligen ſchauten darunter hervor, der Gekreuzigte lag darauf. Ich konnte nicht begreifen, wie ein religiöſes katholiſches Volk dieſen Greuel der Verwüſtung, ohne in Wut zu geraten, anſehen könnte, und fürchtete wahrlich, am Ende möchte die gute Sache der Vernunft und Freiheit durch übertriebenes, allzu hitziges Losſtürmen auf diejenigen Vorurteile des Volks, die ihm am teuerſten ſind, alles verlieren, ſtatt durch Mäßigung alles zu gewinnen. Um einigermaßen urteilen zu können, wie der gemeine Mann dieſe Bilderſtürmerei aufnehme, ſetzte ich mich auf eine Bank unweit des Tores, wo ich die Rudera der Kapelle ſamt den Vorübergehenden im Auge hatte, und beobachtete deren Mienen und Geberden. Niemand kam die Straße, ohne zu ſeufzen, die Augen zum Himmel zu erheben und mit Bedauern wegzublicken. Sie ſchienen zu denken: „O, Gott, kannſt du's anſehen? ich nicht!“ Aber niemand gab einen mißbilligenden Laut von ſich, jeder ſchien ſich zu fürchten, unter der Guillotine zu fallen.

Ich ging in die Stadt. Eine Witwe gab mir zu eſſen und nähte mir eine Kokarde auf den Hut.

Über Rexheim langte ich, langſam dahinſchleichend, nach anderthalb Stunden zu Mayenheim an, trat in ein ſchönes Wirtshaus an der Straße und fand in der Stube

ein paar Kutschen voll Reisender, die mit düstern Mienen einander ihr Bedürfnis zu essen klagten, welches der Wirt durchaus nicht befriedigen wollte. Auch ich trug mein Anliegen vor, denn ich hatte zwei starke Stunden, ohne ein Dorf anzutreffen, bis zum Städtchen Heilig-Kreuz zu marschieren und zwölf Uhr war eben vorüber. Allein ich ward trotzig angeschnurrt: „Hat Er Brot, Citoyen, so kann Er's überall essen, bei uns ist keines zu finden." — „Ei, was essen Sie denn?" — „Erdäpfel und Salat." — „So will ich mithalten." — „Wir haben selbst nicht genug." Diese Antwort, bitter und spottend vorgetragen, machte mich böse, ich sagte auffahrend: „Nun, so wünsche ich, daß wahr werde, was Er lügt." Damit ging ich zur Tür. Ergrimmend langte der Wirt nach seiner Peitsche und rief mir einige Flüche und Drohungen nach. Es war ein sehr heiterer Wintertag, die Sonne schien warm, die Luft wehte gelinde. In einer ziemlichen Entfernung vom Hause setzte ich mich auf Bauholz, das in der Gasse lag, und schrieb, ausruhend, obiges in meine Schreibtafel, da nahte sich mir eine Frau und fragte mit ängstlichem Tone: „Ach, was schreiben Sie da? Wer Sie auch immer sind, tun Sie uns doch kein Leides! Mein Mann, der Wirt dort, war zu hitzig. Kommen Sie mit mir, wir wollen das Geschehene vergüten." — „Sorgen Sie nicht," erwiderte ich, „daß ich Ihnen schlimme Streiche spiele. Ich bin froh, wenn mir nicht schlimm mitgespielt wird." — „Wer weiß," fuhr sie fort, „wer weiß, was Ihr Vorhaben ist? Sie schreiben da unter freiem Himmel, im Winter, sind von uns beleidigt und schauen unser Haus von Zeit zu Zeit so bedenklich an. Wir wissen wohl, daß Beobachter im Lande herumreisen. Ach, schonen Sie unser!" — „Frau, Sie können ruhig sein, ich bin gewiß kein Beobachter, aber begegnen Sie künftig jedem Reisenden besser als mir, etwa so, wie wenn er ein Beobachter wäre.

Adieu!“ Sie wünschte mir sehr höflich eine glückliche Reise und ich ging durch das Dorf hinab. Als ich ein zweites Wirtshaus fand, trat ich hinein und bat um etwas zu essen. Landvolk und Soldaten saßen im Zimmer. Die Wirtin entschuldigte sich, daß sie nur wenig Lebensmittel besäße, legte mir aber Brot vor und sagte leise: „Lieber Herr! Sie sind ein Geistlicher, ich seh' es wohl; gedulden Sie sich nur ein wenig, bis einige von jenen unbändigen Gästen weggehen, die mir eben mit Gewalt andre Speisen abgefordert haben. Mein Vorrat ist zwar klein, aber Sie sollen doch genug zu essen bekommen.“ So wurden die Unannehmlichkeiten, die mir mein pfäffisches Aussehen zuzog, doch hin und wieder durch einige Vorteile vergütet.

Sowie ich aus dem Walde trat und die Türme Kolmars vor Augen hatte, ward mir wärmer ums Herz, und ich glaubte, der Entscheidung meines Schicksals entgegen zu gehen. Die Bürgerwache am Tore rief mich nicht an; ungehindert trat ich in die Stadt. Ein Knabe führte mich zur Wohnung des Bischofs. Ich fand in einer ziemlich engen Gasse ein artiges aber nicht prächtiges Haus, die Gänge und Treppenwände mit Heiligenbildern behangen und alles sehr reinlich gehalten. Eine Haushälterin trat mir entgegen, der man es ansah, daß sie weder Hunger noch Mangel litt. Sie war, wie ich nachher erfuhr, die Verwandte des Bischofs. „Wen soll ich melden?“ — „Bronner, den deutschen Geistlichen.“ — Sie ging. Ich mußte lange auf dem Söller warten, sehr viele kleine Umständchen, der Rauchdunst, die Gemälde umher, die Stille des Hauses usw. erinnerten mich an mein oftmaliges Harren im Vorsaale des Herrn v. Ungelter. „O Gott!“ dachte ich, „soll ich etwa wieder unter solche Hände geraten?“ Endlich rief man mich hinein. Ein ältlicher Mann mit etwas grauen Haaren, von frischem, aber eben nicht Ehrfurcht

gebietendem Anſehen erhob ſich von ſeinem Sofa und kam mir freundlich entgegen. „Sind Sie endlich da, mein lieber Bronner? Willkommen in Kolmar! Faſt fing ich zu fürchten an, Ihr Entſchluß habe Sie gereut, ſo lange zögerten Sie.“ Er zog mich auf das Sofa, ich entſchuldigte mein langes Ausbleiben und erzählte ihm, wie viele Schwierigkeiten beſiegt werden mußten, bis das Vergnügen, neben ihm zu ſitzen, von mir errungen ward. Einmal ums andere rief er aus: „Was? Man wollte Sie an der Grenze nicht einlaſſen? Der Geſandte wollte Ihnen keinen Paß erteilen? Das iſt eine Wirtſchaft! Soll ich nicht die Freiheit haben, mir einen Mitgehilfen zu wählen, welchen ich will?“ Ich zeigte ihm meinen Paß. Er ſchien darüber in Verlegenheit zu geraten. „Laſſen Sie das!“ ſprach er mit hoher Miene und gab ſich ein Anſehen, „was ſollen Sie erſt zum Komitee de Surveillance laufen? Sie ſind einmal hier unter meinem Schutze, das iſt genug. Ich bin konſtitutioneller Biſchof des Oberrheins und will den ſehen, der mir's verwehren wird, meine Mitarbeiter im Weinberg des Herrn zu wählen, wie ich kann.“ — Unmöglich war's, mich des Urteils zu erwehren: „Schwacher eitler Mann!“ Aber ich ließ nichts merken, machte nur meine Einwendungen und Gegenvorſtellungen und bewog ihn endlich, daß er verſprach, morgen wollte er ſelbſt mich zum Präſidenten des Komitees begleiten. Nun erkundigte ich mich um den neueſten Zuſtand des Religionsweſens in Frankreich. Er behauptete geradezu, die Verfaſſung der beeidigten Geiſtlichkeit ſei noch ebendieſelbe, wie beim Anfange der Revolution; ihm werde ſeine Beſoldung vom Staate, jedem Landpfarrer aber von ſeiner Gemeinde ausbezahlt; die Kirchen ſeien zwar größtenteils in Tempel der Vernunft umgeändert, aber dennoch habe man noch einige derſelben dem Gottesdienſte gewidmet, er müſſe eine große Gemeinde beſorgen, übernehme ſelber alle biſchöf-

lichen Verrichtungen, weihe Geiſtliche, predige, ſitze zur Beichte, halte das Hochamt, beſuche die Kranken und unterrichte die Kinder uſw. Es ſei ihm ſehr lieb, nun an mir einen Gehilfen zu haben; ich dürfe ihm nur in die Hand arbeiten und ſein Vikar ſein. Auch ich ſolle predigen, zur Beichte ſitzen, katechiſieren, Meſſe leſen und Kranke beſuchen. Er wolle mir dafür zu einem hinlänglichen Einkommen verhelfen und, würde meine Beſoldung nicht ergiebig genug ausfallen, ſo wiſſe er einen Freund beim Departementsarchive, der mir gern etwas zu verdienen gebe, wenn ich die alten Schriften, welche man aus allen aufgehobenen Klöſtern nach Kolmar geſchafft habe, entziffern möge, wozu mir als ehemaligem Regiſtrator gewiß weder Geſchick noch Luſt mangeln werde. Bereits habe er dem Archivar von mir geſagt. Ich war ganz willig, mir alles gefallen zu laſſen, und erhielt das Verſprechen, er wolle mich morgen ſogleich nach dem Frühſtück zu dem Archivar führen, teils um mir vorläufig einigen Verdienſt auszumitteln, teils um nähere Erkundigung einzuziehen, wie ich mich vor dem Komitee de Surveillance zu verhalten habe.

Indes war die Nacht angebrochen und er ließ mich, nicht ohne einiges Bedenken, in das lutheriſche Wirtshaus zum Bocke führen. Allein es war ſonſt nirgends ein Gaſthof für Reiſende geöffnet. Alſo ergriff er die klügſte Partie, ſpielte den Toleranten und ſandte mich zum Bocke. Nach langem Pochen und Bitten ward ich endlich eingelaſſen. Unter vielen Proteſtationen, daß nichts Beſſres zu haben ſei, ſetzte man mir ein kleines Abendeſſen von Erbſenſuppe, Ragout und Salat, mit einem Nachtiſche von Walnüſſen und Käſe vor. Ich führe den Küchenzettel deswegen hier an, damit es jedem klar werde, was ich eigentlich mittags und abends für den Preis eines franzöſiſchen Laubtalers zu eſſen erhielt. Ich begriff wohl, daß

dieſer Preis im Grunde nur wegen des Papiergeldes ſo hoch ſtand und verſuchte die Wirtsleute zu überzeugen, daß ich keine Aſſignate beſäße, um ſie zu bewegen, mir eine billigere Zeche zu machen. Aber da half nichts, der Wirt brummte: „Es iſt bei Lebensſtrafe verboten, zweierlei Preiſe zu machen, und der Teufel möchte wirtſchaften, wenn man nicht an andern Gäſten gewänne, was man an Soldaten verliert.“ So oft ich zu Bette ging, forderte man mir die Bezahlung für den vorigen Tag ab, aus Beſorgnis, ich möchte während der Nacht verſchwinden.

Als ich hier zum erſtenmal übernachtete, fühlte ich in der Einſamkeit der Nacht recht lebhaft, daß hier, allem Anſcheine nach, meine Hoffnung, unabhängig leben zu dürfen, ſcheitern würde, und daß ich wieder das elende Handwerk eines Amanuenſis und Biſchofsknechtes treiben müßte. Schon der Gedanke an eine ſolche Sklaverei erregte Schauer und Ekel in mir. Dennoch war ich entſchloſſen, eine Weile auszuharren und die Zeit abzuwarten, bis man mich kennen würde, dann hoffte ich, ſollte es mir an Freiheit und beſſerm Fortkommen nicht fehlen.

Den 28. Dezember ſchlenderte ich, ehe ich den Biſchof beſuchte, durch einige Gaſſen der Stadt, lüſtern, etwas Intereſſantes zu beobachten. Am hohen, buntgeſchmückten Freiheitsbaum vorüber kam ich zur Münſterkirche, über deren Hauptportal mir eine ſehr große ſchwarze Tafel in die Augen fiel, auf der mit goldenen, koloſſalen Buchſtaben die Inſchrift glänzte: Temple de la raison, Tempel der Vernunft. „O, möchteſt du ihr im Ernſte geweiht ſein,“ dachte ich, „möchte die Vernunft wirklich irgendwo einen Tempel haben und Menſchen, die ihr gehorchen! Aber hier iſt nicht alles ſo richtig. Ich fürchte, nur Zwang oder Neugierde führt zu dieſem Gebäude.“ So gern ich's geſehen hätte, wenn das Volk die Religion der Vernunft, das Naturgeſetz allein, ſo wie es mehrere der

beſten Schriftſteller darſtellen und die meiſten denkenden Menſchen erkennen, allgemein angenommen hätte, ſo wenig konnte ich glauben, daß es ſich durch einen Machtſtreich ſeine liebſten Vorurteile entreißen laſſen würde, und daß mit dieſen Vorurteilen, wenn ſie auch ſänken (wegen des Mangels an beſſerm Unterricht), nicht auch die Stützen der Moralität mit einſinken würden. Immer betrachtete ich alſo den Tempel der Vernunft mit einer Art Scheu.

Ich ging auf die andre Seite des Münſters, da ſah ich eine Herde Sanskulotten, die ſich luſtig um eine rotbemalte Bühne jagten; ſie war mit einem ebenſo gefärbten Geländer eingefaßt, und eine breite Treppe führte hinauf. Eine gute Weile zerbrach ich mir den Kopf, was das vorſtellen möchte, endlich fragte ich einen ehrlichen Taglöhner, der mir zur Seite ſtand: „Das iſt gewiß ein Rednerſtuhl, um darauf Haranguen ans Volk zu halten?“ Der Arbeiter beguckte mich von Kopf bis zu Fuß, ſchlug ein lautes Gelächter auf und ſagte: „Citoyen, Er iſt gewiß ein Fremder! Sieht Er denn nicht? Das iſt die Guillotine; die beiden aufrechtſtehenden Säulen mit dem Beile dazwiſchen hat man vor ein paar Tagen nach Ruffach geführt, um dort ein paar Aufrührern die Köpfe abzureißen.“ — Ich ſchauerte zuſammen, als er ſo trocken und kalt von der grauſamen Maſchine ſprach, faßte aber doch den Mut, ihn zu fragen: „Hat man auch hier ſchon jemanden guillotiniert?“ Er antwortete barſch: „Nicht viele, etwa drei, ein paar Spitzbuben und ein Weib.“ — Nie ging ich ohne widrige Empfindung an der häßlichen Maſchine vorüber.

Ich trabte durch mehrere Gaſſen, ohne etwas Auffallendes anzutreffen; endlich öffnete ſich ein geräumiger Platz vor einer Kirche, auf welchem ich, bunt durcheinander in großen Haufen, Altäre, Säulen, Kirchenbänke, Statuen, große Bilderrahmen, Beichtſtühle, Gitter uſw. uſw.,

alles zerſchlagen und verdorben, umherliegen ſah; ein paar Sanskulotten hielten Wache dabei, der eine hatte ſich gar bequem einen Beichtſtuhl zum Schilderhauſe gewählt und rief den Mädchen lächerliche Einladungen zur Beicht und Buße zu, arme Juden klaubten im vergoldeten Holzwerke, einige Karren wurden von Lutheranern ſcherzend mit Heiligenbildern beladen, ein Kommiſſar handelte mit einigen Kaufluſtigen um allerlei Geräte, Katholiken gingen vorüber, knirſchten mit den Zähnen und biſſen in die Lippen mit grimmigen abgewandten Blicken. Ich fragte einen Vorübergehenden, der eine ziemlich ruhige Miene machte: „Citoyen, was hat denn dieſer Trödelmarkt zu bedeuten?“ — „Merken Sie's denn nicht?“ antwortete er verdrießlich, aber nur halblaut, „hier wirft man das Heiligtum unter die Schweine. Es iſt die wahre Zerſtörung Jeruſalems.“ Immer höher ſtieg meine Verwunderung, wie ſich ein Volk, ohne aufrühreriſch zu werden und ſo ſtillſchweigend, ſeine Heiligtümer nehmen laſſen könnte, und ich hielt es für übertriebene Kühnheit, für eine Art Grauſamkeit, Katholiken durch den öffentlichen Anblick einer ſolchen Verwüſtung täglich zu neuem Mißvergnügen aufzureizen und hiermit gleichſam ihrer allerheiligſten Begriffe zu ſpotten.

Nun ging ich zum Biſchofe und frühſtückte mit ihm. Um mehr ins klare zu kommen, fragte ich ihn, wie es denn am Chriſttage mit dem Gottesdienſte gehalten wurde? Da erzählte er mir, die Obrigkeit habe nach langem Bitten der Geiſtlichen die ehemalige Jeſuitenkirche an dieſem Tage zum Gebrauche ſowohl für Katholiken als Proteſtanten zu eröffnen erlaubt und es beiden Teilen überlaſſen, einander auszuweichen und wegen Einteilung der Zeit überein zu kommen. Er habe die Morgenſtunden von 4 bis 10 Uhr gewählt und vorgeſtellt, die Katholiken bedürften, um ihrer Beicht und Kommunion ordentlich abzuwarten,

wenigstens dieser Stunden. Es sei ihm an sich selbst zuwider gewesen, Lutheranern den Zutritt in eine Kirche zu lassen, die immer ausschließlich nur von Katholiken besucht worden wäre, und er habe gehofft, man würde ihnen am Ende wohl eine andre leere Kirche einräumen. Allein dies sei nicht geschehen, die Protestanten hätten, weil er sich mit ihnen nicht freiwillig vertragen wollte, die Hälfte des Vormittags, nämlich die Stunden von 8 bis 12 Uhr in Anspruch genommen und ihn, der sich an ihre Prätensionen nicht kehrte, während des Gottesdienstes in der Kirche überfallen, es sei daher ein Auflauf und ein lärmender Streit entstanden, so daß es beinahe zu Schlägereien gekommen wäre, er habe aber die Vorsicht gebraucht, die Katholiken noch zur Not von Tätlichkeiten abzuhalten; zwar hätte es ihm nur einen Wink gekostet, so wäre das Volk über die Lutheraner hergefallen und hätte sie, als die schwächere Partei, tapfer durchgeklopft. Zu einer andern Zeit wäre das wohl angegangen, aber in so kritischen Umständen, als die gegenwärtigen seien, müßte man Klugheit für Recht gehen lassen. Er vertraute mir ferner, sein Benehmen habe dennoch auf die Obrigkeit üblen Eindruck gemacht, er fürchte, in Paris angeklagt und zur Verantwortung gezogen zu werden, und habe eben eine Verteidigungsschrift abgefaßt, die er mir vorlas. Sie war sehr lang und zeugte von einem sehr beschränkten Kopfe, von viel Intoleranz und von noch mehr Eigendünkel und bischöflicher Selbstgenügsamkeit. Ich schüttelte den Kopf und äußerte bescheiden, wenn ich am Christtage zugegen gewesen wäre, so hätte ich ihm zur friedfertigsten Verträgsamkeit gegen die Protestanten geraten, es müßte doch möglich gewesen sein, die Beichtenden am Vorabend und am Feste morgens von 4 bis 6 Uhr abzuhören und dann mit dem Hochamt, der Predigt und Kommunion bis 8 Uhr fertig zu werden. Er wollte mir dagegen begreiflich machen,

dies wäre gerade der Weg gewesen, es mit den Katholiken selbst vollends zu verderben, denn sie hielten die beeidigten Priester und Bischöfe ohnehin für halbe Lutheraner. Ich meinte, man müßte dergleichen Beschuldigungen nicht achten, sondern recht tun und die Leute belehren. Allein der Bischof war andern Sinnes, bezeigte mir aber wegen meiner Äußerungen so wenig Mißfallen, daß er mir vielmehr mit vielem Zutrauen von meinen künftigen geistlichen Verrichtungen sprach und mich auf den kommenden Mittag zu Tische lud. Meine Lust, sein Vikar zu werden, hatte sich dagegen völlig verloren. Was wollte ich in Gesellschaft eines so eiteln, intoleranten Mannes beginnen? Wie konnte ich hoffen, nach meiner Überzeugung lehren zu dürfen? Meine Lage war bereits sehr unangenehm. „Die beste Partie, die du ergreifen kannst," sagte ich mir selbst, „ist die, dich sobald als möglich von ihm los zu machen." Indessen wollte ich mich von ihm gängeln lassen, bis sich ein Seitenweg fände, seiner bischöflichen Gewalt zu entwischen.

Nun führte er mich zu seinem Freunde dem Archivar. Er war nicht mehr zu Hause. Im ehemaligen Jesuitenkollegium, wo wir ihn finden sollten, hieß es, er habe sich eben ins Comité du District verfügt, und Martin entschloß sich, ihn auch dort aufzusuchen.

Als wir durch ein Bogengewölbe gegangen waren, streckten uns ein paar Kanonen die drohenden Öffnungen entgegen. Neben den Kanonen waren rechts und links zwei Türen. Auf jener zur Rechten stand die Aufschrift: Comité du District, auf der andern: District de Colmar. Mein Führer trat zweifelhaft, ob er sollte, zur ersten hinein. Es wunderte mich, daß er nicht bessern Bescheid wußte, und ich folgte ihm mit erschrockenem Herzen. Der gesuchte Archivar war da, kam dem Bischofe entgegen und trug alle Anzeichen von Verlegenheit auf dem Gesichte.

Der Biſchof ſagte einiges von dem, was er mit mir vorhabe, bat ihn leiſe um Rat, wie es einzuleiten ſei, um bei dem Komitee de Surveillance keine Hinderniſſe zu finden, und geriet bald ins Stocken, denn zwei Mitglieder der Diſtriktsverwaltung, die im Komitee arbeiteten, verwandten kein Auge von ihm und horchten genau auf ſeine Worte. Der eine war ein wohlgebildeter, ſchlanker, ernſter, anſtelliger Arbeiter, der ſeine Geſchäfte mit Leichtigkeit zu machen ſchien, der andre ein ſtarker, etwas beleibter, ungeſchlachter polternder Mann. Dieſer näherte ſich mit einer höhniſchen Miene und ſagte ſpottend: „Eh voilà, Citoyen Martin! wie geraten Sie hierher?“ Der Biſchof erklärte ihm, furchtſam und betroffen, die Urſache ſeines Hierſeins. Das Diſtriktsmitglied lachte laut auf und erwiderte: „Haha! Sie rekrutieren in Deutſchland, wenn es im Elſaß an Gehilfen fehlt!“ Er wandte ſich an mich: „Citoyen, Sie kommen zur Unzeit, bei uns hat die Pfafferei ihr Ende erreicht, hier werden Sie Ihr Heil nicht finden.“ — Der Biſchof ſagte, er könnte mich ſehr wohl brauchen. — „Könnten Sie das?“ antwortete der ſpottende Mann mit ſchalkhaftem Tone, „ſehr gut alſo, Citoyen Martin, daß Sie ſich hierher verirrten! Es ſcheint, Sie haben im Komitee de Surveillance Ihre Freunde (mit einem ſtechenden Seitenblicke auf den Archivar ſprach er das) und möchten das Heer unſrer geiſtlichen Schmarotzer gern auch noch mit einem Ausländer vermehren. Aber dafür ſoll geſorgt werden, verlaſſen Sie ſich darauf, Citoyen,“ ſprach er zu mir, „Er ſetzt ſein Geſuch ſchriftlich auf und bringt es nachmittags in eigener Perſon hierher!“ — Martin nahm Abſchied; der Archivar begleitete uns und ſagte mir leiſe: „Kommen Sie frühe nach Tiſche, ſo treffen Sie mich allein!“ und ging ſchüchtern wieder zurück. Der Biſchof erzählte mir ſogleich, als wir allein waren, der Spötter ſei ein Geiſtlicher geweſen, welcher vor einiger Zeit wegen

schlechter Aufführung von ihm bestraft ward, habe das Priestertum abgeschworen und öffentlich seine Formaten (Zeugnis der Weihe) verbrannt. Nun spiele er den patriotischen Eiferer und suche sich für die erlittene Strafe zu rächen. Ich sollte mich nur an den Archivar halten und übrigens keiner Furcht Raum geben. Er wollte es so gewiß lenken, daß ich bleiben dürfte.

Kleinmütig begleitete ich ihn nach Hause, ging in meine Herberge und verfaßte die verlangte Bittschrift.

Alle meine Angaben belegte ich mit schriftlichen Beweisen, deren etwa acht Stück sein mochten. Auch die Briefe des Bischofs und meine Formaten befanden sich darunter. Die ganze Bittschrift füllte einen halben Bogen in Folio und war an das Komitee de Surveillance des ersten Kantons der Gemeinde Kolmar adressiert.

Sogleich nach Tische eilte ich, das Comité du District wieder zu finden. Lange lief ich vergebens durch die Gassen. Endlich gelang es mir doch. Der Archivar, des Bischofs Vertrauter, wartete meiner schon lange. Sogleich übergab ich ihm meine Bittschrift. „Ach schade," rief er aus, „daß Sie der Bischof im Ungestüm seines Eifers irregeführt hat! Ihr Paß und Ihre Bittschrift lauten ja an das Komitee de Surveillance, und nun verschlägt Sie das Schicksal hierher, wo lauter Feinde des Bischofs sitzen! Alles wäre gut gegangen, wenn sich Martin die Unvorsichtigkeit nicht hätte zuschulden kommen lassen, Sie zu mir zu bringen und sogleich von Ihrer Bestimmung zu schwatzen. Nun ist schwerlich zu helfen. Man ist einmal aufmerksam auf Sie und wird dem Komitee de Surveillance kaum gestatten, unbefangen über die Entscheidung Ihres Schicksals zu deliberieren. Machen Sie sich nur gefaßt, wieder nach Deutschland zurückgeschickt zu werden, dies ist noch das beste, was Ihnen widerfahren kann." Indem der Archivar dergleichen Klagelieder anstimmte, trat der ab-

geſchworene Geiſtliche, ein Mitarbeiter im Komitee, herein und begrüßte mich ſogleich mit den Worten: „Ha! ſchon da, Citoyen Biſchofsknecht?“ Und zum Archivar ſprach er: „Was haben Sie doch mit dem Biſchof zu ſchaffen, Citoyen? Sind Sie ſein Nikodemus, der nachts zu ihm ins Haus ſchleicht?“ Der Archivar ſtammelte eine Art Entſchuldigung, nahm nach einer Weile ſeinen Stock und Hut und ſchlich davon. Der Exgeiſtliche blätterte erſt in einigen Schriften und wandte ſich dann wieder an mich: „Hör' Er, Citoyen, kannte Er das Geſetz, daß jeder Deutſche, der ſich nach Frankreich wagt, guillotiniert werden ſoll?“ Unverhohlen antwortete ich: „Von dem Geſetze wußte ich und fragte ausdrücklich an, ob es auf mich anwendbar ſei. Man gab mir die deutlichſte Verſicherung, daß ich nichts zu befürchten hätte, ſo kam ich.“ Indes trat der jüngere und ſtillere Arbeiter des Komitees herein. Der Exgeiſtliche trug ihm meinen Kaſus von der ungünſtigſten Seite vor und wollte mich durchaus guillotiniert wiſſen. Der andre forderte mir ein gültiges Zeugnis ab, daß man mir die Verheißung getan habe, ich ſei von dem Geſetze ausgenommen. Ich zog meine Bittſchrift aus der Taſche und wies die beiden Briefe des Biſchofs vor, die ich als Belege der Bittſchrift beigefügt hatte. Sie laſen und brachen beide in ein lautes Gelächter aus, als ſie auf die Äußerungen desſelben über die Fortdauer ſeiner Beſoldung und die wundertätige Verſorgung der Arbeiter im Weinberge des Herrn ſtießen. „Es zeigt ſich,“ rief der Exgeiſtliche aus, „daß der gute Citoyen da ein Betrogener iſt, der Biſchof hat Ihn hinter's Licht geführt, dieſer muß beſtraft werden. Citoyen, wieviel koſtete Ihn die Reiſe? Gebe Er die Summe nur vollſtändig an, der Biſchof ſoll Ihm alles, bis auf den letzten Heller vergüten.“ — „Um Vergebung, Citoyen!“ ſagte ich, „der Biſchof hat mir zwar die Wahrheit, wie ich merke, nicht berichtet, aber ich will

den Schaden, der mir dadurch zuging, gern selbst tragen, denn es ist mir widerlich, einen andern meinetwegen in Verlegenheit gesetzt zu sehen!" Zornig antwortete er: „Ei nun, so gehe Er ohne Vergütung zum T...! — Doch laß Er sehen, was hat Er da für eine Bittschrift? — O pfui! das ist ja eine ganze Predigt! Wer wird das Zeug alles lesen? Und die Belege hier — haha! Formaten! Will Er die öffentlich verbrennen lassen?" — „Ich liebe den Lärm nicht," erwiderte ich, „den eine solche auffallende Handlung macht, und glaube, sie fruchte nichts, schade aber dem Geistlichen bei allen Schwachen. Meine Sache wäre, stilltätig durch Belehrung an Verbreitung der Aufklärung und des wahren Patriotismus zu arbeiten." — Der Exgeistliche lachte laut auf und rief: „Da seht mir einmal den ganzen Kerl an! Er spricht von Aufklärung und ist in seiner Kleidung, in seinem Benehmen und allen seinen Manieren ein Pfaff. Er hängt sich an den närrischen Bischof und will von Belehrung des Volkes sprechen, das möchte mir eine hübsche Belehrung sein!" — Beschämt stand ich da und sagte nichts als: „Citoyen, Sie kennen mich nicht und wollen mich nicht einmal kennen lernen, sonst hätten Sie wenigstens meine Bittschrift gelesen." — „Die mag lesen, wer mehr Muße hat als ich," erwiderte er spottend, „man kennt den Vogel bald am Gesange! Wer möchte wohl leeren Worten trauen? Komm' Er nur mit mir zum Präsidenten des Distrikts, wir wollen sehen, ob der mehr Geduld hat, als ich!"

Er führte mich zur Tür, auf welcher die Aufschrift paradierte: District de Colmar. Wir stiegen eine Treppe in ein großes Zimmer hinauf, wo an einer langen Tafel die Mitglieder der Distriktsverwaltung saßen, von einer Menge Bürger und Bauern umringt. Wir drängten uns durch zum Präsidenten. Mein Begleiter legte ihm spottend meine Bittschrift vor und belehrte ihn kurz über meine

Erſcheinung. Der Präſident durchblätterte die Belege und ſprach: „Der närriſche Pfaff tut ſich, wie es ſcheint, auf ſeine pfäffiſchen Zeugniſſe etwas zugute.“ — „Nichts mindres,“ ſagte ich, „aber ich wollte Ihnen beweiſen, daß meine Angaben richtig ſind, und daß ich ein ehrlicher Mann bin.“ — „Ein Narr mag Er ſein,“ erwiderte der Jakobiner mit ſeiner roten Mütze, „daß Er ſich von dem aberwitzigen Biſchof ſo äffen läßt. Der hat uns am Chriſttag ſchöne Streiche gemacht. Nun beruft er gar noch Helfershelfer aus einem feindlichen Lande. Er ſoll ſeinen Lohn dafür erhalten. Hört Er, Citoyen! Mit dieſen beiden Biſchofsbriefen kommt Er uns ganz zur gelegenen Zeit, die erhält Er auf allen Fall nicht wieder zurück. Sein frommer ſeeleneifriger Biſchof ſoll erfahren, welchen Gebrauch wir davon zu machen wiſſen.“ Er reichte jetzt die Bittſchrift ſamt den Belegen einem Mitgliede des Diſtrikts hin und trug ihm auf, ſie durchzuleſen. Das Mitglied rief mich zu ſich und fing an, eine kleine Stelle zu leſen, aber plötzlich warf er alles auf den Tiſch und rief aus: „Wer hätte Geduld genug, das lange Gewäſch zu durchlaufen? Wir können die Zeit nicht ſo verderben. Scher' Er ſich mit ſeinem Quark zum Komitee de Surveillance, an das er adreſſiert iſt!“ Hiermit gab er mir meine Schriften in die Hand, mein Begleiter nahm mich wieder in Empfang und führte mich ins Komiteezimmer zurück. „Hier ſitz Er auf den Stuhl,“ ſprach er trotzig, „bis eine Wache kommt und Ihn zum Nationalagenten führt, der Ihn wohl verwahren wird.“ Das Verwahren gefiel mir gar ſchlecht, aber was wollte ich machen? Ich ſtand einmal in Feindes Gewalt und mußte mit mir anfangen laſſen, was man eben wollte.

Lange ſaß ich da und beobachtete, wie die Herren ihre Geſchäfte behandelten. Endlich, als die Sonne hinabſank, erſchien ein Nationalgardiſt, dem man befahl, mich

zum Nationalagenten zu führen. Meine Bittschrift mit allen ihren Belegen wurde mir in einem versiegelten Päckchen zugestellt, um sie dem Nationalagenten zu übergeben. Auf dem Wege plauderten wir ziemlich vertraut über die neue Ordnung der Dinge, mit welcher der Gardist gar nicht zufrieden schien. Ein gutes Trinkgeld beim Eintritt ins Haus des Nationalagenten machte den Mann so treuherzig, daß er mir sagte: „Citoyen, wenn Sie in Gefahr sind, hier unglücklich zu werden, so sagen Sie mir's, ich begleite Sie vor's Tor, und Sie sollen frei hingehen, wohin es Ihnen beliebt. Wegen einer Ausrede lassen Sie mich sorgen!" — „Ich danke Ihm, lieber Mann," erwiderte ich, „für Seine Bereitwilligkeit, mir los zu helfen, aber ich kann keinen Gebrauch davon machen und sehe die Gefahr, in der ich schwebe, eben nicht für wichtig an." Unter freundlichem Händedruck schieden wir voneinander.

Es war ein sehr unansehnliches Bürgerhaus in der Vorstadt, wo der Nationalagent wohnte. Als ich ins Wohnzimmer trat, hieß mich eine nicht unartige Frau mit ein paar Kindern willkommen. Dieser Umstand gab mir gute Hoffnung, denn ich dachte: „Ein Mann, der Gatte und Vater ist, kann unmöglich so grausam und gefühllos sein, als ein hagestolzer Pfaff." — „Haben Sie Geduld, Citoyen," sagte die wackere Frau, „bis mein Mann aus dem Spital zurückkommt! Es ist eine Menge Verwundeter dort angelangt, die alle von neuem verbunden werden müssen." Also ist der Mann ein Wundarzt, schloß ich und machte mich von seiner Seite auf wenig Schonung gefaßt. Bis er kam, las ich im Martial, den ich bei mir führte und beantwortete die seltenen Fragen der Hauswirtin, die fleißig nähend mir gegenüber saß. Endlich langte Herr Deps, der Nationalagent an. Seine Frau ging ihm vor die Tür entgegen, sobald sie seine Tritte

auf der Treppe vernahm. Ich hörte ſie halblaut ſagen: „Es erwartet dich drinnen ein Fremder, er ſcheint mir ein ſtiller ordentlicher Menſch. Schon lange ſitzt er am Tiſche und lieſt.“ Ein junger, friſcher Mann in Jakobinerkleidung trat herein und grüßte mich ſehr freundlich. Sogleich übergab ich ihm mein Päckchen, erzählte mit Eifer, wie ſonderbar ich bei der Diſtriktsverwaltung behandelt worden ſei, ſetzte meinen Patriotismus ins gehörige Licht und bat ihn um Schutz und Hilfe. „Die Herren haben ſich übereilt,“ ſagte er, „ſobald ſie den närriſchen Biſchof ſahen, ſo glaubten ſie, in Ihnen nichts weiter als einen Pfaffenknecht vor ſich zu haben, und beurteilten Sie ſofort nach dieſem Vorurteile.“ Er las meine Bittſchrift mit ihren Belegen ganz durch, klopfte mir freundlich auf die Schulter und ſagte: „Guten Mutes, Citoyen, ich ſehe, Sie wollten ſich nur vermittels des Biſchofs hereinſchwärzen. Sie haben wahre Liebe für Freiheit und Aufklärung. Solche Leute brauchen wir! Geben Sie keinem trüben Gedanken Raum! Das Komitee des Diſtrikts ſchreibt mir zwar, ich ſoll Sie in Verwahrung nehmen, aber ich finde das nicht nötig. Geben Sie mir Handſchlag und Wort, daß Sie von hier nicht weggehen wollen, ohne Abſchied bei mir genommen zu haben, ſo bin ich's zufrieden (ich verſprach mit Handſchlag was er verlangte). Ihr Schickſal,“ fuhr er fort, „ſoll bald eine ganz andre Wendung erhalten, verlaſſen Sie ſich darauf! Ich nehme Sie in meinen Schutz, fürchten Sie nichts! Ohne meine Beiſtimmung kann Ihnen kein Haar gekrümmt werden. Ich ſehe, Sie ſind ein erfahrener Schriftſteller, wir bedürfen bei unſrer Munizipalität eines geſchickten Überſetzers franzöſiſcher Verordnungen, wer weiß, ob ich Ihnen dieſe Stelle nicht zuwenden kann? Morgen kommen Sie, frühe um acht Uhr, in die Munizipalität, wir wollen ſehen, ob Sie dort nicht zu gebrauchen ſind! Abends um 4 Uhr aber erſcheinen

Sie vor dem Komitee de Surveillance, das im ehemaligen Jeſuitenkollegium ſeine Sitzungen hält. Mein Vater präſidiert, ich will ihn im voraus zu Ihren Gunſten ſtimmen. Sprechen Sie herzhaft und kühn, dann wird alles gut gehen!"

Den 29. Dezember erſchien ich zur beſtimmten Stunde in der Munizipalität. Citoyen Deps ſtand unter dem Tore, als ich kam. Ich zog meinen Hut. „Pfui!" rief er, „laſſen Sie das pfäffiſche Zeremonienweſen! Im Lande der Freiheit ſind wir alle gleich." Hiermit riß er mir den Hut aus der Hand und drückte ihn feſt und derb auf meinen Kopf. Die Beamten bei der Munizipalität fanden freilich, daß ſie eines Konzipiſten und Überſetzers bedurften. „Aber," ſagten ſie, „der Citoyen erhält doch nicht ſoviel Beſoldung, als er zu ſeinem Lebensunterhalt nötig hat, wie will er ſich denn fortbringen? Es kann lange anſtehen, bis er verdient, was er braucht!" Auf dieſe Weiſe lehnten ſie es ganz gelinde ab, mich anzuſtellen. Aber Deps verlor den Mut nicht. „Bleiben Sie nur noch eine Weile hier," ſprach er, „es wird ſich alles geben!"

Abends ſtellte ich mich vor dem Komitee de Surveillance. Man ſetzte mich neben dem Präſidenten an einen runden Tiſch, um welchen die Mitglieder, etwa zwölf an der Zahl, ihre Plätze einnahmen. Ich mußte die Begegnung, die ich bei der Diſtriktsverwaltung des biſchöflichen Geleites wegen erfahren hatte, ausführlich erzählen, meine Bittſchrift Punkt um Punkt vorleſen und mit denjenigen Erläuterungen begleiten, welche die Mitglieder bei jeder Stelle mir abfragten. Allmählich geriet ich in Feuer und ließ meinen Freiheitsſinn in vollem Glanze ſtrahlen. Einige Mitglieder riefen aus: „Schade, wenn wir ſolch einen Mann wieder ins Ausland ſchickten! Er iſt ein wahrer Patriot!" — „Citoyen," rief ein andrer, „wir könnten einen Redner im Tempel der Vernunft

brauchen, Sie scheinen mir die echten Grundsätze der Vernunftreligion zu haben; möchten Sie sich wohl dazu verstehen, dem Volke die Grundsätze der Moral zu erklären?" — „Gar gern," antwortete ich, „nur besorg' ich, meine Vorlesungen möchten nicht immer ganz mit dem Sinne derjenigen harmonieren, welchen gegenwärtig die Belehrung des Volkes anvertraut ist." — „Lassen Sie diese Sorge!" erwiderte der Mann, „wir wollen Ihnen schon sagen, was Sie vortragen sollen oder nicht!" Ich zuckte die Achseln und dachte: „Hier wärst du also wieder auf dem Punkte predigen zu müssen, was andern gefiele! Das ist vielleicht noch schlimmer, als die Zensur des Herrn Dompropsts!" Ein dritter im Jakobinerkostüm rief: „Der ganze Vorschlag ist ein toller Einfall! Wie könnt ihr glauben, daß ein Pfaff in einem andern als im pfäffischen Tone öffentliche Reden halten werde? Seine Vorlesungen würden Predigten werden, Futter für Einfältige, wie man es vor kurzem noch von allen Kanzeln den christlichen Schafen vorschüttete! Ich behaupte, die Distriktsmitglieder hatten recht, als sie den eingedrungenen Bischofsknecht wieder über die Grenze zu befördern befahlen." Der Präsident erwiderte: „Der Distrikt hat uns nichts zu befehlen; wir selbst haben die Köpfe noch nicht verloren." — „Wer sich von einem Bischof aufführen läßt," fuhr der Jakobiner fort, „und in all seinem Wesen so ganz Pfaff ist, wie der Citoyen da, braucht nicht lange geprüft zu werden; der erste Anblick verrät, was man an ihm hat. Er soll wieder über die Grenze! Das ist noch Gnade! Denn er wußte das Gesetz gegen die feindlichen Ausländer und drängte sich doch ins Land! Schonung genug, wenn er noch mit dem Leben davonkommt!" — „Ich behaupte," begann jetzt ein andrer Mann mit seiner roten Fuchsrutenmütze, „die Ursachen, welche den Fremden hier bewogen haben, ins Land zu schleichen, müssen erst näher

geprüft werden. Man nehme ihn vorerst in engere Verwahrung und untersuche genau, ob sein Patriotensinn nicht eine künstliche Maske und seine Korrespondenz mit dem verdächtigen Bischofe nicht eine List war, um ungescheuter den Spionen machen zu können." Noch ein andrer rief: „Der Citoyen dort gesteht, er habe das strenge Gesetz gegen die Auswärtigen gekannt. Wie konnte er glauben, daß ein einfältiger Bischof in Verordnungen, die der Nationalkonvent feierlich erlassen hat, zu dispensieren vermöge? Unmöglich konnte er einen so einfältigen Gedanken hegen. Er hat sich also geradezu gegen das Gesetz vergangen und verdient, den Kopf unter der Guillotine zu verlieren." — „Gegen dieses Räsonnement ist nichts einzuwenden!" sprachen ein paar Beisitzer. „Ich hätte viel dagegen einzuwenden," erwiderte ich, „freilich glaubte ich nie, daß mich der Bischof vom Gesetze dispensieren könne, aber ich fragte ihn schriftlich, ob es auf mich, als aufrichtigen Patrioten, anwendbar sei, und er beteuerte mir feierlich, es sei nicht anwendbar. Ehe man jemanden verdammt, muß man doch vorläufig einen Blick auf sein Betragen werfen und sehen, ob aus demselben eine böse Absicht hervorleuchtet. Niemals kam in mein Herz nur der geringste schlimme, der Republik nachteilige Gedanke; wäre ich ein Spion, so hätte ich mich nicht so treuherzig und genau nach der Vorschrift des Generals vor diesem Komitee gestellt; es wäre mir ja freigestanden, erst nach Belieben zu spionieren, meine Absichten auszuführen und dann an die Grenze zu laufen, um dem General zu sagen, man habe mich in Kolmar nicht aufgenommen, so wäre ich glücklich entkommen. Alles dies tat ich nicht, und ich muß mich sehr wundern, daß einige Citoyens hier den Ton der Wahrheit vom Tone des Betrugs nicht besser zu unterscheiden wissen." — „Bittsteller," polterte ein hagerer langer Mann, „vergesse Er nicht, daß Er mit einer Obrigkeit spricht!" —

„Citoyen," ſagte ich ſanft, „ich weiß nicht, was Sie beleidigen konnte, aber ich habe ein gutes Gewiſſen!" — „Bei meiner Seele!" rief Johann Kübler der ältere, ein ehrlicher Handwerker, aus, „der Citoyen ſcheint mir ein rechtſchaffener Patriot und ein braver Mann zu ſein. Ich habe drei Kinder; wenn er anfangs wegen ſeines Unterhalts verlegen wäre und wollte ſich entſchließen, meine Kinder zu unterrichten, ſo gebe ich ihm gern Wohnung und Koſt." — „Das war eine recht einfältige Beteurung," ſagte jetzt Citoyen Burghard, ein junger Arzt, „bei meiner Seele! was ſoll denn das heißen? Das klingt ja nichts minder als republikaniſch! Seele! Seele! Der Menſch iſt Materie!" — „So haſt du keine Seele?" rief wörtlich ein dritter, „biſt du alſo ein Hund?" Hierüber fing ein hitziger Streit unter den Beiſitzern an; der Präſident ſagte mir, wahrſcheinlich um die Pudenda der ungezogenen Citoyens ſobald möglich meinem Anblicke zu entziehen: „Treten Sie nun ab ins Nebenzimmer, bis wir Ihretwegen einen Entſchluß gefaßt haben!" Ich ging während der Debatten davon, ſetzte mich im Nebenzimmer ans Licht, zog meinen Martial, der nebſt andern Dichtern wie ein Diurnal (kleines Brevier) gebunden war, aus der Taſche und las darin, um keinen Grillen Raum zu geben. Dennoch mußte ich mir ſagen: „Offenbar hat ſich das Komitee des Diſtrikts mit den Jakobinern im Komitee de Surveillance verſtanden, um dich zu entfernen. Sie ſind noch dazu die mehrern, wahrſcheinlich wirſt du wieder an die Grenze geſchickt. Doch das iſt immer beſſer, als hier gefangen zu ſitzen und dein Geld unnütz zu verzehren." Ein Mitglied des Komitees trat nach einer Weile herein, ſchlich hinter mich und lauſchte über die Schultern in mein Büchlein. „O wehe!" rief er aus, „Sie beten das Brevier! Iſt das Ihre Aufklärung?" — Ehe ich zum Wort kommen konnte, war er wieder

fort. Bald rief man mich wieder hinüber ins Komitee, und die erste Frage des Präsidenten lautete: „Ist es wahr, Citoyen, haben Sie das Brevier gebetet?“ — Ich lächelte: „Sogleich, Citoyens, sollen Sie mein Brevier sehen!“ Ich zog meine Dichter aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. Der Präsident öffnete das Futteral, man sah hinein und brach in ein lautes Gelächter aus. „Beim Teufel, Bruder, was hast du gesehen?“ rief Citoyen Burghard. — „Horcht, horcht!“ rief ein andrer, „Burghard glaubt nicht, daß wir Seelen haben, aber er glaubt an den Teufel.“ — Der Präsident sprach ernsthaft: „Citoyens, fangen Sie nicht wieder davon an!“ — „Verwünscht!“ sagte derjenige, der mich als einen Brevierbeter angegeben hatte, „ich sah die Verse für Psalmenverse an. Da hab' ich mich garstig betrogen.“ — „Ach!“ rief Johann Kübler aus, „Bronner wär' es wert, daß wir ihn behielten!“ — „Wäre der Distrikt nicht dagegen, so wünschte ich es auch,“ sagte Burghard, „ich habe ein Kind und wäre froh, wenn der Citoyen sein Lehrer würde. Kost, Wohnung und ein Stück Geld für Kleidung wollte ich ihm gern geben. Er versteht auch Botanik, das wäre für mich eine angenehme Gelegenheit, diese Wissenschaft zu studieren.“ — „Ich sehe, es wird mir nicht an Unterhalt fehlen,“ sagte ich, „verschaffen Sie mir also nur die Erlaubnis hier zu bleiben, so werd' ich ein glücklicher Mensch sein!“ — „Die Mehrheit der Stimmen fiel gegen Sie aus,“ sprach jetzt der Präsident, „aber noch ist nicht alle Hoffnung verloren, vielleicht lassen sich die Mitglieder des Distrikts noch umstimmen. Ohne das Widerstreben derselben fänden wir kein Bedenken, Sie hier zu behalten. Haben Sie also noch ein paar Tage Geduld! Vielleicht ändert sich alles zu Ihrem Vorteile! Morgen abend erscheinen Sie wieder hier in diesem Zimmer!“

Man ging auseinander. Johann Kübler begleitete

mich eine große Strecke weit und lud mich auf den folgenden Tag zum Mittageſſen ein. Da ich ſeine Wohnung nicht wußte, ſo verſprach er, mich abzuholen.

Am nächſten Tage führte er mich in ein Kaffeehaus, wo eine Menge Bürger und Soldaten bei ihren Taſſen, franzöſiſch oder deutſch, kannegießerten. Wir tranken eben unſre Schale Schokolade, da ſtürzte plötzlich Citoyen Burghard zur Tür herein: „Wo iſt der Fremde? der deutſche Geiſtliche?“ Er erblickte mich und winkte mir in eine Ecke. Johann Kübler ging nicht von meiner Seite. „Citoyen!“ ſagte Burghard, „der Diſtrikt iſt ſehr aufgebracht, daß Sie noch hier ſind. Wenn ich Ihnen zu Ihrem Beſten raten darf, ſo nehmen Sie Ihren Paß und Ihre Schriften zurück und gehen ſogleich an die Grenze. Wir haben zwar geſtern die Expedition des Paſſes zurückbehalten, weil der Nationalagent äußerte, er könnte Sie brauchen, aber der Diſtrikt iſt ganz wider Sie und hat nun einmal feſt beſchloſſen, Sie hier nicht zu dulden. Der Biſchof iſt Ihr Unglück, Sie ſehen, alle Ihre Schriften erhalten Sie zurück, nur ſeine Briefe nicht. Folgen Sie mir, um Verdruß zu verhüten, und gehen Sie, je eher je lieber, über die Grenze!“ Unter dem Paß des Generals ſtand geſchrieben:

Renvoyé au Quartier Général de Blotzheim par le Comité de Surveillance de Colmar ce nonidi de la I. décade de Nivôse de l'an 2 de la République Française.

Vu *Burghard*. *Neukirch* Secret.

„Wer wird auch ſo ängſtlich tun?“ ſagte Kübler, „Citoyen Burghard, Bronner bleibt hier, bis es beim Komitee de Surveillance völlig entſchieden iſt. Geſtern blieb der Abſchluß eigentlich in suspenso, und was will man dagegen machen, wenn ich ihn zu meinem Hauslehrer anſtelle?“ — „Citoyen Bronner,“ erwiderte Burghard froſtig, „ich habe Ihnen treulich geſagt, was zu ſagen

war. Nun tun Sie auf eigene Gefahr alles, was Ihnen beliebt!" Hiermit führte er ſich eiligſt ab. Ich ward nachdenkend. Kübler ermunterte mich und ſagte: „Kümmern Sie ſich nicht! Solange Ihnen der Nationalagent gut iſt, haben Sie nichts zu fürchten, mag die Partei des Diſtrikts lärmen, ſolange ſie will. Wer kann Ihnen was anhaben? Er allein darf Sie feſtſetzen. Nachmittags wollen wir ihn beſuchen. Kommen Sie nun getroſt mit mir in den Tempel der Vernunft!"

Ich folgte ihm. Als ich in den Tempel trat, aus dem alle Kirchenſtühle und Altäre weggeräumt waren, fiel mir ſogleich an dem Platze, wo ſonſt der Hochaltar prangte, ein Theater in die Augen, auf dem ſich ein hoher, feuerſpeiender Berg erhob. Am Abhang des Berges ſtanden, wenn mein Führer mich recht berichtete, Freiheit und Wahrheit, weiter unten aber Tapferkeit und Induſtrie einander gegenüber. Es waren Figuren auf Bretter gemalt und ausgeſchnitten. „Als man den Tempel zum erſtenmal öffnete," ſagte Kübler, „hatte man oben ein natürliches Feuer angebracht. O, das war ſchön! Aber beinahe hätte ſich ein Unglück ereignet. Die Flamme ergriff das Geſtelle, auf dem die grünen Tücher ruhen, welche die Seiten des Berges bilden, und man hatte nicht wenig Mühe, das Feuer zu löſchen." Zu ebener Erde rechts und links ſtanden gemalte Pyramiden mit Aufſchriften, die ich verloren habe, ebenfalls aus Brettern geſchnitten. Die Munizipalität ſetzte ſich des ephemeriſchen Spielwerks wegen in keine großen Koſten. Das Ganze konnte mir unmöglich gefallen. „Was will man mit dieſer armſeligen Vorſtellung?" dachte ich, „wie einfältig, daß ſich die Jakobinerpartei, der Berg, ſelbſt vergöttert! Meint man etwa, dies elende Spielwerk könne dem Volke ſeine Altäre erſetzen? Hier iſt ja gar nichts, was auf den Verſtand wirken, nichts, was das Herz be-

friedigen, erheben oder rühren kann, nicht einmal eine Vorstellung, die gefällig den Sinnen schmeichelt. Einfältige Erfindung! Du bist unmöglich für die Dauer!"

Ein lautes Gerassel vieler Trommeln kündigte nun die Ankunft der Obrigkeiten an. Eine Menge Tambours, denen eine zahlreiche Wache folgte, rückten in die Kirche ein, die Gewölbe dröhnten vom erschütternden Trommelgelärme. Die Departementsverwalter und die übrigen Beamten, größtenteils in jakobinischer Kleidung, mit ihren dreifarbigen Schärpen und breiten Bändern geschmückt, die sie wie Ordensbänder quer über die Brust trugen, bestiegen eine Bühne zwischen zwei Kirchenpfeilern und winkten den Tambours Stillschweigen. Sogleich begann auf dem hohen Musikchore feierlicher Trompeten- und Paukenschall, die Orgel fiel darein, und das ganze Volk sang unter Begleitung vieler Blasinstrumente die Marseiller Hymne in einem ziemlich lebhaften Zeitmaße. Jede Strophe ward mit einem fröhlichen ça ira beschlossen. Dann begann ein Beamter seinen Vortrag, kündigte mit Jubel die Eroberung von Toulon an, ließ weitläufige Berichte in französischer und deutscher Sprache vorlesen und streute gedruckte Lieder von der Bühne unter das Volk. Einige Diener gingen herum und teilten ebendieselben Blätter unter die Anwesenden aus. Alle Augenblicke rief man: Vive la République! oder Ça va! und klatschte in die Hände. Dann sang man die ausgeteilten Lieder in ihrer eigenen Melodie. Ich war nicht zudringlich genug und erhielt also keines. Kübler schien jede meiner Mienen zu beobachten und fragte mich von Zeit zu Zeit: „Wie gefällt es Ihnen?" Das Singen und die Nachrichten von der Einnahme Toulons gefielen mir, ich konnte also mit gutem Gewissen so antworten, wie er es wünschen mochte. Ein Beamter, dessen Rednergaben eben nicht vorzüglich waren, hielt dann eine lange Rede von den Pflichten eines Bür-

gers, worauf man die Feierlichkeiten mit Gesängen und Instrumentalmusik beschloß. Die Tambours, die Wache und die Beamten in ihrer Mitte zogen ab, wie sie gekommen waren. Während der langen Rede hatte ich bemerkt, daß die Frauenzimmer gerade so unruhig, wie bei katholischen Predigten, durch den Tempel klappten, die meisten trugen nur hölzerne Schuhe, die sie aber gar zierlich mit Bändern und allerlei glänzendem Überzug vermummt hatten.

Vor und nach Tische mußten Küblers Kinder nach guter alter Sitte beten. Alles zeigte mir, daß ich bei einem redlichen Christen und Handwerker eingesprochen hatte. Nach dem Mittagessen führte er mich zum Nationalagenten Deps, der von neuem meine Partei ergriff. „Bleiben Sie hier, Citoyen!" sagte er, „und lassen Sie sich nichts anfechten! Ich verpfände mein Wort (zugleich reichte er mir die Hand), es soll Ihnen kein Leid widerfahren, wenn ich nicht positiven Befehl erhalte, Sie festzusetzen. Erhalte ich den, so verlassen Sie sich darauf, ich gebe Ihnen vorläufig einen Wink; dann ist es aber hohe Zeit, daß Sie gehen! dann säumen Sie keinen Augenblick!"

Man plauderte von allerlei Neuigkeiten des Tages und unterhielt sich, als mehrere Gäste kamen, auch mit lustigen Einfällen und — Spott über Volksreligion. Ich will nur einen Zug anführen, damit man sich einen Begriff von dem damals herrschenden Tone machen kann. Ein Gast deutete auf ein Gemälde über der Zimmertür, welches den heil. Joseph vorstellte, wie er den Esel führt, auf dem Maria mit dem Kinde sitzt, eine sogenannte Flucht nach Ägypten. „Bruder, wie magst du das einfältige Bild da hängen lassen? Das ist nicht für einen denkenden Republikaner." — „Ärgere dich nicht!" antwortete der Wirt, „meine Frau läßt mich's nicht wegwerfen, da machte ich mir aber neulich einen rechten Spaß, ich ließ den

Maler kommen, du kennst den alten, bigotten Kerl, und fragte ihn, ob er dem Joseph da oben nicht ein Paar hübsche rote Hörner über die Stirne malen wollte? — Nein! antwortete er sehr nachdrücklich und bestimmt und schaute mich betroffen aus großen Augen an. Ich beharrte darauf, er sollte rote Farbe holen, aber er weigerte sich standhaft. Ich spottete und fragte: ob er vielleicht gar keine Hörner malen könne? Da antwortete der Schalk: Auf jedes Porträt, selbst auf mein eigenes, wolle er Hörner malen, wenn ich's verlange, nur auf keinen Heiligenkopf. Was konnte ich machen? Ich mußte den alten Kerl ziehen lassen, denn selbst die Drohung, daß ich ihn einsperren lassen würde, fruchtete nichts. Er sagte dreist: Einsperren können Sie mich wohl, aber malen werde ich nicht. Der Narr wäre in der Laune gewesen, sich die Märtyrerkrone zu erwerben, aber ich hatte nicht Lust, sein Nero zu sein, und ließ ihn laufen."

Es kam mir vor, dergleichen Ausfälle gehörten zum Modeton der Jakobiner, mit dem sie sich vor dem Pöbel groß machten, und ich vermute noch heute, sowohl Deps als Burghard, welche am meisten die Atheisten affektierten, hatten im Herzen beinahe eben den Glauben, den ihre gutmütigen Weiber hatten. Denn sie kramten ihre Meinungen allzu geflissen aus und suchten offenbar mit ihrer freien Denkungsart nur zu glänzen. Dies ist die Art aller Neulinge und Moderitter, und man weiß, wie schnell dergleichen Philosophen in den Ton ihrer Ammen zurückfallen, sobald bei der neuen Lehre nichts mehr zu gewinnen ist. Der wirklich tiefdenkende Mann, der aus Überzeugung spricht, benimmt sich ganz anders, als der Faseler, der kaum weiß, was er will.

Wir gingen auseinander. Als ich in mein Zimmer zum Bocke zurückkam, überlegte ich ernstlich, ob ich in die Schweiz zurückkehren oder versuchen sollte, in Kol-

mar zu bleiben. Je genauer ich aber die Sache unterſuchte, deſto ungewiſſer ward ich. Ich ſeufzte in dieſen Tagen oft zum Himmel um Erleuchtung. Zuletzt fiel mir ein, ich wollte den redlichen Pfeffel*) aufſuchen und ohne ferneres Grübeln ſeinen Rat befolgen. Sogleich ſetzte ich meinen Entſchluß ins Werk. Als ich in ſein Haus trat, tönten mir angenehme Harmonien entgegen. Ein Frauenzimmer ſpielte den Flügel, ich ſah ſie ſitzen, ſobald ſich die Zimmertür öffnete. Kaum hatte mich ein Diener gemeldet, ſo kam ſie ſelbſt heraus und führte mich zu Pfeffeln. Der edle, blinde Mann bedauerte, daß ich eben in dieſem Augenblicke, zu dieſer Zeit der Zerſtörung zu ihm käme, und meinte, in den heitern beſſern Tagen vor den Revolutionsunruhen hätte er mir gar leicht Unterhalt verſchaffen können. Ich trug ihm kurz und mit Feuer mein Anliegen vor und bat ihn um Rat. Da ſagte er ganz unverhohlen: „Lieber Bronner! Sie ſind ein Fremder, wenn es Ihnen auch gelingen ſollte, bei der Munizipalität angeſtellt zu werden, ſo erregen Sie doch den Neid gegen ſich und ſind ſtets in Gefahr, verfolgt und unterdrückt zu werden. Werfen Sie nur einen Blick auf das Chaos, in das wir verſunken ſind! Wer iſt ſeiner Exiſtenz mehr ſicher? Wiſſen Sie in der Schweiz Ihr Brot irgendwo zu betteln, ſo tun Sie beſſer, dahin zurückzukehren.“ — „Weiter bedarf ich nichts,“ antwortete ich mit feſtem Entſchluſſe, „ich gehe nach Zürich zurück; dort ſoll ich einen Katalog über ein Naturalienkabinett verfaſſen, das wird mich hinlänglich vor Mangel ſichern.“ — „Tun Sie das, lieber Bronner,“ ſagte er mit eindringlichem Tone, „und beſuchen Sie mich einſt in beſſern Zeiten! Jedes Glück begleite Sie!“ — Gerührt ſchied ich von dem edlen philoſophiſchen Dichter und ging ins Komitee de Surveillance, wohin mich bereits die Stunde rief.

*) Bekannter Kolmarer Dichter, geb. 1736, geſt. 1809.

Bis meine Sache vorgenommen wurde, hieß mich Kübler zur Unterhaltung in die Jakobinersitzung gehen, die eben in einem Nebengebäude eröffnet war. Im Parterre eines ziemlich großen Saals saßen die Amis réunis oder die Jakobiner. Hinter ihnen und an den Wänden hin erhoben sich amphitheatralische Bänke und Stühle für die Zuhörer. Auf einer Bühne im Vordergrunde paradierten der Präsident und die Sekretäre an einem Tische. Rechts an der Bühne war der Rednerstuhl angebracht. Eben war die Nachricht eingetroffen, die Deutschen seien geschlagen und aus dem Elsaß vertrieben worden, aber noch walteten einige Zweifel ob, man debattierte darüber sehr hitzig, der Streit artete in ein wildes Getümmel aus. Endlich forderte man Zeugen auf. Da trat ein Kurier auf die Bühne und rezitierte sehr schnell eine französische Rede her, von der ich nichts verstand, allein man beklatschte ihn laut und rief: „Es ist richtig, die Deutschen sind besiegt!" Alles jubelte: Vive la République, und schwang Hüte und Nasentücher. Allerlei Debatten folgten sich. Ein Exgeistlicher hielt dann eine sehr wässerige Predigt vom Segen, den der Himmel den Waffen freier Völker von jeher verliehen habe; ein andrer las eine Ode voll Bombast auf die Einnahme von Toulon vor. So verstrich die Zeit. Ich wollte wieder ins Komitee zurück, fand aber, daß es bereits auseinandergegangen sei. Johannes Kübler, den ich auf dem Wege antraf, sagte mit kleinlautem Tone: „Er habe nur wenig Hoffnung mehr, daß ich hier bleiben dürfe, die Sache sei einmal durch den Bischof verdorben und die Mitglieder des Distrikts würden nicht ruhen, bis ich abgereist wäre." Ohne Betrübnis hörte ich seine Äußerungen an, dankte ihm für seine Freundlichkeit und nahm von ihm Abschied.

Als ich auf den Platz beim Tempel der Vernunft kam, wo die Guillotine stand, sah ich ein großes Feuer flammen,

ein Freudenfeuer wegen der Einnahme Toulons. Die Sanskulotten tanzten in doppelten Kreisen um dasselbe her. Sie ergriffen Mädchen und Weiber, die in der Nähe standen, rissen sie mit sich zum Feuer, reihten sich in einen der beweglichen Kreise und hüpften so unter lautem Freudengeschrei in die Runde. Ich konnte mich unmöglich des Gedankens an die kanadischen Wilden erwehren. Die Bühne der Guillotine stand gedrängt voll Zuschauer und Zuschauerinnen, die gar kein Grauen vor der fatalen Maschine hatten. In der Nähe tönte Feldmusik, die ça ira und andre patriotische Lieder spielte. Das Volk sang die Lieder mit. Der Exgeistliche aus dem Komitee des Distrikts traf mich hier an, er schlich, wie ich, beobachtend um den Haufen her.

„Noch hier, Citoyen?" fragte er, wie staunend, „das ist kühn! Sehen Sie nicht die Maschine dort?" Er deutete auf die Guillotine. „Die ist hoffentlich nur für Verräter, nicht für Patrioten errichtet," erwiderte ich, „warum sollt' ich sie also fürchten?" — „Im Ernste," fuhr der Geistliche fort, „wenn ich Ihnen wohlmeinend raten darf, so reisen Sie morgen früh von hier ab! Wir dürfen Sie nicht behalten, weil Sie ein Deutscher sind! Lassen Sie aber Ihren Paß erst von irgendeiner Obrigkeit neu unterschreiben, weil Sie schon am Nonidi abgewiesen wurden, und doch erst am 11. Nivôse abreisen, damit Sie auf dem Wege keine Unannehmlichkeiten zu befürchten haben. Nehmen Sie meinen Rat an, das beste, was Sie in Ihrer Lage tun können, ist, daß Sie so bald als möglich gehen."

„Verlassen Sie sich darauf!" antwortete ich, „morgen in der Frühe reise ich ganz gewiß ab!"

Den letzten Dezember, als der Tag anbrach, nahm ich Abschied vom Bischofe Martin, der mich ziemlich kalt entließ. Sobald ich hoffen konnte, ich würde irgendeine Obrigkeit antreffen, machte ich mich auf, um meinen Paß

unterſchreiben zu laſſen. Aber niemand von den Mitgliedern des Komitee de Surveillance, nicht einmal der Sekretär Neukirch wagte es, ſeinen Namen und den Tag meiner Abreiſe darauf zu ſetzen, jeder ſagte, er beſorge, dadurch in Verdruß zu geraten. Endlich erbarmte ſich meiner ein Beamter der Munizipalität und ſchrieb folgendes auf den Paß des Generals: „Vu partir de Colmar cejourd'hui onze Nivôse, l'an second. — Aittelmeyer Secr. Greffier.“ Das Umherlaufen und Warten, dieſer zwei Zeilchen halber, hielt mich faſt bis 10 Uhr auf. Geſchwind verzehrte ich beim Bocke ein kleines Abſchiedsmahl und trat meine Rückreiſe an, auf der ich an dieſem Tage keine andre Widerwärtigkeiten zu befahren hatte, als etwa in den Herbergen, wo ich einſprach, das Anſchnurren eines argwöhniſchen Unteroffiziers, der mir herriſch meinen Paß abforderte, oder die Weigerung der Wirte, mir irgendeine Erfriſchung zu reichen. Abends traf ich in Habsheim ein und verſchwendete in jedem beſſern Wirtshauſe Bitten, Vorſtellungen, Verſprechen und alle möglichen guten Worte, um aufgenommen zu werden. Aber völlig vergebens! Ich ſah mich gezwungen, wieder in dem verwünſchten Neſte, wo ich das erſtemal übernachtet hatte, eine Herberge zu ſuchen. Mit Freuden nahm mich diesmal der Wirt auf und ſetzte mir alles Gute vor, was er in ſeinem Vermögen hatte. — Eine Menge Sanskulotten waren eben ins Dorf einquartiert worden, ſie hatten ſich mitten in der Stube einen Herd aus Backſteinen errichtet, Kohlen darunter gebracht und einen Keſſel darüber gehängt, um ihre Abendmahlzeit zu kochen; kaum war das Fleiſch geſotten, ſo ſtach jeder in den Keſſel, langte ſeine Portion heraus, ſetzte ſich auf den Boden und verzehrte ſie aus freier Hand. Neben dem Herde ſtand eine hölzerne Gelte voll Wein und ein Glas daneben; wer nun trinken wollte, füllte das Glas in der Gelte und goß es herzhaft durch die Kehle.

Dieſe drollige Haushaltung beluſtigte mich. Das liederliche Mädchen feierte nicht, mich oft und frech genug als einen Unvermögenden zu necken, und drohte mir, ich ſollte gewiß ein Nachtlager erhalten, das meiner Keuſchheit zuträglich wäre. Als mich der Wirt in die Schlafkammer führte, hob ich in ſeiner Gegenwart die Bettdecke weg und ſah ſogleich, daß die Betten nicht reinlich überzogen waren. Bei der Menge Soldaten, die hier täglich übernachteten, und wovon einige ganz unverhohlen geſtanden, daß ſie in ihren Hemden gar unangenehme Einquartierungen hätten, ward mir bange, ich möchte hier ebendieſelbe Plage erben. Die Bosheit der frechen Magd ließ mich befürchten, ſie könnte mich abſichtlich zum Nachfolger eines ſo reichbegabten Sanskulotten gemacht haben. Ich bat alſo den Wirt: „Laſſen Sie mir das Bett friſch überziehen, ich gebe Ihnen gern über die Zeche hinaus noch einen halben Gulden zum Beſten.“ — Das Angebot gefiel ihm, er rief die Magd herauf und befahl ihr, das ganze Bett friſch zu überziehen. Murrend, ſpottend und zankend tat ſie es. Mich kümmerte das wenig. Sorgfältig verbarg ich meine Kleider zwiſchen dem Strohſack und dem Unterbette und ſchlief ruhig die ganze Nacht durch.

Am neuen Jahrestage 1795 eilte ich Sierenz und Blotzheim zu. Als ich den letzten Ort erblickte, ſchickte ich mich an, meine Barſchaft in Sicherheit zu bringen. Ich hatte ja geſehen, wie genau man in Bourglibre jeden, der aus dem Lande ging, durchſuchte, und mußte fürchten, aus dem Hauptquartier mit einer Wache an die Grenze geführt zu werden. Das Geld mußte alſo jetzt verborgen werden, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, es zu verlieren. Während meines ganzen Rückmarſches hatte ich mich darauf verlaſſen, ich würde meine Louisd'ors ganz ſicher dort verſtecken können, wo immer eine ganze verdaute Mahlzeit Raum findet, ehe ſie zur Beförderung der vegetabili-

ſchen Welt geboren wird. Sowie ich mich allein ſah, kroch ich deshalb in den Straßengraben und begann die ſchmerzliche Operation. Die doppelten Louisd'ors machten die meiſten Schwierigkeiten, und es lief ohne Blut nicht ab. Endlich glaubte ich am Ziele zu ſein und trabte eine kleine Strecke Weges dahin! O weh! da fühlte ich ſogleich die Unmöglichkeit, an dem vermeintlichen Sicherheitsorte mein Gold zu verwahren. Alles fiel heraus, und ich glich wahrlich der Henne, die goldene Eier legte. Sorgfältig ſuchte ich die Louisd'ors aus den Beinkleidern hervor. Als ich am beſten an der Arbeit war, ſprengte ein Reiter daher. O, wie erſchrak ich! Aber er merkte nichts, ſondern rief mir zu: „Laß Er Seine Gäſte nur ſitzen!“ Ach! mir war bange, wie ich nun meine kleine Habe den Augen und Händen der Grenzviſitatoren ohne Gefahr entziehen könnte. Ungeachtet der vielen Leute, die hin und her gingen, gelang es mir doch, unbemerkt in ein Wäldchen zu ſchlüpfen, durchs Gebüſch hinter einen dicken Baum auf einer Anhöhe zu kriechen und auf friſch abgehauenen dünnen Reiſern einen Platz zu finden, auf dem ich, des Schnees ungeachtet, trocken ſitzen konnte. Ich wartete eine gute Weile, ob niemand nachgeſchlichen käme, aber keine Seele ſtörte mich. Sorgfältig ſpähte ich in den Wipfeln und Geſträuchen umher, ob mich niemand beobachtete. Erſt als ich mich recht ſicher wußte, zog ich meine Louisd'ors hervor und überlegte, wo ich ſie denn eigentlich am beſten verbergen könnte. Vom Kopf bis zu Fuß durchlief ich in Gedanken alle Teile meiner Kleider, um die tauglichſte Stelle auszufinden. Aber in allen biegſamen und weichen Teilen war das Verbergen unſicher, ich wußte ja, wie ſorgfältig man jeden durchgriff. Die Schuhe allein boten mir feſte Teile an, hinter denen das Gefühl die verſteckten Louisd'ors nicht entdecken konnte. In die Schuhe alſo mußte mein Schatz verborgen werden. Ich zog ſie ab und beſchaute

ſie genau. Da es umgewandte Schuhe waren, ſo konnte ich die innere Sohle herausziehen und ſehen, daß eine dicke Lederzunge aus den Abſätzen in die Vorderſchuhe hervorragte. Sogleich ſchnitt ich dieſelbe mit dem Federmeſſer ſorgfältig aus und geſtaltete alſo in beiden Abſätzen geräumige Höhlen, in die mancher hübſche Louisd'or geſteckt werden konnte. Wirklich ſteckte ich ſoviele hinein, als der Raum faſſen mochte, und ſah bald, daß der größte Teil meiner Barſchaft darin geborgen werden konnte. Aber es fiel mir ein: „Wie wäre es, wenn die Goldſtücke im Gehen aneinanderklappern würden? Das könnte dich verraten.“ Ich klopfte mit dem Schuhe ſanft auf die Erde. O wehe! Sie klapperten wirklich. Alſo riß ich ſie wieder heraus, umwand jedes mit ein wenig Papier und preßte ſie wieder in ihre Höhlungen. Nun hatte aber nur die Hälfte derſelben Raum darin. Die andre Hälfte wickelte ich in ebenſo kleine Papierchen und nähte jedes Stück neben das andre mit ein paar Kreuzſtichen unter die herausgezogene Brandſohle; dabei brauchte ich die Vorſicht, daß ich die Sohle mit der Nadel nie durchſtach, ſondern die Fäden nur leicht an die Oberfläche des Leders heftete. Nun glaubte ich, meine Sachen vortrefflich gemacht zu haben. Aber als ich die Brandſohlen wieder hinabſchob, ſah ich ſogleich, daß ſie an den Seitenrändern emporſtanden und wohl gar da und dort ein Papierchen ſichtbar werden ließen. „Ja, wenn ich die Sohle feſtnähte, daß ſie anläge und nicht herausgezogen werden könnte, dann wäre ich geborgen.“ So ſprach ich zu mir ſelbſt und ſann nach, wie ich das machen wollte. Jetzt fiel mir zu rechter Zeit ein, daß ich eine große Packnadel in meinem Zahnſtocherbüchschen hätte und Bindfaden im Unterfutter meines Rockes. Wie gut kamen mir nun dieſe beiden Erforderniſſe zuſtatten! Wahrlich, ohne den kleinen Umſtand, daß ich ſie bei meiner Abreiſe aus dem Oberhofe auf jeden Fall zu mir ſteckte,

hätte ich, allem Anſcheine nach, meine ganze Barſchaft verloren! Und wer weiß, ob ich nicht als ein Verräter, der Geld aus dem Lande ſchwärzen wollte, behandelt und lange in Gefängniſſen herumgezogen worden wäre, ehe man meinen Beweis, daß ich alles aus Zürich mitbrachte, hätte gelten laſſen? Zu guter Letzt färbte ich mit der Schwärze, die ich in den kleinen Vertiefungen der Schuhe fand, die weißlichen Bindfaden ſo ſchwarz, daß man keinen einzigen Stich bemerkte. Getroſt ging ich nach einem Aufenthalt von ein paar Stunden aus dem Wäldchen nach Blotzheim und ſah unter dem Vorwand, Steinchen aus den Schuhen zu ſchütteln, oft nach meinen Nähten. Alles blieb im beſten Stand. Damit aber niemand meine Liſt am Gewichte bemerken könnte, watete ich durch einige kleine Lachen auf der Straße, welche an der Mittagsſonne bereits aufgetaut waren, hütete mich jedoch, dieſe Art Schwerevermehrung zu übertreiben, damit nicht etwa eben deshalb Argwohn entſtünde.

Dem General mußte ich mein ganzes Schickſal erzählen. Er bedauerte mich und rief aus: „Dachte ich's doch, der eitle Biſchof betrüge ſich und Ihn! Faſt iſt es ſchade, daß Er die Ihm angebotene Vergütung ausgeſchlagen hat. Der Biſchof hätte es verſchuldet, Ihm das Reiſegeld bezahlen zu müſſen, denn wahrſcheinlich führt Er nicht viel Geld bei ſich. Wieviel hat Er?" — Ich zog meine ganze Barſchaft, etwa anderthalb Louisd'ors die ich nicht eingenäht hatte, aus der Taſche und wies ſie ihm hin. — „Das iſt nicht viel," ſagte er, „man wird Ihm die Kleinigkeit an der Grenze wohl laſſen, doch zeig' Er ſein Geld redlich vor, damit Er in kein Unglück gerät!" Sein Sekretär ſchrieb auf meinen Paß: Laissez passer pour retourner en Suisse ce 12. Nivôse de l'an' 2 de la République Française. Vu par moi Général de Brigade, Commandant de la Division du Haut-Rhin; und der General

unterzeichnete seinen Namen. Man ließ mich allein wandern, und ich beschloß, damit ich dem Durchsuchen ausweichen möchte, gerade auf die Baracke an der äußersten Grenze loszugehen. Aber die Wache ließ mich durchaus nicht passieren, sondern sandte mich wieder an den Grenzzoll zurück. Das war ein harter Gang! Je näher ich dem fatalen Visitatorenhäuschen kam, desto banger ward mir ums Herz. Weil der Zollbeamte noch nicht abgespeist hatte, mußte ich eine Weile warten. Der Visitator (wahrscheinlich ein Jude) wartete, bis wir allein waren, machte sich an mich und fragte, ob ich viel Geld bei mir hätte? Ich wies es ihm vor wie dem General und sagte: „Es ist ein weiter Weg bis Zürich; machen Sie doch, daß mir das wenige Reisegeld gelassen wird, ich will Ihnen gern ein hübsches Trinkgeld geben." — „Sorgen Sie nicht, Citoyen!" sagte er, „Sie haben meinem Freunde, dem Nationalgarden, welcher Sie nach Blotzheim führte, Ihre Handschuhe gegeben, nichts soll Ihnen genommen werden!" Er führte mich zum Zollbeamten, dem ich mein Taschengeld wieder vorzeigen mußte. Der Visitator war mein Fürsprecher und man schrieb auf meinen Paß: Exporté avec lui vingt une Livre numéraire (etwas weniger, als ich vorwies, aber man zählte die Kleinigkeit gar nicht), qu'il a importées. Bureau de Bourglibre ce 12. Nivôse de l'an 2 de la Rép. Fr. — Rumhueber. Hierauf befahl er dem Visitator, mich erst genau zu durchsuchen, ehe er mich entließ. Dieser führte mich in sein Stübchen, ich drückte ihm auf dem Wege ein 30 Sousstück in die Hand, mit dem er sehr zufrieden schien. „Nun, Citoyen," sagte er, „muß ich meine Pflicht tun." Er suchte zuerst alle meine Taschen aus, dann durchknitterte er den Hut, die Rockschöße, die Halsbinde, den Hüftenbund der Beinkleider usw. und befahl mir endlich, die Schuhe auszuziehen. O, wie ward mir da zumute! Aber ich hütete jede Miene, löste ruhig die

Riemen auf und ſtreifte die Schuhe, wie gleichgültig, von den Füßen. Kaum wagte ich's, hinzublicken, als er mit Ekel ſie aufhob, hineinſah und ſie nachläſſig wieder fallen ließ. „Citoyen, Sie können frei Ihres Weges gehen, leben Sie wohl!" Ha, wie lieblich ſchallten dieſe Worte in meinen Ohren! Geſchwind zog ich meine Schuhe wieder an, nahm dankend Abſchied und eilte über die Grenze. Die Wache, ſobald ſie meinen Paß ſah, ließ mich unangefochten ziehen. Ich hätte, wie Ulyſſes bei ſeiner Rückkehr nach Ithaka, mich zur Erde werfen und den friedlichen Schweizerboden küſſen mögen, ſo froh war ich, glücklich entkommen zu ſein.

Der Wirt zur Krone, bei dem ich letzthin geſpeiſt hatte, ſtand eben als wachthabender Offizier an dem St. Johannestore zu Baſel, lud mich in ſeinen Gaſthof ein und fertigte mir einen Torſchein aus.

Der gute Erfolg meines Geldverbergens brachte mich auf den Gedanken, während der Reiſe meine Louisd'ors in den Schuhen zu laſſen, denn da ſchienen ſie mir auf allen Fall am beſten geſichert. Allein auf dem Wege nach dem Roten Hauſe fiel mir ein, die Abſätze könnten des vielen Ausſchneidens halber allzuſehr geſchwächt ſein und mir den Unfall zuziehen, ſie ſamt dem Golde zu verlieren. Sobald ich im Roten Haus niemanden in der Stube erblickte, als einen alten Mann und ein paar Kinder, ſchnitt ich meine Nähte los und nahm das Geld heraus. Der Greis machte große Augen und meinte, ich hätte teure Schuhe getragen. Dabei wünſchte er mir Glück, daß ich mein Eigentum ſo ſchlau gerettet hatte.

Im Baſeliſchen Dorfe Wenslingen, wo ich nach einem langſamen Marſche übernachtete, traf ich eine Stube voll eidgenöſſiſcher Zuzüger (Landmiliz) an, die, durch andre abgelöſt, von Baſel nach Hauſe kehrten. Hier hatte ich die ſchönſte Gelegenheit, die Sitten der franzöſiſchen und

der Schweizer Soldaten zu vergleichen. Unter den Sanskulotten herrſchte offenbar mehr Lebhaftigkeit, Unruhe, Streitſucht, Impudenz gegen das ſchöne Geſchlecht, aber die Schweizer ſchnitten weniger Zoten, tranken, einiger und ruhiger ſcherzend, ihren Wein, ſangen harmoniſcher ihre vaterländiſchen Lieder, neckten zwar die Mädchen im Hauſe, blieben jedoch züchtiger und ſchonten, wenigſtens vor den Augen der Gäſte, ihrer Schamhaftigkeit.

Als ich den 3. Januar in Mellingen übernachtete, fand ich eine Menge Emigranten, mit Orden und Kreuzen geziert, Biſchöfe, Marquis und Ludwigsritter, die alle, lächerlich genug, nach Rang und Würde zur Tafel aufmarſchierten und unter den gewöhnlichen Zeremonien ihre Plätze wählten. Man hätte glauben ſollen, eine Hoftafel zu ſehen, ſoviel Steifheit herrſchte hier neben aller franzöſiſchen Gewandtheit. Und ihre Geſpräche — doch wer hörte noch nie von Emigranten-Radotagen? — Armes Frankreich! Wäreſt du auch nur von dem tauſendſten Teile des Unglücks, das ſie in der Vergeſſenheit, du ſeiſt ihr Vaterland, mit prophetiſcher Miene dir verkündigten oder wohl gar anwünſchten, betroffen worden, ſo hätten Zwietracht, Mord, Krieg, Hunger, Peſt und wie die Übel alle heißen uſw., dich längſt zur Einöde gemacht.

Den 4. Januar näherte ich mich der Gegend von Zürich. Je näher ich kam, deſto enger ward mir ums Herz. Was konnte ich anders erwarten, als daß mich die Muntern unter meinen Bekannten und Freunden tüchtig auslachen, die Ernſtern mit dem Vorwurfe: hab' ich's dir nicht vorgeſagt? empfangen und die Mutwilligen mit Spott und Neckereien ermüden würden? Doch ich faßte Mut und dachte: „Auch das wird vorübergehen! Laß ſie lachen, ſpotten, ſcherzen und ihrer Vorſehungsgabe eine Lobrede halten! Was ſchadet dir das? Beginne du nur eine Lebensart, bei der du

ein ehrlicher Mann bleiben und ohne jemandem läſtig zu fallen, deinen Unterhalt gewinnen kannſt!"

Ich dachte reiflich nach, wie ich es mit meiner Koſt und Wohnung einrichten wollte, und beſchloß, meine Träume von einem einſiedleriſchen Leben mitten in Zürich auszuführen.

Herr Schultheß in der Limmatburg, bei dem ich mich bald nach meiner Ankunft zeigte, empfing mich ſehr freundſchaftlich, ſcherzte zwar, mutwillig genug, über meine vergebliche Wallfahrt ins gelobte Land der Freiheit, äußerte ſich aber ſogleich, es würde ihm lieb ſein, wenn ich nun ein Verzeichnis über das Geßnerſche Naturalienkabinett verfertigen wollte. Natürlich ließ ich mich hierzu ſehr bereitwillig finden, und unſer Kontrakt war bald geſchloſſen.

Meine treuen, gefälligen Freunde im Geßnerſchen Hauſe bewirteten mich mehrere Tage, bis ich einen Hintersäßſchein erhielt und bei Herrn Erni eine eigene Wohnung beziehen konnte. Ich erklärte ihnen bei dieſer Gelegenheit ganz offen, wie ich von nun an meine kleine Wirtſchaft einrichten wollte, und ſie billigten meinen Plan, ſo romantiſch ſie ihn auch fanden. Die gütige Schweſter des Dichters der Natur erbot ſich ſogleich, meine Küche mit einigem Geräte zu verſehen, und ſchickte mir, ſobald ich mein Wohngemach bezogen hatte, Pfannen und Küchenſchürzen uſw. zu. Ich packte jetzt meine Kiſten aus, fand wider Vermuten alles unverſehrt und richtete mich ordentlich ein. Wenn ich nicht im Naturalienkabinett arbeitete und alſo mittags nicht in der Limmatburg aß, kochte ich mir ſelbſt bei fröhlichem Geſang mein nüchternes Mahl.

An Spott über mein mißlungenes Vorhaben, in Frankreich die Erfüllung meiner Wünſche zu ſuchen, fehlte es nicht. In allen geſellſchaftlichen Zirkeln, in die ich eintrat, hieß es: „Gib deine Reiſegeſchichte zum beſten!" Immer tat ich's mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit und Offen-

herzigkeit. Da ging es nie ohne Lachen auf meine Kosten ab. Ich mußte allmählich so oft ebendasselbe erzählen, daß ich am Ende alle Aufmerksamkeit verlor und in meiner eigenen Geschichte stockte, wie ein Prediger, der seine Rede sich zu oft auswendig vorgesagt hat.

Bald gewann ich meine neue Lebensart lieb. Mineralogie und Conchyliologie beschäftigten meine Seele und gaben ihr neue Begriffe, die sogleich durch den Anblick der Naturalien selbst vollständig berichtigt wurden. So ergriff ich mit vollem Eifer die Gelegenheit, diese Wissenschaften mir von Grund aus zu eigen zu machen.

Bei Abgang meines Freundes Herrn P. P. Wolf nach Leipzig übernahm ich dann die Redaktion der Züricher Zeitung, welche die Orellische Buchhandlung ausgibt. Dies und einige literarische Arbeiten waren hinlänglich, mir meinen Unterhalt nebst mancherlei Bequemlichkeiten zu verschaffen. Ich lebe nun vergnügt, — ich darf sagen, glücklich, von niemandem gehaßt, von vielen geliebt und völlig überzeugt, daß es mir bei Sparsamkeit und Tätigkeit niemals an Brot fehlen wird.

Memoirenbibliothek

Papſt Alexander VI. und ſein Hof

Nach dem Tagebuch des Burcardus

Geh. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—, Halbfr. M. 8.50

Sechſte Auflage

■ ■ ■

Berliner Tageblatt:

Wer auch immer ſich mit der furchterregenden Perſönlichkeit dieſes Meiſtgeſchmähten unter allen bisherigen Trägern der dreifachen Tiara bekannt macht, der wird den Schauder darüber nicht zu überwinden vermögen, daß eine derartig entſetzliche, eine derartig ungeheuerliche Verirrung jemals hat Wirklichkeit werden können. Wir können es jetzt nach beinahe einem halben Jahrtauſend kaum mehr faſſen, wie es möglich wurde, einem Weſen wie Alexander dem Sechſten aus dem Hauſe Borgia das ſeiner Idee nach höchſte und verantwortlichſte Amt auf Erden zu übertragen.

Wiesbadener Zeitung:

Über das Privatleben der der Familie der Borgia angehörenden Kirchenfürſten iſt von Poeten und Kulturhiſtorikern, von Opernlibrettiſten und Pornographen mehr als genug geſchrieben worden; unſerem Chroniſten genügt es, den Orgien von Blut und Wolluſt, von fäulnisſchimmernder Pracht berichtende Worte zu widmen. Doch auch in dieſer Trockenheit gewähren ſie das farbenſatte Bild einer gewaltigen Zeit, die reich iſt an verbrecheriſchen Taten, an kraftſtrotzenden Menſchen, an leidenſchaft-durchglühten Frauen und an höfiſchem Glanze.

Kölniſche Volkszeitung:

Es fällt uns gar nicht ein, Alexander VI. reinzuwaſchen oder gegen den Augenzeugen Burchard, dem man Glauben ſchenken darf, irgendwie verteidigen zu wollen ... Das Leben dieſes Genußmenſchen von unbezähmter Sinnlichkeit widerſprach in allem den Forderungen deſſen, den er auf Erden vertreten ſollte. Mit vollſter Unbefangenheit ergab er ſich einem ſündhaften Leben bis an ſein Ende.

Grazer Tagblatt:

Die Verdorbenheit der ganzen römiſchen Geſellſchaft wird an wenigen, aber beſonders ſtarken Fällen in ruhigſter Gelaſſenheit handgreiflich dargetan. Faſt tragikomiſch ſticht von dem ſittenloſen Treiben der vornehmen Geſellſchaft das ſpitzfindig-richterliche Vorgehen gegen die Verbrecher niederer Sorte ab. Wegelagerer, Dirnen und natürlich Ketzer aller Art werden mit drakoniſcher Härte gezüchtigt, die hochgeborenen Verbrecher aber erfreuen ſich höchſten Schutzes, iſt doch das anerkannte Oberhaupt aller dieſer Leute der Sohn Sr. Heiligkeit ſelbſt, der Übermenſch Ceſare Borgia ...

Memoirenbibliothek

Aus dem Tagebuche einer deutschen Schauspielerin

Von Helene Scharfenstein

Geh. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—, Halbfr. M. 8.50

Neunte Auflage

■ ■ ■

Professor Ed. Engel (Über Land und Meer):

Die Lebenswahrheit dieser Aufzeichnungen aus dem Schauspielerinnenleben ist für jeden, der in Berührung mit dem Bühnenwesen gekommen, über allen Zweifel erhaben. Außer der ungeschminkten Wiedergabe der schauderhaften Zustände im Schauspielerinnenleben ist dieses Tagebuch eine schriftstellerische Leistung hohen Ranges. Mir ist schon lange kein Buch von Mannes- und Frauenhand vorgekommen, dessen Sprache und Stil auf einer so hohen Stufe reifer Kunst stehen.

Wiesbadener Zeitung:

Dieses Buch stellt die eigenartigste, reizvollste, menschlichste aller der in den letzten Jahren zur Veröffentlichung gelangten Druckschriften dar. Helene Scharfenstein, und das ist das Merkwürdige dieses merkwürdigsten aller Bücher des Heute, hat im Sturmlauf unsere Sympathie für ihr Leben und Kämpfen erobert. Diese Tagebuchschreiberin muß, geht es mit rechten Dingen zu in der Leserwelt, zur volkstümlichen Figur werden, wie die Helden großer Romane populär geworden sind.

Hermann Bahr:

Das Buch habe ich mit großem Interesse gelesen. Es enthält eine anschauliche, nach meinen Erfahrungen durchaus der Wahrheit entsprechende Schilderung des grenzenlosen Elends, dem die Schauspielerinnen an kleinen und mittleren Bühnen ausgesetzt sind.

Ostdeutsche Rundschau, Wien:

Es ist kein Roman, dessen Inhalt ich hier erzähle. Oder vielmehr es ist ein erschütternder Roman, aber nicht die Phantasie eines Dichters hat ihn geschaffen, sondern das Leben selbst. Die Echtheit dieses Lebensdokuments steht außer Zweifel. Alles darin ist Wahrheit .... Himmelschreiend fürwahr ist heute das Elend der meisten deutschen Bühnenkünstlerinnen, und so bedeutet das Buch eine Tat .... Wären wir nicht alle schon zu einem gewissen untätigen Fatalismus gelangt, wir müßten, nachdem wir dieses Buch gelesen haben, stürmisch die Beseitigung einer deutschen Kulturschande fordern.

Die vielfach bezweifelte Echtheit
des Tagebuches ist durch Urteil des Amtsgerichtes Stuttgart Aktenzeichen C 6562/1912, nach Vorlage der Originaltagebücher und durch Eidesabnahme festgestellt worden.

Verlag von Robert Luh in Stuttgart

Blüchers Briefe an seine Frau

Herausgegeben von Adolf Saager

Preis geheftet M. 2.—, elegant in Seide gebunden, mit Goldschnitt M. 3.50

In diesen Briefen kommt neben dem Helden vor allem auch der Mensch Blücher zur Geltung, ein wahrhaft großer Mensch von edlem Charakter und abgerundeter Persönlichkeit. Ein besonderer Reiz der Briefe liegt noch darin, daß sie fast alle

aus den Befreiungskriegen von 1813, 1814 und 1815

stammen. Diese herrlichen deutschen Briefe sollten in jedem Schrank zu finden sein, wo gute deutsche Bücher stehen.

Die Ausstattung schließt sich äußerlich an „Von der Liebe, den Frauen und der Galanterie" von Ninon de Lenclos an. In demselben Seideneinband werden Napoleons Briefe an Josephine und das Tagebuch der Gräfin Krasinska in Bälde erscheinen. Der Verlag wird fortfahren, in dieser Reihe von einheitlichen

Seidenen Büchern

kleine Kabinettstücke der Weltliteratur zu veröffentlichen.